

Alexandre Dumas.



Tausend
und Ein Gespenst

Tausend und Ein Gespenst.

von
Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt.

von
W. L. Wesché

Leipzig, 1849.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.
Druck von C. Schumann in Schneeberg.

Inhaltsverzeichnis

Tausend und Ein Gespenst.

Erster Band.

Vorrede.

Einleitung.

Ein Tag in Fontenay-aux-Roses.

I. Die Straße Diana in Fontenay-aux-Roses.

II. Die Sackgasse des Sergens.

III. Das Protokoll.

IV. Das Haus Scarrons.

V. Die Ohrfeige der Charlotte Corday.

VI. Solange.

VII. A l b e r t.

VIII. Die Katze, der Gerichtsdienner und das Skelett.

IX. Die Gräber von Saint-Denis.

X. Artifaille.

XI. Das Armband von Haaren.

XII. Die karpathischen Gebirge.

XIII. Das Schloß der Brancovan's.

XIV. Die beiden Brüder.

XV. Das Kloster Hango.

Zweiter Band.

I. Ein Mittagessen bei Rossini.

II. Der Schwur.

III. Die beiden Studenten von Bologna.

IV. Die beiden Studenten von Bologna. (Fortsetzung)

V. Die Freiherren der Vierra Mirena.

VI. Wunderbare Geschichte Don Bernardos von Zuniga.

VII. Geschichte Don Bernardos von Zuniga, — Die heilige Quelle.

VIII. Der Rosenkranz Annas von Niebla.

IX. Der lebendige Todte.

Die Heirathen des Vater Olifus.

X. Der Rabenfänger.

XI. Waffeln und Essiggurken.

XII. Meerweibchen und Sirenen.

XIII. Das Wirthshaus Zum Alten Ostindienfahrer.

XIV. Eheliche Widerwärtigkeiten.

Zweite Heirath des Vater Olifus.

XV.

XVI.

XVII.

XVIII. Nahi-Nava-Nahina.

Dritter Band.

Dritte Heirath des Vater Olifus.

I. Das Auto-da-Fe.

II. Donna Ines.

Einschaltung.

III. James Rousseau.

IV. James Rousseau.

V. James Rousseau.

Vierte Heirath des Vater Olifus.

VI. Eine Sutti.²

VII. Die Pantoffeln des Braminen.

Fünfte und letzte Heirath des Vater Olifus.

VIII.

IX. Der Bezoarstein.

X. Die Jagd.

XI. Vanly-Tching.

XII. Die Cholera.

XIII. Schluß.

Vierter Band.

Das Testament des Herrn von Chauvelin.³

I. Das Haus der Straße Vaugirard.

II. Ein Pastellbild von Latour.

III. Der Brief.

IV. Der Arzt des Königs.

V. Das Lever des Königs.

VI. Der Spiegel der Madame Du Barry.

VII. Der Mönch, der Erzieher, der Intendant.

VIII. Spielerschwur.

IX. Venus und Psyche.

X. Das Spiel des Königs.

XI. Die Erscheinung.

XII. Das schwarze Siegel.

XIII. Der Tod Ludwigs XV.

Fünfter Band

Die Frau mit dem Sammet-Halsbände.

I. Das Arsenal.

II. Das Arsenal.

III. Das Arsenal.

IV. Das Arsenal.

Die Familie Hoffmann.

V.

VI. Ein Verliebter und ein Narr.

VII. Meister Gottlieb Murr.

VIII. Antonia.

IX. Der Schwur.

X. Eine Barrière in Paris im Jahre 1793.

XI. Wie die Museen und die Bibliotheken geschlossen waren, wie aber der Revolutionsplatz offen war.

XII. Das Urtheil des Paris.

XIII. Arsène.

XIV. Die zweite Vorstellung vom »Urtheile des Paris.«

XV. Das Kaffeehaus.

XVI. Das Portrait.

XVII. Der Versucher.

XVIII. Die No. 113.

XIX. Das Medaillon.

XX. Ein Hotel der Straße Saint-Honoré.

XXI. Ein Hotel der Straße Saint-Honoré (Fortsetzung).

Fußnoten

Erster Band.

Vorrede.

»Mein lieber Veron!

Sie haben mir oft in diesen so selten gewordenen Abendgesellschaften, in welchen Jedermann nach seinem Gefallen plaudert, indem er entweder den Traum seines Herzens erzählt, oder der Laune seines Geistes folgt, oder den Schatz seiner Erinnerungen verschwendet, gesagt, daß ich seit Scheherazads und nach Nodier einer der unterhaltendsten Erzähler wäre, den Sie gehört hätten.

Da schreiben Sie mir heute, daß Sie in Erwartung eines langen Romanes von mir, — Sie wissen, eines jener endlosen Romane, wie ich deren schreibe, und in welchem ich ein ganzes Jahrhundert auftreten lasse, — Sie gern einige Erzählungen, — zwei, vier oder höchstens sechs Bände haben mögten, arme Blumen meines Gartens, welche Sie unter die politischen Sorgen des Augenblickes, — zum Beispiel zwischen den Prozeß von Bourges und die Wahlen des Monats Mai auszustreuen gedenken.

Leider! Mein Freund, ist die Zeit betrübt und ich sage Ihnen im Voraus, daß meine Erzählungen nicht lustig sein werden. Nur werden Sie erlauben, daß ich müde dessen, was ich täglich sich in der wirklichen Welt zutragen sehe, meine Erzählungen in der erdichteten Welt suche. Leider fürchte ich sehr, daß es allen ein wenig erhabenen, ein wenig poetischen, ein wenig tiefer denkenden Geistern in diesem Augenblicke geht wie mir, nämlich, daß sie das Ideale aufsuchen, die einzige Zuflucht, welche uns Gott gegen die Wirklichkeit läßt.

Sehen Sie, ich befinde mich da unter fünfzig Bänden, die ich in Bezug auf eine Geschichte der Regentschaft, welche ich so eben beendet, aufgeschlagen habe, und ich bitte Sie, wenn Sie davon Bericht erstatten, die Mütter aufzufordern, ihre Töchter dieselbe nicht lesen zu lassen. Nun denn! Wie ich Ihnen sagte, bin ich daran, und indem ich Ihnen schreibe, verweilen meine Augen auf einer Seite der Memoiren des Marquis d'Argenson, auf welcher ich unter den Worten: *Von der Unterhaltung ehemals und jetzt*, ich Folgendes lese:

»»Ich bin überzeugt, daß zu der Zeit, wo das Hotel von Rambouillet der guten Gesellschaft den Ton angab, man aufmerksam zuhörte und vernünftig urtheilte. Man bildete seinen Geschmack und seinen Geist aus. Ich habe noch Muster dieser Art der Unterhaltung unter den Greisen des Hofes gesehen, mit denen ich umging. Sie hatten das richtige Wort, Energie und Feinheit, einige Gegensätze, aber Benennungen, welche den Sinn erhöhten; Gründlichkeit ohne Pedanterie, Munterkeit ohne Bosheit.««

Es ist gerade Hundert Jahre her, daß der Marquis d'Argenson diese Zeilen schrieb, welche ich aus seinem Buche abschreibe. — Er war zu der Zeit, in welcher er sie schrieb ohngefähr in unserem Alter, — und wie er, mein lieber Freund, — können wir sagen: — Wir haben Greise gekannt, welche das waren, was wir leider nicht mehr sind, — das heißt Leute von guter Gesellschaft.

Wir haben sie gesehen, aber unsere Söhne werden sie nicht sehen. Woraus hervorgeht, daß wir, obgleich wir nicht viel werth sind, doch noch mehr werth sein werden, als unsere Söhne.

Wahr ist es, daß wir mit jedem Tage einen Schritt auf die Freiheit, die Gleichheit, die Bruderliebe zu thun, drei gewichtige Worte, welche die Revolution von 93, Sie wissen, die andere, die alte, mitten unter die moderne Gesellschaft geschleudert hat, wie sie es mit einem Tiger, einem Löwen und einem Bären in Lammfelle gehüllt gethan hätte; unglücklicher Weise leere Worte, welche man durch den Pulverdampf des Juni auf unseren von Kugeln durchlöchern öffentlichen Gebäuden gelesen hat.

Ich! — ich gehe wie die Anderen voran; — ich folge der Bewegung. Gott bewahre mich, den Stillstand zu predigen. — der Stillstand ist der Tod. Aber ich gehe wie einer jener Männer, von denen Dante spricht, — dessen Füße freilich vorwärts schreiten, — dessen Kopf aber nach der Seite seiner Fersen gewandt ist.

Und das, was ich vor Allem suche, — das, was ich vor Allem bedaure,— das, was mein rückwärts gerichteter Blick in der Vergangenheit sucht, das ist die Gesellschaft, welche davon geht, — welche verdunstet, — welche wie eines jener Gespenster verschwindet, deren Geschichte ich Ihnen erzählen will.

Kurz eine Gesellschaft welche das elegante Leben, das höfliche Leben, dieses Leben ausmachte, das der Mühe werth war, *gelebt zu sein* (verzeihen Sie mir den Verstoß gegen die Sprache; da ich kein Mitglied der Akademie bin, so darf ich ihn wagen), ist diese Gesellschaft gestorben oder haben wir sie umgebracht?

Sehen Sie, ich erinnere mich, daß ich als kleiner Knabe von meinem Vater zu Frau von Montesson geführt worden bin. Sie war eine vornehme Dame, durchaus eine Frau des vorigen Jahrhunderts. Sie hatte vor ohngefähr sechzig Jahren den Herzog von Orleans, den Großvater Ludwig Philipps geheirathet; sie war neunzig Jahre alt. Sie wohnte in einem großen und glänzenden Hotel der Chaussée d'Antin. Napoleon setzte ihr einen Jahresgehalt von Hundert Tausend Thalern aus.

Wissen Sie, auf welchen Anspruch diese von dem Nachfolger Ludwig des XVI. in das rothe Buch eingeschriebene Rente gegründet war? — Nein. — Nun denn! Frau von Montesson bezog von dem Kaiser eine Rente von Hundert Tausend Thalern dafür, *weil sie in ihrem Salon die Gebräuche der guten Gesellschaft aus den Zeiten Ludwig des XIV. und Ludwig des XV. erhalten hätte.*

Das ist gerade die Hälfte von dem, was die Kammer jetzt seinem Neffen dafür gibt, daß er Frankreich das vergessen lasse, woran sein Onkel wollte, daß es sich erinnere.

Sie werden Eines nicht glauben, mein lieber Freund, daß diese beiden Worte, welche ich die Unvorsichtigkeit gehabt habe auszusprechen: *die Kammer*, mich gerade auf die Memoiren des Marquis d'Argenson zurückführen.

Wie das?

Sie sollen sehen.

»»Man beklagt sich, sagte er, daß es in unseren Tagen keine Unterhaltung mehr in Frankreich gibt. Ich weiß wohl den Grund davon. Er besteht darin, daß die Geduld zu hören mit jedem Tage bei unseren Zeitgenossen abnimmt. Man hört nicht aufmerksam, oder man hört vielmehr gar, nicht mehr. Ich habe diese Bemerkung in der besten Gesellschaft gemacht, welche ich besuche.««

Welches ist nun aber, mein lieber Freund, die beste Gesellschaft, die man in unseren Tagen besuchen kann? Es ist ganz zuverlässig die, welche acht Millionen Wähler für würdig gehalten haben, die Interessen, die Meinungen, den Genius Frankreichs zu vertreten. Kurz, es ist die Kammer.

Nun denn! Betreten Sie auf den Zufall hin, an welchem Tage und zu welcher Stunde Sie wollen, die Kammer. Es steht Hundert gegen Eins zu wetten, daß Sie auf der Rednerbühne einen Mann finden werden, welcher spricht, und auf den Bänken fünf bis sechs Hundert Personen, die nicht auf ihn hören, sondern die ihn unterbrechen.

Was ich Ihnen da sage, ist so wahr, daß es in der Constitution von 1848 einen Artikel gibt, der die Unterbrechungen untersagt.

Zählen Sie demnach die in der Kammer seit ohngefähr einem Jahre, als wie lange sie versammelt ist, gegebene Anzahl von Ohrfeigen und Faustschlägen, — sie ist unzählbar!

Wohl verstanden, immer im Namen der Freiheit, der Gleichheit und der Bruderliebe.

Wie ich Ihnen sagte, mein lieber Freund, bedaure ich daher gar Vieles, nicht wahr? Obgleich ich ohngefähr die Hälfte des Lebens überschritten habe; — nun denn! das, was ich am Meisten unter dem bedaure, was verschwunden ist oder was entschwindet, — das ist das, was der Marquis von Argenson vor Hundert Jahren bedauerte: — *Die Höflichkeit*.

Und dennoch hatte man zu den Zeiten des Marquis von Argenson noch nicht den Einfall gehabt, sich *Bürger* zu nennen. — Urtheilen Sie daher.

Wenn man zum Beispiele dem Marquis von Argenson zu der Zeit, wo er diese Worte schrieb, gesagt hätte:

Sehen Sie, wie weit wir in Frankreich gekommen sind; der Vorhang fällt; jedes Schauspiel verschwindet; es gibt nur noch Pfeifen, welche pfeifen. Bald werden wir weder anmuthige Erzähler in der Gesellschaft, noch Künste, noch Malereien, noch erbaute Paläste mehr haben. Aber Neidische auf Alles und überall.

Wenn man ihm zu der Zeit, wo er diese Worte schrieb, gesagt hätte, daß man, — zum Mindesten ich, — dazu gelangen würde diese Zeit zu beneiden, so würde man diesen armen Marquis von Argenson sehr in Erstaunen versetzt haben, nicht wahr? — Was thue ich daher auch? — Ich lebe viel mit den Todten, — ein wenig mit den Verbannten. — Ich versuche, die erloschenen Gesellschaften, die verschwundenen Menschen wieder aufleben zu lassen, — die, welche nach Ambra rochen, statt nach der Cigarre zu riechen; — die, welche sich Degenstöße versetzten, statt die jetzt üblichen Faustschläge.

Und deshalb, mein Freund, verwundern Sie sich, wenn ich plaudere, eine Sprache sprechen zu hören, die man nicht mehr spricht. — Deshalb sagen Sie mir, daß ich ein unterhaltender Erzähler bin. — Deshalb wird meine Stimme, das Echo der Vergangenheit, noch in der Gegenwart gehört, welche so wenig und so schlecht hört.

Das kommt am Ende daher, weil wir, wie jene Venetianer des XVIII. Jahrhunderts, denen die Aufwandgesetze verboten, etwas Anderes als Leinwand und grobes Tuch zu tragen, — immer noch gern sich Seide und Sammet, und die schönen Goldbrocate entfalten sahen, aus denen das Königthum die Kleider unserer Väter anfertigte.

Ich sende Ihnen also Ihrem Wunsche gemäß die beiden ersten Bände von meinen *Tausend und Ein Gespenst*; es ist eine einfache Einleitung unter den Titel: *Ein Tag in Fontenay-aux-Roses*.

Ganz der Ihrige

Alexander Dumas.



Einleitung.

Ein Tag in Fontenay-aux-Roses.

I.

Die Straße Diana in Fontenay-aux-Roses.

Im ersten September des Jahres 1831 wurde ich von einem meiner alten Freunde, Büreauchef der Privatdomänen des Königs, eingeladen, mit seinem Sohne die Jagd in Fontenay-aux-Roses zu eröffnen.

Ich liebte zu jener Zeit die Jagd sehr, und in meiner Eigenschaft als großer Jäger war die Wahl der Gegend, in welcher jedes Jahr die Eröffnung derselben stattfinden sollte, eine wichtige Angelegenheit.

Gewöhnlich gingen wir zu einem Pächter, oder vielmehr einem Freunde meines Schwagers; bei ihm hatte ich, indem ich einen Hasen schoß, meinen Anfang in der Wissenschaft der Nimrods und der Elzéar Blazes gemacht. Sein Pachthof lag zwischen den Wildern von Compiègne und Villers-Cotterets, eine halbe Meile von dem reizenden Dorfe Morienval, eine Stunde von den prachtvollen Ruinen von Pierrefonds entfernt gelegen.

Die zwei.bis drei Tausend.Morgen Land, welche seine Pächtern bilden, bieten eine unermessliche, fast ganz mit Waldung umgebene Ebene, welche etwa in Mitte von einem hübschen Thal durchschnitten ist, auf dessen Grunde man unter grünen Wiesen und Bäumen mit schillernden Farben halb in dem Laube verlorene Häuser liegen sieht, welche sich durch bläuliche Rauchsäulen ankündigen, die, durch die sie umgebenden Berge geschützt, anfangs gerade gen Himmel aufsteigen, und dann, in die höheren Luftlagen gelangt, sich, wie die Gipfel der Palmen ausgeweitet, in der Richtung des Windes beugen.

In diese Ebene und auf dem doppelten Abhange dieses Thales läßt sich das Wild der beiden Wälder wie auf einen neutralen Boden herab.

Man findet daher auf der Ebene von Brassoire Alles. — Rehe und Fasanen, indem man an den Waldungen entlang geht, — Hasen auf den Hochebenen, — Kaninchen an den Abhängen, — Rebhühner um die Meierei herum, — Herr Moequet, das ist der Name unseres Freundes, war also gewiß, uns ankommen zu sehen; wir jagten den ganzen Tag über, und kehrten am folgenden Tage um zwei Uhr nach Paris zurück, indem wir vier bis fünf Jäger Hundert und fünfzig Stück Wild geschossen hatten, von dem unser Wirth niemals ein Einziges hat annehmen wollen.

Aber dieses Jahr hatte ich, — Herrn Mocquet ungetreu. — den Bitten meines alten Bureaukameraden nachgegeben, indem ich durch ein Gemälde verführt worden war, das mir sein Sohn, ein ausgezeichnete Schüler der Römischen Schule gesandt hatte, und das eine Ansicht des Ebene von Fontenay-aux-Roses mit Stoppeln voller Hasen und Kleefelder voller Rebhühner vorstellte.

Ich war niemals in Fontenay-aux-Roses gewesen; Niemand kennt die Umgegend von Paris weniger, als ich. — Wenn ich Paris verlasse, so geschieht es fast immer, um fünf bis sechs Hundert Stunden zurückzulegen. Bei der geringsten Platzveränderung ist daher für mich Alles ein Gegenstand der Neugierde.

Um sechs Uhr Abends fuhr ich nach Fontenay ab, den Kopf wie immer aus dem Schlage gestreckt; ich fuhr durch die Barrière d'Enfer, ließ die Straße de la Tomde-Issoire zu meiner Linken und schlug die Straße von Orleans ein.

Man weiß, daß Issoire der Name eines berühmten Räubers ist, der zu den Zeiten Julians die Reisenden brandschatzte, welche sich nach Lutetia begaben. — Wie ich glaube, wurde er ein wenig gehangen, und an dem Orte, der jetzt seinen Namen führt, in einiger Entfernung von den Katakomben begraben.

Die Ebene, welche sich an dem Eingange von Klein Montrouge entfaltet, gewährt ein seltsames Ansehen. Unter künstlichen Wiesen, Feldern mit gelben Rüben und Streifen von Runkelrüben, erhebt sich eine Art viereckiger Schanzen von weißen Steinen, welche ein Rad mit Jähren gleich dem Skelette eines abgebrannten Feuerwerkes überragt. Dieses Rad hat an seinem Umkreise hölzerne Sprossen, auf welchen ein Mann abwechselnd den einen und den andern Fuß stützt. Diese Arbeit eines Eichhörnchens, welche dem Arbeiter eine anscheinend große Bewegung verursacht, ohne daß er in der Wirklichkeit den Platz verändert, hat zum Zwecke, ein Seil um eine Kurbel zu wickeln, das, indem es sich aufwickelt, einen Quaderstein aus der Tiefe des Steinbruches auf die Oberfläche des Bodens führt, welcher langsam zu Tage kömmt.

Diesen Stein führt ein Haken an den Rand der Mündung, wo ihn Rollen erwarten, um ihn an den Platz zu bringen, der ihm bestimmt ist. Dann fällt das Seil wieder in die Tiefe hinab, wo es eine andere Last sucht, indem es dem modernen Ixion einen Moment der Ruhe gewährt, dem bald ein Schrei meldet, daß ein anderer Stein die mühselige Arbeit erwartet, durch welche er den Steinbruch verlassen soll, und dasselbe Werk beginnt von Neuem, um nochmals wieder zu beginnen, um immer sich zu wiederholen.

Wenn der Abend herbeigekommen, so hat der Mann fünfzig Tausend Schritte gemacht, ohne den Platz zu wechseln; wenn er in der Wirklichkeit jedes Mal, wo sein Fuß sich auf eine Sprosse stellt, um eine Stufe höher, stiege, so würde er nach Verlauf von drei und zwanzig Jahren in dem Monde angekommen sein.

Besonders am Abend, — das heißt zu der Stunde, zu welcher ich über die Ebene fuhr, die das Kleine Montrouge von dem Großen trennt,— nimmt die Landschaft durch diese unendliche Anzahl beweglicher Räder, welche bei der untergehenden Sonne kräftig hervortreten, einen phantastischen Anblick an. Man könnte ihn für einen jener Kupferstiche von Goya halten, auf welchen Zahnbrecher in dem Halbdunkel Jagd auf Gehängte machen.

Gegen sieben Uhr stehen die Räder still; das Tagewerk ist beendet.

Aus diesen der Erde entrissenen Bruchsteinen bildet man Vierecke von fünfzig bis sechzig Fuß Länge, bei sechs bis acht Fuß Höhe. Sie sind das zukünftige Paris. Die Steinbrüche, aus denen dieser Stein kommt, werden mit jedem Tage ausgedehnter; sie bilden die Fortsetzung der

Katakomben, aus denen das alte Paris hervorgegangen ist; es sind die Vorstädte der unterirdischen Stadt, welche unablässig Raum gewinnen und sich in dem Umkreise ausbreiten. Wenn man auf diesen Wiesen von Montrouge geht, so geht man auf Abgründen. Von Zeit zu Zeit findet man eine Vertiefung des Bodens, ein Thal im Kleinen, eine Runzel des Bodens, Das ist ein unterhalb schlecht gestützter Steinbruch, dessen Decke von Gyps gebrochen ist. Es hat sich eine Spalte gebildet, durch welche das Wasser in die Höhle dringt, das Wasser hat die Erde nachgezogen, daher rührt die Unebenheit des Bodens, welche man einen Erdfall nennt.

Wenn man das nicht weiß, wenn man nicht weiß, daß diese schöne Lage grüner Erde, die uns anlockt, auf nichts ruht, so kann man, indem man den Fuß auf eine dieser Spalten setzt, verschwinden, wie man auf den Montanvert zwischen zwei Eiswänden verschwindet.

Die Bevölkerung, welche diese unterirdischen Gallerien bewohnt, hat, wie ihre Existenz, ihren besonderen Charakter und Physiognomie.— In der Dunkelheit lebend, hat sie ein wenig die Instincte der Nachtthiere, das heißt, daß sie schweigsam und grimmig ist. Oft hört man von einem Unfalle sprechen: — eine Stütze hat nachgegeben, ein Seil ist gebrochen, ein Mann ist zerschmettert worden. — Auf der Oberfläche der Erde glaubt man, daß das ein Unglück ist; — dreißig Fuß unterhalb weiß man, daß es ein Verbrechen ist.

Das Aeußere der Steinbrecher ist im Allgemeinen widrig. — Am Tage blinzelt das Auge, — im Freien klingt ihre Stimme dumpf. — Sie tragen glatt gekämmte, bis auf die Augenbrauen herabfallende Haare; einen Bart, der nur jeden Sonntag Morgens Bekanntschaft mit dem Rasiermesser macht; — eine Weste, welche Aermel von grober grauer Leinwand sehen läßt; — ein Schurzfell, dessen Leder durch die Berührung des Steines weiß geworden; — ein Beinkleid von blauer Leinwand. — Auf der einen ihrer Schultern befindet sich ihre zusammengeschlagene Jacke, und auf dieser Jacke ruht der Stiel der Steinhaue oder das Brecheisen, das sechs Tage in der Woche den Stein ausgräbt.

Wenn es irgend einen Aufstand gibt, so ist es selten, daß die Männer, welche wir so eben zu schildern versucht haben, sich nicht hineinmischen. — Wenn man an der Barrière d'Enfer sagt! — Da kommen die Steinbrecher von Montrouge, so schütteln die Bewohner der benachbarten Straßen den Kopf und verschließen ihre Thüren.

Das ist es, was ich betrachtete, das, was ich während dieser Stunde der Dämmerung sah, welche im Monat September den Tag von der Nacht trennt; — dann, als die Nacht hereingebrochen, warf ich mich in den Wagen zurück, von wo aus zuverlässig keiner meiner Reisegefährten das gesehen hatte, was ich gesehen hatte. Dem ist so mit allen Dingen: — Viele betrachten, sehr wenige sehen.

Wir kamen gegen halb neun Uhr in Fontenay an; ein vortreffliches Abendessen erwartete uns; dann, nach dem Abendessen, ein Spaziergang in dem Garten.

Sorrento ist ein Wald von Orangenbäumen; Fontenay ist ein Rosenstrauch. Jedes Haus hat seinen Rosenstrauch, der an dem Fuße durch ein Gehäuse von Brettern geschützt, längs der Mauer hinaufsteigt; — zu einer gewissen Höhe gelangt, breitet sich der Rosenstrauch in einen riesenhaften Fächer aus; die Luft, welche vorüberzieht, ist mit Wohlgerüchen erfüllt, und wenn statt eines Luftzuges der Wind weht, so regnet es Rosenblätter, wie es Rosenblätter an dem Frohnleichnamsfeste regnete, als es noch ein Frohnleichnamsfest gab.

Von dem äußersten Ende des Gartens aus hätten wir eine unermessliche Aussicht gehabt, wenn es Tag gewesen wäre. — Die in der Ferne ausgestreuten Lichter deuteten allein die Dörfer Sceaux, Bagneaux, Châtillon und Montrouge an; — in dem Hintergrunde erstreckte sich eine

große röthliche Linie, aus welcher ein Geräusch gleich dem Hauche des Leviathans drang: — das war das Athemholen von Paris.

Man war genöthigt, uns mit Gewalt zu Bett zu schicken, wie man es mit den Kindern macht. Gern hatten wir unter diesem schönen, ganz von Sternen funkeln, den Himmel, bei der Berührung dieser duftigen Nachtluft den Tag abgewartet.

Um fünf Uhr Morgens begaben wir uns, von dem Sohne unseres Wirthes geführt, der uns Berge und Wunder versprochen hatte, und der, ich muß es sagen, fortfuhr, uns den Reichthum seines Gebietes an Wild mit einer eines besseren Schicksals würdigen Beharrlichkeit zu preisen, auf die Jagd.

Um Mittag hatten wir ein Kaninchen und vier Rebhühner gesehen. — Das Kaninchen war von meinem Gefährten zur Rechten, ein Rebhuhn von meinem Gefährten zu Linken gefehlt worden, und von den drei andern Rebhühnern waren zwei von mir geschossen worden.

Auf der Ebene von Brassoire hätte ich um Mittag bereits drei bis vier Hasen und fünfzehn bis zwanzig Rebhühner nach der Meierei gesandt.

Ich liebe die Jagd, aber ich verabscheue das Herumlaufen, besonders das Herumlaufen über die Felder. Unter dem Vorwande, einen zu meiner äußersten Linken gelegenen Kleeacker zu durchsuchen, auf welchem ich fest überzeugt war nichts zu finden, entfernte ich mich daher auch aus der Linie, und machte einen Abstecher.

Aber das, was es auf diesem Felde gab, das was ich in dem Verlangen mich zurückzuziehen, welches sich meiner bereits seit länger als zwei Stunden bemächtigte, bemerkt hatte, war ein Hohlweg, der, indem er mich den Blicken der andern Jäger entzog, mich auf der Straße von Sceaux geraden Weges nach Fontenay-aux-Roses zurückführen mußte.

Ich irrte mich nicht. — Als es ein Uhr auf dem Kirchturme schlug, erreichte ich die ersten Häuser des Dorfes.

Ich ging eine Mauer entlang, welche mir ein ziemlich schönes Besitzthum einzuschließen schien, als ich in dem Augenblicke, wo ich an dem Ort gelangte, wo die Straße Diana sich mit der Großen Straße vereinigt, von der Seite der Kirche einen Mann von so sonderbarem Aussehen auf mich zukommen sah, daß ich stehen blieb und instinctmäßig meine Doppelflinte spannte, indem ich von dem einfachen Gefühle der Selbsterhaltung bewegt war.

Aber bleich, mit gesträubten Haaren, mit aus den Höhlen getretenen Augen, mit verwirrten Kleidern und blutigen Händen ging dieser Mann an mir vorüber, ohne mich zu sehen. — Sein Blick war starr und zugleich matt. — Sein Gang hatte den unüberwindlichen Ungestüm eines Körpers, der von einem zu steilen Berge hinabgeht, und inzwischen deutete sein röchelndes Athemholen mehr noch Entsetzen als Ermüdung an.

Bei dem Zusammenlaufen der beiden Straßen verließ er die Große Straße, um in die Straße Diana zu gehen, auf welche sich das Grundstück öffnete, an dessen Mauer ich während sieben bis acht Minuten entlang gegangen war. Diese Thür, auf der meine Augen auf der Stelle verweilten, war grün angestrichen und führte die Nr. 2. Die Hand des Mannes streckte sich, lange bevor er sie berühren konnte, nach der Schelle aus, dann erreichte er sie, zog sie heftig, und indem er sich um sich selbst drehte, befand er sich fast sogleich auf einem der beiden Ecksteine sitzend, welche diesem Thore zum Außenwerke dienen. Sobald er sich dort befand, blieb er regungslos mit herabhängenden Armen und den Kopf auf die Brust geneigt.

Ich kehrte wieder um, so sehr war ich überzeugt, daß dieser Mann der Haupturheber irgend

eines unbekanntes und schreckliches Drama sein müßte.

Hinter ihm und zu den beiden Seiten der Straße waren einige Personen, auf welche er ohne Zweifel denselben Eindruck hervorgebracht hatte, als auf mich, aus ihren Häusern herausgekommen, und betrachteten ihn mit einem Erstaunen gleich dem, das ich selbst empfand.

Bei dem Rufe der Glocke, welche heftig geläutet hatte, öffnete sich eine kleine, neben dem großen Thore gebrochene Thür, und eine Frau von vierzig bis fünf und vierzig Jahren erschien.

— Ah! Sie sind es, Jacquemin, sagte sie; was machen Sie denn da?

— Ist der Herr Maire zu Haus? fragte der Mann, den sie angeredet hatte, mit dumpfer Stimme.

— Ja.

— Nun denn, Mutter Antoine, sagen Sie ihm, daß ich meine Frau umgebracht habe, und daß ich mich als Gefangener zu stellen komme.

Die Mutter Antoine stieß einen Schrei aus, auf den zwei bis drei Ausrufe antworteten, welche das Entsetzen Personen entrissen hatte, die sich nahe genug befanden, um dieses schreckliche Geständniß zu hören.

Ich that selbst einen Schritt zurück und stieß auf den Stamm einer Linde, an den ich mich stützte.

Uebrigens waren alle die, welche sich in dem Bereiche der Stimme befanden, regungslos geblieben.

Was den Mörder anbetrifft, so war er von dem Ecksteine auf den Boden geglitten, wie als ob ihn die Kraft verlassen hätte, nachdem er die verhängnißvollen Worte ausgesprochen hatte.

Inzwischen war die Mutter Antoine verschwunden, indem sie die kleine Thür offen ließ. Es war augenscheinlich, daß sie den ihr von Jacquemin gegebenen Auftrag bei ihrem Herrn ausrichtete.

Nach Verlauf von fünf Minuten erschien der, den man geholt hatte, auf der Schwelle der Thür.

Zwei andere Männer folgten ihm.

Ich sehe noch den Anblick der Straße.

Jacquemin war, wie ich gesagt habe, auf den Boden geglitten. Der Maire von Fontenay-aux-Roses, den die Mutter Antoine geholt hatte, stand neben ihm, indem er ihn mit der ganzen Höhe seiner Gestalt überragte, welche groß war. In der Oeffnung der Thür drängten sich die beiden andern Personen, über welche wir bald ausführlicher sprechen werden. Ich war an den Stamm einer in der großen Straße gepflanzten Linde gelehnt, von wo aus sich aber, mein Blick in die Straße Diana senkte. Zu meiner Linken befand sich eine Gruppe, die aus einem Manne, einer Frau und einem Kinde bestand, das Kind weinte, damit seine Mutter es auf ihre Arme nähme. Hinter dieser Gruppe streckte ein Bäcker seinen Kopf aus einem Fenster des ersten Stockwerkes, indem er mit seinem Gesellen sprach, der sich unten befand, und ihn fragte, ob es nicht Jacquemin, der Steinbrecher wäre, der so eben im Laufe vorübergekommen sei; dann endlich erschien auf der Schwelle seiner Thür ein Hufschmied, schwarz von vorn, dessen Rücken aber durch das Licht seiner Schmiede erleuchtet war, deren Blasebalg ein Lehrling fortwährend zog. Das für die große Straße.

Was die Straße Diana anbelangt, so war sie mit Ausnahme der von uns beschriebenen Hauptgruppe verlassen. — Nur sah man an ihrem äußersten Ende zwei Gendarmen auftauchen, welche ihren Umgang in der Ebene gemacht hatten, um die Waffenpässe zu verlangen, und die, ohne das Geschäft zu ahnen, das sie erwartete, sich uns näherten, indem sie ruhig im Schritt

ritten.

Es schlug ein Viertel auf zwei Uhr.

II.

Die Sackgasse des Sergens.

Mit dem letzten Schlage der Glocke vereinigte sich der Klang der ersten Worte des Maires.

— Jacquemin, sagte er, ich hoffe, daß die Mutter Antoine närrisch ist; sie hat mir in Deinem Auftrage gesagt, daß Deine Frau gestorben sei, und daß du sie umgebracht hättest.

— Es ist die reine Wahrheit, Herr Maire, antwortete Jacquemin. Sie müssen mich in das Gefängniß führen und mich schnell richten lassen.

Und indem er diese Worte sagte, versuchte er sich aufzurichten, indem er sich mit seinen Ellbogen an die Höhe des Ecksteines klammerte; aber nach einer Anstrengung sank er wieder zurück, wie als ob die Knochen seiner Beine gebrochen gewesen wären.

— Geh doch,! Du bist närrisch, sagte der Maire.

— Betrachten Sie meine Hände, antwortete er.

Und er erhob zwei blutige Hände, denen ihre krampfhaft zusammengezogenen Finger das Ansehn von zwei Krallen verliehen.

In der That, die Linke war roth bis über die Faust, die Rechte bis an den Ellbogen.

Außerdem floß an der rechten Hand ein Streifen frischen Blutes an der ganzen Länge des Daumens herab, der von einem Bisse herrührte, den das Opfer aller Wahrscheinlichkeit nach ihrem Mörder versetzt hatte, indem sie sich wehrte.

Während dieser Zeit hatten sich die beiden Gendarmen genähert, waren zehn Schritte weit von der Hauptperson stehen geblieben, und betrachteten von der Höhe ihrer Pferde das, was sich zutrug.

Der Maire gab ihnen einen Wink; sie stiegen ab, warfen den Zügel ihrer Pferde einem Gassenbuben zu, der mit einer Soldatenmütze bedeckt war, und ein Soldatenkind zu sein schien.

Worauf sie sich Jacquemin näherten, und ihn unter den Armen aufhoben.

Er ließ es sich ohne irgend einen Widerstand und mit der Schlawheit eines Mannes gefallen, dessen Geist mit einem einzigen Gedanken beschäftigt ist.

In demselben Augenblicke kam der Polizeicommissär und der Arzt, sie waren von dem benachrichtigt worden, was sich zutrug.

— Ah! kommen Sie, Herr Robert! — Ah! kommen Sie, Herr Cousin! sagte der Maire.

Herr Robert war der Arzt, Herr Cousin war der Polizeicommissär.

— Kommen Sie; ich stand im Begriffe, Sie holen zu lassen.

— Nun denn! sagen Sie an, was gibt es? fragte der Arzt mit der lustigsten Miene von der Welt.

— Ein kleiner Mord, wie man sagt?

Jacquemin antwortete Nichts.

— Sagen Sie doch. Vater Jacquemin, fuhr der Doctor fort, ist es etwa wahr, daß Sie Ihre Frau umgebracht haben?

Jacquemin sagte kein Wort.

— Zum Mindesten hat er sich dessen selbst angeklagt, sagte der Maire, — indessen hoffe ich

noch, daß es ein Augenblick der Verblendung und kein wirkliches Verbrechen ist, das ihn sprechen läßt.

— Jacquemin, sagte der Polizeicommissär, antworten Sie. Ist es wahr, daß Sie Ihre Frau getödtet haben?

Dasselbe Schweigen.

— In jedem Falle werden wir es wohl sehen, sagte der Doctor Robert, wohnt er nicht in der Sackgasse des Sergens?

— Ja, antworteten die beiden Gendarmen.

— Nun denn! Herr Ledru, sagte der Doctor, indem er sich an der Maire wandte, lassen Sie uns nach der Sackgasse des Sergens gehen.

— Ich gehe nicht dorthin; — ich gehe nicht dorthin, rief Jacquemin aus, indem er sich den Händen der Gendarmen mit einer so gewaltsamen Bewegung entriß, daß, wenn er hätte fliehen wollen, er zuverlässig Hundert Schritte weit gewesen wäre, bevor Jemand daran gedacht hätte, ihn zu verfolgen.

— Aber warum willst Du nicht dorthin gehen? fragte der Maire.

— Wozu habe ich nöthig dorthin zu gehen, da ich Alles gestehe, — da ich Ihnen sage, daß ich sie umgebracht habe, mit diesem großen zweihändigen Schwerdte umgebracht, das ich im vorigen Jahre aus dem Artilleriemuseum genommen habe? Führen Sie mich in's Gefängniß, — ich habe dort Nichts zu thun, führen Sie mich in's Gefängniß.

Der Doctor und Herr Ledru sahen einander an.

— Mein Freund, sagte der Polizeicommissär, welcher, wie Herr Ledru noch hoffte, daß Jacquemin unter dein Einflusse irgend einer augenblicklichen Verwirrung des Verstandes wäre, — mein Freund, die Confrontation ist durchaus nothwendig; — außerdem müssen Sie dort sein, um die Gerechtigkeit zu leiten.

— In was hat die Gerechtigkeit nöthig geleitet zu sein? sagte Jacquemin; Sie werden die Leiche in dem Keller finden, — und neben der Leiche den Kopf auf einem Gypssacke; — was mich anbetrifft, so führen Sie mich in das Gefängniß.

— Es ist nothwendig, daß Sie mitgehen, sagte der Polizeicommissär.

— O! mein Gott! mein Gott! wenn ich gewußt hätte. . .

— Nun denn! was hättest Du gethan?

— Nun denn! ich hätte mich umgebracht.

Herr Ledru schüttelte den Kopf, und indem er sich mit dem Blicke an den Polizeicommissär wandte, schien er ihm zu sagen: dahinter steckt irgend etwas.

— Mein Freund, begann er wieder, indem er sich an den Mörder wandte, sag an, erkläre mir das.

— Ihnen, ja, Alles, was Sie wollen, Herr Ledru, fragen Sie, verhören Sie.

— Wie kömmt es, daß Du, da Du den Muth gehabt hast, den Mord zu begehen, nicht den hast, Dich Deinem Opfer wieder gegenüber zu befinden? Es hat sich also irgend Etwas zugetragen, das Du uns nicht sagst?

— O! ja! irgend etwas Schreckliches.

— Nun denn! laß hören, erzähle.

— O! nein, Sie würden sagen, daß es nicht wahr sei; Sie würden sagen, daß ich närrisch wäre.

— Gleich viel! was hat sich zugetragen? sage es mir.

— Ich will es Ihnen sagen, aber Ihnen.

Er näherte sich Herrn Ledru. Die beiden Gendarmen wollten ihn zurückhalten, aber der Maire gab ihnen einen Wink, und sie ließen den Gefangenen frei.

Außerdem, wenn er auch hätte entfliehen wollen, so war die Sache unmöglich geworden; die Hälfte der Bevölkerung von Fontenay-aux-Roses versperrte die Straße Diana und die Große Straße.

Wie ich gesagt, näherte sich Jacquemin dem Ohre des Herrn Ledru.

— Glauben Sie, Herr Ledru, fragte Jacquemin mit leiser Stimme, glauben Sie, daß ein Kopf sprechen kann, sobald er einmal von dem Körper getrennt ist?

Herr Ledru stieß einen Ausruf aus, der einem Schreie glich, und erbleichte sichtlich.

— Glauben Sie es? Sagen Sie, wiederholte Jacques min. Herr Ledru überwandt sich und sagte:

— Ja, ich glaube es.

— Nun denn! . . . Nun denn! . . . er hat gesprochen.

— Wer?

— Der Kopf. . . der Kopf Johannas.

— Du sagst?

— Ich sage, daß er die Augen aufgemacht hatte, — ich sage, daß er die Lippen bewegt hat. Ich sage, daß er mich angeblickt hat. Ich sage, daß er, indem er mich anblickte, mich einen Elenden genannt hat!

Indem er diese Worte sagte, welche er nach seiner Absicht Herrn Ledru ganz allein sagen wollte, und die indessen von Jedermann gehört werden konnten, war Jacquemin entsetzlich.

— O! eine schöne Aufschneiderei, rief der Doctor lachend aus; er hat gesprochen. . . ein abgeschlagener Kopf hat gesprochen! Gut, gut, gut!

Jacquemin wandte sich um.

— Wenn ich es Ihnen sage, äußerte er.

— Nun denn! sagte der Polizeicommissär, ein Grund mehr, daß wir uns nach dem Orte begeben, wo das Verbrechen begangen worden ist. Gendarmen, führen Sie den Gefangenen fort.

Jacquemin stieß einen Schrei aus, indem er sich sträubte.

— Nein, nein, sagte er, Sie mögen mich in Stücken zerhauen, wenn Sie wollen, aber ich werde nicht hingehen.

— Kommen Sie, mein Freund, sagte Herr Ledru. Wenn es wahr ist, daß Sie das schreckliche Verbrechen begangen haben, dessen Sie Sich anklagen, so wird das schon eine Buße sein. Außerdem, fügte er hinzu, indem er leise sprach, ist der Widerstand nutzlos; wenn Sie nicht gutwillig hingehen wollen, — so führen sie Sie mit Gewalt dorthin.

— Nun denn! dann, sagte Jacquemin, — ich will es thun, aber versprechen Sie mir eines, Herr Ledru.

— Was?

— Während der ganzen Zeit, daß wir in dem Keller sein werden, — werden Sie mich nicht verlassen.

— Nein.

— Sie werden mich Ihre Hand halten lassen?

— Ja.

— Wohlan, sagte er, lassen Sie uns gehen.

Und indem er ein carrirtes Schnupftuch aus seiner Tasche zog, trocknete er sich seine mit Schweiß bedeckte Stirn ab.

Man ging nach der Sackgasse des Sergens.

Der Polizeicommissär und der Doctor gingen voraus, dann Jacquemin und die beiden Gendarmen.

Hinter ihnen kam Herr Ledru und die beiden Männer, welche zu gleicher Zeit, als er, an seiner Thüre erschienen waren.

Dann folgte wie ein Strom voller Wogen und Getöse die ganze Bevölkerung, unter welche ich gemischt war.

Nach Verlauf von ungefähr einer Minute des Weges kamen wir in der Sackgasse des Sergens an. — Es war eine kleine, zur Linken der Großen Straße gelegene Gasse, welche Berg unter bis an ein großes verfallenes hölzernes Thor führte, das sich zugleich durch zwei Flügel und eine kleine, in einem der großen Flügel angebrachte Pforte öffnete.

Diese kleine Pforte hielt nur noch an einer Angel.

Auf den ersten Blick schien Alles ruhig in diesem Hause; ein Rosenstock blühte an der Thüre, und neben dem Rosenstocke wärmte sich voll Behaglichkeit auf einer steinernen Bank eine große rothgelbe Katze in der Sonne.

Indem sie alle diese Leute erblickte, indem sie allen diesen Lärm hörte, bekam sie Furcht, entfloh und verschwand durch ein Kellerloch.

An der Thüre angelangt, welche wir beschrieben haben, blieb Jacquemin stehen.

Die Gendarmen wollten ihn mit Gewalt eintreten lassen.

— Herr Ledru, sagte er, indem er sich umwandte, Herr Ledru, Sie haben versprochen, mich nicht zu verlassen.

— Nun denn! hier bin ich, antwortete der Maire.

— Ihren Arm, Ihren Arm.

Und er wankte, wie als ob er dem Fallen nahe gewesen wäre.

Herr Ledru näherte sich, gab den beiden Gendarmen einen Wink, den Gefangenen loszulassen und reichte ihm den Arm.

— Ich stehe für ihn sagte er.

Es war augenscheinlich, daß Herr Ledru in diesem Augenblicke nicht mehr der Maire der Gemeinde war, der die Bestrafung eines Verbrechens verfolgte, sondern ein Philosoph, der das Gebiet des Unbekannten erforschte.

Nur war sein Führer bei dieser seltsamen Erforschung, ein Mörder.

Der Doctor und der Polizeicommissär traten zuerst ein, dann Herr Ledru und Jacquemin; hierauf die beiden Gendarmen, dann einige Bevorrechtigte, unter deren Zahl ich mich Dank der Berührung befand, die ich mit den Herren Gendarmen gehabt hatte, für welche ich bereits kein Fremder mehr war, da ich die Ehre gehabt hatte, ihnen in der Ebene zu begegnen und ihnen meinen Waffenpaß zu zeigen.

Die Thüre wurde vor der übrigen Bevölkerung wieder geschlossen, welche murrend außerhalb blieb.

Man ging nach der Thüre des kleinen Hauses.

Nichts deutete das schreckliche Ereigniß an, das sich in ihm zugetragen hatte; Alles war an seinem Platze: das Bett von grüner Sarsche in seinem Alkoven; an dem Kopfe des Bettes das Crucifix von schwarzem Holze mit einem vertrockneten Zweige von Buchsbaum von dem letzten Osterfeste. — Auf dem Kamin ein Jesuskind von Wachs, das unter Blumen zwischen zwei ehemals versilberten Leuchtern aus der Zeit Ludwig XVI. lag; an der Wand vier illuminierte Kupferstiche in Rahmen von schwarzem Holz, welche die vier Welttheile vorstellten.

Ein Tisch war gedeckt, in dem Kamine kochte ein Fleischtopf, und neben ein Kuckuck, an welchem es halb schlug, stand ein Brodschrank offen.

— Nun denn! sagte der Doctor in seinem lustigen Tone, bis jetzt sehe ich Nichts.

— Schlagen Sie die Thüre zur Rechten ein, murmelte Jacquemin mit dumpfer Stimme.

Man folgte der Andeutung des Gefangenen und befand sich in einer Art von Vorratskammer, in deren Ecke sich eine Fallthüre öffnete, an deren Mündung ein Lichtschein zitterte, der von unten kam.

— Dort, dort, murmelte Jacquemin, indem er sich mit der einen Hand an den Arm des Herrn Ledru klammerte, und mit der andern die Oeffnung des Kellers zeigte.

— Ah! ah! sagte der Doctor mit dem schrecklichen Lächeln von Leuten, auf die Nichts Eindruck macht, weil sie an Nichts glauben, leise zu dem Polizeicommissär, es scheint, daß Madame Jacquemin die Vorschrift des Meister Adams befolgt hat. und er summt:

Im Keller sollst Du mich begraben, wo ich so. . .

— Still, unterbrach ihn Jacquemin mit todtbleichem Gesichte, gestäubten Haaren und Schweiß bedeckter Stirn, singen Sie hier nicht.

Durch den Ausdruck dieser Stimme überrascht, schwieg der Doctor.

Aber indem er fast sogleich die ersten Stufen der Treppe hinabging, fragte er:

— Was ist das?

Und indem er sich bückte, raffte es ein Schwerdt mit breiter Klinge auf.

Das war das zweihändige Schwerdt, das Jacquemin, wie er es gesagt hatte, am 29. Juli 1830 aus dem Artilleriemuseum genommen hatte; die Klinge war mit Blut gefärbt.

Der Polizeicommissär nahm es aus den Händen des Doctors.

— Erkennen Sie dieses Schwerdt? sagte er zu dem Gefangenen.

— Ja, antwortete Jacquemin. Gehen Sie! gehen Sie! machen Sie ein Ende.

Das war die erste Spur des Mordes, welche man angetroffen hatte.

Man trat in den Keller, indem jeder die Stelle einnahm, welche wir bereits genannt haben.

Der Doctor und der Polizeicommissär voran, dann Herr Ledru und Jacquemin, dann die beiden Personen, welche sich bei ihm befanden, dann die Gendarmen, dann die Bevorrechtigten, unter deren Zahl ich mich befand.

Nachdem ich die siebente Stufe hinabgeschritten war, senkte sich mein Auge in den Keller und übersah das schreckliche Ganze, das ich zu schildern versuchen will.

Der erste Gegenstand, auf welchem die Augen verweilten, war eine Leiche ohne Kopf, die neben einem Fasse lag, dessen halb offener Hahn fortwährend einen dünnen Strahl von Wein fließen ließ, der im Fließen eine Rinne bildete, die sich unter den Lagerbalken verlor.

Die Leiche war halb zusammengezogen, wie als ob der nach den Rücken zu gezogene Rumpf

eine Bewegung des Todeskampfes begonnen hätte, welche die Beine nicht hatten folgen können.
— Das Kleid war auf der einen Seite bis zum Strumpfband hin aufgeschlagen.

Man sah, daß das Opfer in dem Augenblicke getroffen worden war, wo es vor dem Fasse knieend anfang eine Flasche zu füllen, welche den Händen entfallen war und an ihrer Seite auf dem Boden lag.

Der ganze obere Körper schwamm in einer Pfütze von Blut.

Auf einem Sacke voll Gyps, der an die Mauer gelehnt war, erblickte oder errieth man vielmehr einen Kopf, der in seinen Haaren verborgen war; ein Blutstreif färbte den Sack von der Höhe bis zur Hälfte roth.

Der Doctor und der Polizeicommissär hatten bereits die Runde der Leiche gemacht, und befanden sich der Treppe gegenüber.

Ungefähr in der Mitte des Kellers befanden sich die beiden Freunde des Herrn Ledru und einige Neugierige, die sich beeilt hatten, so weit vorzugehen.

Unten an der Treppe stand Jacquemin, den man nicht vermogt hatte, weiter als auf die letzte Stufe vorzuschreiten.

Hinter Jacquemin standen die beiden Gendarmen.

Hinter den beiden Gendarmen standen fünf bis sechs Personen, unter deren Zahl ich mich befand, und die sich mit mir auf der Treppe gruppirten.

Dieses ganze grausige Innere war von dem zitternden Scheine eines Talglichtes erleuchtet, welches auf dem Fasse selbst stand, aus dem der Wein floß, und dem gegenüber die Leiche der Frau Jacquemins lag.

— Einen Tisch, einen Stuhl, sagte der Polizeicommissär, und nehmen wir das Protokoll auf.

III.

Das Protokoll.

Man brachte dem Polizeicommissär die beiden verlangten Gegenstände; er stellte seinen Tisch fest, setzte sich davor, verlangte das Talglicht, welches der Doctor ihm brachte, indem er über die Leiche stieg, zog ein Tintenfaß, Federn und Papier aus seiner Tasche, und begann sein Protokoll.

Während er die Einleitung schrieb, machte der Doctor eine Bewegung der Neugierde nach dem auf dem Gypssack gestellten Kopfe, aber der Polizeicommissär hielt ihn zurück.

— Rühren Sie nichts an, sagt er, die Regelmäßigkeit vor Allem.

— Das versteht sich, sagte der Doctor.

Und er nahm seinen Platz wieder ein.

Es entstanden einige Minuten des Schweigens, während welcher man nur die Feder des Polizeicommissärs auf dem rauhen Regierungspapier kratzen hörte, und während welcher man sich die Zeilen mit der Schnelligkeit einer dem Schreiber zur Gewohnheit gewordenen Formel folgen sah.

Nach Verlauf von einigen Zeilen erhob er den Kopf und blickte um sich.

— Wer will zu Zeugen dienen? fragte der Polizeicommissär, indem er sich an den Mails wandte.

— Ei, sagte Herr Ledru, indem er auf seine beiden stehenden Freunde deutete, welche mit dem sitzenden Polizeicommissär eine Gruppe bildeten, zuvörderst diese beiden Herren.

— Gut.

Er wandte sich nach meiner Seite.

— Dann, wenn es diesem Herrn nicht unangenehm ist, seinen Namen auf einem Protokoll zu sehen.

— Keinesweges, mein Herr, antwortete ich ihm.

— Dann wolle der Herr gefälligst herunter kommen, sagte der Polizeicommissär.

Ich empfand einigen Widerwillen, mich der Leiche zu nähern. Von dort aus, wo ich war, erschienen mir gewisse Umstände, ohne mir gänzlich zu entgehen, in einem Halbdunkel verloren, der über ihre Gräßlichkeit den Schleier der Poesie verbreitete, minder abscheulich.

— Ist es durchaus nothwendig? fragte ich.

— Was?

— Daß ich hinuntergehe?

— Nein. Bleiben Sie dort, wenn Sie sich dort gut befinden.

— Ich machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches ausdrückte: — Ich wünsche zu bleiben, wo ich bin.

Der Polizeicommissär wandte sich an denjenigen der beiden Freunde des Herrn Ledru, der sich ihm am nächsten befand.

— Ihre Namen, Vornamen, Alter, Stand, Gewerbe und Wohnung? fragte er mit der

Geläufigkeit eines Mannes, der daran gewöhnt ist, diese Art Fragen zu stellen.

— Johann Ludwig Alliette, antwortete der, an welchen er die Frage gerichtet, durch Anagramme Etteilla genannt, Schriftsteller, wohnhaft in der Straße de l'Ancienne Comédie Nr. 20.

— Sie vergessen Ihr Alter, sagte der Polizeicommissär.

— Muß ich das Alter sagen, welches ich habe, oder das Alter, das man mir gibt?

— Sagen Sie mir Ihr Alter, bei Gott! man hat keine zwei Alter.

— Das heißt, Herr Polizeicommissär, daß es gewisse Personen gibt, Cagliostro, den Grafen von Saint Germain, den ewigen Juden zum Beispiel. . .

— Wollen Sie damit sagen, daß Sie Cagliostro, der Graf von Saint Germain oder der ewige Jude sind? sagte der Polizeicommissär, indem er bei dem Gedanken, daß man sich über ihn lustig mache, die Stirn runzelte,

— Nein; aber. . .

— Fünf und siebenzig Jahre, sagte Herr Ledru; — schreiben Sie fünf und siebenzig Jahre, Herr Cousin.

— Es sei, sagte der Polizeicommissär.

Und er schrieb fünf und siebenzig Jahre.

— Und Sie, mein Herr? fuhr er fort, indem er sich an den zweiten Freund des Herrn Ledru wandte.

Und er wiederholte genau dieselben Fragen, welche er an den ersten gestellt hatte.

— Peter Joseph Moule, alt ein und sechzig Jahre, Geistlicher, an der Kirche Saint Sulpice angestellt, wohnhaft in der Straße Servandoni Nr. 11, antwortete mit sanfter Stimme der, welchen er fragte.

— Und Sie, mein Herr? fragte er, indem er sich an ich wandte.

— Alexander Dumas, dramatischer Schriftsteller, sieben und zwanzig Jahre alt, wohnhaft in Paris, Straße der Universität Nr. 21, antwortete ich.

Herr Ledru wandte sich nach meiner Seite und machte mir eine artige Verbeugung, auf welche ich in demselben Tone, so gut als ich es vermochte antwortete.

— Gut! äußerte der Polizeicommissär. Sehen Sie, ob es so recht ist, meine Herren, und ob Sie einige Bemerkungen zu machen haben.

Und er las mit jenem näselnden und einförmigen Tone, der nur den öffentlichen Beamten angehört:

»Da ich am heutigen Tage, am 1. September 1831 um zwei Uhr Nachmittags, durch das öffentliche Gerücht benachrichtigt worden war, daß das Verbrechen eines Mordes in der Gemeinde von Fontenay-aux-Roses an der Person der Maris Johanna Ducoudray, von dem genannten Peter Jacquemin, ihrem Gatten, begangen worden wäre, und daß der Mörder sich in die Wohnung des Herrn Johann Peter Ledru, des Maires der genannten Gemeinde von Fontenay-aux-Roses begeben hätte, um sich aus eigenem Antriebe als Urheber dieses Verbrechens anzugeben, haben wir uns beeilt, uns in Person nach der Wohnung genannten Johann Peter Ledru's, Straße Diana Nr. 2 zu verfügen, in welche Wohnung wir in Begleitung des Herrn Sebastian Robert, Doctor der Medizin, in genannter Gemeinde Fontenay-aux-Roses wohnhaft, angekommen sind, und dort haben wir den genannten Peter Jacquemin bereits in den Händen der

Gendarmerie gefunden, der in unserer Gegenwart wiederholt hat, daß er der Urheber des Mordes seiner Frau wäre; worauf wir ihn aufgefordert haben, uns in das Haus zu begleiten, in welchem der Mord begangen worden, dessen er sich zuerst geweigert hat; da er aber bald auf die Vorstellungen des Herrn Maire nachgegeben, so sind wir nach der Sackgasse des Sergens gegangen, in welcher das von dem genannten Peter Jacquemin bewohnte Haus gelegen ist. Nachdem wir in dieses Haus gelangt und die Thür wieder hinter uns verschlossen, um das Volk am Eindringen zu verhindern, sind wir in ein erstes Zimmer gedrungen, in welchem nichts andeutete, daß ein Verbrechen begangen worden wäre; hierauf sind wir auf die Aufforderung genannten Jacquemins selbst aus dem ersten Zimmer in das zweite gegangen, in dessen Ecke eine Fallthür offen stand, die zu einer Treppe führte. Da uns angedeutet war, daß diese Treppe in einen Keller führte, in welchem wir die Leiche des Opfers finden würden, so begannen wir diese Treppe hinabzugehen, auf deren ersten Stufen der Doctor ein Schwert mit kreuzförmigem Griffe, breiter und schneidender Klinge gefunden hat, von welchem genannter Jacquemin uns gestanden hat, daß er es zur Zeit der Juli-Revolution aus dem Artilleriemuseum genommen, und daß es ihm zur Vollstreckung des Verbrechens gedient hätte. Und auf dem Boden des Kellers haben wir die Leiche der Frau Jacquemin auf den Rücken zurückgeworfen und in einer Pfütze von Blut schwimmend gefunden, deren Kopf vom Rumpfe getrennt war, welcher Kopf auf einem, an die Wand gelehnten Sack mit Gyps gestellt war, und nach, dem genannter Jacquemin anerkannt hat, daß die Leiche und dieser Kopf wirklich der seiner Frau wäre, in Gegenwart des Herrn Johann Peter Ledru, Maire der Gemeinde von Fontenay-aux-Roses; — des Herrn Sebastian Robert, Doctor der Medizin, wohnhaft in genannter Gemeinde Fontenay-aux-Roses; — des Herrn Johann Ludwig Alliette, genannt Etteilla, Schriftsteller, fünf und siebenzig Jahre alt, wohnhaft in Paris, Straße de l'Anciennecomédie Nr. 20; — des Herrn Peter Joseph Moulle, ein und sechszig Jahre alt, Geistlicher, an der Kirche Saint Sulpice angestellt, wohnhaft in Paris, Straße Servandoni, Nr. 11; — und des Herrn Alexander Dumas, dramatischer Schriftsteller, sieben und zwanzig Jahre alt, wohnhaft in Paris, Straße der Universität Nr. 21; — sind wir, wie folgt, zu dem Verhöre des Angeklagten geschritten.«

— Ist es so recht, meine Herren? fragte der Polizeicommissär, indem er sich mit augenscheinlich zufriedener Miene nach uns umwandte.

— Vollkommen! mein Herr, antworteten wir alle einstimmig.

— Wohlan! verhören wir den Angeklagten.

Indem er sich hierauf nach dem Gefangenen umwandte, der, so lange das Vorlesen währte, geräuschvoll und wie ein beklommener Mensch geathmet hatte, sagte er:

— Angeklagter, Ihren Namen, Vornamen, Alter, Wohnung und Gewerbe?

— Wird Alles das sehr lange dauern? fragte der Gefangene wie ein Mann, dessen Kräfte erschöpft sind.

— Antworten Sie: Ihren Namen und Vornamen? — Peter Jacquemin.

— Ihr Alter?

— Ein und vierzig Jahre.

— Ihre Wohnung?

— Sie kennen sie wohl, da Sie Sich darin befinden.

— Gleichviel, das Gesetz will, daß Sie auf diese Frage antworten.

— Sackgasse des Sergens.

— Ihr Gewerbe?

— Steinbrecher.

— Sie bekennen sich als den Urheber des Verbrechens?

— Ja.

— Sagen Sie uns die Ursache, welche Sie dasselbe hat begehen lassen und die Umstände, unter denen es begangen worden ist.

— Die Ursache, welche es hat begehen lassen. . . — das ist unnöthig, sagte Jacquemin; das ist ein Geheimniß, das zwischen mir und der bleiben wird, welche da liegt.

— Es gibt indessen keine Wirkung ohne Ursache. — Die Ursache. Ich sage Ihnen, daß Sie dieselbe nicht erfahren werden. Was die Umstände anbelangt, — wie Sie sagen, — Sie wollen sie kennen lernen?

— Ja.

— Nun denn! ich will sie Ihnen sagen. Wenn man unter der Erde arbeitet, wie wir so in der Dunkelheit arbeiten, und wenn man dann einen Grund zu Kummer zu haben glaubt, dann quält man sich die Seele, und dann steigen böse Gedanken in uns auf.

— O! o! unterbrach ihn der Polizeicommissär, Sie gestehen also den Vorbedacht.

— Ei! da ich Ihnen sage, daß ich Alles gestehe, ist das noch nicht genug?

— Doch, reden Sie.

— Nun denn, dieser böse Gedanke, der in mir aufgestiegen war, war Johanna zu tödten. — Das quälte mir länger als einen Monat den Kopf: — das Herz verhinderte den Kopf; — endlich bestimmte mich ein Wort, das ein Kamerad zu mir sagte.

— Welches Wort?

— O! das gehört zu den Dingen, welche Sie nichts angehen. Heute Morgen sagte ich zu Johanna: Ich werde heute nicht auf die Arbeit gehen; ich will mich belustigen, als ob es ein Festtag wäre; ich werde mit Kameraden zum Kugelspiel gehen. Sorge dafür, daß das Mittagessen um ein Uhr bereit ist. — Aber. . . — Es ist gut, keine Einwendungen; das Mittagessen für ein Uhr, Du verstehst? — Es ist gut! sagte Johanna.

Und sie ging aus, um das Mittagessen einzukaufen.

Statt zum Kugelspiele zu gehen, nahm ich während dieser Zeit das Schwert, das Sie da haben. — Ich hatte es selbst auf einem Sandsteine geschliffen. — Ich ging in den Keller hinab und versteckte mich hinter den Fässern, indem ich mir sagte: — Sie muß wohl in den Keller gehen, um Wein abzuziehen; dann werden wir sehen.

Von der Zeit, welche ich hinter dem Fasse blieb, das aufrecht steht. . . weiß ich nichts, ich hatte das Fieber, mein Herz klopfte, und ich sah Alles roth in der Nacht.

Und dann gab es eine Stimme, welche in mir und um mich herum jenes Wort wiederholte, das der Kamerad mir gestern gesagt hatte.

— Aber was ist das am Ende für ein Wort? fragte der Polizeicommissär von Neuem.

— Unnöthig. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Sie es niemals erfahren werden. Endlich hörte ich das Rauschen eines Kleides, einen Schritt, der näher kam. Ich sah Licht zittern. Den unteren Theil ihres Körpers, der herabkam, dann ihren Kopf. . . Man sah ihren Kopf wohl. . . Sie hielt ihren Leuchter in der Hand. — Ah! sagte ich, es ist gut!. . . und ich wiederholte leise das Wort, das mir der Kamerad gesagt hatte.

Während dieser Zeit näherte sie sich. Auf Ehre! Man hätte sagen können, daß sie eine Ahnung hätte, daß das eine schlechte Wendung für sie nehmen würde. Sie hatte Furcht, sie blickte nach allen Seiten; aber ich war gut versteckt, ich rührte mich nicht.

Nun warf sie sich vor dem Fasse auf die Kniee, hielt die Flasche daran und drehte den Hahn.

Ich stand auf. — Sie werden verstehen, sie lag auf den Knieen. — Das Geräusch des Weines, der in die Flasche lief, verhinderte sie, das Geräusch zu hören, das ich vielleicht machte. Außerdem machte ich keines; sie lag wie eine Schuldige, wie eine Verurtheilte auf den Knieen. Ich erhob das Schwert, und. . . hau!! . . . A Ich weiß nicht ein Mal, ob sie einen Schrei ausstieß, — der Kopf rollte auf den Boden.

In diesem Augenblicke wollte ich nicht sterben. Ich wollte mich retten. — Ich gedachte ein Loch in dem Keller zu machen und sie zu begraben. — Ich sprang auf den Kopf zu, der auf dem Boden rollte, während der Körper seiner Seite sprang. — Ich hatte einen Sack Gyps bereit, um das Blut zu verbergen. — Ich packte daher den Kopf, oder vielmehr der Kopf packte mich. — Sehen Sie.

Und er zeigte seine rechte Hand, an welcher ein tiefer Biß den Daumen verstümmelt hatte.

— Wie! Der Kopf hat Sie gepackt? sagte der Doctor. Was der Teufel sagen Sie denn da?

— Ich sage, daß er mich tüchtig biß, wie sie sehen. Ich sage, daß er mich nicht loslassen wollte. Ich stellte ihn auf den Sack Gyps, ich drückte ihn mit meiner linken Hand gegen die Wand und versuchte ihm die rechte zu entreißen; aber nach Verlauf eines Augenblickes ließen die Zähne von selbst los. Ich zog meine Hand zurück, nun, sehen Sie, es war vielleicht Wahnsinn, aber es schien mir, als ob der Kopf lebendig wäre; die Augen standen weit offen. Ich sah sie wohl, da das Licht auf dem Fasse stand, und dann die Lippen, die Lippen bewegten sich, und indem die Lippen sich bewegten, haben die Lippen gesagt: — *Elender! Ich war unschuldig!*

Ich weiß nicht, welche Wirkung diese Aussage auf die Andern hervorbrachte; aber was mich anbetrifft, so weiß ich, daß der Schweiß mir von der Stirn floß.

— Ah! Das ist zu stark, rief der Doctor aus, die Augen haben Dich angeblickt, die Lippen haben gesprochen?

— Hören Sie, Herr Doctor, da Sie ein Arzt sind, so glauben Sie an Nichts, das ist natürlich; aber ich sage Ihnen, daß der Kopf, den Sie da sehen, da, verstehen Sie? ich sage Ihnen, daß der Kopf mich gebissen hat, ich sage Ihnen, daß dieser Kopf da zu mir gesagt hat: *Elender, ich war unschuldig!* und der Beweis, daß er mir es gesagt hat, nun denn! ist daß ich mich retten wollte, nachdem ich Johanne getödtet hatte, nicht wahr? Und daß ich, statt mich zu retten, geraden Weges zu dem Herrn Maire gelaufen bin, um mich selbst anzugeben. Ist das wahr, Herr Maire, ist das wahr? antworten Sie.

— Ja, Jacquemin, antwortete Herr Ledru in einem Tone vollkommener Güte, — ja. es ist wahr.

— Untersuchen Sie den Kopf, Doctor, sagte der Polizeicommissär.

— Wenn ich nicht mehr da bin, Herr Robert, wenn ich nicht mehr da bin! rief Jacquemin aus.

— Fürchtest Du Dich etwa, daß sie Dich nochmals anredet, Einfaltspinsel? sagte der Doctor, indem er das Licht nahm und sich dem Gypssacke näherte.

— Herr Ledru, um Gottes Willen, sagte Jacquemin, sagen Sie ihnen mich gehen zu lassen, ich bitte Sie — ich bitte Sie inständigst.

— Mein Herr, sagte der Maire, indem er eine Geberde machte, welche den Doctor zurückhielt,

— Sie haben Nichts mehr aus dem Unglücklichen herauszubringen; erlauben Sie, daß ich ihn in das Gefängniß führen lasse. — Wenn das Gesetz die Confrontation vorgeschrieben hat, so hat es vorausgesetzt, daß der Angeklagte die Kraft hätte sie zu ertragen.

— Aber das Protokoll? sagte der Polizeicommissär. .

— Es ist so ziemlich beendet.

— Der Angeklagte muß es unterzeichnen.

— Er wird es in seinem Gefängnisse unterschreiben.

— Ja, ja! rief Jacquemin aus, in dem Gefängnisse werde ich Alles unterschreiben, was Sie wollen.

— Es ist gut! äußerte der Polizeicommissär.

— Gendarmen! Führen Sie diesen Mann fort, sagte Herr Ledru.

— Ach! Ich, danke Ihnen. Herr Ledru, ich danke Ihnen, sagte Jacquemin mit dem Ausdrucke unendlicher Dankbarkeit.

Und indem er selbst die beiden Gendarmen bei den Armen ergriff, zog er sie mit übermenschlicher Kraft nach der Höhe der Treppe fort.

Als dieser Mann sich entfernt, hatte sich das Drama mit ihm entfernt. — Es blieben nur noch zwei gräßlich anzusehende Dinge in dem Keller: eine Leiche ohne Kopf und ein Kopf ohne Körper.

Ich neigte mich nun auch zu Herrn Ledru.

— Mein Herr, sagte ich zu ihm. ist es mir erlaubt mich zu entfernen, indem ich dabei für die Unterzeichnung des Protokolles zu Ihrer Verfügung bleibe?

— Ja, mein Herr, aber unter einer Bedingung.

— Welche?

— Daß Sie zu mir kommen, um das Protokoll zu unterzeichnen.

— Mit dem größten Vergnügen, mein Herr; aber wann das?

— Ungefähr in einer Stunde. Ich werde Ihnen mein Haus zeigen; es hat Scarron angehört, das wird Sie interessiren.

— Ich werde in einer Stunde bei Ihnen sein, mein Herr.

Ich grüßte und ging nun auch die Treppe wieder hinauf; auf der höchsten Stufe angelangt, warf ich einen letzten Blick in den Keller.

Sein Licht in der Hand, schlug der Doctor Robert die Haare des Kopfes zurück: — Es war der einer noch schönen Frau, — so viel als ich darüber urtheilen konnte, denn die Augen waren geschlossen, die Lippen zusammengezogen und blau.

— Dieser Einfaltspinsel von Jacquemin, sagte er, zu behaupten, daß ein abgeschlagener Kopf sprechen kann; — es sei denn, daß er das erfunden hat, um glauben zu lassen, daß er wahnsinnig wäre; — das wäre nicht so übel gespielt. Es wären dann mildernde Umstände vorhanden.

IV.

Das Haus Scarrons.

Eine Stunde nachher war ich bei Herrn Ledru.

Der Zufall wollte, daß ich ihn auf dem Hofe antraf.

— Ah! sagte er, als er mich erblickte, da sind Sie; um so besser, es ist mir nicht unlieb mich ein wenig mit Ihnen zu unterhalten, bevor ich Sie unseren Tischgenossen vorstelle, denn Sie essen mit uns zu Mittag, nicht wahr?

— Aber, mein Herr, Sie werden mich entschuldigen.

— Ich nehme keine Entschuldigungen an; Sie fallen auf einen Donnerstag, um so schlimmer für Sie; der Donnerstag ist mein Tag; jeder, der am Donnerstage zu mir eintritt, gehört mir als volles Eigenthum an. Nach dem Mittagessen wird es Ihnen freistehen zu bleiben oder zu gehen. Ohne das Ereigniß von heute hätten Sie mich bei Tische gefunden, da ich unveränderlicher Weise um zwei Uhr zu Mittag esse. Ausnahmsweise werden wir heute um halb vier oder um vier Uhr essen. Pyrrhus, den Sie da sehen, — und Herr Ledru zeigte mir einen stattlichen Bullenbeißer, — Pyrrhus hat die Gemüthserschütterung der Mutter Antoine benutzt, um sich der Hammelkeule zu bemächtigen; das war sein Recht; so daß man genöthigt gewesen ist eine andere von dem Fleischer zu holen. Ich sagte, daß mir das nicht allein Zeit gewähren würde, Sie meinen Gästen vorzustellen, sondern auch noch die, Ihnen einige Auskünfte über sie zu geben.

— Einige Auskünfte?

— Ja, es sind Personen, welche wie die des *Barbier von Sevilla* und *Figaros* nöthig haben, daß ihnen eine gewisse Erklärung über das Kostüm und den Charakter vorausgeht; — aber fangen wir zuerst mit dem Hause an.

— Wie ich glaube, mein Herr, haben Sie mir gesagt, daß es Scarron angehört hätte.

— Ja, hier verpflegte die zukünftige Gattin des Königs Ludwig des XIV. einstweilen, bis sie den nicht zu unterhaltenden Mann unterhielt, den armen Gelähmten, ihren ersten Gatten; — Sie werden ihr Zimmer sehen.

— Der Frau von Maintenon?

— Nein, der Madame Scarron; — verwechseln wir nicht; das Zimmer der Frau von Maintenon ist in Versailles oder in Saint- Cyr. — Kommen Sie.

Wir gingen eine große Treppe hinauf, und befanden uns in einem Corridor, der auf den Hof ging.

— Setzen Sie, sagte Herr Ledru zu mir, das geht Sie an, Herr Dichter; das ist der reinste Bombast, der im Jahre 1650 gesprochen wurde.

— Ah, ah! Die Karte der Zärtlichkeit.

— Die Zu- und Abnahme, von Scarron gezeichnet, und von der Hand seiner Frau mit Anmerkungen versehen; Nichts als das.

In der That, zwei Karten nahmen die Zwischenwände der Fenster ein.

Sie waren mit der Feder auf einen großen, auf eine Pappe geklebten Bogen Papier gezeichnet.

— Sie sehen, fuhr Herr Ledru fort, diese große blaue Schlange, das ist der Fluß der Zärtlichkeit; diese kleinen Taubenschläge, das sind die Weiler der kleinen Aufmerksamkeiten, Liebesbriefe, Geheimniß. Da ist das Wirthshaus der Sehnsucht, das Thal der Süßigkeiten, die Brücke der Seufzer, der ganz mit Ungeheuern, wie der der Armida bevölkerte Wald der Eifersucht. Endlich ist hier in Mitte des Sees, in welchem der Fluß entspringt, der Palast der vollkommenen Befriedigung, das ist das Ziel der Reise, der Zweck seines Laufes.

— Den Teufel, was sehe ich da, einen Vulkan?

— Ja; er verheert zuweilen die Gegend. Es ist der Vulkan der Leidenschaften.

— Er befindet sich nicht auf der Karte der Fräulein von Scudéry.

— Nein. Er ist eine Erfindung der Madame Paul Scarron. —

— Die Andere?

— Die Andere, ist die Abnahme. Wie Sie sehen, fließt der Fluß über; er ist durch die Thränen derer angeschwollen, welche seinen Ufern folgen. Hier sind die Weiler der Langenweile, das Wirthshaus des Mißvergnügens, die Insel der Reue. Das ist höchst sinnreich.

— Würden Sie die Güte haben, mich das abschreiben zu lassen?

— Ah! So viel als Sie wollen. Wollen Sie jetzt das Zimmer der Madame Scarron sehen?

— Ich glaube es wohl!

— Hier ist es.

Herr Ledru machte eine Thüre auf; er ließ mich vorausgehen.

— Es ist jetzt das meinige;— aber mit Ausnahme der Bücher, mit denen es überfüllt ist, — ist es so, wie es zu der Zeit seiner berühmten Besitzerin war; — es ist derselbe Alkoven, dasselbe Bett, dieselben Möbeln; diese Toiletten-Kabinette waren die ihrigen.

— Und das Zimmer Scarrons?

— O! Das Zimmer Scarrons befand sich auf dem andern Ende des Corridors; aber, was dieses betrifft, so müssen Sie darauf verzichten; — man betritt es nicht, — es ist das geheime Zimmer, — das Kabinet Blaubarts.

— Den Teufel!

— Dem ist so. — Auch ich habe meine Geheimnisse, obschon ich Maire bin; — aber kommen Sie, — ich will Ihnen etwas Anderes zeigen.

Herr Ledru ging mir voraus; — wir gingen die Treppe hinab und traten in den Salon.

Wie das ganze übrige Haus, hatte dieser Salon einen eigenthümlichen Charakter. Seine Tapete war von einem Papier, dessen ursprüngliche Farbe zu bestimmen schwer gewesen wäre; längs der ganzen Wand befand sich eine doppelte Reihe von Sesseln, vor denen eine Reihe von Stühlen stand, das Ganze von alter Stickerie; von Stelle zu Stelle standen Spieltische und Guéridons; dann in Mute von alle dem, wie der Leviathan in Mitte der Fische des Oceans, ein riesenhafter Arbeitstisch, der sich von der Wand an, an welche er eines seiner Enden stützte, bis auf den dritten Theil des Salons erstreckte, ein ganz mit Büchern, Broschüren und Journalen, unter welchen der Constitutionel, die Lieblingslectüre des Herrn Ledru, wie ein König den Vorrang hatte, bedeckter Arbeitstisch.

Der Salon war leer, die Gäste gingen in dem Garten spazieren, den man in seiner ganzen Ausdehnung durch die Fenster erblickte.

Herr Ledru ging gerade auf seinen Arbeitstisch zu und zog eine ungeheure Schublade auf, in

welcher sich eine Menge kleiner Pakete gleich Saamenpacketen befanden. Die Gegenstände, welche diese Schublade enthielt, waren selbst in überschriebene Papiere eingewickelt.

— Sehen Sie, sagte er zu mir, da ist für Sie, den Geschichtsschreiber, noch etwas weit Merkwürdigeres, als die Karte der Zärtlichkeit. Es ist eine Sammlung von Reliquien, nicht von Heiligen, sondern von Königen.

In der That, jedes Papier enthielt einen Knochen, Haare des Kopfes oder des Bartes. — Es befand sich darunter eine Kniescheibe Karls des IX, der Daumen Franz des I., ein Stück von dem Schädel Ludwigs des XIV., eine Rippe Heinrichs des II, ein Wirbelbein Ludwigs des XV, Haare aus dem Barte Heinrich des IV, und Haare von dem Kopfe Ludwig des XIII. Jeder König hatte seinen Beitrag geliefert, und aus allen diesen Knochen hätte man bis auf weniges ein Skelet zusammensetzen können, das auf eine vollkommene Weise das der Französischen Monarchie vorgestellt hätte, welcher seit langer Zeit die Hauptgebeine fehlen.

Außerdem befand sich darunter ein Zahn Abeillard und ein Zahn Heloisens, zwei weiße Schneidezähne, welche sich vielleicht zu den Zeilen, wo sie mit ihren beben den Lippen bedeckt waren, in einem Kusse begegneten.

Woher rührte dieses Beinhaus?

Herr Ledru hatte die Ausgrabungen der Könige in Saint Denis geleitet, und aus jedem Grabe das genommen, was ihm beliebt hatte.

Herr Ledru ließ mir einige Augenblicke, um meine Neugierde zu befriedigen; als er hierauf sah, daß ich so ziemlich alle seine Überschriften die Musterung hatte passiren lassen, sagte er zu mir:

— Nun denn, wir haben uns genug mit den Todten beschäftigt, lassen Sie uns ein wenig zu den Lebendigen übergehen.

Und er führte mich an eines der Fenster, durch welches man, wie ich gesagt habe, die Aussicht auf den Garten hatte.

— Sie haben da einen herrlichen Garten, sagte ich zu ihm.

— Der Garten eines Pfarrers mit seiner Lindenallee, seiner Sammlung von Dahlias und Rosenstöcken, seinen Weinlauben und seinen Spaliren von Pfirsichen und Aprikosen. — Sie werden Alles das sehen; — aber lassen Sie uns für den Augenblick nicht mit dem Garten, sondern mit denen beschäftigen, welche darin spazieren gehen.

— Ah! Sagen Sie mir zuvörderst, wer dieser Herr Alliette, durch ein Anagramm Etteilla genannt, ist, welcher fragte, ob man sein wahres Alter oder nur das Alter wissen wollte, das er zu haben schiene; — es scheint mir, daß er ganz die fünf und siebenzig Jahre hat, welche Sie ihm gegeben haben.

— Ganz recht, antwortete mir Herr Ledru. — Ich fange mit ihm an. Haben Sie Hoffmann gelesen?

— Ja. . . warum?

— Nun denn! Er ist ein Mann Hoffmanns. Sein ganzes Lebenlang hat er die Karten und die Zahlen auf die Errathung der Zukunft anzuwenden gesucht; Alles was er besitzt, geht in dem Lottospiel verloren, in welchem er zuerst eine Terne gewonnen hatte, und worin er seitdem Nichts mehr gewonnen hat. Er hat Cagliostro und den Grafen von Saint-Germain gekannt: er behauptet zu ihrer Familie zu gehören, mit ihnen das Geheimniß und das Elixir eines langen Lebens gekannt zu haben. Wenn Sie ihn um sein wirkliches Alter fragen, so ist er zwei Hundert

fünf und sechzig Jahre alt; er hat zuerst Hundert Jahre ohne Gebrechlichkeiten von der Regierung Heinrich II. bis zu der Regierung Ludwig XIV. gelebt; dann hatte er Dank seinem Geheimnisse, indem er immerhin in den Augen der gewöhnlichen Menschen starb, drei andere Veränderungen, jede von fünfzig Jahren vollzogen. In diesem Augenblicke beginnt er die vierte wieder, und ist dem zu Folge nur fünf und zwanzig Jahre alt. Die zwei Hundert und fünfzig ersten Jahre zählen nur noch als Erinnerung. Er wird auf diese Weise, und er sagt es ganz laut, bis zu dem jüngsten Gerichte leben. Im fünfzehnten Jahrhunderte hätte man Alliette verbrannt, und man hätte Unrecht gehabt; heut zu Tage begnügt man sich ihn zu bedauern, und man hat wieder Unrecht. Alliette ist der glücklichste Mensch auf der Erde; er spricht nur von Karten, Zaubereien, ägyptischen Wissenschaften des Thot, Geheimnissen der Isis. Er gibt über diese Gegenstände kleine Bücher heraus, welche Niemand liest, und die indessen ein Buchhändler, der eben so närrisch ist als er, unter dem Pseudonym, der vielmehr unter dem Anagramm Etteilla herausgibt; er hat immer seinen Hut voller Broschüren. Da, sehen Sie, er hält ihn unter seinem Arme, so sehr fürchtet er sich, daß man ihm seine kostbaren Bücher nehmen mögte. Betrachten Sie den Mann, betrachten Sie das Gesicht, betrachten Sie den Anzug, und sehen Sie, wie die Natur immer übereinstimmend ist, und wie genau der Hut zu dem Kopfe, der Mann zu dem Anzuge, das Wamms zu der Form paßt, wie Sie Romantiker sagen.

In der That, Nichts war wahrer. Ich musterte Alliette, er war in einen schmierigen, staubigen, abgeschabten Rock voller Flecken gekleidet; sein Hut mit wie lakirteß Leder glänzenden Rändern wurde oben übermäßig weit; er trug ein kurzes Beinkleid von schwarzem Kasimir, schwarze oder vielmehr fuchsige Strümpfe, und abgerundete Schuhe gleich denen der Könige, unter welchen er geboren zu sein behauptete.

Was den Körper anbelangt, so war er ein dicker kleiner Mann, untersetzt, das Gesicht einer Sphinx, verzerrt, breiter zahnloser Mund, der durch eine tiefe Furche angedeutet war, mit dünnen, langen und gelben Haaren, welche wie ein Heiligenschein um seinen Kopf herumflatterten.

— Er unterhält sich mit dem Abbé Moulle, sagte ich zu Herrn Ledru, der, welcher uns bei unserer Untersuchung von heute Morgen begleitete, eine Untersuchung, auf welche wir zurückkommen werden.

— Und warum sollten wir wieder darauf zurückkommen? fragte mich Herr Ledru, indem er mich neugierig anblickte.

— Weil, entschuldigen Sie mich, aber Sie haben an die Möglichkeit zu glauben geschienen, daß dieser Kopf gesprochen hätte.

— Sie sind Physiognom. Nun denn! es ist wahr, ich glaube daran; ja, wir werden von alledem wieder sprechen, und wenn Sie neugierig auf Geschichten der Art sind, so finden Sie hier Jemand, mit dem Sie darüber sprechen können. Aber gehen wir auf den Abbé Moulle über.

— Er muß im Umgange ein angenehmer Mann sein, unterbrach ich ihn; das Sanfte seiner Stimme, als er auf die Fragen des Polizeicommissärs antwortete, hat mich überrascht.

— Nun denn! Sie haben dieses Mal wieder richtig gerathen. Moulle ist seit vierzig Jahren mein Freund, und er ist sechzig alt; wie Sie sehen, ist er eben so sauber und sorgfältig gekleidet, als Alliette verschabt, schmierig und schmutzig ist; er ist im höchsten Grade ein Mann von Welt, und in der Gesellschaft des Faubourg Saint Germain sehr gern gesehen; er ist es, der die Söhne und die Töchter der Pairs von Frankreich verheirathet; diese Verheirathungen sind für ihn die Veranlassung kleine Reden zu halten, welche die sich Verheirathenden drucken lassen und

sorgfältig in der Familie aufbewahren. — Er wäre beinahe Bischof von Clermont geworden. — Wissen Sie, warum er es nicht geworden ist? weil er ehemals ein Freund Cazotte gewesen ist, kurz weil er, wie Cazotte an das Bestehen höherer und niederer Geister, guter und böser Genien glaubt; wie Alliette, sammelt er Bücher. — Sie werden bei ihm Alles finden, was über Gesichter und Erscheinungen, über Gespenster und Geister geschrieben ist, — obgleich er, ausgenommen unter Freunden, schwer über alle diese Dinge spricht, die nicht durchaus orthodox sind. — Kurz, er ist ein überzeugter, aber vorsichtiger Mann, der Alles das, was sich Außergewöhnliches auf dieser Welt zuträgt, der Macht der Hölle oder der Vermittelung himmlischer Geister zuschreibt. — Wie Sie sehen, hört er schweigend das an, was Alliette ihm sagt, — scheint irgend einen Gegenstand zu betrachten, den sein Begleiter nicht sieht, und dem er von Zeit zu Zeit durch eine Bewegung der Lippen oder ein Nicken des Kopfes antwortet. Zuweilen verfällt er mitten in unserer Gesellschaft plötzlich in eine finstere Träumerei, — schaudert, zittert, wendet den Kopf um und geht in dem Salon auf und ab. In diesem Falle muß man ihn gehen lassen; es wäre vielleicht gefährlich ihn zu wecken, — ich sage zu wecken, denn ich glaube, daß er dann in dem Zustande des Somnambulismus ist. Außerdem erwacht er von selbst, und, wie Sie sehen werden, hat er in diesem Falle ein liebenswürdiges Erwachen.

— O! aber, sagen Sie doch, äußerte ich Herrn Ledru, es scheint mir, daß er so eben einen jener Geister beschworen hat, von denen Sie mir vorhin erzählten?

Und ich zeigte meinem Wirthe mit dem Finger ein wahrhaft wanderndes Gespenst, das die beiden Plaudernden eingeholt hatte, und das vorsichtig seinen Fuß zwischen die Blumen stellte, auf denen es gehen zu können schien, ohne sie zu beugen.

— Dieser da, sagte er zu mir, ist noch einer meiner Freunde, der Chevalier Lenoir.

— Der Errichter des Museums des Petits Augustins? . . .

— Er selbst. Er stirbt vor Kummer über die Zerstreung seines Museums, für welches er im Jahre 93 und 94 zehn Male beinahe umgebracht worden ist. Die Restauration hat es mit ihrem gewöhnlichen Geiste schließen lassen, — mit dem Befehle, die Monumente den Gebäuden zurückzugeben, denen sie angehörten und den Familien, welche Rechte hatten sie zurückzufordern. — Unglücklicher Weise waren die meisten Monuments zerstört, die meisten Familien waren ausgestorben, so daß die merkwürdigsten Fragmente unserer alterthümlichen Bildhauerkunst, und dem zu Folge unserer Geschichte, zerstreut, verloren gegangen sind. So geht Alles von unserem alten Frankreich unter; es blieben nur noch diese Fragmente, und von diesen Fragmenten wird bald nichts mehr übrig bleiben, und wer sind die, welche zerstören? Die selbst, die das meiste Interesse für die Erhaltung haben sollten.

Und, so liberal er auch war, wie man zu jener Zeit sagte, Herr Ledru stieß einen Seufzer aus.

— Sind das alle Ihre Gäste? fragte ich Herrn Ledru.

— Wir werden vielleicht den Doctor Robert haben. Ueber diesen sage ich Ihnen nichts, ich glaube, daß Sie ihn beurtheilt haben. Er ist ein Mann, der sein ganzes Leben lang Versuche an der menschlichen Maschine angestellt hat, wie er es an einer Gliederpuppe gethan hätte, ohne zu ahnen, daß diese Maschine eine Seele hat, um die Schmerzen zu begreifen, und Nerven, um sie zu fühlen. Er ist ein Lebemann, der eine große Anzahl Todte gemacht hat. Dieser glaubt, zum Glück für ihn, nicht an Gespenster. Er ist ein mittelmäßiger Kopf, der geistreich zu sein meint, weil er lärmend ist, Philosoph, weil er Gottesleugner ist; er ist einer jener Männer, die man empfängt, nicht um sie zu empfangen, sondern weil sie zu uns kommen. Sie dort zu holen, wo sie sind, das wird uns niemals einfallen.

— O! mein Herr, wie gut ich diese Menschenklasse kenne!

— Wir sollten noch einen andern Freund von mir haben, der nur weit jünger als Alliette, als der Abbé Moulle und der Chevalier Lenoir ist, der zugleich Alliette über die Wahrsagerei, Moulle über die Lehre von den Geistern, und dem Chevalier Lenoir über die Alterthümer die Spitze bietet; eine lebendige Bibliothek, ein in eine Christliche Haut gebundener Katalog, den Sie sogar kennen müssen.

— Den Bibliophilen Jakob?

— Ganz recht.

— Und er wird nicht kommen?

— Er ist zum Mindesten nicht gekommen, und da er weiß, daß wir gewöhnlich um zwei Uhr essen, und es auf vier Uhr geht, so ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er zu uns kömmt.

— Er ist auf der Aufsuchung irgend einer alten, im Jahre 1570 in Amsterdam gedruckten Scharteke. Eine *Urausgabe* mit drei Druckfehlern, einen auf dem ersten Blatte, einen auf dem siebenten und einen auf dem letzten.

In diesem Augenblicke machte man die Thür des Salons auf und die Mutter Antoine erschien.

— Das Essen ist angerichtet, meldete sie.

— Geschwind, meine Herren, sagte Herr Ledru, indem er nun auch die Thür des Gartens aufmachte, zu Tische, zu Tische.

Indem er sich hierauf nach mir umwandte, sagte er zu mir:.

— Jetzt muß sich noch irgendwo in dem Garten außer den Gästen, welche Sie sehen und deren Geschichte ich Ihnen geschildert habe, ein Gast befinden, den Sie nicht gesehen und von dem ich nicht gesprochen habe. Dieser ist zu fern von den Dingen dieser Welt, um die rohe Aufforderung gehört zu haben, die ich so eben gemacht, und dem alle unsere Freunde Folge leisten, wie Sie sehen. Suchen Sie, das geht Sie an: wenn Sie eine Immaterialität, eine Durchsichtigkeit, eine Erscheinung, wie die Deutschen sagen, gefunden haben werden, so werden Sie Sich nennen und versuchen sie zu überreden, daß es gut sei, zuweilen zu essen, wäre es auch nur, um zu leben; Sie werden ihr Ihren Arm anbieten und sie zu uns führen; gehen Sie.

Ich gehorchte Herrn Ledru, indem ich errieth, daß der liebenswürdige Mann, den ich in einigen Minuten gewürdigt hatte, mir irgend eine angenehme Überraschung vorbehielt, und ich ging in den Garten, indem ich um mich blickte.

Die Nachforschung dauerte nicht lange, und ich erblickte bald das, was ich suchte.

Es war eine in dem Schatten einer Linde sitzende Frau, von der ich weder das Gesicht noch die Gestalt sah; das Gesicht, weil es nach der Seite des Feldes gerichtet war; die Gestalt, weil sie in einen großen Shawl gehüllt war.

Sie war ganz schwarz gekleidet.

Ich näherte mich ihr, ohne daß sie eine Bewegung machte. Das Geräusch meiner Schritte schien nicht bis zu ihrem Ohre zu gelangen; man hätte sagen können, daß sie eine Statue wäre.

Uebrigens war Alles das, was ich von ihrer Person erblickte, anmuthig und ausgezeichnet.

Von Weitem hatte ich bereits gesehen, daß sie blond war. Ein Strahl der Sonne, der durch das Laub der Linden fiel, spielte auf ihren Haaren, und machte aus Ihnen einen goldigen Heiligenschein; in der Nähe konnte ich die Feinheit ihrer Haare bemerken, die mit jenen seidenen Fäden gewetteifert hätten, welche die ersten Herbstwinde von dem Mantel der Jungfrau abnehmen; ihr Hals rundete sich, um ihrem Kopf zu helfen, sich auf ihre rechte Hand zu stützen,

deren Ellbogen sich auf die Lehne des Stuhles stützte, während ihr linker Arm an ihrer Seite herabhing, indem er mit der Spitze seiner zarten Finger eine weiße Rose hielt. Der wie der eines Schwanes gerundete Hals, die zurückgeschlagene Hand, der herabhängende Arm, alles das war von derselben matten Weiße. — Man hätte sie für einen Marmor von Paros, ohne Adern auf der Oberfläche, ohne Pulse im Innern halten können; die Rose, welche zu verwelken begann, war weit röther und weit lebendiger, als die Hand, die sie hielte.

Ich betrachtete sie einen Augenblick lang, und je mehr ich sie betrachtete, desto mehr schien es mir, daß es kein lebendes Wesen wäre, welches ich vor Augen hatte.

Ich war so weit gekommen zu zweifeln, daß wenn ich sie anrede, sie sich umwenden würde. Zwei bis drei Male öffnete sich mein Mund und schloß sich wieder, ohne ein Wort ausgesprochen zu haben. Endlich entschloß ich mich.

— Madame, sagte ich zu ihr.

Sie erbehte, wandte sich um, betrachtete mich voller Erstaunen, wie es Jemand thut, der aus einem Traume erwacht und seine Gedanken sammelt.

Ihre großen schwarzen, auf mich gehefteten Augen, — sie hatte zu den blonden Haaren, die ich beschrieben, schwarze Augenbrauen und Augen, — ihre großen schwarzen, auf mich gehefteten Augen hatten einen seltsamen Ausdruck.

Während einiger Sekunden blieben wir ohne uns anzureden; — sie, indem sie mich anblickte, ich, indem ich sie betrachtete.

Es war eine Frau von zwei und dreißig bis drei und dreißig Jahren, die von wundervoller Schönheit gewesen sein mußte, bevor ihre Wangen hohl geworden, bevor die Farbe ihrer Haut erbleicht war; — übrigens fand ich sie so, mit ihrem bleichen Gesichte vollkommen schön, das von derselben Farbe als ihre Hand ohne irgend einen Schimmer von Roth war, wodurch ihre Augen kohlschwarz, ihre Lippen von Korallen schienen.

— Madame, wiederholte ich, Herr Ledru behauptet, daß wenn ich Ihnen sagte, daß ich der Verfasser von *Heinrich II.*, von *Christine* und von *Antony* bin, Sie mich als vorgestellt halten und meinen Arm bis zu dem Speisesaale annehmen würden.

— Verzeihung, mein Herr, sagte sie, Sie sind seit einem Augenblicke hier, nicht wahr? — Ich habe Sie kommen fühlen, — aber ich vermogte nicht mich umzuwenden; — das begegnet mir zuweilen, wenn ich nach gewissen Seiten sehe. Ihre Stimme hat den Zauber gebrochen, so geben Sie mir denn Ihren Arm und lassen Sie uns gehen.

Sie stand auf und legte ihren Arm unter den meinigen; aber kaum, obgleich sie sich keineswegs Zwang anzuthun schien, fühlte ich den Druck dieses Armes.

Man hätte sie für einen Schatten halten können, der an meiner Seite ging.

Wir kamen in den Speisesaal, ohne, weder der eine noch die andre, ein Wort weiter gesprochen zu haben.

Zwei Plätze waren an dem Tische vorbehalten.

Einer zur Rechten des Herrn Ledru für sie, einer ihr gegenüber für mich.

V.

Die Ohrfeige der Charlotte Corday.

Dieser Tisch des Herrn Ledru hatte seinen Charakter, wie Alles das, was bei Herrn Ledru war.

Es war ein großes, an die Gartenfenster gestütztes Hufeisen, welches drei Viertel des unermesslichen Saales für die Bedienung frei ließ. Dieser Tisch konnte zwanzig Personen empfangen, ohne daß dadurch Jemand genirt war; man aß immer an demselben, Herr Ledru mochte nun ein, zwei, vier, zehn, oder zwanzig Gäste haben oder allein essen; an diesem Tage waren wir nur zu sechs, und nahmen kaum den dritten Theil desselben ein.

Jeden Donnerstag war der Küchenezettel derselbe. Herr Ledru dachte, daß seine Gäste während der acht verflossenen Tage zu Haus oder bei den andern Wirthen, welche sie eingeladen hatten, etwas Anderes wieder gegessen haben. Man war daher gewiß, bei Herrn Ledru jeden Donnerstag Suppe, Rindfleisch, ein gebratenes Huhn, einen Hammelsbraten, Bohnen und Salat zu finden.

Die Hühner verdoppelten oder verdreifachten sich je nach den Bedürfnissen der Gäste.

Es mochte nun wenig, keine oder viel Gesellschaft da sein, Herr Ledru saß immer an dem einen Ende des Tisches, dem Garten den Rücken, dem Hofe das Gesicht zugewandt. Er saß in einem großen, seit zehn Jahren auf demselben Platze stehenden Sessel; — dort empfing er aus den Händen seines Gärtners Antoine, — der wie Meister Jacques in einen Bedienten verwandelt war, außer dem gewöhnlichen Weine einige Flaschen alten Burgunder, den man ihm mit gewissenhafter Sorgfalt überbrachtes den er entpfropfte und seinen Gästen selbst mit derselben Achtung und derselben Verehrung einschenkte.

Vor achtzehn Jahren glaubte man noch an Etwas, in zehn Jahren wird man an Nichts mehr glauben, nicht einmal an alten Wein.

Nach dem Mittagessen ging man in den Salon, um den Kaffee zu trinken.

Das Mittagessen verfloß, wie ein Mittagessen verfließt damit, die Köchin zu loben und den Wein zu preisen. — Die junge Frau allein aß nur einige Krumen Brod, trank nur ein Glas Wasser, und sprach kein einziges Wort aus.

Sie erinnerte mich an den Erdgeist aus *Tausend Und Eine Nacht*, welcher sich wie die Andern zu Tische setzte, aber nur um einige Körner Reis mit einem Zahnstocher zu essen.

Nach dem Mittagessen ging man wie gewöhnlich in den Salon.

Es war natürlicher Weise an mir, unserer schweigsamen Tischgenossin den Arm zu geben. Sie kam mir die Hälfte des Weges entgegen, um ihn zu nehmen. Es war immer dieselbe Nachlässigkeit in den Bewegungen, dieselbe Anmuth in der Haltung, ich mögte fast sagen, dieselbe Unfühlbarkeit in den Gliedern.

Ich führte sie an einen langen Sessel, auf den sie sich legte.

Während wir zu Mittag aßen, waren zwei Personen in den Salon geführt worden.

Es war der Doctor und der Polizeicommissär.

Der Polizeicommissär kam, uns das Protokoll unterzeichnen zu lassen, das Jacquemin bereits in seinem Gefängnisse unterzeichnet hatte.

Ein kleiner Blutfleck war auf dem Papier zu bemerken:

Ich unterzeichnete nach meiner Reihe, und indem ich unterzeichnete, fragte ich:

— Was ist das für ein Fleck? rührt dieses Blut von der Frau oder von dem Gatten her?

— Es rührt von der Wunde her, antwortete mir der Polizeicommissär, welche der Mörder an der Hand hatte, und die fortwährend blutet, ohne daß man das Blut zu stillen vermag.

— Begreifen Sie, Herr Ledru, sagte der Doctor, daß dieser dumme Mensch darauf beharrt zu behaupten, daß der Kopf seiner Frau zu ihm gesprochen hatte?

— Und Sie halten die Sache für unmöglich, nicht wahr, Doctor?

— Bei Gott!

— Sie halten es sogar für unmöglich, daß die Augen sich wieder geöffnet haben?

— Unmöglich.

— Sie glauben nicht, daß das in seinem Ausfließen durch diese Lage Gyps, welche auf der Stelle alle Adern und alle Gefäße verstopft hat, unterbrochene Blut, diesem Kopfe einen Augenblick des Lebens und des Gefühles hat wiedergeben können?

— Ich glaube es nicht.

— Nun denn! sagte Herr Ledru, ich glaube es.

— Ich auch, sagte Alliette.

— Ich auch, sagte der Abbé Moulle.

— Ich auch, sagte der Chevalier Lenoir.

— Ich auch, sagte ich.

Der Polizeicommissär und die bleiche Dame allein sagten nichts: — der eine ohne Zweifel, weil ihn die Sache nicht genug interessirte, die andere vielleicht, weil sie die Sache zu sehr interessirte.

— Ah! wenn Sie Alle gegen mich sind, so werden Sie Recht haben. Nur, wenn einer von Ihnen Arzt wäre. . .

— Aber, Doctor, sagte Herr Ledru, Sie wissen, daß ich es so ziemlich bin.

— In diesem Falle, sagte der Doctor, müssen Sie wissen, daß es da keinen Schmerz mehr gibt, wo es kein Gefühl mehr gibt, und daß das Gefühl durch die Trennung der Wirbelsäule zerstört wird.

— Und wer hat Ihnen das gesagt? fragte Herr Ledru.

— Der Verstand, bei Gott!

— O! eine schöne Antwort. — Ist es nicht etwa auch der Verstand, der den Richtern, welche Galilei verdammt haben, sagte, daß es die Sonne wäre, die sich drehe, und daß die Erde regungslos bliebe? — Der Verstand ist ein Dummkopf, mein lieber Doctor. Haben Sie selbst Versuche an abgeschnittenen Köpfen angestellt?

— Nein, niemals.

— Haben Sie die Dissertationen Sömmerings gelesen? Haben Sie die Protokolle des Doctor Sue gelesen? Haben Sie die Protestationen Oelchers gelesen?

— Nein.

— Demnach also glauben Sie, nicht wahr, nach dem Berichte des Herrn Guillotin, daß seine Maschine das sicherste, das schnellste und das am wenigsten schmerzhafteste Mittel ist, das Leben zu beendigen.

— Ich glaube es.

— Nun denn! Sie irren sich, mein lieber Freund, das ist Alles.

— Ah! zum Beispiele!

— Hören Sie, Doctor, da Sie Sich auf die Wissenschaft berufen haben, so will ich Ihnen wissenschaftlich antworten, — und glauben Sie es nur, Niemand von uns ist dieser Unterhaltung fremd genug, um nicht daran Theil zu nehmen.

Der Doctor machte eine Geberde des Zweifels.

— Gleichviel, dann werden Sie allein verstehen.

Wir hatten uns Herrn Ledru genähert, und ich für mein Theil hörte ihm begierig zu, da die Frage der entweder durch den Strick, oder durch das Schwert, oder durch Gift angewandten Todesstrafe, mich immer als eine Frage der Menschlichkeit außerordentlich beschäftigt hatte.

Ich hatte sogar selbst einige Nachforschungen über die verschiedenen Schmerzen angestellt, welche den verschiedenen Todesarten vorausgehen, sie begleiten und ihnen folgen.

— Wohlan, sprechen Sie, sagte der Doctor in einem ungläubigen Tone.

— Es ist leicht jedem, der nur den geringsten Begriff von dem Baue und von den Lebenskräften unseres Körpers hat, fuhr Herr Ledru fort, zu beweisen, daß das Gefühl nicht gänzlich durch die Hinrichtung zerstört ist, und das, was ich behauptete, Doctor, ist nicht auf Hypothesen, sondern auf Thatsachen begründet.

— Lassen Sie diese Thatsachen hören.

— Hier sind sie: 1) der Sitz des Gefühles ist in dem Gehirn, nicht wahr?

— Das ist wahrscheinlich.

— Die Verrichtungen dieses Bewußtseins des Gefühles können vor sich gehen, obgleich der Umlauf des Blutes durch das Gehirn unterbrochen, geschwächt oder theilweise zerstört sei.

— Das ist möglich.

— Wenn also der Sitz der Fähigkeit zu fühlen in dem Gehirne ist, so hat der Hingerichtete, so lange als das Gehirn seine Lebenskraft behält, das Gefühl seines Daseins.

— Beweise!

— Hier sind sie. — Haller sagt in seinen *Elementis Physicis*, Tom. 4., pag. 35:

»Ein abgeschlagener Kopf schlug die Augen wieder auf, und blickte mich von der Seite an, weil ich mit der Spitze des Fingers sein Rückenmark berührt hatte.«

— Haller, es sei; — aber Haller hat sich irren können.

— Er hat sich geirrt, ich will es zugeben. Gehen wir zu einem Andern über. — Weycard, *Arts philosophiques* p. 221, sagt:

»Ich habe die Lippen eines Mannes sich bewegen sehen, dem der Kopf abgeschlagen war.«

— Gut; aber von sich Bewegen bis zum Sprechen. . .

— Warten Sie, wir kommen darauf. — Hier ist Sömmering; seine Werke sind da, und Sie können suchen. Sömmering sagt: »Mehrere Aerzte, meine Collegen, haben mir versichert, einen von dem Rumpfe getrennten Kopf vor Schmerz mit den Zähnen knirschen gesehen zu haben, und ich bin überzeugt, daß wenn die Luft noch durch die Organe der Stimme kreiste, *die Köpfe sprechen würden*.« — Nun denn! Doctor, fuhr Herr Ledru erbleichend fort, — ich bin weiter als Sömmering. — Zu mir hat ein Kopf gesprochen.

Wir erbehten Alle. — Die bleiche Dame erhob sich auf ihrem langen Stuhl.

— Zu Ihnen?

— Ja, zu mir; werden Sie etwa auch sagen, daß ich ein Narr bin?

— Dam! äußerte der Doctor, wenn Sie mir sagen, daß Ihnen selbst. . .

— Ja, ich sage Ihnen, daß mir die Sache selbst begegnet ist. Sie sind zu höflich, nicht wahr, Doctor, um mir laut zu sagen, daß ich verrückt bin; aber Sie werden es in Ihrem Inneren sagen, und das würde durchaus auf dasselbe herauskommen.

— Wohlan! lassen Sie hören, erzählen Sie uns das, sagte der Doctor.

— Sie haben gut sprechen. Wissen Sie, daß ich das, was Sie von mir Ihnen erzählt wünschen, seit den sieben und dreißig Jahren, wo mir die Sache begegnet ist, noch Niemand erzählt habe; wissen Sie, daß ich Ihnen nicht dafür stehe, ohnmächtig zu werden, indem ich es Ihnen erzähle, wie ich ohnmächtig geworden bin, als jener Kopf gesprochen hat, als die sterbenden Augen sich auf die meinigen geheftet haben?

Das Gespräch wurde immer interessanter, die Lage immer dramatischer.

— Nun denn, Ledru, Muth, sagte Alliette, erzählen Sie uns das.

— Erzählen Sie uns das, mein Freund, sagte der Abbé Moulle.

— Erzählen Sie, sagte der Chevalier Lenoir.

— Mein Herr. . . flüsterte die bleiche Frau.

Ich sagte Nichts, aber mein Verlangen lag in meinen Augen.

— Es ist sonderbar, sagte Herr Ledru, ohne uns zu antworten und wie, als ob er mit sich selbst spräche, es ist sonderbar, welchen Einfluß die Ereignisse auf einander haben! Sie wissen, wer ich bin, sagte Herr Ledru, indem er sich nach meiner Seite wandte.

— Ich weiß, mein Herr, antwortete ich, daß Sie ein sehr unterrichteter, sehr geistreicher Mann sind, der vortreffliche Mittagessen gibt, und daß Sie Maire von Fontenay-aux-Roses sind.

Herr Ledru lächelte, indem er mir mit einem Zeichen des Kopfes dankte.

— Ich spreche von meiner Herkunft, von meiner Familie, sagte er.

— Ich kenne Ihre Herkunft nicht, mein Herr, und kenne Ihre Familie nicht.

— Wohlan! Hören Sie, ich will Ihnen Alles sagen, und vielleicht wird dann die Geschichte, die Sie zu wissen wünschen und die ich Ihnen nicht zu erzählen wage, nachher kommen. Wenn sie kömmt, wohlan! so werden Sie sie nehmen; wenn sie nicht kömmt, so verlangen Sie sie nicht mehr von mir; es ist ein Beweis, daß die Kraft mir gefehlt hat, sie Ihnen zu erzählen.

Jedermann setzte sich und traf seine Anstalten, um nach seiner Bequemlichkeit zuzuhören.

Uebrigens war der Salon ein wahrer Salon für Erzählungen oder Legenden, groß, dunkel durch die dicken Vorhänge und das abnehmende Tageslicht, dessen Ecken bereits in voller Finsterniß waren, während die Linien, welche mit den Thüren und den Fenstern in Verbindung standen, allein einen Rest von Licht behielten.

In einer dieser Ecken befand sich die bleiche Dame. Ihr schwarzes Kleid war gänzlich in der Dunkelheit verloren. Ihr weißer, regungslos auf das Kissen des Sophas zurückgeworfener Kopf war allein sichtbar.

Herr Ledru begann:

— Ich bin, sagte er, der Sohn des berühmten Comus, Physiker des Königs und der Königin; mein Vater, den sein spaßhafter Beinamen unter die Taschenspieler und Charlatane hatte stellen lassen, war ein ausgezeichneter Gelehrter der Schule Voltas, Galvanis und Mesmers. Er war der

Erste in Frankreich, welcher sich mit Phantasmagorie und Electricität beschäftigte, indem er dem Hofe mathematische und physikalische Sitzungen gab.

Die arme Maria Antoinette, die ich zwanzig Male gesehen habe, und die mich bei ihrer Ankunft in Frankreich, das heißt, als ich ein Kind war, bei den Händen ergriffen und geküßt hat, Maria Antoinette war in, ihn vernarrt. Bei seiner Anwesenheit im Jahre 1777 erklärte Joseph II., daß er nichts Merkwürdigeres gesehen hätte, als Comus.

Bei alle dem beschäftigte sich mein Vater mit der meines Bruders und meiner Erziehung, indem er uns in das einweihte, was. er von geheimen Wissenschaften wußte, und in eine Menge von galvanischen, physikalischen und magnetischen Kenntnissen, die heut zu Tage allgemein bekannt sind, die aber zu jener Zeit Geheimnisse, nur Vorrechte für Einige waren; der Titel als Physiker des Königs brachte meinen Vater im Jahre 93 in das Gefängniß; aber mittelst einiger freundschaftlichen Verbindungen, die ich mit der Berg-Partei hatte, gelang es mir, ihn wieder freigegeben zu lassen.

Mein Vater zog sich nun in dasselbe Haus zurück, in welchem ich mich befinde, und starb darin im Jahre 1807 im Alter von sechs und siebenzig Jahren.

Kommen wir auf mich zurück.

Ich habe von meinen freundschaftlichen Verbindungen mit der Berg-Partei gesprochen. Ich war in der That mit Danton und Camille Desmoulins befreundet. Ich hatte Marat, eher als Arzt, wie als Freund, gekannt, kurz ich hatte ihn gekannt. Aus dieser Bekanntschaft, so kurz sie auch gewesen ist, die ich mit ihm hatte, ging hervor, daß ich mich an dem Tage, an welchem man Fräulein von Corday auf das Schaffot führte, entschloß, ihrer Hinrichtung beizuwohnen.

— Ich wollte Ihnen gerade, unterbrach ich ihn, in Ihrem Streite mit dem Herrn Doctor Robert über die Fortdauer des Lebens dadurch zu Hilfe kommen, daß ich die Thatsache erzählte, welche die Geschichte in Bezug auf Charlotte von Corday aufbewahrt hat.

— Wir kommen darauf, unterbrach mich Herr Ledru, lassen Sie mich erzählen. Ich war Zeuge, dem zu Folge können Sie das glauben, was ich sagen werde.

Von zwei Uhr Nachmittags an hatte ich meinen Posten neben der Statue der Freiheit eingenommen. Es war ein heißer Julitag, das Wetter war drückend, der Himmel war bedeckt und verhieß ein Gewitter.

Um vier Uhr brach das Gewitter aus; wie man sagt, bestieg Charlotte gerade in diesem Augenblicke den Karren. Man hatte sie in dem Augenblicke in ihrem Gefängnisse abgeholt, wo ein junger Maler damit beschäftigt war, ihr Porträt zu malen. Der eifersüchtige Tod schien zu wollen, daß Nichts das junge Mädchen überleben sollte, nicht einmal ihr Bild.

Der Kopf war flüchtig auf der Leinwand entworfen, — und, wie sonderbar! in dem Augenblicke, wo der Scharfrichter eintrat, war der Maler an der Stelle des Halses, welche das Eisen der Guillotine durchschneiden sollte.

Die Blitze leuchteten, der Regen fiel, der Donner grollte, aber nichts hatte das neugierige Volk zerstreuen können; die Kais, die Brücken, die Plätze waren überfüllt; — das Getöse der Erde überschallte fast das Getöse des Himmels. — Jene Weiber, welche man mit jenem energischen Namen Leckerinnen der Guillotine benannte, verfolgten sie mit Verwünschungen. — Ich hörte dieses Brüllen zu mir kommen, wie man das eines Wasserfalles hört. Lange bevor man etwas erblicken konnte, wogte die Menge; endlich erschien der Karren wie ein unglückseliges Schiff, indem er den Strom spaltete, und ich konnte die Verurtheilte erkennen, welche ich nicht kannte,

die ich niemals gesehen hatte.

Es war ein schönes junges Mädchen von sieben und zwanzig Jahren, mit prachtvollen Augen, einer Nase von vollkommenem Schnitte, Lippen von außerordentlicher Regelmäßigkeit. Sie stand aufrecht, den Kopf erhoben, weniger als wolle sie diese Menge zu beherrschen scheinen, als weil ihre auf den Rücken gebundenen Hände sie zwangen den Kopf so zu halten. — Der Regen hatte aufgehört; da sie aber während drei Viertel des Weges den Regen ertragen hatte, so zeigte das Wasser, das auf sie geflossen war, die Umrisse ihres reizenden Körpers; — man hätte glauben können, daß sie aus dem Bade käme. — Das rothe Hemd, mit dem sie der Scharfrichter bekleidet hatte, verlieh diesem so stolzen und so energischen Kopfe einen seltsamen Anblick, einen schaurigen Glanz.

In dem Augenblicke, wo sie auf dem Platze anlangte, hörte der Regen auf, und ein zwischen zwei Wolken durchfallender Sonnenstrahl spiegelte sich auf ihren Haaren, die er wie einen Heiligenschein glänzen ließ. Wahrlich, — ich schwöre es Ihnen, obgleich dieses junge Mädchen einen Mord begangen hatte, — eine schreckliche That, selbst dann, wenn sie die Menschheit rächt, — obgleich ich diesen Mord verabscheute, — ich hätte nicht zu sagen vermocht, ob das, was ich sah, eine Apotheose oder eine Hinrichtung wäre. Als sie das Schaffot erblickte, erbleichte sie, und diese Blässe war merklich, besonders wegen des rothen Hemdes, das bis zu ihrem Hals hinauf reichte; aber fast sogleich beherrschte sie sich, und wandte sich vollends nach dem Schaffotte um, das sie lächelnd anblickte.

Der Karren hielt; Charlotte sprang auf den Boden, ohne erlauben zu wollen, daß man ihr beim Aussteigen helfe, dann stieg sie die durch den gefallenen Regen schlüpferig gewordenen Stufen des Schaffottes so rasch hinauf, als es ihr die Länge ihres schleppenden Hemdes und die Unbequemlichkeit ihrer gebundenen Hände erlaubten. Als sie die Hand des Scharfrichters sich auf ihre Schultern legen fühlte, um das Tuch abzureißen, das ihren Hals bedeckte, erbleichte sie ein zweites Mal; aber auf der Stelle widersprach ein letztes Lächeln dieser Blässe, und von selbst, ohne daß man sie auf das entehrende Fallbret befestigte, streckte sie in einer erhabenen und fast freudigen Regung ihren Kopf durch die gräßliche Oeffnung. — Das Beil fiel, der von dem Rumpfe getrennte Kopf fiel auf das Gerüst und prallte zurück. Jetzt, achten Sie wohl auf folgendes, Doctor; achten Sie wohl auf folgendes, Dichter, jetzt ergriff einer der Knechte des Scharfrichters, Namens Legros, diesen Kopf bei den Haaren, und gab ihm aus einer gemeinen Schmeichelei für die Menge eine Ohrfeige. Nun denn! Ich sage Ihnen, daß der Kopf bei dieser Ohrfeige erröthete; ich habe es gesehen, der Kopf, nicht die Wange, verstehen Sie wohl? Nicht nur die berührte Wange, sondern die beiden Wangen; und das mit einer gleichen Röthe, denn das Gefühl lebte in diesem Kopfe, — und sie empörte sich, eine Schmach erlitten zu haben, welche das Urtheil nicht ausgesprochen hatte.

Das Volk sah gleichfalls dieses Erröthen, und nahm Partei für die Todte gegen den Lebenden, für die Hingerichtete gegen den Scharfrichter. Es verlangte auf der Stelle Rache für diese Abscheulichkeit, und auf der Stelle wurde der Elends den Händen der Gendarmen übergeben und in das Gefängniß geführt.

Warten Sie, sagte Herr Ledru, welcher sah, daß der Doctor sprechen wollte, warten Sie, das ist nicht Alles.

Ich wollte wissen, welches Gefühl diesen Menschen zu der schändlichen That hätte veranlassen können, die er begangen hatte. Ich erkundigte mich nach dem Orte, wo er war; ich verlangte eine Erlaubniß, um ihn in der Abtei zu besuchen, wo man ihn eingesperrt hatte; ich

erlangte sie und besuchte ihn.

Ein Urtheil des Revolutions-Tribunals hatte ihn zu drei Monat Gefängniß verurtheilt. Er begriff nicht, daß er wegen einer so *natürlichen* Sache, als die, welche er begangen hatte, verurtheilt worden war.

Ich fragte ihn, was ihn zu dieser That veranlaßt hätte.

— Ei! sagte er, eine schöne Frage! Ich bin ein Anhänger Marats; ich hatte sie für Rechnung des Gesetzes bestraft, — ich habe sie für meine Rechnung bestrafen wollen.

— Aber, sagte ich zu ihm, Sie haben also nicht eingesehen, daß in dieser Verletzung der dem Tode schuldigen Achtung fast ein Verbrechen liegt?

— Ah so! sagte Legros zu mir, indem er mich fest anblickte, Sie glauben also, daß sie todt sind, weil man sie guillotiniert hat?

— Ohne Zweifel.

— Nun denn! Man sieht Wohl, daß Sie nicht in den Korb blicken, wenn sie alle mit einander darin sind; daß Sie nicht sehen, wie sie noch während fünf Minuten nach der Hinrichtung die Augen verdrehen und mit den Zähnen knirschen. Wir sind genöthigt, alle drei Monate den Korb zu wechseln, so sehr zerreißen sie den Boden mit den Zähnen. — Sehen Sie, es ist ein Haufen aristokratischer Köpfe, die sich nicht entschließen wollen zu sterben, und ich würde mich nicht verwundern, wenn eines Tages einer von ihnen auszurufen begänne: Es lebe der König!

— Ich wußte Alles, was ich wissen wollte; ich entfernte mich, von einem Gedanken verfolgt: — Nämlich, daß diese Köpfe in der That noch lebten, und ich beschloß mich davon zu überzeugen.

VI.

Solange.

Während der Erzählung des Herrn Ledru war die Nacht gänzlich hereingebrochen. Die Bewohner des Salons erschienen nur noch wie Schatten, — nicht allein stumme, sondern auch noch regungslose Schatten, so sehr fürchtete man, daß Herr Ledru sich unterbrechen mögte; denn man sah ein, daß hinter der schrecklichen Erzählung, welche er gemacht hatte, sich eine noch weit schrecklichere befände.

Man hörte daher keinen Athemzug. — Der Doktor allein that den Mund auf, ich ergriff ihn bei der Hand, um ihn vom Sprechen abzuhalten, und er schwieg in der That.

Nach Verlauf einher Secunden fuhr Herr Ledru fort:

Ich hatte die Abtei verlassen, und ging über den Platz Taranne, um mich nach der Straße Turnon zu begeben, in welcher ich wohnte, als ich eine um Hilfe rufende weibliche Stimme hörte.

Es konnten keine Missethäter sein, es war kaum zehn Uhr Abends. Ich eilte nach der Ecke des Platzes, wo ich den Schrei gehört hatte, und sah bei dem Scheine des hinter einer Wolke hervortretenden Mondes eine Frau, welche sich in Mitte einer Runde Sans-Culotten sträubte.

Diese Frau erblickte mich gleichfalls, und da sie an meinem Kostüme bemerkte, daß ich nicht gänzlich ein Mann des Volkes wäre, stürzte sie auf mich zu, indem sie ausrief:

— Ah! Sehen Sie, da ist gerade Herr Albert, den ich kenne, er wird Ihnen sagen, daß ich wirklich die Tochter der Mutter Ledieu, der Wäscherin bin!

Und zu gleicher Zeit ergriff die arme, ganz bleiche und ganz zitternde Frau meinen Arm, indem sie sich wie der Schiffbrüchige an die rettende Planke an mich klammerte.

— Die Tochter der Mutter Ledieu so viel als Du willst, aber Du hast keine Bürgerkarte, schönes Kind, und Du wirst uns auf die Wache folgen!

Die junge Frau drückte mir den Arm; — ich fühlte Alles, was an Schrecken und an Bitte in diesem Drucke lag. — Ich hatte verstanden.

Da sie mich bei dem ersten besten Namen genannt hatte, der ihr eingefallen war, so nannte ich sie bei dem ersten besten Namen, der mir einfiel.

— Wie! Sie sind es, meine arme Solange, sagte ich zu ihr, was begegnet Ihnen denn?

— Da, sehen Sie, meine Herren, begann sie wieder.

— Es scheint mir, daß Du wohl sagen könntest: Bürger.

— Hören Sie, Herr Sergeant, es ist nicht meine Schuld, daß ich so spreche, sagte das junge Mädchen, meine Mutter hatte Kunden in der vornehmen Welt, sie hatte mich daran gewöhnt höflich zu sein, so daß es eine üble Gewohnheit ist, die ich angenommen habe, ich weiß es wohl, eine aristokratische Gewohnheit; aber dem ist nun einmal so, Herr Sergeant, und ich vermag nicht, sie mir abzugewöhnen.

Und es lag in dieser mit zitternder Stimme gegebenen Antwort ein unmerklicher Spott, den ich allein erkannte. Ich fragte mich, wer diese Frau sein könnte. Das Problem war unmöglich zu

lösen. Nur war ich davon überzeugt, daß sie nicht die Tochter einer Wäscherin sei.

— Was mir begegnet? begann sie wieder, Bürger Albert, sehen Sie, was mir begegnet: stellen Sie sich vor, daß ich ausgegangen bin, um Wäsche zurückzubringen, daß die Herrin vom Hause ausgegangen war, daß ich gewartet habe, um mein Geld zu erhalten, bis sie nach Haus käme. Dam! Bei den jetzigen Zeiten hat jeder sein Geld nöthig. Die Nacht ist hereingebrochen, ich glaubte am Tage nach Haus zurückzukehren. Ich hatte meine Bürgerkarte nicht mitgenommen, ich bin mitten unter diese Herren gerathen, Verzeihung, ich wollte sagen unter diese Bürger, sie haben mich nach meiner Karte gefragt, ich habe ihnen gesagt, daß ich keine hätte, und sie haben mich auf die Wache führen wollen. Ich habe gerufen, Sie sind herbeigeeilt, gerade eine Bekanntschaft, nun bin ich beruhigt gewesen. Ich habe mir gesagt: da Herr Albert weiß, daß ich Solange heiße, da er weiß, daß ich die Tochter der Mutter Ledieu bin, so wird er für mich gut sagen, nicht wahr, Herr Albert?

— Gewiß werde ich für Sie gut sagen, und ich stehe für Sie gut.

— Gut! sagte der Anführer der Runde, und wer wird mir für Dich gut sagen, Herr Stutzer?

— Danton. Ist Dir das recht? Ist der ein guter Patriot?

— Ah! Wenn Danton für Dich bürgt, so ist Nichts dagegen zu sagen.

— Wohlan! Es ist Sitzungstag bei den Cordelliers, gehen wir dorthin.

— Gehen wir dorthin, — sagte der Sergeant. — Bürger Sans-Culotten, vorwärts, Marsch!

Der Club der Cordelliers wurde in dem ehemaligen Franziskaner Kloster Straße l'Observance gehalten, in welcher wir in einem Augenblicke waren. An der Thüre angelangt, riß ich ein Blatt aus meiner Schreibtafel, schrieb einige Zeilen mit Bleistift, und übergab sie dem Sergeanten, indem ich ihn aufforderte, sie Danton zu überbringen, während wir in den Händen des Corporals und der Runde bleiben würden.

Der Sergeant trat in den Clubb, und kehrte mit Danton zurück.

— Wie! sagte er zu mir. Du bist es, den man verhaftet, Du, mein Freund, — Du, der Freund Camiles, Du, einer der besten Republikaner, welche es gibt! Ei was! — Bürger Sergeant, fügte er hinzu, indem er sich wieder nach dem Anführer der Sans-Culotten umwandte, — ich büрге Dir für ihn. — Genügt Dir das?

— Du bürgst für ihn; aber bürgst Du auch für sie? begann der hartnäckige Sergeant wieder.

— Für sie? Von wem sprichst Du?

— Von dieser Frau, bei Gott!

— Für ihn, für sie, für Alles, was ihn umgibt; bist Du zufrieden?

— Ja, ich bin zufrieden, sagte der Sergeant, besonders Dich gesehen zu haben.

— Ah, bei Gott! Dieses Vergnügen kannst Du Dir umsonst gewähren; betrachte mich ganz nach Deinem Gefallen, — so lange als Du mich hast.

— Ich danke, — fahre fort die Interessen des Volkes zu behaupten, und sei unbesorgt, das Volk wird Dir dankbar sein.

— O, ja, ich rechne darauf! sagte Danton. — Willst Du mir eine Hand geben? fuhr der Sergeant fort.

— Warum nicht?

Und Danton gab ihm die Hand.

— Es lebe Danton! rief der Sergeant aus.

— Es lebe Danton! wiederholte die ganze Runde. Und sie entfernte sich unter Anführung ihres Sergeanten, der zehn Schritte weit entfernt sich umwandte, und indem er seine rothe Mütze schwenkte, noch ein Mal ausrief: Es lebe Danton! Ein Ruf, der von seiner Mannschaft wiederholt wurde.

Ich, wollte Danton danken, als sein mehrere Male in dem Innern des Clubbs wiederholter Name bis zu uns gelangte. Danton! Danton! riefen mehrere Stimmen, — auf die Tribüne! — Verzeihung, mein Lieber, sagte er zu mir, — Du hörst, — eine Hand, und laß mich zurückkehren. Ich habe dem Sergeanten die Rechte gegeben, — ich gebe Dir die Linke. — Wer weiß? der würdige Patriot hatte vielleicht die Krätze.

Und indem er sich umwandte, sagte er mit dieser mächtigen Stimme, welche die Stürme der Straße erhob und besänftigte:

— Hier bin ich, hier bin ich, erwartet mich.

Und er eilte wieder in das Innere des Clubbs.

Ich blieb allein mit meiner Unbekannten vor der Thüre.

— Wohin muß ich Sie jetzt führen, Madame? sagte ich zu ihr, ich stehe zu Ihren Befehlen.

— Dam! Zu der Mutter Ledieu, antwortete sie mir lachend, Sie wissen wohl, daß sie meine Mutter ist.

— Aber wo wohnt die Mutter Ledieu?

— Straße Fèrou, Nr. 24.

— Gehen wir zu der Mutter Ledieu, Straße Fèrou Nr. 24.

Wir gingen die Straße des Fossès-Monsieur-le-Prince bis nach der Straße des Fossès-Saint-German, dann die Straße du Petit-Lion hinab, dann gingen wir den Platz Saint Sulpice und dann die Straße Fèrou wieder hinauf.

Dieser ganze Weg wurde zurückgelegt, ohne daß wir ein Wort ausgewechselt hätten.

Nur hatte ich sie bei dem Scheine des Monde, der in seinem ganzen Glanze leuchtete, nach meinem Gefallen aufmerksam betrachten können.

Sie war eine liebenswürdige Person von zwanzig bis zwei und zwanzig Jahren, braun, mit großen, mehr geistreichen als schwermüthigen blauen Augen, einer schmalen und geraden Nase, spöttischen Lippen, Zähne wie Perlen, Hände einer Königin, Füße eines Kindes. Alles das hatte unter dem Volkskostüme der Tochter der Mutter Les dieu ein aristokratisches Ansehen behalten, welches mit gutem Rechte den Verdacht des wackeren Sergeanten und seiner kriegerischen Runde erweckt hatte.

Als wir an der Thüre ankamen, blieben wir stehen, und blickten uns einen Augenblick lang schweigend an.

— Nun denn! Was wollen Sie von mir, mein lieber Herr Albert? sagte meine Unbekannte lächelnd zu mir.

— Ich wollte Ihnen sagen, meine liebe Demoiselle Solange, daß es nicht der Mühe werth war, uns zu begegnen, um uns so schnell wieder zu verlassen.

— Ich bitte Sie Tausend Male um Verzeihung. Ich finde, daß es im Gegentheile ganz der Mühe werth war, — weil, wenn ich Ihnen nicht begegnet wäre, man mich auf die Wache geführt hätte; — man hätte erkannt, daß ich nicht die Tochter der Mutter Ledieu bin; — man hätte entdeckt, daß ich eine Aristokratin wäre, und man hätte mir sehr wahrscheinlicher Weise den Hals abgeschnitten.

- Sie gestehen also, daß Sie eine Aristokratin sind?
- Ich. ich gestehe Nichts.
- Nun denn, sagen Sie mir zum Mindesten Ihren Namen.
- Solange.
- Sie wissen wohl, daß dieser Name, den ich Ihnen auf den Zufall hin gegeben habe, nicht der Ihrige ist.
- Gleich viel! Ich liebe und behalte ihn. . . zum Mindesten für Sie.
- Wozu haben Sie nöthig ihn für mich zu behalten, wenn ich Sie nicht wiedersehen darf?
- Das sage ich nicht. Ich sage nur, daß, wenn wir uns wiedersehen, es ebenso unnöthig ist, daß Sie wissen, wie ich heiße, als daß ich weiß, wie Sie heißen. Ich habe Sie Albert genannt, behalten Sie diesen Namen Albert, wie ich den Namen Solange behalte.
- Wohlan! Es sei; aber hören Sie, Solange, sagte ich zu ihr.
- Ich höre Sie, Albert, antwortete sie.
- Sie sind eine Aristokratin, Sie gestehen es?
- Wenn ich es nicht gestände, so würden Sie es errathen, nicht wahr? Mein Geständniß verliert demnach viel von seinem Verdienste.
- Und in Ihrer Eigenschaft als Aristokratin werden Sie verfolgt?
- Es findet wohl etwas derartiges statt.
- Und Sie verbergen sich, um den Verfolgungen auszuweichen?
- Straße Fèrou, Nr. 24. bei der Mutter Ledieu, deren Gatte Kutscher meines Vaters gewesen ist. Sie sehen, daß ich keine Geheimnisse für Sie habe.
- Und Ihr Vater?
- Ich habe keine Geheimnisse für Sie, mein lieber Herr Albert, so lange als diese Geheimnisse die meinigen sind; aber die Geheimnisse meines Vaters sind nicht die meinigen. Mein Vater verbirgt sich seiner Seits, bis daß er eine Gelegenheit zum Auswandern findet. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann.
- Und Sie. was gedenken Sie zu thun?
- Mit meinem Vater abzureisen, wenn das möglich ist; wenn es unmöglich ist, ihn allein abreisen zulassen und ihm später zu folgen.
- Und heute Abend, als Sie verhaftet worden sind, kehrten Sie von Ihrem Vater zurück?
- Ich kehrte von ihm zurück.

- Hören Sie mich an, liebe Solange!
- Ich höre Sie an.
- Sie haben gesehen, was sich heute Abend zugetragen hat?
- Ja, und das hat mir einen Maßstab Ihres Ansehens gegeben.
- O! Mein Ansehen ist unglücklicher Weise nicht groß. Ich habe indessen einige Freunde.
- Ich habe heute Abend die Bekanntschaft des einen von ihnen gemacht.
- Und wie Sie wissen, gehört dieser mit zu den minder mächtigen Männern der Zeit.
- Sie gedenken keinen Einfluß anzuwenden, um die Flucht meines Vaters zu unterstützen?
- Nein, ich behalte ihn für Sie vor.

— Und für meinen Vater?

— Für ihren Vater habe ich ein anderes Mittel.

— Sie haben ein anderes Mittel! ruf Solange aus, indem sie sich meiner Hände bemächtigte und mich voll Bangigkeit anblickte.

— Werden Sie mich in gutem Andenken behalten, wenn ich Ihren Vater rette?

— O! Ich werde Ihnen mein ganzes Leben lang dankbar sein.

Und sie sprach diese Worte mit einem liebenswürdigen Ausdrücke im Voraus gehegter Dankbarkeit aus.

Indem sie mich hierauf anblickte, fragte sie mit einem bittenden Tone:

— Aber wird Ihnen das genug sein?

— Ja, antwortete ich.

— Nun denn! Ich hatte mich nicht geirrt, Sie sind ein edles Herz. Ich danke Ihnen im Namen meines Vaters und dem meinigen, und wenn es Ihnen in der Zukunft nicht gelingen sollte, so bin ich Ihnen nichts desto weniger für die Vergangenheit verpflichtet.

— Wann werden wir uns wiedersehen, Solange?

— Sobald Sie mich wieder zu sehen nöthig haben.

— Ich hoffe, daß ich Ihnen morgen irgend etwas Gutes mitzutheilen habe.

— Wohlan! sehen wir uns morgen wieder.

— Wo das?

— Hier, wenn Sie wollen.

— Hier, auf der Straße?

— Ei! mein Gott! Sie sehen, daß das noch das Sicherste ist; seit einer halben Stunde, welche wir vor dieser Thür sprechen, ist keine einzige Person vorübergekommen.

— Warum sollte ich nicht zu Ihnen hinaufkommen, oder warum sollten Sie nicht zu mir kommen?

— Weil, wenn Sie zu mir kommen, Sie diese wackeren Leute compromittiren, welche mir eine Zuflucht gewährt haben; weil, wenn ich zu Ihnen komme, ich Sie compromittire.

— Wohlan! es sei, ich werde die Karte einer meiner Verwandten nehmen, und sie Ihnen geben.

— Ja, damit man Ihre Verwandte guillotiniert, wenn ich zufällig vethaftet würde.

— Sie haben Recht, ich werde Ihnen eine Karte auf den Namen Solange bringen.

— Vortrefflich! Sie werden sehen, daß Solange am Ende mein einziger und wahrer Name werden wird.

— Ihre Stunde?

— Dieselbe, zu welcher wir uns heute getroffen, haben.

— Um zehn Uhr, wenn Sie wollen.

— Es sei, um zehn Uhr.

— Und wie werden wir uns begegnen?

— O! das ist nicht sehr schwierig. Sie werden um fünf Minuten vor zehn Uhr an der Thür sein; um zehn Uhr werde ich herabkommen.

— Also morgen um zehn Uhr, liebe Solange.

— Morgen um zehn Uhr, lieber Albert.
Ich wollte ihr die Hand küssen, sie bot mir die Stirn.
Am folgenden Abend war ich um halb zehn Uhr in der Straße.
Ein Viertel vor zehn Uhr machte Solange die Thür auf.
Jeder von uns war der Stunde zuvorkommen.
Ich that nur einen Sprung bis zu ihr.
— Ich sehe, daß Sie gute Nachrichten haben, sagte sie lächelnd.
— Vortreffliche; zuvörderst ist hier Ihre Karte.
— Zuvörderst mein Vater, und sie wies meine Hand zurück.
— Ihr Vater ist gerettet, wenn er es will.
— Wenn er es will, sagen Sie? was muß er thun?
— Er muß Vertrauen zu mir haben.
— Das ist eine abgemachte Sache.
— Sie haben ihn gesehen?
— Ja.
— Sie haben sich der Gefahr ausgesetzt?
— Das ist nicht zu ändern, es muß sein; aber Gott ist da!
— Und Sie haben Ihrem Vater Alles gesagt,?
— Ich habe ihm gesagt, daß Sie mir gestern das Leben gerettet hätten, und daß Sie ihm vielleicht morgen das Leben retten würden.
— Morgen, — ja, gerade morgen rette ich ihm das Leben, wenn er will.
— Wie das? sagen Sie, lassen Sie hören, sprechen Sie. Welche wundervolle Begegnung ich gemacht hätte, wenn Alles das gelänge!
— Nur, sagte ich zögernd zu ihr.
— Nun denn?
— Sie werden nicht mit ihm abreisen können.
— Was das anbetrifft, habe ich Ihnen nicht gesagt, daß mein Entschluß gefaßt wäre?
— Außerdem bin ich sicher, späterhin einen Paß für Sie zu erhalten.
— Sprechen wir zuvörderst von meinem Vater, wir werden nachher von mir sprechen.
— Wohlan! ich habe Ihnen gesagt, daß ich Freunde hätte, nicht wahr?
— Ja.
— Ich habe heute einen derselben besucht.
— Weiter?
— Einen Mann, dessen Namen Sie kennen, und dessen Name eine Bürgschaft des Muthes, der Rechtschaffenheit und der Ehre ist.
— Und dieser Name ist. . .
— Marceau.
— Der General Marceau?
— Ganz recht.
— Sie haben Recht, wenn dieser versprochen hat, so wird er Wort halten.

— Nun denn! er hat versprochen.

— Mein Gott! wie glücklich Sie mich machen! lassen Sie hören, was hat er versprochen? sagen Sie.

— Er hat versprochen uns zu dienen.

— Wie das?

— Ah! auf eine sehr einfache Weise. Kleber hat ihn zum kommandirenden General des Westens ernennen lassen. Er geht morgen Abend ab.

— Morgen Abend; aber wir werden nicht Zeit haben, irgend etwas vorzubereiten.

— Wir haben nichts vorzubereiten.

— Ich verstehe Sie nicht.

— Er nimmt Ihren Vater mit.

— Meinen Vater?

— Ja, als Secretär. In der Vendée angelangt, gibt Ihr Vater Morceau sein Wort, nicht gegen Frankreich zu dienen, und eines Nachts erreicht er das Vendéeische Lager; von der Vendée geht er nach der Bretagne, und von da nach England. Wenn er in London angekommen ist, läßt er Ihnen Nachrichten zukommen; ich verschaffe Ihnen einen Paß, und Sie gehen zu ihm nach London.

— Morgen! rief Solange aus. Mein Vater würde morgen abreisen!

— Aber es ist keine Zeit zu verlieren.

— Mein Vater ist nicht benachrichtigt.

— Benachrichtigen Sie ihn.

— Heute Abend?

— Heute Abend.

— Aber wie, zu dieser Stunde?

— Sie haben eine Karte und meinen Arm.

— Sie haben Recht, — meine Karte.

Ich gab sie ihr; sie steckte sie in ihren Busen.

— Jetzt, Ihren Arm.

Ich gab ihr meinen Arm, und wir brachen auf.

Wir gingen bis noch dem Platze Taranne hinab, das heißt bis nach dem Orte, wo ich ihr am Abende zuvor begegnet war.

— Erwarten Sie mich hier, sagte sie zu mir.

Ich verneigte mich und wartete.

Sie verschwand an der Ecke des ehemaligen Hotels Matignon; — dann erschien sie nach Verlauf einer Viertelstunde wieder.

— Kommen Sie, sagte sie, mein Vater will Sie sehen und Ihnen danken.

Sie nahm meinen Arm wieder, und führte mich in die Straße Saint Guillaume dem Hotel Mortemart gegenüber.

Dort angelangt, nahm sie einen Schlüssel aus ihrer Tasche, schloß eine kleine Thür auf, nahm mich bei der Hand, führte mich bis auf den zweiten Stock und klopfte auf eine eigenthümliche Weise an.

Ein Mann von acht und vierzig bis fünfzig Jahren machte die Thür auf. Er war als Arbeiter gekleidet, und schien das Gewerbe eines Buchbinders zu betreiben.

Aber bei den ersten Worten, welche er mir sagte, bei den ersten Danksagungen, die er an mich richtete, hatte sich der vornehme Herr verrathen.

— Mein Herr, sagte er zu mir, die Vorsehung sendet Sie uns, und ich empfangen Sie wie einen Abgesandten der Vorsehung. Ist es wahr, daß Sie mich retten können, und besonders, daß Sie mich retten wollen?

Ich erzählte ihm Alles, ich sagte ihm, wie Marceau es übernehme, ihn als Secretär mitzunehmen, und nichts Anderes von ihm verlangte, als das Versprechen, nicht die Waffen gegen Frankreich zu tragen.

— Dieses Versprechen gebe ich Ihnen von ganzem Herzen, und ich werde es ihm erneuern.

— Ich danke Ihnen dafür in seinem Namen und in dem meinigen.

— Aber wann geht Marceau ab?

— Morgen.

— Muß ich mich heute Nacht zu ihm begeben?

— Wann Sie wollen, er wird Sie immer erwarten. Der Vater und die Tochter sahen einander an.

— Ich glaube, daß es weit vorsichtiger sein würde, sich heute Abend zu ihm zu begeben, mein Vater, sagte Solange.

— Es sei. Aber wenn man mich anhält, ich habe keine Bürgerkarte.

— Hier ist die meinige.

— Aber Sie?

— O! ich bin bekannt.

— Wo wohnt Marceau?

— Strafe der Universität, Nr. 40, bei seiner Schwester, Mademoiselle Desgraviers Marceau.

— Werden Sie mich dorthin begleiten?

— Ich werde Ihnen folgen, um Mademoiselle zurück führen zu können, sobald Sie eingetreten sind.

— Und wie wird Marceau wissen, daß ich der Mann bin, von dem Sie mit ihm gesprochen haben?

— Sie werden ihm diese dreifarbigte Kokarde geben, sie ist das Erkennungszeichen.

— Was werde ich für meinen Retter thun?

— Sie werden mich mit der Rettung Ihrer Tochter beauftragen, wie sie mich mit der ihrigen beauftragt hat.

— Gehen wir.

Er setzte seinen Hut auf und löschte die Lichter aus.

Wir gingen bei dem Scheine des Mondes hinab, der durch die Fenster der Treppe fiel.

An der Thür nahm er den Arm seiner Tochter, wandte sich rechts und erreichte durch die Straße des Saint Pères die Straße der Universität.

Ich folgte ihnen immer in der Entfernung von zehn Schlitten.

Man gelangte an die Nr. 40, ohne irgend Jemand begegnet zu sein.

Ich näherte mich ihnen.

— Das ist von guter Vorbedeutung, sagte ich; wollen Sie jetzt, daß ich warte, oder daß ich mit Ihnen hinaufgehe?

— Nein, compromittiren Sie Sich nicht weiter; erwarten Sie meine Tochter hier.

Ich verneigte mich.

— Haben Sie nochmals Dank und leben Sie wohl, sagte er zu mir, indem er mir die Hand reichte. Die Sprache hat keine Worte, um die Gefühle auszudrücken, die ich Ihnen gewidmet habe. Ich hoffe, daß mich Gott eines Tages in den Stand setzen wird, Ihnen meine ganze Dankbarkeit auszudrücken.

Ich antwortete ihm durch einen einfachen Händedruck.

Er trat ein. Solange folgt ihm, aber auch sie drückte mir die Hand, bevor sie eintrat.

Nach Verlauf von zehn Minuten öffnete sich die Thür wieder.

— Nun denn? sagte ich zu ihr.

— Nun denn? erwiderte sie, Ihr Freund ist ganz würdig, Ihr Freund zu sein; — das heißt, daß er jedes Zartgefühl besitzt. — Er sieht ein, daß ich glücklich sein würde bei meinem Vater bis zu dem Augenblicke seiner Abreise zu bleiben. Seine Schwester läßt mir ein Bett in ihrem Zimmer zurecht machen. Morgen Nachmittag um drei Uhr wird mein Vater außer aller Gefahr sein. Wenn Sie glauben, daß der Dank einer Tochter, welche Ihnen ihren Vater verdanken wird, der Mühe werth ist sich zu bemühen, so kommen sie morgen Abend um zehn Uhr, ihn in der Straße Fèrou zu holen.

— O! gewiß, ich werde hingehen. Hat Ihnen Ihr Vater nichts für mich gesagt?

— Er dankt Ihnen für Ihre Karte, die ich Ihnen hier zurückbringe, und bittet Sie, mich so bald als es Ihnen möglich sein würde, ihm nachzusenden.

— Das wird geschehen, wann Sie es wünschen, Solange, antwortete ich mit beklommenem Herzen.

— Ich muß zum Mindesten wissen, wo ich meinen Vater finde, sagte sie, dann fügte sie lächelnd hinzu: — O! Sie sind meiner noch nicht entledigt.

Ich ergriff ihre Hand und drückte sie an mein Herz. Aber, indem sie mir wie am Abende zuvor die Stirn bot, sagte sie:

— Auf morgen.

Und indem ich meine Lippen auf ihre Stirn drückte, drückte ich nicht mehr allein ihre Hand an mein Herz, sondern ihr bebender Busen, ihr klopfendes Herz berührte das meine.

Ich kehrte von Herzen so vergnügt nach Haus zurück, wie ich es niemals gewesen war. War es das Bewußtsein der guten That, welche ich vollbracht hatte, oder liebte ich bereits das liebenswürdige Wesen?

Ich weiß nicht ob ich schlief, oder ob ich wachte; ich weiß nur, daß alle Harmonien der Natur in mir sangen; ich weiß nur, daß die Nacht mir endlos, der Tag mir unermesslich schien; ich weiß nur, daß, indem ich immerhin die Zeit drängte, ich sie hätte zurückhalten mögen, um nicht eine Minute der Tage zu verlieren, die ich noch zu leben hatte.

Am folgenden Tage war ich um neun Uhr in der Straße Fèrou.

Um halb zehn Uhr erschien Solange.

Sie kam auf mich zu, und schlang mir die Arme um den Hals.

— Gerettet, sagte sie, mein Vater ist gerettet, und Sie sind es, dem ich seine Rettung verdanke!
O! wie ich Sie liebe!

Vierzehn Tage nachher empfing Solange einen Brief, welcher ihr meldete, daß ihr Vater in England war.

Am folgenden Tage brachte ich ihr einen Paß.

Indem sie ihn empfing, brach Solange in Thränen aus.

— Sie lieben mich also nicht? sagte sie.

— Ich liebe Sie mehr als mein Leben, antwortete ich; aber ich habe Ihrem Vater mein Wort verpfändet, und ich muß vor Allem mein Wort halten.

— Dann, sagte sie, bin ich es, die ich das meinige brechen wird. Wenn Du den Muth hast mich abreisen zu lassen, Albert, so habe ich nicht den Muth, Dich zu verlassen.

Ach! sie blieb.

VII.

Albert.

Wie bei der ersten Unterbrechung der Erzählung des Herrn Ledru entstand ein Augenblick des Schweigens.

Ein noch mehr als das erste Mal geehrtes Schweigen, denn man fühlte, daß man sich dem Ende der Geschichte näherte, und Herr Ledru hatte gesagt, daß er vielleicht nicht die Kraft haben würde diese Geschichte zu endigen.

Aber fast sogleich begann er wieder.

Drei Monate waren seit diesem ersten Abende verflossen, an welchem die Rede von der Abreise Solanges gewesen war, und seit diesem Abende war kein Wort von Trennung ausgesprochen worden.

Solange hatte eine Wohnung in der Straße Taranne gewünscht. Ich hatte sie unter dem Namen Solange gemiethet; ich kannte keinen andern von ihr, wie sie keinen andern als Albert von mir kannte. Ich hatte sie in eine Erziehungsanstalt junger Mädchen als Unterlehrerin eintreten lassen, und das, um sie weit sicherer den Nachforschungen der Revolutionspolizei zu entziehen, die weit thätiger als jemals geworden war.

Die Sonntage und die Donnerstage brachten wir mit einander in dieser kleinen Wohnung der Straße Taranne zu; von dem Fenster des Schlafzimmers aus sahen wir den Platz, auf welchem wir einander zum ersten Male begegnet waren.

Jeden Tag empfingen wir einen Brief, sie unter dem Namen Solange, ich unter dem Namen Albert.

Diese drei Monate waren die glücklichsten meines Lebens gewesen.

Ich hatte indessen nicht auf diesen Plan verzichtet, den ich in Folge meiner Unterhaltung mit dem Knechte des Scharfrichters gefaßt hatte.

Ich hatte die Erlaubniß verlangt und erhalten, Versuche über die Fortdauer des Lebens nach der Hinrichtung anzustellen, und diese Versuche hatten mir bewiesen, daß der Schmerz die Hinrichtung überlebte und schrecklich sein mußte.

— Ah! dem widerspreche ich! rief der Doctor aus.

— Sagen Sie an, begann Herr Ledru wieder, werden Sie leugnen, daß das Beil an dem Orte unseres Körpers trifft, welcher wegen der Nerven, die dort vereinigt sind, am Empfindlichsten ist? Werden Sie leugnen, daß der Hals alle Nerven der oberen Glieder enthält; den Nervus sympathicus, den Vagus, den Phrenicus, endlich das Rückenmark, aus denen alle Nerven entspringen, welche den untern Gliedern angehören? Werden Sie leugnen, daß die Brechung, daß die Zerschmetterung der knöchernen Wirbelsäule einen der gräßlichsten Schmerzen hervorbringen muß, welche ein menschliches Geschöpf zu empfinden vermag?

— Es sei, sagte der Doctor; aber dieser Schmerz dauert nur einige Sekunden.

— O! dem widerspreche ich nun meinerseits, lief Herr Ledru mit inniger Ueberzeugung aus, und dann, wenn er auch nur einige Sekunden dauern sollte, so bleiben während dieser wenigen Sekunden *das Gefühl, die Persönlichkeit, das Ich* lebendig; der Kopf hört, sieht, fühlt und

beurtheilt die Trennung von seinem Dasein, und wer vermag zu sagen, ob die kurze Dauer des Leidens den gräßlichen Schmerz dieses Leidens ausgleichen kann.¹

— Nach Ihrer Meinung war also die constituirende Versammlung, welche die Guillotine an die Stelle des Galgens hat treten lassen, in einem menschenfreundlichen Irrthume, und es wäre besser, gehangen als enthauptet zu werden?

— Ohne allen Zweifel, viele sind gehangen oder gehangen gewesen, die wieder in das Leben zurückgekehrt sind. — Nun! diese haben die Empfindung schildern können, welche sie empfunden haben. — Es ist die eines Schlagflusses, — das heißt eines tiefen Schlafes ohne irgend einen besonderen Schmerz, ohne irgend das Gefühl irgend einer Angst, eine Art von Flamme, die vor den Augen sprüht, und die allmählig sich in eine blaue Farbe, dann in Dunkelheit verwandelt, wenn man in Ohnmacht fällt. Und in der That, Doctor, Sie wissen das besser als irgend Jemand. Der Mensch, dessen Gehirn man mit dem Finger an einer Stelle drückt, wo ein Stück des Schädels fehlt, dieser Mensch empfindet keinen Schmerz, nur schläft er ein. Nun denn! dasselbe Phänomen ereignet sich, wenn das Gehirn durch eine Aufhäufung des Blutes zusammengedrückt ist. — Nun aber häuft sich bei den Gehangenen das Blut auf, zuvörderst, weil es durch die Adern des Rückgrates in das Gehirn dringt, welche, da sie durch die knöchernen Kanäle des Halses gehen, nicht zusammengedrückt werden können, und dann, weil es, indem es wieder durch die Adern des Halses zurückzufließen sucht, durch die Bande aufgehalten wird, welche den Hals und die Adern zuschnüren.

— Es sei, sagte der Doctor, aber lassen Sie uns auf die Versuche zurückkommen. Es drängt mich, zu diesem merkwürdigen Kopfe zu kommen, der gesprochen hat.

Ich glaubte einen Seufzer aus der Brust des Herrn Ledru entschlüpfen zu hören. — Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, denn es war gänzlich stacht. —

— Ja, sagte er, ich komme in der That von meinem Gegenstand ab, Doctor kommen wir auf meine Versuche zurück.

Unglücklicher Weise fehlten die Gegenstände dazu nicht.

Wir waren in der Zeit, wo die meisten Hinrichtungen stattfanden, man guillotinierte dreißig bis vierzig Personen täglich, und es floß eine so große Masse von Blut auf dem Revolutionsplatze, daß man genöthigt gewesen war, einen drei Fuß tiefen Graben um das Schaffot herum anzubringen.

Dieser Graben war mit Brettern zugedeckt.

Eines dieser Bretter drehte sich unter dem Fuße eines Kindes von acht bis zehn Jahren, das in diesen abscheulichen Graben fiel und darin ertrank.

Es versteht sich von selbst, daß ich mich wohl hütete, Solange zu sagen, womit ich mich am Tage, wo ich sie nicht sah, beschäftigte; übrigens muß ich gestehen, daß ich Anfangs einen so heftigen Widerwillen gegen diese armen menschlichen Ueberreste empfand, daß mich der nachträgliche Schmerz, welchen meine Versuche vielleicht der Hinrichtung hinzufügten erschreckte. — Aber am Ende hatte ich mir gesagt, daß die Studien, denen ich mich hingab, der ganzen menschlichen Gesellschaft zum Nutzen gereichen könnten, weil, wenn es mir jemals gelänge, meine Überzeugungen einer Versammlung von Gesetzgebern theilen zu lassen, es mir vielleicht gelingen würde, die Todesstrafe abschaffen zu lassen.

In dem Maße, als meine Versuche Resultate lieferten, schrieb ich sie in einer Denkschrift nieder,

Nach Verlauf von zwei Monaten hatte ich über die Fortdauer des Lebens nach der Hinrichtung alle die Versuche angestellt, welche man machen kann. Ich beschloß, diese Versuche mit Hilfe des Galvanismus und der Electricität noch weiter zu treiben, wenn es möglich wäre.

Man überließ mir den Friedhof von Clamart, und stellte alle Köpfe und alle Leichen der Hingerichteten zu meiner Verfügung.

Man hatte eine kleine Kapelle, welche in der Ecke des Friedhofes erbaut war, für mich in ein Laboratorium umgewandelt. Wie Sie wissen, verjagte man Gott aus seinen Kirchen, nachdem man die Könige aus ihren Palästen verjagt hatte.

Ich hatte dort eine Electrisirmaschine und drei bis vier jener Instrumente, welche man *Auslader* (electrische Flaschen) nennt.

Gegen fünf Uhr langte der schreckliche Leichenwagen an. Die Leichen befanden sich bunt durcheinander auf dem Karren, die Köpfe bunt durcheinander in einem Sacke.

Ich nahm auf den Zufall hin ein bis zwei Köpfe und ein bis zwei Leichen; die übrigen warf man in die gemeinsame Gruft.

Am folgenden Tage wurden die Köpfe und die Leichen, an denen ich am Tage zuvor Versuche angestellt hatte, den neuesten Transporten hinzugefügt. Mein Bruder half mir fast immer bei diesen Versuchen.

Unter diesen Berührungen mit dem Tode, wuchs meine Liebe für Solange mit jedem Tage. Das arme Kind liebte mich ihrer Seits mit aller Kraft ihres Herzens.

Sehr oft hatte ich daran gedacht, sie zu meiner Gattin zu machen, sehr oft hatten wir das Glück einer solchen Verbindung ermessent; aber, um meine Gattin zu werden, mußte Solange ihren wahren Namen nennen, und ihr Name, der Name eines Ausgewanderten, eines Aristokraten, eines Geächteten, hatte den Tod im Gefolge.

Ihr Vater hatte ihr verschiedene Male geschrieben, um ihre Abreise zu beschleunigen, aber sie hatte ihm unsere Liebe gestanden. Sie hatte ihn um seine Einwilligung zu unserer Verheirathung gebeten, welche er bewilligt hatte; es ging daher von dieser Seite Alles gut.

Unter alle den schrecklichen Processen hatte uns indessen ein Proceß, der noch weit schrecklicher war, als die andern, beide tief betrübt.

Es war der Proceß der Königin Maria Antoinette.

Am 4. October begonnen, wurde dieser Proceß mit Tätigkeit betrieben; am 14. October war sie vor dem Revolutionstribunale erschienen; am 16. war sie um vier Uhr Morgens verurtheilt worden, und um eilf Uhr des selben Tages hatte sie das Schaffot bestiegen.

Am Morgen hatte ich einen Brief von Solange erhalten, welche mir schrieb, daß sie einen solchen Tag nicht vorübergehen lassen wollte, ohne mich zu sehen.

Gegen zwei Uhr kam ich nach unserer kleinen Wohnung der Straße Talanne, und fand Solange ganz in Thränen. Ich war selbst über diese Hinrichtung tief erschüttert. Die Königin war in meiner Jugend so gütig gegen mich gewesen, daß ich eine tiefe Erinnerung an diese Güte bewahrt hatte.

O! Ich werde mich dieses Tages immer erinnern; es war ein Mittwoch, es herrschte in Paris mehr als Traurigkeit, es herrschte Schrecken.

Ich selbst empfand eine seltsame Entmuthigung, Etwas wie die Ahnung eines großen

Unglückes. Ich hatte versuchen wollen. Solange wieder Kräfte zu verleihen, welche in meine Arme zurückgeworfen weinte, und die tröstenden Worte hatten mir gefehlt, weil kein Trost in meinem Herzen war.

Wir brachten die Nacht wie gewöhnlich mit einander zu; unsere Nacht war noch weit trauriger als unser Tag. Ich erinnere mich, daß ein in einem Zimmer über den unsrigen eingeschlossener Hund bis gegen zwei Uhr Morgens heulte.

Am folgenden Morgen erkundigten wir uns; sein Herr war ausgegangen, indem er den Schlüssel mitnahm, auf der Straße war er verhaftet und vor das Revolutionstribunal geführt, um drei Uhr verurtheilt, und um vier Uhr schon hingerichtet worden.

Wir mußten uns trennen, die Unterrichtsstunden Solanges begannen um neun Uhr Morgens. Ihr Pensionat befand sich in der Nähe des Jardin des Plantes. Ich zögerte lange sie gehen zu lassen. — Sie selbst konnte sich nicht entschließen mich zu verlassen. — Aber zwei Tage außerhalb zu bleiben, hieß sich Nachforschungen aussetzen, welche in der Lage Solanges immer gefährlich waren.

Ich ließ einen Wagen kommen, und begleitete sie bis an die Ecke der Straße des Fossés-Saint-Bernard; — dort stieg ich aus, und sie setzte ihren Weg fort. Während des ganzen Weges hatten wir uns umarmt gehalten, ohne ein Wort auszusprechen, indem wir die Bitterkeit unserer Thränen, welche bis auf unsere Lippen flossen, mit dem Schmerze unserer Küsse vereinigten.

Ich stieg aus dem Fiaker; aber statt mich nach meiner Wohnung zu entfernen, blieb ich auf denselben Platz gefesselt, um länger den Wagen zu sehen, der sie fortführte. — Nach Verlauf von zwanzig Schritten hielt der Wagen, Solange streckte ihren Kopf aus dem Schlage, wie als ob sie errathen hätte, daß ich noch da wäre. — Ich eilte zu ihr. Ich stieg wieder in den Fiaker und verschloß die Fenster. Ich drückte sie noch ein Mal in meine Arme, aber es schlug neun Uhr am Thurme Saint-Etienne-du-Mont. — Ich trocknete ihre Thränen ab, — ich verschloß ihre Lippen mit einem Kusse, und indem ich aus dem Wagen sprang, entfernte ich mich im Laufe.

Es schien mir, daß Solange mich zurückriefe, aber diese Thränen, all dieses Zögern, konnte bemerkt werden. Ich hatte den unglückseligen Muth, mich nicht umzuwenden.

Ich kehrte verzweifelt nach Haus zurück. Ich brachte den Tag damit zu, an Solange zu schreiben; am Abend sandte ich ihr einen Band.

Ich hatte soeben meinen Brief auf die Post geworfen, als ich einen von ihr erhielt.

Es war sehr mit ihr gezankt worden; man hätte eine Menge Fragen an sie gerichtet und ihr gedroht ihr ihren nächsten Ausgang zu nehmen.

Ihr nächster Ausgang war der bevorstehende Sonntag; aber Solange schwor mir, daß sie in jedem Falle, sollte sie auch mit der Vorsteherin der Erziehungsanstalt brechen, mich an diesem Tage sehen würde.

Auch ich schwor es; es schien mir, wenn ich sie sieben Tage lang nicht sehen würde, was geschähe, wenn sie ihren ersten Ausgang nicht benutzte, ich wahnsinnig werden würde.

Um so mehr, als Solange einige Besorgniß ausdrückte. Ein von ihrem Vater angekommener Brief, den sie bei ihrem Nachhausekommen gefunden hatte, schien ihr erbrochen gewesen zu sein.

Ich brachte eine schlimme Nacht zu und nach ihr einen noch schlimmeren Tag. Ich schrieb wie gewöhnlich an Solange, und da es der Tag meiner Versuche war, so ging ich gegen drei Uhr zu meinem Bruder, um ihn mit nach Clamart zu nehmen.

Mein Bruder war nicht zu Haus; ich ging allein. Es war ein gräßliches Wetter; die verwaiste Natur ergoß sich in Regen, in diesen kalten und strömenden Regen, der den Winter meldet. Auf meinem ganzen Wege hörte ich die öffentlichen Ausrufer mit heiserer Stimme die Liste der Verurtheilten des Tages kreischen; sie war zahlreich; es befanden sich darunter Männer, Frauen und Kinder. Die blutige Ernte war reich, und es konnte mir nicht an Gegenständen für die Sitzung fehlen, welche ich für den Abend zu machen im Begriffe stand.

Die Tage endigten frühzeitig. Um vier Uhr kam ich nach Clamart; es war fast Nacht.

Der Anblick dieses Friedhofes mit seinen ungeheuren frisch aufgehäuften Gräbern, mit seinen seltenen und in dem Winde wie Skelette klappernden Bäumen, war traurig und fast abscheulich.

Alles, was nicht umgegrabene Erde war, war Gras, Disteln oder Brennesseln. Jeden Tag erfüllte die aufgegrabene Erde die grüne Erde.

Unter allen diesen Hügeln des Bodens stand das Grab des Tages weit offen und erwartete seine Beute; man war von dem Zuwachse der Verurteilten benachrichtigt, und das Grab war weit größer als gewöhnlich.

Ich näherte mich ihm unwillkürlich. Der ganze Grund war voller Wasser; arme, nackte und kalte Leichen, welche man in dieses wie sie kalte Wasser werfen würde!

Als ich an das Grab gelangte, glitt mein Fuß aus, und ich wäre beinahe hinein gefallen; meine Haare sträubten sich. Ich war durchnäßt, ich hatte Fieberschauer; ich ging nach meinem Laboratorium.

Es war, wie ich gesagt habe, eine ehemalige Kapelle; ich suchte mit den Augen (warum suchte ich? Ich weiß es nicht), ich suchte mit den Augen, ob nicht an der Wand oder auf dem,, was der Altar gewesen war, irgend ein Zeichen des Gottesdienstes geblieben wäre. Die Wand war nackt, der Altar kahl. An der Stelle, wo sich ehemals der Tabernakel, das heißt Gott, das heißt das Leben, befunden halte, befand sich ein seines Fleisches und seiner Haare beraubter Schädel, das heißt der Tod, das heißt das Nichts.

Ich zündete mein Licht an, stellte es auf den Tisch, der zu meinen Versuchen diente, und dem ganz mit jenen Werkzeugen von seltsamer Form bedeckt war, die ich selbst erfunden hatte, und setzte mich tiefsinnig; — an was dachte ich? — an die arme Königin, welche ich so schön, so glücklich, so geliebt gesehen hatte; die am Tage zuvor, von den Verwünschungen eines ganzen Volkes verfolgt, auf einem Karren nach dem Schaffotte geführt worden war, und die jetzt, mit dem Rumpfe ohne Kopf, in dem Sarge der Armen schlief; sie, welche unter dem vergoldeten Getäfel der Tuilerien, von Versailles und von Saint-Cloud geschlafen hatte.

Während ich mich in diese traurigen Träumerein versenkte, verdoppelte sich der Regen, der Wind zog in gewaltigen Stößen vorüber, indem er seine schaurige Klage zwischen den Zweigen der Bäume, zwischen den Stengeln der Kräuter verbreitete, die er erbeben ließ.

Mit diesem Getöse vereinigte sich bald etwas wie ein schauriges Rollen des Donners; nur statt in den Wolken zu grollen, rollte dieser Donner auf dem Boden, den er erbeben ließ.

Es war das Rollen des rothen Karrens, der von dem Revolutionsplatze zurückkehrte, und in Clamart einfuhr.

Die Thüre der kleinen Kapelle ging auf, und zwei von Regen triefende Männer traten mit einem Sacke ein.

Der eine war derselbe Legros, den ich im Gefängnisse besucht hatte, der Andere war ein Todtengräber.

— Hier, Herr Ledru, sagte der Knecht des Scharfrichters zu mir, hier ist Ihre Sache; — Sie haben heute Abend nicht nöthig sich zu eilen; — wir lassen Ihnen den ganzen Pack da; — morgen wird man sie begraben; — es wird Tag sein; — sie werden sich keinen Schnupfen dadurch zuziehen, eine Nacht im Freien zugebracht zu haben.

Und mit einem abscheulichen Gelächter stellten diese beiden Besoldeten des Todes ihren Sack in die Ecke neben den ehemaligen Altar zu meiner Linken vor mich.

Hierauf entfernten sie sich, ohne die Thüre wieder zuzumachen, welche in ihrer Einlassung zu schlagen begann, indem sie Stöße des Windes eindringen ließ, welche die Flamme meines Lichtes bewegten, die bleich und so zu sagen sterbend längs ihrem geschwärzten Dochte aufstieg.

Ich hörte sie das Pferd abspannen, den Friedhof verschließen und sich entfernen, indem sie den Karren voller Leichen zurückließen.

Ich hatte große Lust gehabt mit ihnen fortzugehen; aber ich weiß nicht, warum mich irgend Etwas, — ganz schauernd, — auf meinem Platze zurückhielt. Gewiß hatte ich keine Furcht; aber das Tosen des Windes, das Peitschen des Regens, das Knarren der Bäume, welche sich biegen, das Pfeifen dieser Luft, welche mein Licht zittern ließ, — alles das verbreitete über mein Haupt ein unbestimmtes Entsetzen, das sich von der feuchten Wurzel meiner Haare über meinen ganzen Körper verbreitete.

Plötzlich schien es mir, als ob eine sanfte und zugleich klagende Stimme, eine Stimme, welche aus dem inneren Raume der Kapelle selbst erschallte, den Namen Albert ausspräche.

O! dieses Mal erbebte ich. — Albert! . . . Eine einzige Person auf der Welt nannte mich so.

Meine verwirrten Augen machten langsam die Runde der kleinen Kapelle, deren Wände zu erleuchten mein Licht nicht ausreichte, so eng sie auch war, und verweilten auf dem an die Ecke des Altares gestellten Sacke, dessen blutige Leinwand den grausigen Inhalt andeutete.

In dem Augenblicke, wo meine Augen auf dem Sacke verweilten, wiederholte dieselbe Stimme, aber weit schwächer, aber noch weit klagender, den Namen:

— Albert!

Vor Entsetzen erstarrt richtete ich mich auf; diese Stimme schien aus dem Innern des Sackes zu kommen.

Ich befühlte mich, um mich zu überzeugen, ob ich schlief oder ob ich wachte; dann schritt ich steif, indem ich wie ein Mann von Stein ging, mit ausgestreckten Armen auf den Sack zu, in welchen ich eine meiner Hände senkte.

Nun schien es mir, als ob noch warme Lippen sich auf meine Hand drückten.

Ich war zu diesem Grade des Schreckens gelangt, wo gerade das Uebermaß des Schreckens uns den Muth wiedergibt. Ich nahm diesen Kopf, und indem ich nach meinem Sessel zurückkehrte, auf welchen ich sank, stellte ich ihn auf den Tisch.

O! Ich stieß einen schrecklichen Schrei aus. Dieser Kopf, dessen Lippen noch warm schienen, dessen Augen halb geschlossen waren, war der Kopf Solanges!

Ich glaubte wahnsinnig zu werden. Ich rief drei Male:

Solange! Solange! Solange!

Bei dem dritten Male öffneten sich die Augen wieder, blickten mich an, ließen zwei Thronen fallen, und indem sie eine feuchte Flamme aussprühten, wie, als ob die Seele ihnen entströmte, schlossen sie sich wieder, um sich nicht mehr zu öffnen.

Ich stand wahnsinnig, sinnlos, rasend auf; ich wollte entfliehen; aber indem ich aufstand, blieb ich mit dem Schooße meines Rockes an dem Tische hängen; der Tisch fiel, zog das Licht nach sich, welches erlosch, der Kopf rollte herab, indem er mich selbst, außer mir, nach sich zog. Nun, auf dem Boden liegend, schien es mir, als ob dieser Kopf auf den Steinplatten dem meinigen zuglitt; seine Lippen berührten meine Lippen, ein eisiger Schauer verbreitete sich durch meinen ganzen Körper; ich stieß ein Stöhnen aus und sank in Ohnmacht.

Am folgenden Tage fanden mich die Todtengräber um sechs Uhr Morgens eben so kalt als die Steinplatten wieder, auf denen ich lag.

Durch den Brief ihres Vaters erkannt, war Solange an demselben Tage verhaftet, verurtheilt, und an denselben Tage hingerichtet worden.

Der Kopf, welcher mich angeredet, die Augen, welche mich angeblickt, die Lippen, welche meine Lippen geküßt hatten, es waren die Lippen, die Augen, der Kopf Solanges!

Sie wissen, Lenoir, fuhr Herr Ledru fort, indem er sich nach dem Chevalier umwandte, daß ich zu jener Zeit beinahe gestorben wäre.

VIII.

Die Katze, der Gerichtsdiener und das Skelett.

Die durch die Erzählung des Herrn Ledru hervorgebrachte Wirkung war schrecklich; Niemand von uns dachte daran, gegen diesen Eindruck zu wirken, nicht einmal der Doctor. Von Herrn Ledru angedet, antwortete der Chevalier Lenoir durch ein einfaches Zeichen der Zustimmung; die bleiche Dame, welche sich einen Augenblick lang auf ihrem Kanapee aufgerichtet hatte, war wieder auf ihre Kissen zurückgesunken, und hatte nur durch einen Seufzer ein Lebenszeichen von sich gegeben; der Polizeicommissär, der in alle dem keinen Stoff zu einer Protokoll-Aufnahme sah, sagte kein Wort. — Was mich anbetrifft, so merkte ich mir alle die Umstände der Catastrophe in meinem Kopfe, um sie darin wiederzufinden, — wenn es mir eines Tages gefallen sollte, sie wieder zu erzählen, — und was Alliette und den Abbé Moulle anbelangt, so ging das Abenteuer zu sehr in ihre Ideen ein, als daß sie es zu bestreiten versuchten.

Der Abbé Moulle brach im Gegentheile zuerst das Schweigen, und indem er in gewisser Art die allgemeine Meinung darstellte, sagte er:

— Ich glaube das, was Sie uns erzählt haben, — mein lieber Ledru; aber wie erklären Sie sich diesen *Vorfall*, wie man in der materiellen Sprache sagt?

— Ich erkläre mir ihn nicht, sagte Herr Ledru, — ich erzähle ihn; sonst Nichts.

— Ja. wie erklären Sie ihn? fragte der Doctor, — denn am Ende, welches die Fortdauer des Lebens auch sein möge, so werden Sie doch nicht annehmen, daß ein abgeschnittener Kopf nach Verlauf von zwei Stunden spricht, anblickt und handelt.

— Wenn ich es mir erklärt hätte, mein lieber Doctor, sagte Herr Ledru, so würde ich keine so schreckliche Krankheit in Folge dieses Ereignisses bestanden haben.

— Aber am Ende, Doctor, sagte der Chevalier Lenoir, wie erklären Sie es sich selbst? — denn Sie nehmen nicht an, daß Herr Ledru uns eine absichtlich erfundene Geschichte erzählt hat; — seine Krankheit ist gleichfalls eine materielle Thatsache.

— Bei Gott! Eine große Sache, durch eine Verblendung. Herr Ledru hat zu sehen geglaubt, Herr Ledru hat zu hören geglaubt, das ist gerade für ihn, wie, als ob er gesehen oder gehört hätte. — Die Organe, welche die Wahrnehmung dem Sessorium zu führen, — das heißt dem Gehirne, — können durch die Umstände, welche Einfluß auf sie haben, gestört sein; — in diesem Falle trüben sie sich, und indem sie sich trüben, übertragen sie falsche Wahrnehmungen; man glaubt zu hören, man hört; man glaubt zu sehen, und man sieht.

Die Kälte, der Regen, die Dunkelheit hatten die Organe des Herrn Ledru getrübt, das ist Alles. Der Wahnsinnige sieht und hört gleichfalls das, was er zu sehen und zu hören glaubt; die Verblendung ist ein augenblicklicher Wahnsinn; man behält die Erinnerung davon, wenn sie verschwunden ist. Das ist Alles.

— Aber wenn sie nicht verschwindet? fragte der Abbé Moulle.

— Nun denn! Dann wird die Krankheit zur unheilbaren Krankheit, und man stirbt daran.

— Und Sie haben zuweilen diese Arten von Krankheiten behandelt, Doctor?

— Nein, aber ich habe einige Aerzte gekannt, welche sie behandelt haben, und unter andern

einen englischen Doctor, der Walter Scott auf seiner Reise nach Frankreich begleitete.

— Der Ihnen erzählt hat?

— Etwas dem Ähnliches, was uns so eben unser Wirth erzählt hat. etwas vielleicht sogar noch weit Außerordentlicheres.

— Und das Sie von der materiellen Seite erklären, fragte der Abbé Moulle,

— Natürlicher Weise.

— Und können Sie uns den Fall erzählen, der Ihnen von dem englischen Doctor erzählt worden ist?

— Ohne Zweifel.

— Ah! Erzählen Sie, Doctor, erzählen Sie.

— Muß es sein?

— Ei, ohne Zweifelt rief Jedermann aus.

— Es sei. Der Arzt, welcher Walter Scott nach Frankreich begleitete, nannte sich Doctor Sympson; er war einer der ausgezeichnetsten Männer der Facultät von Edinburg, und dem zu Folge mit den angesehensten Personen der Stadt befreundet.

Unter der Zahl dieser Personen befand sich ein Richter an dem Criminal-Gerichtshofe, dessen Namen er mir nicht genannt hat. — Der Name war das einzige Geheimniß, das er für angemessen fand, in dieser ganzen Angelegenheit zu verschweigen.

Dieser Richter, den er gewöhnlich als Arzt behandelte. verfiel sichtlich ohne irgend eine scheinbare Ursache der Störung in der Gesundheit; eine finstere Schwermuth hatte sich seiner bemächtigt. Seine Familie hatte bei verschiedenen Veranlassungen den Doctor befragt, und der Doctor hatte gleichfalls seine Freunde befragt, ohne etwas Anderes aus ihnen herauszubringen, als unbestimmte Antworten, welche seine Besorgnis, nur noch mehr erregt hatten, indem sie ihm bewiesen, daß ein Geheimniß obwalte, daß aber der Kranke dieses Geheimniß nicht sagen wollte.

Endlich drang der Doctor Sympson eines Tages dermaßen in ihn, daß sein Freund ihm gestehen mögte, daß er krank wäre, daß dieser, indem er ihn mit einem traurigen Lächeln bei den Händen ergriff, zu ihm sagte:

— Nun denn! Ja, ich bin krank, und meine Krankheit, lieber Doctor, ist um so unheilbarer, als sie gänzlich in meiner Einbildung liegt.

— Wie! In Ihrer Einbildung.

— Ja, ich werde wahnsinnig.

— Sie werden wahnsinnig! Und in was, ich bitte Sie? Sie haben einen klaren Blick, eine ruhige Stimme, — er ergriff ihn bei der Hand, — einen vortrefflichen Puls.

— Und das ist es gerade, was das Gefährliche meines Zustandes ausmacht, lieber Doctor, nämlich daß ich es sehe und es beurtheile.

— Aber worin besteht am Ende Ihr Wahnsinn?

— Verschließen Sie die Thüre, damit man uns nicht stört, Doctor, und ich will es Ihnen sagen.

Der Doctor verschloß die Thüre und kehrte zurück, sich neben seinen Freund zu setzen.

— Erinnern Sie sich des letzten Criminalprocesses, sagte der Richter zu ihm, in welchem ich berufen gewesen bin ein Urtheil auszusprechen?

— Ja; über einen schottischen Räuber, der von Ihnen zum Galgen verurtheilt und gehangen

worden ist.

— Ganz recht. Nun denn! In dem Augenblicke, wo ich das Unheil aussprach, sprühte eine Flamme aus seinen Augen und er zeigte mir drohend die Faust. Ich achtete nicht darauf. . . Solche Drohungen sind bei den Verurtheilten häufig. Aber am Tage nach der Hinrichtung erschien der Scharfrichter bei mir, indem er mich demüthig über seinen Besuch um Verzeihung bat, aber mir erklärte, daß er geglaubt hätte, mich von Etwas benachrichtigen zu müssen; der Räuber war gestorben, indem er eine Art von Beschwörung gegen mich aussprach, und indem er sagte, daß ich am folgenden Tage um sechs Uhr, der Stunde, in welcher er hingerichtet worden war, Nachrichten von ihm erhalten würde.

Ich glaubte an irgend eine Ueberraschung seiner Kameraden, an irgend eine Rache mit bewaffneter Hand, und als die sechste Stunde herbeikam, schloß ich mich mit einem Paar Pistolen auf meinem Schreibtische in mein Kabinet ein.

Es schlug sechs Uhr auf der Standuhr meines Kamines. Ich war den ganzen Tag über mit dieser Mittheilung des Scharfrichters beschäftigt gewesen. Aber der letzte Schlag erbebte auf der Glocke, ohne daß ich etwas Anderes hörte, als ein gewisses Schnurren, dessen Ursache ich nicht wußte. Ich wandte mich um, und erblickte eine große schwarze und feuerfarbige Katze. Wie war sie herreingekommen? Es war unmöglich, das zu sagen; meine Thüren und meine Fenster waren verschlossen. Sie mußte während des Tages in das Zimmer eingesperrt gewesen sein.

Ich hatte mein Vesperbrod nicht genommen; ich schellte, mein Bedienter kam, aber er konnte nicht eintreten, da ich mich von Innen eingeschlossen hatte; ich ging an die Thüre und machte sie auf. Nun sprach ich ihm von der schwarzen und feuerfarbigen Katze; aber wir suchten sie vergebens, sie war verschwunden.

Ich bekümmerte mich nicht weiter darum; der Abend verfloß, die Nacht brach an, dann der Tag, dann verfloß der Tag, dann schlug es sechs Uhr. Im selben Augenblicke hörte ich dasselbe Geräusch hinter mir und sah dieselbe Katze.

Dieses Mal sprang sie auf meinen Schooß.

Ich habe keinen Widerwillen gegen die Katzen, und dennoch verursachte diese Vertraulichkeit mir einen unangenehmen Eindruck. Ich verjagte sie von meinem Schooße. Aber kaum war sie auf dem Boden, als sie von Neuem auf mich sprang. Ich stieß sie zurück, aber eben so vergebens, als das erste Mal. Nun stand ich auf und ging in dem Zimmer auf und ab; die Katze folgte mir Schritt vor Schritt; unwillig über diese Beharrlichkeit, schellte ich wie am Tage zuvor, mein Bedienter trat ein, aber die Katze entfloh unter das Bett, wo wir sie vergebens suchten; sobald sie sich unter dem Bette befunden hatte, war sie verschwunden.

Ich ging am Abend aus, und besuchte zwei bis drei Freunde; dann kehrte ich nach Haus zurück, in welches ich mittels eines Hauptschlüssels eintrat.

Da ich kein Licht hatte, so ging ich aus Furcht mich an irgend etwas zu stoßen vorsichtig die Treppe hinauf. Als ich auf die letzte Stufe gelangte, hörte ich meinen Bedienten, der sich mit der Kammerjungfer meiner Frau unterhielt.

Mein ausgesprochener Name veranlaßte, daß ich auf das horchte, was er sagte, und nun hörte ich ihn das ganze Abenteuer von gestern und Heute erzählen; nur fügte er hinzu: der Herr muß wahnsinnig werden, es befand sich eben so wenig eine schwarz und feuerfarbige Katze in dem Zimmer, als sich eine solche in meiner Hand befand.

Diese wenigen Worte erschreckten mich; entweder war die Erscheinung wirklich, oder sie war

falsch; wenn die Erscheinung wirklich war, so befand ich mich unter der Last einer übernatürlichen Sache; wenn die Erscheinung falsch war, wenn ich etwas zu sehen glaubte, das nicht bestand, wie mein Bedienter es gesagt hatte, so wurde ich wahnsinnig.

Sie werden errathen, mit welcher mit Furcht gemischter Ungeduld ich die sechste Stunde erwartete; am folgenden Tage behielt ich unter dem Vorwand etwas zu ordnen meinen Bedienten bei mir zurück; es schlug sechs Uhr, während er da war; bei dem letzten Schläge der Glocke hörte ich dasselbe Geräusch und sah meine Katze wieder.

Sie saß neben mir.

Ich blieb einen Augenblick lang ohne etwas zu sagen, indem ich hoffte, daß mein Bedienter das Thier erblicken und zuerst davon sprechen würde; aber er ging in meinem Zimmer hin und her, ohne daß er etwas zu sehen schien.

Ich ergriff einen Moment, wo er in der Linie, die er durchschreiten mußte, um den Auftrag auszuführen, den ich ihm geben wollte, fast auf die Katze treten mußte.

— Stellen Sie meine Schelle auf meinen Tisch, John, sagte ich zu ihm.

Er stand an dem Kopfende meines Bettes, die Schelle stand auf dem Kamine; um von dem Kopfende

meines Bettes nach dem Kamine zu gehen, mußte er nothwendiger Weise über das Thier gehen.

Er setzte sich in Bewegung; aber in dem Augenblicke, wo sein Fuß sich aus sie zu stellen im Begriffe stand, sprang die Katze auf meinen Schooß.

John sah sie nicht oder schien sie zum Mindesten nicht zu sehen.

Ich gestehe, daß ein kalter Schweiß auf meine Stirn trat, und daß die Worte: »Der Herr muß wahnsinnig werden, sich auf eine schreckliche Weise meinen Gedanken wieder vorstellten.

— John, sagte ich zu ihm, sehen Sie nichts auf meinem Schooße?

John blickte mich an. Dann sagte er wie ein Mensch, der einen Entschluß faßt:

— Doch, mein Herr, ich sehe eine Katze.

Ich athmete wieder auf.

Ich nahm die Katze und sagte zu ihm:

— Dann tragen Sie sie hinaus, John, ich bitte Sie. Seine Hände kamen den meinigen entgegen; ich legte ihm das Thier auf die Arme, worauf er auf einen Wink von mir das Zimmer verließ.

Ich war ein wenig beruhigt; während zehn Minuten blickte ich mit einem Reste von Angst um mich; da ich aber kein lebendiges Wesen, das irgend einer Thierart angehörte, erblickt hatte, so beschloß ich zu sehen, was John mit der Katze gemacht hätte.

Ich verließ daher mein Zimmer in der Absicht, ihn darüber zu fragen, als ich, indem ich den Fuß auf die Schwelle der Thür des Salons setzte, ein lautes Gelächter hörte, das aus dem Toilettenkabinette meiner Frau kam. Ich näherte mich leise auf den Fußzehen, und hörte die Stimme Johns.

— Meine liebe Freundin, — sagte er zu der Kammerjungfer, — der Herr wird nicht wahnsinnig, — nein, er ist es. — Wie Du weißt, besteht sein Wahnsinn darin, eine schwarze und feuerfarbige Katze zu sehen. — Heute Abend hat er mich gefragt, ob ich diese Katze nicht auf seinem Schooße sähe.

— Und was hast Du geantwortet? antwortete die Kammerjungfer.

— Bei Gott! ich habe geantwortet, daß ich sie sähe, sagte John. Ich habe den armen lieben Mann nicht ärgern wollen; errathe nun, was er gethan hat?

— Wie soll ich das errathen?

— Nun denn! er hat die vermeintliche Katze von seinem Schooße genommen, mir sie auf die Arme gelegt und zu mir gesagt: — Trage sie fort! — Trage sie fort! — Ich habe die Katze herzlich fortgetragen, und er ist zufrieden gewesen.

— Aber wenn Du die Katze fortgetragen hast, — so bestand die Katze also.

— Nicht doch, die Katze bestand nur in seiner Einbildung. Aber wozu hätte ihm das genützt, wenn ich ihm die Wahrheit gesagt hätte? — mich aus dem Hause werfen zu lassen; — meiner Treue, nein, ich befinde mich hier gut und ich bleibe. — Er gibt mir fünf und zwanzig Pfund jährlich, — um eine Katze zu sehen. Ich sehe sie. — Er soll mir dreißig geben, und ich werde deren zwei sehen.

Ich hatte nicht den Muth mehr zu hören. Ich stieß einen Seufzer aus und kehrte in mein Zimmer zurück.

Mein Zimmer war leer. . .

Am folgenden Tage fand sich um sechs Uhr meine Gesellschafterin wie gewöhnlich wieder bei mir ein, und verschwand erst am folgenden Morgen.

Was soll ich Ihnen sagen, mein Freund? fuhr der Kranke fort, einen Monat lang erneuerte sich dieselbe Erscheinung jeden Abend, und ich fing an mich an ihre Gegenwart zu gewöhnen; am dreißigsten Tage nach der Hinrichtung schlug es sechs Uhr, ohne daß die Katze erschien.

Ich glaubte von ihr befreit zu sein, ich schlief nicht vor Freude; den ganzen Morgen des folgenden Tages drängte ich so zu sagen die Zeit vor mir her; ich hatte Eile die verhängnißvolle Stunde zu erreichen. Von fünf bis sechs Uhr verließen meine Augen meine Standuhr nicht. Ich folgte dem Gange des großen Zeigers von Minute zu Minute. Endlich erreichte er die Zahl XII., das Knarren der Uhr ließ sich hören, — dann that der Hammer den ersten, den zweiten, den dritten, den vierten, den fünften, endlich den sechsten Schlag! . . .

Bei dem sechsten Schlage ging meine Thür auf. . .

Bei dem sechsten Schlage ging meine Thür auf, sagte der unglückliche Richter, und ich sah eine Art von Gerichtsboten der Kammer in einem Kostüme eintreten, wie als ob er im dem Dienste des Lord Lieutenants von Schottland gestanden hätte.

Mein erster Gedanke war, daß der Lord Lieutenant mir irgend ein Schreiben sende, und ich streckte die Hand nach meinem Unbekannten aus. Aber er schien auf meine Geberde durchaus nicht geachtet zu haben, und stellte sich hinter meinem Sessel.

Ich hatte nicht nöthig mich umzuwenden, um ihn zu sehen; ich befand mich dem Spiegel gegenüber, und ich sah ihn in diesem Spiegel.

Ich stand auf und ging; er folgte mir in der Entfernung einiger Schritte.

Ich kehrte nach meinem Tische zurück und schellte.

Mein Bedienter erschien, aber er sah den Gerichtsboten eben so wenig, als er die Katze gesehen hatte.

Ich schickte ihn wieder fort und blieb mit dieser seltsamen Person allein, welche ich alle Zeit hatte nach meinem Gefallen zu betrachten.

Er trug das Hofkleid, den Haarbeutel, den Degen an der Seile, eine gestickte Weste und seinen Hut unter dem Arme.

Um zehn Uhr legte ich mich zu Bett; nun, wie um gleichfalls die Nacht so bequem als möglich zuzubringen, setzte er sich meinem Bette gegenüber in einen Sessel.

Ich wandte den Kopf nach der Seite der Wand; da es mir aber unmöglich war einzuschlafen, so wandt ich mich zwei bis drei Male wieder um, und zwei bis drei Male sah ich ihn bei dem Lichte meiner Nachtlampe in demselben Sessel.

Auch er schlief nicht.

Endlich sah ich die ersten Strahlen des Tages durch die Zwischenräume der Läden in mein Zimmer dringen, ich wandte mich ein letztes Mal nach meinem Mann um: er war verschwunden, der Sessel war leer.

Bis zum Abend war ich von meiner Erscheinung befreit.

Am Abend fand Empfang bei dem Großcommissär der Kirche statt, und ich rief unter dem Vormunde, mein Feierkleid zurecht zu machen, um sechs Uhr weniger fünf Minuten meinen Bedienten, indem ich ihm befahl, die Riegel der Thür vorzuschieben.

Er gehorchte.

Bei dem letzten Schlage der sechsten Stunde heftete ich die Augen auf die Thür; die Thür ging auf und mein Gerichtsbote trat ein.

Ich ging auf der Stelle nach der Thür; die Thür war wieder verschlossen; die Riegel schienen nicht aus ihren Haken gegangen zu sein, ich wandte mich um, der Gerichtsbote stand hinter meinem Sessel, und John ging in dem Zimmer hin und her, ohne daß er im Mindesten mit ihm beschäftigt schien.

Es war augenscheinlich, daß er eben so wenig den Mann sah, als er das Thier gesehen hatte. Ich kleidete mich an.

Nun trug sich etwas Seltsames zu; voll Aufmerksamkeit für mich. half mein neuer Hausgenosse John bei alle dem, was er that, ohne daß John es bemerkte, daß man ihm helfe. So hielt John meinen Rock bei dem Kragen, das Gespenst unterstützte die Schöße; so reichte mir John mein Beinkleid bei dem Gürtel, das Gespenst hielt es bei den Beinen.

Ich hatte niemals einen dienstfertigeren Bedienten gehabt.

Die Stunde meines Ausganges kam herbei.

Nun, statt mir zu folgen, ging der Gerichtsbote mir voraus, schlüpfte durch die Thür meines Zimmers, ging die Treppe hinab, hielt sich, den Hut unter dem Arme, hinter John, der den Schlag des Wagens aufmachte, und als John ihn verschlossen und seinen Platz hinter dem Wagen eingenommen hatte, stieg er auf den Bock des Kutschers, der zur Rechten rückte, um ihm Platz zu machen.

An der Thür des Großcommissärs der Kirche hielt der Wagen; John machte den Schlag auf, aber das Gespenst befand sich bereits hinter ihm auf seinem Posten. Kaum war ich ausgestiegen, als das Gespenst mir vorauseilte, indem es durch die Bedienten drang, welche die Eingangsthür überfüllten, und nachsah, ob ich ihm folgte.

Nun ergriff mich die Lust bei dem Kutscher denselben Versuch anzustellen, den ich bei John angestellt hatte.

— Patrick, fragte ich ihn, wer war der Mann, der neben Euch saß.

— Welcher Mann, Eure Gnaden?

— Der Mann, der auf Eurem Bocke saß.

Patrick machte große erstaunte Augen, indem er um sich blickte.

— Es ist gut, sagte ich zu ihm, ich irrte mich.

Ich trat nun auch ein.

Der Gerichtsbote war auf der Treppe stehen geblieben und erwartete mich. Sobald er mich meinen Weg wieder einschlagen sah, schlug er den seinigen wieder ein, trat vor mir ein, wie um mich in dem Empfangssaale zu melden; dann, als ich eingetreten war, nahm er in dem Vorzimmer den Platz wieder ein, der sich für ihn geziemte.

Wie für John und wie für Patrick war das Gespenst für Jedermann unsichtbar gewesen.

Nun verwandelte sich meine Furcht in Entsetzen, und ich sah ein, daß ich wahrhaft wahnsinnig würde.

Von diesem Abende an wurde man die Veränderung gewahr, welche in mir vorging.— Jedermann fragte mich, welche Sorgen mich beschäftigten, — Sie, wie die Andern.

Ich fand mein Gespenst in dem Vorzimmer wieder. — Wie bei meiner Ankunft eilte er mir bei meinem Forts gehen voraus, kehrte mit mir nach Haus und hinter mir in mein Zimmer zurück, und setzte sich in den Sessel, in dem er sich die Nacht vorher gesetzt hatte.

Nun wollte ich mich versichern, ob irgend etwas Wirkliches und besonders etwas Fühlbares an dieser Erscheinung wäre. Ich nahm allen meinen Muth zusammen, und setzte mich rückwärts schreitend auf den Sessel.

Ich fühlte nichts, aber ich sah ihn in dem Spiegel hinter mir stehen.

Wie am Abende zuvor legte ich mich zu Bett, aber erst um ein Uhr Morgens. Sobald ich in meinem Bette war, sah ich ihn auf seinem Sessel wieder. Am folgenden Morgen verschwand er. Die Erscheinung dauerte einen Monat. Nach Verlauf eines Monats fehlte sie gegen ihre Gewohnheit und blieb einen Tag aus.

Dieses Mal glaubte ich nicht mehr an ein gänzlich Verschwinden, wie das erste Mal, sondern an irgend eine schreckliche Veränderung, und statt mein Alleinsein zu genießen, erwartete ich den folgenden Tag voll Entsetzen.

Am folgenden Tage hörte ich bei dem letzten Schlage der sechsten Stunde ein leises Rauschen in den Vorhängen meines Bettes, und an dem Durchschnittspunkte, den sie hinter dem Bette an der Wand bildeten, erblickte ich ein Skelett.

Dieses Mal, mein Freund, war es, wenn ich mich so ausdrücken darf, das lebendige Bild des Todes.

Das Skelett befand sich dort regungslos, und blickte mich mit seinen hohlen Augen an.

Ich stand auf, machte mehrere Gänge in meinem Zimmer, der Kopf folgte allen meinen Bewegungen. Die Augen verließen mich keinen Augenblick, der Körper blieb regungslos.

Diese Nacht hatte ich nicht den Muth mich zu Bett zu legen. Ich schlief, oder ich blieb vielmehr mit geschlossenen Augen in dem Lehnstuhl, in welchem gewöhnlich das Gespenst saß, nach dessen Gegenwart ich mich nun sogar sehnte.

Mit dem Tage verschwand das Skelett.

Ich befahl John, mein Bett von der Stelle zu rücken und die Vorhänge zuzuziehen.

Bei dem letzten Schlage der sechsten Stunde hörte ich dasselbe Rauschen, ich sah die Vorhänge sich bewegen, dann erblickte ich zwei Knochenhände, welche die Vorhänge meines Bettes zurückschlugen, und, als die Vorhänge zurückgeschlagen waren, nahm das Skelett in der

Oeffnung den Platz ein, den es die Nacht zuvor eingenommen hatte.

Dieses Mal hatte ich den Muth, mich zu Bett zu legen.

Der Kopf, welcher wie am Tage zuvor allen meinen Bewegungen gefolgt war, neigte sich nun zu mir.

Die Augen, welche mich wie in der vorhergehenden Nacht keinen Augenblick aus dem Gesicht verloren hatten, hefteten sich nun auf mich.

Sie werden begreifen, welche Nacht ich zubrachte! Nun denn! mein lieber Dotter, ich bringe jetzt zwanzig ähnliche Nächte zu. Jetzt wissen Sie, was ich habe; werden Sie es noch unternehmen mich zu heilen?

— Ich werde es zum Mindesten versuchen, antwortete der Doctor.

— Wie das? lassen Sie hören.

— Ich bin überzeugt, daß das Gespenst, welches Sie sehen, nur in Ihrer Einbildung besteht.

— Was liegt mir daran, ob es besteht oder nicht, wenn ich es sehe?

— Sie wollen, daß ich versuche es zu sehen, nicht wahr?

— Das ist es. was ich wünsche.

— Wann das?

— Sobald als möglich. Morgen.

— Es sei, morgen. . . bis dahin, guten Muth?

Der Kranke lächelte traurig.

Am folgenden Tage trat der Doctor um sieben Uhr Morgens in das Zimmer seines Freundes.

— Nun denn! fragte er ihn, das Skelett?

— Es ist so eben verschwunden, antwortete dieser mit schwacher Stimme.

— Wohlan! wir wollen uns so einrichten, daß es heute Nacht nicht wieder kömmt.

— Thun Sie es.

— Zuvörderst, Sie sagen, daß es mit dem letzten Schlage der sechsten Stunde eintritt?

— Unfehlbar.

— Fangen wir damit an, die Uhr stehen zu lassen, und er hielt den Pendel an.

— Was wollen Sie thun?

— Ich will Ihnen die Möglichkeit nehmen, die Zeit zu berechnen.

— Gut.

— Jetzt wollen wir die Läden verschlossen halten, und die Vorhänge der Fenster zuziehen.

— Warum das?

— Immer zu demselben Zwecke, damit Sie sich keine Rechenschaft von dem Gange des Tages abzulegen vermögen.

— Thun Sie es.

Die Läden wurden zugemacht, die Vorhänge zugezogen, und man zündete Kerzen an.

— Halten Sie ein Frühstück und ein Mittagessen bereit, John, sagte der Doctor, wir wollen nicht zu bestimmten Stunden bedient sein, sondern nur dann, wenn ich rufen werde.

— Sie hören, John, sagte der Kranke.

— Ja, mein Herr.

— Dann, geben Sie uns Karten, Würfel, Dominos, und lassen Sie uns allein.

Die verlangten Gegenstände wurden von John gebracht, der sich entfernte.

Der Doctor begann damit, den Kranken nach seinen Kräften zu zerstreuen, bald indem er plauderte, bald ins dem er mit ihm spielte; dann, als er Hunger hatte, schellte er.

John, welcher wußte, warum man geschellt hatte, brachte das Frühstück.

Nach dem Frühstücke begann die Parthie wieder, und wurde durch einen neuen Schellenzug des Doctors unterbrochen.

John brachte das Mittagessen.

Man aß, man trank, nahm den Kaffee zu sich und begann wieder zu spielen. So unter vier Augen zugebracht, schien der Tag lang. Der Doctor glaubte die Zeit in seinem Geiste ermessen zu haben, und daß die verhängnißvolle Stunde vorüber sein müßte.

— Nun denn! sagte er, indem er aufstand, Victoria.

— Wie, Victoria? fragte der Kranke.

— Ohne Zweifel, es muß zum Mindesten acht bis neun Uhr sein, und das Skelett ist nicht gekommen.

— Sehen Sie nach Ihrer Uhr, Doctor, da es die einzige im Hause ist, welche geht, und wenn die Stunde vorüber ist, so werde ich, meiner Treue, wie Sie Victoria rufen.

Der Doctor sah nach seiner Uhr, aber sagte Nichts.

— Sie hatten sich geirrt, nicht wahr, Doctor? sagte der Kranke, es ist gerade sechs Uhr.

— Ja, nun denn!

— Nun denn! da tritt das Skelett ein.

Und der Kranke warf sich mit einem tiefen Seufzer zurück.

Der Doctor blickte nach allen Seiten,

— Wo sehen Sie es denn? fragte er.

— An seinem gewöhnlichen Platze, hinter meinem Bette, zwischen den Vorhängen.

Der Doctor stand auf, zog das Bett vor, ging hinter dasselbe und nahm zwischen den Vorhängen den Platz ein, den das Skelett einnehmen sollte.

— Und jetzt, sagte er, sehen Sie es immer noch?

— Ich sehe nicht mehr den untern Theil seines Körpers, da der Ihrige es mir verbirgt, aber ich sehe seinen Schädel.

— Wo das?

— Ueber Ihrer rechten Schulter. Es ist, als ob Sie zwei Köpfe hätten, den einen lebendig, den andern todt.

So ungläubig er auch war, so schauderte der Doctor doch unwillkürlich.

Er wandte sich um, aber er sah nichts.

— Mein Freund, sagte er trauriger Weise, indem er zu dem Kranken zurückkehrte, wenn Sie einige testamentliche Bestimmungen zu treffen haben, so thun Sie es.

Und er entfernte sich.

Als John neun Tage nachher in das Zimmer seines Herrn trat, fand er ihn todt in seinem Bette.

Es war, genau gerechnet, drei Monate her, seitdem der Räuber hingerichtet worden war.

IX.

Die Gräber von Saint-Denis.

— Nun denn! Was beweiset das, Doctor? fragte Herr Ledru.

— Das beweiset, daß die Organe, welche dem Gehirn die Wahrnehmungen überliefern, die sie empfangen, in Folge gewisser Ursachen in dem Grade gestört werden können, um dem Verstande einen untreuen Spiegel zu bieten, und daß man in solchem Falle Gegenstände sieht und Töne hört, welche nicht bestehen. Das ist Alles.

— Indessen, sagte der Chevalier Lenoir mit der Schüchternheit eines überzeugten Gelehrten, — indessen ereignen sich gewisse Dinge, die eine Spur zurücklassen, gewisse Prophezeihungen, die in Erfüllung gehen. Wie wollen Sie erklären, Doctor, daß von Gespenstern gegebene Schläge schwarze Flecke auf dem Körper dessen haben entstehen lassen können, der sie erhalten hat? wie wollen Sie erklären, daß eine Erscheinung zehn, zwanzig, dreißig Jahre zuvor die Zukunft hat offenbaren können? Kann das, was nicht besteht, das verletzen was besteht, oder das verkünden, was geschehen wird?

— Ah! sagte der Doctor, Sie wollen von der Erscheinung des Königs von Schweden sprechen.

— Nein, ich will von dem sprechen, was ich selbst gesehen habe.

— Sie!

— Ich.

— Wo das?

— In Saint-Denis.

— Wann das?

— Im Jahre 1794, zur Zeit der Entweihung der Gräber.

— Ah, ja! Hören Sie das, Doctor, sagte Herr Ledru.

— Wie, was haben Sie gesehen? — erzählen Sie.

— Hier ist es: — Im Jahre 1793 war ich zum Direktor des Museums der französischen Monumente ernannt worden, und als solcher war ich bei der Ausgrabung der Leichen der Abtei von Saint-Denis gegenwärtig, deren Namen die aufgeklärten Patrioten in den von Franciade umgeändert hatten. — Ich kann Ihnen nach vierzig Zahlen die seltsamen Dinge erzählen, welche diese Entweihung bezeichnet haben.

Der Haß, den man dem Volke gegen den König Ludwig XVI. einzuflößen gewußt, und den das Schaffot des 21. Januar nicht zu stillen vermocht hatte, war auch auf die Könige seines Geschlechtes übergegangen; — man wollte die Monarchie bis an ihre Quelle — die Monarchen bis in ihr Grab verfolgen — die Asche von sechzig Königen in den Wind streuen.

Dann war man vielleicht auch neugierig zu sehen, ob die großen Schätze, von denen man behauptete, daß sie in einigen von diesen Gräbern eingeschlossen wären sich ebenso unverletzt erhalten hätten, als man es sagte.

Das Volk fiel daher über Saint-Denis her.

Vom 6. bis zum 8. August zerstörte es ein und fünfzig Gräber, die Geschichte von zwölf

Jahrhunderten.

Nun beschloß die Regierung diesen Frevel zu ordnen, für eigene Rechnung die Gräber zu durchsuchen und von der Monarchie zu erben, welche in Ludwig dem XVI., ihren letzten Repräsentanten gefällt hatte.

Dann handelte es sich darum, selbst den Namen, selbst das Andenken, selbst die Gebeine der Könige zu vernichten; es handelte sich darum, vierzehn Jahrhunderte der Monarchie aus der Geschichte auszustreichen.

Arme Thoren, welche nicht begreifen, daß die Menschen zuweilen die Zukunft. . . niemals die Vergangenheit ändern können.

Man hatte auf dem Friedhofe ein großes gemeinsames Grab nach dem Muster der Armen-Gräber vorbereitet. In dieses Grab und auf ein Bett von Kalk, sollten wie auf einen Schindanger die Gebeine derer geworfen werden, welche aus Frankreich die erste der Nationen gemacht hatten, von Dagobert an bis auf Ludwig XV.

Auf diese Weise war dem Volke Genugthuung gegeben, aber besonders war diesen Gesetzgebern, diesen Advokaten, diesen neidischen Zeitungsschreibern, den Raubvögeln der Revolutionen, Genuß gewählt, deren Auge jeder Glanz verletzt, wie das Auge ihrer Brüder, der Nachtulen, durch jedes Licht verletzt wird.

Der Stolz derer, welche nicht aufzubauen vermögen, besteht darin, zu zerstören.

Ich wurde zum Aufseher der Ausgrabungen ernannt; das war für mich ein Mittel, eine Menge kostbarer Dinge zu retten. Ich nahm es an.

Am Sonnabend den 12. Oktober, während man den Prozeß der Königin einleitete, ließ ich das Grabgewölbe der Bourbons zur Seile der unterirdischen Kapellen eröffnen, und begann damit den Sarg Heinrichs IV. herauszunehmen, der am 14. Mai 1610 im Alter von sieben und fünfzig Jahr ermordet gestorben war.

Was die Statue des Pont-Neuf anbelangt, ein Meisterstück Johannis von Bologna und seines Schülers, so war sie eingeschmolzen worden, um Sous daraus zu schlagen.

Die Leiche Heinrichs IV. war zum Verwundern erhalten; die vollkommen erkennbaren Züge des Gesichts waren ganz die, welche die Liebe des Volkes und Rubens Pinsel der Nachwelt überliefert haben. Als man ihn zu, erst aus dem Grabe hervorgehen und in seinem Leichentuche so gut erhalten erscheinen sah, war die Gemüthsbewegung groß, und es fehlte wenig, daß der in Frankreich so volkschümliche Ruf: Es lebe Heinrich IV.! nicht instinctmäßig unter den Gewölben der Kirche erschalle.

Als ich diese Zeichen von Ehrerbietung, ich mögte sogar sagen von Liebe, sah, ließ ich die Leiche aufrecht gegen eine der Säulen des Chores stellen, und dort konnte sie jeder befrachten.

Er war wie zu seinen Lebenszeiten mit seinem Wammse von schwarzem Sammet, auf welchem sich seine weißen Krausen und Manschetten zeigten, mit seiner Faltenhose von Sammet gleich dem Wammse, mit seidenen Strümpfen von derselben Farbe und Schuhen von Sammet bekleidet.

Seine schönen grauen Haare bildeten immer noch einen Heiligenschein um seinen Kopf, sein schöner weißer Bart fiel immer noch auf seine Brust herab.

Nun begann eine unermeßliche Prozession, wie nach dem Reliquienkästchen eines Heiligen; die Frauen kamen, die Hände des guten Königs zu berühren, andere küßten den Saum seines Mantels, andere ließen ihre Kinder niederknien, indem sie leise murmelten:

— Ach! Wenn er lebte, so würde das arme Volk nicht so unglücklich sein. Und sie hätten hinzufügen können: Noch so grausam; denn was das Volk grausam macht, ist das Unglück.

Diese Prozession dauerte während des ganzen Tages Sonnabends, des 12. Oktobers, des Sonntage den 13. und Montag den 14. fort.

Am Montage begannen nach dem Mittagessen der Arbeiter, das heißt gegen drei Uhr Nachmittags, die Ausgrabungen von neuem.

Die erste Leiche, welche nach der Heinrichs IV. Zu Tage kam, war die seines Sohnes Ludwigs XIII. Sie war gut erhalten, und obgleich die Züge des, Gesichts eingefallen waren, so konnte man ihn doch noch an seinem Schnurrbarte erkennen.

Dann kam die Ludwigs XIV., erkenntlich an seinen starken Zügen, welche aus seinem Gesichte die typische Maske der Bourbons gemacht haben; nur war sie schwarz wie Tinte.

Dann kam allmählig die der Maria von Medicis, der zweiten Gattin Heinrichs IV.; Annas von Oesterreich, der Gattin Ludwigs XIII., Maria Theresias, Infantin von Spanien und Gattin Ludwigs XIV., und die des großen Dauphins.

Alle diese Leichen waren verweset. — Nur die des großen Dauphins war in flüssiger Verwesung.

Am Dienstage den 15. Oktober wurden die Ausgrabungen fortgesetzt.

Die Leiche Heinrichs IV. stand immer noch an ihrer Säule, indem sie gleichgültig dieser großen Ruchlosigkeit beiwohnte, welche zugleich an seinen Vorgängern und an seinen Nachkommen vollzogen wurden.

Am Mittwoch den 16., gerade in dem Augenblicke, wo der Königin Maria Antoinette auf dem Revolutionsplatze der Kopf abgeschlagen wurde, das heißt um elf Uhr Morgens, — nahm man aus dem Begräbnißgewölbe der Bourbons nach seiner Reihe den Sarg König Ludwigs XV. Nach altem Hofgebrauch von Frankreich schloß er an dem Eingange des Gewölbes, wo er seinen Nachfolger erwartete, der dort nicht zu ihm kommen sollte. — Man nahm ihn, trug ihn fort und öffnete ihn nur auf dem Friedhofe und an dem Rande des Grabes.

Anfangs schien die aus dem bleiernen Sarge genommene und gut in Leinwand und in Binden eingehüllte Leiche ganz gut erhalten; aber von dem befreit, was sie umhüllte, bot sie nur noch das Bild der abscheulichsten Verwesung, und es entströmte ihr ein dermaßen verpesteter Geruch, daß Jedermann entfloß und man genöthigt war, mehre Pfund Pulver zu verbrennen um die Luft zu reinigen.

Man warf sogleich das, was von dem Helden des Park-aux-Cerfs, dem Geliebten der Madame von Châteauroux, der Frau von Pompadour und der Frau du Barry übrig geblieben war, in das Grab, und auf ein Bett von ungelöschtem Kalk gefallen, bedeckte man diese unreinen Reliquien mit ungelöschtem Kalk.

Ich war bis zuletzt geblieben, um das Feuerwerk abbrennen und den Kalk werfen zu lassen, als ich einen großen Lärm in der Kirche hörte; ich kehrte rasch in dieselbe zurück und erblickte einen Arbeiter, der sich in Mitte seiner Kameraden wehrte, während die Frauen ihm die Faust zeigten und ihm drohten.

Der Elende hatte sein trauriges Werk verlassen, um ein noch bei weitem traurigeres Schauspiel, die Hinrichtung Maria Antoinettens, zu sehen; dann berauscht durch das Geschrei, das er ausgestoßen und das er hatte ausstoßen hören, durch den Anblick des Blutes, das er hatte vergießen sehen, war er nach Saint-Denis zurückgekehrt, und indem er sich Heinrich IV. näherte,

der an seinen Pfeiler gelehnt stand, und immer noch von Neugierigen, und ich mögte fast sagen von Verehrern umgeben war, hatte er zu ihm gesagt:

— Mit welchem Rechte bleibst Du hier stehen, wenn man auf dem Revolutionsplatze den Königen den Kopf abschlägt?

Und während er mit der rechten der königlichen Leiche eine Ohrfeige gab, hatte er zugleich mit der linken Hand den Bart gepackt und ihn ausgerissen.

Die Leiche war auf den Boden gefallen, indem sie ein klapperndes Geräusch hören ließ, dem eines Sackes voller Gebeine, den man hatte fallen lassen, ähnlich.

Sogleich hatte sich ein großes Geschrei von allen Seiten erhoben. — Bei jedem andern Königs, welcher es auch sein mogte, hätte man eine solche Beschimpfung wagen können, — aber bei Heinrich IV., dem Könige des Volkes, war es fast eine dem Volke angethane Schmach.

Der ruchlose Arbeiter lief also die größte Gefahr, als ich zu seiner Hilfe herbeeilte.

Sobald er sah, daß er in mir einen Beistand finden könnte, stellte er sich unter meinen Schutz.

Aber, indem ich ihn immerhin beschützte, wollte ich ihn unter dem Drucke der schändlichen Handlung lassen, welche er begangen hatte.

— Meine Kinder, sagte ich zu den Arbeitern, laßt diesen Elenden; der, den er beleidigt hat, steht dort oben hinlänglich gut, um von Gott seine Strafe zu erlangen.

Als ich ihn hierauf den Bart wieder abgenommen, den er der Leiche ausgerissen hatte, und den er immer noch in der linken Hand hielt, jagte ich ihn aus der Kirche, indem ich ihm meldete, daß er nicht mehr zu den Arbeitern gehöre, die ich verwendete.

Das Hohngeschrei und die Drohungen seiner Kameraden verfolgten ihn bis auf die Straße.

Indem ich neue Beschimpfungen für Heinrich IV. fürchtete, befahl ich, daß er in die gemeinsame Gruft getragen würde; aber die Leiche wurde bis dorthin von Zeichen der Ehrerbietung begleitet. Statt, wie die andern, in das königliche Beinhaus geworfen zu werden, — wurde er herabgelassen, sanft niedergelegt und sorgfältig in eine Ecke gebettet; dann wurde eine Lage Erde, statt einer Lage Kalk, frommer Weise über ihn ausgebreitet.

Da das Tagewerk beendet, so entfernten sich die Arbeiter, und der Wächter blieb zurück; er war ein wackerer Mann, den ich dort angestellt hatte, aus Furcht, daß man des Nachts in die Kirche dringen mögte, um entweder neue Verstümmelungen vorzunehmen, oder um neue Diebstähle zu begehen; dieser Wächter schlief am Tage und wachte von Neben Uhr Abends bis sieben Uhr Morgens. Er brachte die Nacht stehend zu und ging herum, um sich zu wärmen, oder setzte sich an ein angezündetes Feuer an einen der Pfeiler, der sich der Thüre am nächsten befand.

Alles in der Domkirche bot das Bild des Todes, und die Verheerung machte dieses Bild des Todes noch weit schrecklicher. Die Grabgewölbe standen offen und ihre Platten waren gegen die Wände gestellt; die zerbrochenen Statuen bedeckten den Fußboden der Kirche; hie und da hatten aufgebrochene Särge die Todten zurückgegeben, von denen sie erst am Tage des jüngsten Gerichts Rechenschaft abzulegen geglaubt hatten. Kurz alles führte den Geist des Menschen, wenn dieser Geist erhaben war, zu der Betrachtung, wenn er schwach war, zu dem Schrecken.

Glücklicher Weise war der Wächter kein Geist, sondern ein organisirter Stoff. Er betrachtete alle diese Trümmer mit demselben Auge, wie er einen gefällten Wald oder ein gemähtes Feld betrachtet hätte, und war nur damit beschäftigt die Stunden der Nacht zu zählen, die einförmige Stimme der Uhr, des Einzigen, was in dem verwaisten Dome lebendig geblieben war.

In dem Augenblicke, wo es Mitternacht schlug, und wo der letzte Schlag des Hammers in den dunkeln Tiefen der Kirche erbebte, hörte er lautes Geschrei, das von der Seite des Kirchhofes herkam. Dieses Geschrei waren Rufe, lange Klagen, schmerzliches Jammern. — Nach dem ersten Augenblicke der Ueberraschung bewaffnete er sich mit einer Hacke und schritt auf die Thüre zu, welche die Kirche mit dem Friedhofe in Verbindung setzte; als er aber, nachdem er diese Thüre geöffnet, vollkommen erkannte, daß dieses Geschrei von der Gruft der Könige herkäme, wagte er nicht weiter zu gehen, verschloß die Thüre wieder, und eilte, mich in dem Wirthshause zu wecken, in welchem ich logirte.

Ich wollte anfangs nicht an das Bestehen dieses aus der königlichen Gruft kommenden Geschreies glauben; da ich aber der Kirche gerade gegenüber logirte, so machte der Wächter mein Fenster auf, und in Mitte des nur allein durch das Rauschen des Winterwindes gestörten Schweigens, glaubte ich in der That lange Klagen zu hören, welche mir nicht einzig und allein das Jammern des Windes zu sein schienen.

Ich stand auf und begleitete den Wächter bis in die Kirche. Dort angelangt, und nachdem wir die Vorhalle wieder hinter uns verschlossen hatten, hörten wir die Klagen weit deutlicher, von denen er gesprochen hatte. Es war um so leichter zu erkennen, woher diese Klagen kamen, als die von dem Wächter schlecht verschlossene Thüre des Kirchhofes sich wieder hinter ihm geöffnet hatte. — Es kamen also wirklich diese Klagen von dem Kirchhofe.

Wir zündeten zwei Fackeln an und gingen nach der Thüre; aber drei Male löschte sie die Zugluft aus, welche von Außen nach Innen entstanden war, wenn wir uns dieser Thüre näherten. — Ich sah ein, daß es wie mit diesen schwer zu überschreitenden Engpässen wäre, und daß, wenn wir einmal auf dem Kirchhofe wären, wir nicht mehr denselben Kampf zu bestehen hätten. — Ich ließ außer unseren Fackeln eine Laterne anzünden. — Unsere Fackeln erloschen, aber die Laterne widerstand. — Wir schritten durch die enge Thüre, und sobald wir auf dem Kirchhofe waren, zündeten wir unsere Fackeln wieder an, welche der Wind respectirte.

Indessen in dem Maße, als wir näher kamen, nahm das Geschrei ab, und in dem Augenblicke, wo wir an dem Rande des Grabes ankamen, war es so ziemlich erloschen.

Wir schwangen unsere Fackeln über der ungeheuren Oeffnung, und wir sahen in Mitte der Gebeine, auf dieser ganz von ihnen durchlöcherten Lage von Kalk und von Erde etwas Gestaltloses, das sich abkämpfte.

Dieses Etwas glich einem Manne.

— Was haben Sie und was wollen Sie? fragte ich diese Art von Gespenst.

— Ach! murmelte es, ich bin der elende Arbeiter, der Heinrich IV. eine Ohrfeige gegeben hat.

— Aber wie befindest Du Dich dort? fragte ich.

— Ziehen Sie mich zuerst hier heraus, Herr Lenoir, denn ich sterbe, und nachher sollen Sie Alles erfahren.

Sobald der Todtenwächter überzeugt war, daß er es mit einem Lebendigen zu thun hätte, so war der Schrecken verschwunden, der sich anfangs seiner bemächtigt hatte, und er hatte bereits eine in dem Grase des Kirchhofes liegende Leiter ergriffen, diese aber aufgerichtet und erwartete meine Befehle.

Ich befahl ihm, die Leiter in das Grab hinabzulassen, und forderte den Arbeiter auf heraufzusteigen. Er schleppte sich in der That bis an den Fuß der Leiter; aber dort angelangt, als er sich aufrichten mußte, um die Sprossen hinaufzusteigen, bemerkte ich, daß er ein Bein und

einen Arm gebrochen hatte.

Wir warfen ihm einen Strick mit einer Schleife zu; er schlang sich den Strick um seine Schultern, — Ich behielt das andere Ende in meinen Händen; der Wächter stieg einige Sprossen hinab, und Dank dieser doppelten Unterstützung gelang es uns, diesen Lebendigen der Gesellschaft der Todten zu entreißen.

Kaum war er außer dem Grabe, als er ohnmächtig wurde.

Wir trugen ihn an das Feuer, und legten ihn auf ein Bett von Stroh; dann sandte ich den Wächter fort, um einen Wundarzt zu holen.

Der Wächter kehrte mit einem Doctor zurück, bevor der Verwundete wieder zur Besinnung gekommen war, und erst während der Operation schlug er die Augen wieder auf.

Als der Verband angelegt war, verabschiedete ich den Wundarzt, und da ich wissen wollte, durch welchen seltsamen Umstand sich der Entweiher in dem königlichen Grabe befand, schickte ich auch den Wächter fort. Diesem war nichts lieber, als sich nach den Gemüthsbewegungen einer solchen Nacht zu Bett zu legen, und ich blieb allein bei dem Arbeiter. Ich setzte mich auf einen Stein neben das Stroh, auf welchem er lag, und dem Heerde gegenüber, dessen zitternde Flamme den Theil der Kirche erleuchtete, wo wir uns befanden, aber die ganze Tiefe in einer um so schwärzeren Dunkelheit ließ, da der Theil, wo wir uns befanden, in einem weit helleren Lichte war.

Ich verhörte nun den Verwundeten; hier ist das, was er mir erzählte.

Seine Verabschiedung hatte ihn wenig bekümmert. — Er hatte Geld in der Tasche, und bis dahin hatte er gesehen, daß man mit Geld keinen Mangel litte.

Er war dem zu Folge in die Schenke gegangen.

In der Schenke hatte er angefangen eine Flasche anzubrechen; aber bei dem dritten Glase hatte er den Wirth eintreten sehen.

— Sind wir bald fertig? hatte dieser gefragt.

— Und warum das? hatte der Arbeiter geantwortet.

— Weil ich habe sagen hören, daß Du es wärest, der Heinrich IV. eine Ohrfeige gegeben hat.

— Nun denn! ja, ich bin es, sagte der Arbeiter unverschämter Weise. — Was mehr?

— Was mehr? ich will keinem schlechten Schurken zu trinken geben, wie Du einer bist, der den Fluch über mein Haus herbeiziehen würde.

— Dein Haus, — Dein Haus ist das Haus für Jedermann, und sobald man bezahlt, — so ist man zu Haus.

— Ja, aber Du wirst nicht bezahlen.

— Und warum das?

— Weil ich Dein Geld nicht will. — Da Du nun aber nicht bezahlst, so wirst Du nicht zu Haus sein, — sondern bei mir, und da Du bei mir sein wirst, so werde ich das Recht haben. Dich vor die Thür zu werfen.

— Ja, wenn Du der Stärkere bist.

— Wenn ich nicht der Stärkere bin, so werde ich meine Aufwärter rufen.

— Wohlan! rufe ein wenig, damit wir sehen.

Der Schenkwrith hatte gerufen; drei im Voraus benachrichtigte Aufwärter waren jeder mit einem Stocke in der Hand bei seiner Stimme eingetreten, und so große Lust er auch hatte sich zu

widersetzen, so war der Arbeiter dennoch gezwungen worden, sich ohne ein Wort zu sagen zurückzuziehen.

Nun hatte er sich entfernt, war einige Zeit lang in der Stadt herum geirrt und zur Stunde des Mittagessens zu einem Garkoch eingetreten, bei welchem die Arbeiter gewöhnlich ihre Mahlzeiten einnahmen.

Er hatte kaum seine Suppe gegessen, als die Arbeiter eintraten, welche ihr Tagewerk so eben beendigt hatten.

Als sie ihn erblickten, blieben sie auf der Schwelle stehen, und indem sie den Wirth riefen, erklärten sie ihm, daß wenn dieser Mann fortführe seine Mahlzeiten bei ihm zu nehmen, sie von dem ersten bis zum letzten sein Haus verlassen würden.

Der Garkoch fragte, was dieser Mensch gethan hatte, der so der allgemeinen Verdammung unterläge.

Man sagte ihm, daß es der Mann wäre, welcher Heinrich IV. eine Ohrfeige gegeben hätte.

— Dann pack Dich hinaus, sagte der Garkoch, in, dem er auf ihn zuschritt, und möge das, was Du gegessen hast. Dir zu Gift werden!

Es war noch weniger möglich, bei dem Garkoch Widerstand zu leisten, als bei dem Weinhändler. — Der geächtete Arbeiter stand auf, indem er seine Kameraden bedrohte, welche vor ihm zur Seite traten, nicht wegen der Drohungen, die er ausgestoßen, sondern wegen der Entweihung, die er begangen hatte.

Er verließ voll Wuth im Herzen das Haus und irrte einen Theil des Abends fluchend und lästernd in den Straßen von Saint Denis herum. Dann ging er gegen zehn Uhr nach seiner Schlafstelle.

Gegen die Gewohnheit des Hauses waren die Thüren verschlossen.

Er klopfte an die Thür.

Der Wirth erschien an einem Fenster. Da es finstere Nacht war, so konnte er den nicht erkennen, welcher klopfte.

— Wer sind Sie? fragte er.

Der Arbeiter nannte sich.

— Ah! sagte der Wirth, Du bist es, der Heinrich IV. eine Ohrfeige gegeben hat; warte.

— Wie, warum muß ich warten? sagte der Arbeiter ungeduldig.

Zu gleicher Zeit fiel ein Bündel zu seinen Füßen.

— Was ist das? fragte der Arbeiter.

— Alles, was von Dir hier war.

— Wie! Alles, was von mir hier war?

— Ja, Du kannst schlafen gehen, wo Du willst; ich habe keine Lust, daß mir mein Haus über dem Kopfe zusammen stürzt.

Der Arbeiter ergriff rasend einen Pflasterstein, und warf ihn gegen die Thür.

— Warte! sagte der Wirth, ich will Deine Kameraden wecken, und wir werden sehen.

Der Arbeiter sah ein, daß er nichts Gutes zu er, warten hätte. Er zog sich zurück, und als er Hundert Schritte weit von dort eine offene Thür gefunden hatte, so trat er ein, und legte sich unter einen Schoppen.

Unter diesem Schoppen befand sich Stroh; er legte sich auf dieses Stroh und schlief ein.

Um drei Viertel auf zwölf Uhr schien es ihm, als ob ihn Jemand, an der Schulter berühre.

Er erwachte und sah vor sich eine weiße Gestalt, welche das Ansehen einer Frau hatte, und die ihm einen Wink gab, ihr zu folgen.

Er glaubte, daß es eine jener Unglücklichen wäre, welche immer ein Lager und Vergnügen dem zu bieten haben, welcher das Lager und das Vergnügen bezahlen kann, und, da er Geld hatte, da er es vorzog die Nacht unter einem Obdache und in einem Bette, als hier unter einem Schoppen auf Stroh zuzubringen, so stand er auf und folgte der Frau.

Die Frau ging einen Augenblick lang die Häuser der linken Seite der Großen Straße hinab, dann ging sie über die Straße, schlug eine Gasse zur Rechten ein, wobei sie dem Arbeiter immer winkte ihr zu folgen.

Dieser, an dieses nächtliche Treiben gewöhnt, und indem er aus Erfahrung die Gassen kannte, in denen gewöhnlich die Frauen von der Art derer logirten, welcher er folgte, machte keine Schwierigkeit, und trat in die Gasse.

Die Gasse führte auf das Feld; er glaubte, daß diese Frau ein abgelegenes Haus bewohne, und folgte ihr immer noch.

Nach Verlauf von Hundert Schritten gingen sie durch eine Mauerlücke; als er aber plötzlich die Augen erhoben hatte, erblickte er die alte Abtei von Saint-Denis mit ihrem riesenhaften Glockenturme und ihren durch das innere Feuer, bei welchem der Wächter wachte, leicht gerötheten Fenstern vor sich.

Er suchte mit den Augen die Frau; sie war verschwunden.

Er befand sich auf dem Kirchhofe.

Er wollte wieder durch die Mauerlücke zurück gehen.

Aber es schien ihm, als ob er auf dieser Mauerlücke, finster, drohend, den Arm nach ihm ausgestreckt, das Gespenst Heinrich IV. sähe.

Das Gespenst that einen Schritt vorwärts, und der Arbeiter einen Schritt zurück.

Bei dem vierten oder fünften Schritte fehlte der Boden unter seinen Füßen, und er fiel rücklings in das Grab.

Nun meinte er um sich herum alle diese Könige, die Vorgänger und die Nachkommen Heinrich IV. sich aufrichten zu sehen; — nun schien es ihm, als ob die einen ihre Zepter, die andern ihre Hände der Gerechtigkeit über ihn erhöben, indem sie ihr Wehe über den Heiligthums-Schänder schrien. Nun schien es ihm, als ob bei der Berührung dieser Hände der Gerechtigkeit und dieser wie Blei schweren, wie Feuer brennenden Zepter er seine Glieder eines nach dem andern zerschmettert fühlte.

Dies war der Augenblick, wo es Mitternacht schlug und der Wächter die Klagen hörte.

Ich that, was ich vermochte, um diesen Unglücklichen zu beruhigen; aber sein Verstand war zerrüttet, und nach dreitägigem Delirium starb er mit dem Ausrufe: Gnade!

— Verzeihung, sagte der Doctor, aber ich verstehe den Schluß Ihrer Erzählung nicht recht. Der Unfall Ihres Arbeiters beweist, daß er, mit dem beschäftigt, was ihm am Tage begegnet war, entweder im wachenden Zustande, oder im Zustande des Somnambulismus, — des Nachts herumzuirren, begonnen hat, daß er im Herumirren auf den Kirchhof gekommen ist, und daß er, während er in die Luft blickte, statt zu seinen Füßen zu sehen, in das Grab gefallen ist, in welchem er natürlicher Weise in seinem Sturze einen Arm und ein Bein gebrochen hat. Nun aber haben Sil von einer Prophezeiung gesprochen, die in Erfüllung gegangen ist, und ich sehe an alle

diesem nicht die geringste Prophezeiung.

— Warten Sie, Doctor, sagte der Chevalier, die Geschichte, welche ich so eben erzählt habe, und die, wie Sie Recht haben, nur ein Vorfall ist, führt geraden Weges zu dieser Prophezeiung, welche ich Ihnen erzählen werde, und die ein Geheimniß ist.

Diese Prophezeiung, hier ist sie:

Gegen den 20. Januar 1794, nach Zerstörung des Grabmals Franz I. öffnete man das Begräbniß der Gräfin von Flandern, der Tochter Philipps des Langen.

Diese beiden Gräber waren die letzten, die zu durchsuchen übrig blieben, alle Grabgewölbe waren erbrochen, alle Begräbnisse waren leer, alle Gebeine lagen in dem Beinhaus.

Ein letztes Begräbniß war unbekannt geblieben, es war das des Kardinals von Retz, — den, wie man sagte, in Saint Denis begraben worden war.

Alle Grabgewölbe, das Grabgewölbe der Valois, das Grabgewölbe der Karls, waren wieder verschlossen worden, oder so ziemlich.

Es blieb nur noch das Grabgewölbe der Bourbons übrig, das man am folgenden Tage verschließen sollte.

Der Wächter brachte seine letzte Nacht in der Kirche zu, in welcher er nichts mehr zu bewachen hatte, es war ihm daher die Erlaubniß gegeben worden zu schlafen, und er benutzte die Erlaubniß.

Um Mitternacht wurde er durch den Klang der Orgel und religiöser Gesänge geweckt.

Er erwachte, rieb sich die Augen und wandte den Kopf nach dem Chore, das heißt nach der Seite, von woher die Gesänge kamen.

Nun sah er voll Erstaunen die Sitze des Chores von den Mönchen von Saint Denis besetzt; er sah einen Erzbischof, der am Altare Messe las; er sah das Todtengerüst erleuchtet, und unter dem erleuchteten Todtengerüst das große goldene Leichentuch, welches gewöhnlich nur die Leiche der Könige bedeckt.

In dem Augenblicke, wo er erwachte, war die Messe beendet, und die Feierlichkeit des Begräbnisses begann.

Das Zepter, die Krone und die Hand der Gerechtigkeit, welche auf einem Kissen von rothem Sammet lagen, wurden den Herolden wieder übergeben, welche sie drei Prinzen überreichten, die sie nahmen.

Sogleich näherten sich, eher gleitend als gehend, und ohne daß das Geräusch ihrer Schritte das geringste Echo in dem Gewölbe erweckte, die Edelleute der Kammer, welche die Leiche nahmen und sie in das Grabgewölbe der Bourbons trugen, das allein offen geblieben war, während alle anderen verschlossen waren.

Nun ging der Wappenkönig in dasselbe hinab, und als er hinabgegangen war, rief er den andern Herolden zu, daß sie hinabzukommen hätten, um ihren Dienst zu versehen.

Der Wappenkönig und die Herolde waren fünf an der Zahl.

Aus der Tiefe des Grabgewölbes rief der Wappenkönig den ersten Herold, der die Sporen trug. Dieser stieg hinab.

Dann den zweiten, der hinabging, indem er den Panzerhandschuh trug.

Dann den dritten, dieser trug das Schild.

Dann den vierten, welcher folgte, indem er die Helmsturmhaube trug.

Dann den fünften, der den Panzer trug.

Hierauf rief er den ersten Vorschneider, der das Banner brachte.

Die Kapitäne der Schweizer, der Bogenschützen der Garde und der zwei Hundert adeligen Garden des Königs.

Den Oberstallmeister, welcher das königliche Schwert brachte.

Den ersten Kammerherrn, der das Banner von Frankreich brachte.

Den Großhaushofmeister, vor dem alle Haushofmeister vorübergingen, indem sie ihre weißen Stäbe in das Grabgewölbe warfen und in dem Maße, als sie vorübergingen, sich vor den drei Prinzen verneigten, welche die Krone, das Zepter und die Hand der Gerechtigkeit trugen.

Die drei Prinzen, welche nun auch das Zepter, die Hand der Gerechtigkeit und die Krone brachten.

Nun rief der Wappenkönig mit lauter Stimme und drei Male aus:

Der König ist todt; es lebe der König!

Der König ist todt; es lebe der König!

Der König ist todt; es lebe der König!

Ein Herold, der in dem Chore geblieben war, wiederholte diesen dreifachen Ruf.

Endlich zerbrach der Großhaushofmeister seinen Stab zum Zeichen, daß der königliche Hofhalt aufgelöst wäre, und daß die Beamten des Königs für sich sorgen könnten.

Sogleich schmetterten die Trompeten und die Orgel ertönte wieder.

Dann, während die Trompeten immer schwächer bliesen, während die Orgel immer leiser stöhnte, erbleichten die Lichter der Kerzen, verdunkelten sich die Körper der Anwesenden, und, bei dem letzten Stöhnen der Orgel, bei dem letzten Klange der Trompeten, — verschwand Alles.

Am folgenden Tage erzählte der Wächter in Thränen zerfließend das königliche Begräbniß, das er gesehen hatte, und dem er, der arme Mann, allein beiwohnte, indem er prophezeite, daß diese verstümmelten Gräber wieder hergestellt werden würden, und daß Frankreich trotz den Dekreten des Convents und dem Werke der Guillotine eine neue Monarchie und Saint Denis neue Könige wiedersehen würde.

Diese Prophezeiung brachte den armen Teufel in das Gefängniß und beinahe auf das Schaffot, ihn, der dreißig Jahre später, das heißt am 20, September 1824, hinter derselben Säule, wo er seine Erscheinung gehabt hatte, zu mir sagte, indem er mich bei dem Schooße meines Rockes zog:

— Nun denn! Herr Lenoir, hatte ich es Ihnen nicht gesagt, daß unsere armen Könige eines Tages nach Saint Denis zurückkehren würden, — hatte ich mich geirrt?

In der That, an diesem Tage begrub man Ludwig XVIII. mit denselben Feierlichkeiten, welche der Wächter der Gräber dreißig Jahre vorher hatte ausüben sehen.

— Erklären Sie das, Doctor.

X.

Artifaille.

Der Doctor schwieg; vielleicht war er überzeugt, oder, was weit wahrscheinlicher ist, es erschien ihm der Widerspruch gegen einen Mann, wie der Chevalier Lenoir, zu schwierig.

Das Schweigen des Doctors ließ den Auslegern freies Feld; der Abbé Moulle bemächtigte sich des Kampfplatzes.

— Alles das bestätigt mich in meinem Systeme, sagte er.

— Und welches ist Ihr System? fragte der Doctor, entzückt, die Polemik mit weniger tüchtigeren Kämpfern, als Herr Ledru und der Chevalier Lenoir, wieder aufs nehmen zu können.

— Daß wir zwischen zwei unsichtbaren Welten leben, von denen die eine mit Dämonen, die andere mit himmlischen Geistern bevölkert ist; daß zu der Stunde unserer Geburt zwei Genien, ein guter und ein böser, an unsere Seite Platz nehmen, und uns unser ganzes Leben lang begleiten, indem der Eine uns das Gute, der Andere das Böse zuflüstert, und daß zur Stunde unseres Todes der, welcher den Sieg davon trägt, sich unserer bemächtigt; auf diese Weise wird unser Leib entweder die Beute eines Dämons, oder die Wohnung eines Engels. Bei der armen Solange hatte der gute Genius triumphirt, und er war es, der Ihnen, Ledru, durch die stummen Lippen der jungen Märtyrerin Lebewohl sagte; bei dem von dem schottischen Richter verurtheilten Räuber war der Dämon Herr des Platzes geblieben, und er ist es, der dem Richter unter der Gestalt einer Katze, dann in dem Anzuge eines Gerichtsdieners, und endlich mit dem Anscheine eines Skelettes erschien; in dem letzteren Falle endlich ist es der Engel der Monarchie, der an dem Heiligthumsschänder die schreckliche Entweihung der Gräber gerächt hat, und der, indem er sich wie Christus den Demüthigen kundthat, einem armen Wächter der Gräber die zukünftige Restauration des Königthumes gezeigt hat, und das mit eben so viel Prunk, als ob die Phantastische Feierlichkeit alle zukünftigen Würdenträger von dem Hofe Ludwigs XVIII. zu Zeugen gehabt hätte.

— Aber am Ende, Herr Abbé, sagte der Doctor, ist jedes System auf eine Ueberzeugung gegründet.

— Ohne Zweifel.

— Aber damit diese Ueberzeugung wirklich sei, muß sie auf einer Thatsache beruhen.

— Die meinige beruht daher auch auf einer Thatsache.

— Auf einer Thatsache, welche Ihnen von Jemand erzählt worden ist, zu dem Sie Alles Vertrauen haben.

— Auf einer Thatsache, die mir selbst begegnet ist.

— Ah! Abbé, erzählen Sie uns die Thatsache.

— Mit Vergnügen. Ich bin in diesem Theile des Erbes der ehemaligen Könige geboren, den man heut zu Tage das Departement de l'Aisne nennt und den man ehemals Isle-de-France nannte; mein Vater und meine Mutter bewohnten ein kleines Dorf mitten im Walde von Villers-Cotterets, Fleury genannt. Vor meiner Geburt hatten meine Eltern bereits fünf Kinder gehabt, drei Knaben und zwei Mädchen, die Alle gestorben waren; es ging daraus hervor, daß meine

Mutter, als sie sich mit mir schwanger sah, das Gelübde that, mich bis zum Alter von sieben Jahren weiß zu kleiden, und mein Vater eine Wallfahrt nach Notre-Dame de Liesse gelobte.

Diese beiden Gelübde sind in der Provinz nicht selten, und es fand zwischen ihnen eine directe Verbindung statt, da das Weiße die Farbe der Jungfrau ist, und unter Notre-Dame de Liesse Niemand anders gemeint ist, als die Jungfrau Maria.

Unglücklicher Weise starb mein Vater während der Schwangerschaft meiner Mutter; aber meine Mutter, welche eine fromme Frau war, beschloß nichts desto weniger das Gelübde in seiner ganzen Strenge zu erfüllen; gleich nach meiner Geburt wurde ich von Kopf bis zu den Füßen weiß gekleidet, und sobald sie gehen konnte, unternahm meine Mutter zu Fuß die heilige Wallfahrt, wie sie gelobt worden war.

Glücklicher Weise lag Notre-Dame de Liesse nur fünfzehn Stunden weit von dem Dorfe Fleury; in drei Tagereisen hatte meine Mutter den Bestimmungsort erreicht.

Dort verrichtete sie ihre Andacht und empfing aus den Händen des Pfarrers eine silberne Medaille, welche sie mir um den Hals hing.

Dank diesem doppelten Gelübde war ich von allen Unfällen der Jugend befreit, und als ich das Alter der Vernunft erreicht hatte, fühlte ich mich, entweder als Resultat der religiösen Erziehung, die ich erhalten, oder durch den Einfluß der Medaille, zu dem geistlichen Stande hingezogen; nachdem ich meine Studien in dem Seminar von Soissons vollendet, verließ ich dasselbe im Jahre 1780 als Priester, und wurde als Pfarrverweser nach Etampes gesandt.

Der Zufall wollte, daß ich an der vier Kirchen von Etampes angestellt wurde, welche der Mutter Gottes gewidmet ist.

Diese Kirche ist eines der wundervollen Monumente, welche die romanische Epoche dem Mittelalter hinterlassen hat. Von Robert dem Starken gegründet, wurde sie erst im zwölften Jahrhundert beendet; sie hat noch heut zu Tage bewunderungswürdige Fensterscheiben, welche zur Zeit ihrer Erbauung wundervoll mit der Malerei und der Vergoldung harmoniren mußten, welche ihre Säulen bedeckten und die Kapitaler derselben schmückten.

Schon als Kind hatte ich diese Wundervillen Blumen von Granit sehr geliebt, welche der Glaube von dem zehnten bis zum sechzehnten Jahrhunderte aus der Erde hat hervorgehen lassen, um den Boden von Frankreich, dieser erstgeborenen Tochter Roms, mit einem Walde von Kirchen zu bedecken, und der aufhörte, als der von dem Gifte Luthers und Calvins getödtete Glaube in dem Herzen erstarb.

Ich hatte als kleines Kind in den Ruinen der Sanct-Johanneskirche zu Soissons gespielt; — ich hatte meine Augen an den Gebilden aller dieser Gesimse erfreut, welche versteinerte Blumen zu sein scheinen; so daß ich, als ich Notre-Dame von Etampes sah, glücklich war, daß der Zufall oder vielmehr die Vorsehung mir, der Schwalbe, ein solches Nest, mir, dem Acyon, ein solches Schiff gegeben hatte.

Die glücklichsten Augenblicke waren daher für mich auch die, welche ich in der Kirche zubrachte. Ich will nicht sagen, daß ein rein religiöses Gefühl mich darin zurückhielt; nein, es war ein Gefühl des Wohlseins, das mit dem des Vogels verglichen werden kann, den man aus der Luftpumpe, aus welcher man angefangen hat die Luft zu ziehen, heraus nimmt, um ihn dem Raums und der Freiheit wiederzugeben. Mein Raum war der, welcher sich von dem Portale nach dem Chore erstreckte; meine Freiheit war die: zwei Stunden lang auf einem Grabe kniend oder an eine Säule gelehnt zu träumen. — Worüber träumte ich? zuverlässig nicht über irgend eine

theologische Spitzfindigkeit; nein, es war der ewige Kampf des Guten und des Bösen, welcher den Menschen seit dem Tage des Sündenfalles hin und herzieht; ich träumte von den schönen Engeln mit weißen Flügeln, von den abscheulichen Dämonen mit rothen Gesichtern, welche bei jedem Sonnenstrahle an den Fensterscheiben funkelten, die einen von dem himmlischen Feuer strahlend, die andern in dem Feuerpfuhle der Hölle flammend. Kurz, die Kirche unserer lieben Frau war meine Wohnung; — dort lebte, dachte, betete ich. Das kleine Pfarrhaus, das man mir gegeben, war nur mein Absteigequartier, ich aß und schlief dort, sonst Nichts.

Dabei verließ ich oft meine schöne Kirche erst um Mitternacht oder um ein Uhr Morgens.

Man wußte das. — Wenn ich nicht im Pfarrhause war, so war ich in der Kirche. — Man suchte, und fand mich dort.

Eingeschlossen in dieses Heiligthum der Religion und besonders der Poesie, wie ich es war, gelangten von den Gerüchten der Welt sehr wenige bis zu mir.

Unter diesen Gerüchten gab es eines, das Jedermann, groß und klein, Geistliche und Laien interessirte. Die Umgegend von Etampes ward durch die Unternehmungen eines Nachfolgers oder vielmehr eines Nebenbuhlers von Cartousche und von Poulailler in Schrecken versetzt, der, was die Vermessenheit anbetrifft, in die Fußtapfen seiner Vorgänger treten zu müssen schien. Dieser Räuber, der sich an Allem vergriff, aber besonders an den Kirchen, nannte sich Artifaille.

Etwas, das mir noch eine besondere Aufmerksamkeit auf die Unternehmungen dieses Räubers verlieh, war, daß seine Frau, welche in der untern Stadt von Etampes wohnte, eines meiner fleißigsten Beichtkinder war. Eine wackere und würdige Frau, für welche das Verbrechen, in welches ihr Gatte versunken war, ein Gewissensbiß war, und die, indem sie sich als Gattin vor Gott verantwortlich hielt, ihr Leben in Gebeten und in Beichten in der Hoffnung zubrachte, durch ihre frommen Werke die Gottlosigkeit ihres Gatten zu mildern.

Was ihn anbetrifft, so war er, wie ich Ihnen gesagt habe, ein Räuber, der weder Gott noch den Teufel fürchtete, indem er behauptete, daß die Gesellschaft schlecht eingerichtet und daß er auf die Erde gesandt wäre, um sie zu verbessern; daß durch ihn sich das Gleichgewicht in den Vermögensumständen herstellen würde, und daß er nur der Vorbote einer Secte wäre, die man eines Tages erscheinen sehen und die das predigen würde, was er in Ausübung setzte, nämlich die Gemeinschaft der Güter.

Zwanzig Male war er gefangen genommen und in das Gefängniß geführt worden; aber fast immer hatte man in der zweiten oder in der dritten Nacht das Gefängniß leer gefunden; da man nicht wußte, wie man sich Rechenschaft über diese Einweichung ablegen sollte, so sagte man, daß er das Kraut gefunden hätte, welches das Eisen durchschneidet.

Es gab also etwas Wunderbares, das sich an diesen Manne fesselte.

Was mich anbetrifft, so gestehe ich, daß ich nur dann daran dachte, wenn seine arme Frau zu mir in die Beichte kam, indem sie mir ihre Schrecken gestand und mich um meinen Rath fragte.

Dann rieth ich ihr, wie Sie wohl begreifen werden, ihren ganzen Einfluß auf ihren Gatten anzuwenden, um ihn auf den guten Weg zurückzuführen. Aber der Einfluß der armen Frau war sehr schwach. Es blieb ihr daher nur die ewige Zuflucht zur Gnade, welche das Gebet vor dem Herrn eröffnet.

Das Osterfest des Jahres 1783 nahte heran. Es war in der Nacht vom Donnerstag auf den Charfreitag. Ich hatte am Donnerstage eine große Anzahl von Beichten gehört, und gegen acht Uhr Abends fühlte ich mich dermaßen erschöpft, daß ich in dem Beichtstuhle eingeschlafen war.

Der Messner hatte mich eingeschlafen gesehen; da er aber meine Gewohnheiten kannte und wußte, daß ich einen Schlüssel zu der kleinen Kirchenthüre bei mir trug, so hatte er nicht einmal daran gedacht mich zu wecken; das, was mir an diesem Abende begegnete, war mir Hundert Male begegnet.

Ich schlief also, als ich mitten in meinem Schlummer etwas wie ein doppeltes Geräusch erschallen fühlte.

Das eine war der Klang des ehernen Hammers, der die Mitternachtsstunde schlug.

Das andere war das Knarren eines Schrittes auf den Steinplatten.

Ich öffnete die Augen und schickte mich an den Beichtstuhl zu verlassen, als es mir in dem Mondscheine, der durch die Scheiben eines der Fenster fiel, schien, einen Mann vorübergehen zu sehen.

Da dieser Mann mit Vorsicht ging, indem er bei jedem Schritte, den er that, um sich blickte, so sah ich ein, daß es weder einer der Assistenten, noch der Kirchendiener, noch der Sänger, noch irgend einer der Pfarrgehülfen der Kirche, sondern irgend ein Eindringener wäre, der sich in einer bösen Absicht da befände.

Der nächtliche Besucher ging nach dem Chore. Dort angelangt blieb er stehen, und nach Verlauf eines Augenblickes hörte ich das Anschlagen eines Stahles an einen Feuerstein; ich sah einen Funken knistern, ein Stück Schwamm entzündete sich, und ein Schwefelholz heftete sein unstätes Licht an eine auf dem Altare stehende Kerze.

Bei dem Scheine dieser Kerze konnte ich nun einen Mann von mittlerer Größe sehen, der in seinem Gürtel zwei Pistolen und einen Dolch trug, mit eher spöttischem als schrecklichem Gesicht, und der, indem er einen forschenden Blick in dem ganzen von der Kerze erleuchteten Kreise herumwarf, durch diese Untersuchung vollkommen beruhigt schien.

Dem zu Folge zog er aus seiner Tasche, nicht ein Bund Schlüssel, sondern ein Bund jener Werkzeuge, die dazu bestimmt sind, sie zu ersetzen, und die man Rossignols Dietriche nennt, ohne Zweifel nach dem Namen jenes berühmten Rossignol, der sich rühmte, den Schlüssel zu jeder Zeichenschrift gefunden zu haben. — Mit Hilfe eines dieser Werkzeuge schloß er den Tabernakel auf, indem er zuerst das heilige Ciborium herausnahm, eine prachtvolle Schaale von altem unter Heinrich II, cislirten Silber, dann eine massive Monstranz, welche der Stadt von Maria Antoinette geschenkt worden war, dann endlich zwei Kännchen von vergoldetem Silber.

Da das Alles war, was das Tabernakel enthielt, so verschloß er ihn wieder sorgfältig und kniete nieder um den untern Theil des Altares aufzuschließen, der zum Reliquienkästchen diente.

Der untere Theil des Altares enthielt ein Muttergottesbild von Wachs mit einer Krone von Gold und Diamanten, das mit einem ganz von Edelsteinen gestickten Kleide angethan war.

Nach Verlauf von fünf Minuten war das Reliquienkästchen, dessen Wände von Glas der Dieb übrigens hätte zerbrechen können, wie das Tabernakel mit Hilfe eines Nachschlüssels geöffnet, und er schickte sich an, das Kleid und die Krone der Monstranz, den Kännchen und dem heiligen Ciborium hinzuzufügen, als ich, indem ich nicht wollte, daß ein solcher Diebstahl vor sich ginge, den Beichtstuhl verließ und auf den Altar zuschritt.

Das Geräusch, welches ich verursachte, indem ich die Thüre aufmachte, ließ den Dieb sich umwenden. Er neigte sich nach meiner Seite und versuchte seinen Blick in die ferne Dunkelheit der Kirche zu senken; aber der Beichtstuhl war außer dem Bereiche des Lichtes, so daß er mich erst wirklich sah, als ich in den durch die zitternde Flamme der Kerze erleuchteten Kreis trat.

Als er einen Mann erblickte, lehnte sich der Dieb gegen den Altar, zog eine Pistole ans seinem Gürtel und richtete sie auf mich.

Aber an meinem langen schwarzen Gewande konnte er bald sehen, daß ich nur ein einfacher friedlicher Priester wäre, und als ganzen Schutz nur den Glauben, als ganze Waffe nur das Wort hätte.

Trotz der Drohung der gegen mich gerichteten Pistole schritt ich bis an die Stufen des Altares vor. Ich fühlte, daß, wenn er auf mich schösse, die Pistole entweder versagen, oder die Kugel abweichen würde; ich hatte die Hand auf meiner Medaille, und ich fühlte mich ganz durch die heilige Liebe der Mutter Gottes gedeckt.

Diese Ruhe des armen Pfarrverwesers schien den Räuber zu erschüttern.

— Was wollen Sie? sagte er zu mir mit einer Stimme, die er beherzt zu machen sich bemühte.

— Sie sind Artifaille? sagte ich zu ihm.

— Bei Gott, antwortete er, wer würde es denn sonst wagen, allein in eine Kirche zu dringen, wie ich es thue. wenn ich es nicht wäre.

— Armer verhärteter Sünder, der Du stolz auf Dein Verbrechen bist, sagte ich zu ihm, begreifst Du denn nicht, daß Du bei dem Spiele, das Du spielst, nicht allein Deinen Leib, sondern auch noch Deine Seele in's Verderben stürzest?

— Bah! sagte er, was meinen Leib anbetrifft, so habe ich ihn bereits so viele Male gerettet, daß ich gute Hoffnung habe ihn ferner zu retten, und, was meine Seele anbetrifft. . .

— Nun denn! Was Deine Seele anbetrifft?

— Das geht meine Frau an; sie ist fromm für zwei, und sie wird meine Seele zugleich mit der ihrigen retten.

— Sie haben Recht, Ihre Frau ist eine fromme Frau, mein Freund, und sie würde zuverlässig vor Schmerz sterben, wenn sie erführe, daß Sie das Verbrechen vollbracht hätten, das Sie auszuführen im Begriffe standen.

— O, o! Sie glauben, daß sie vor Schmerz sterben würde, meine arme Frau?

— Ich bin davon überzeugt.

— Ei! Ich werde also Wittwer werden, fuhr der Räuber fort, indem er in Gelächter ausbrach und die Hände nach den heiligen Gefäßen ausstreckte.

Aber ich ging die drei Stufen des Altares hinauf und hielt ihm den Arm zurück.

— Nein, sagte ich zu ihm, denn Sie werden diesen Kirchenraub nicht begehen.

— Und wer wird mich davon abhalten?

— Ich.

— Mit Gewalt?

— Nein, durch Ueberredung. Gott hat seine Diener nicht auf die Erde gesandt, damit sie Gewalt anwenden sollen, was eine menschliche Sache ist, sondern die Ueberredung, die eine himmlische Kraft ist. Mein Freund, nicht wegen der Kirche, welche sich andere Gefäße verschaffen kann, sondern wegen Ihrer, der Sie Ihre Sünden nicht zurückkaufen können, geschieht es. Mein Freund, Sie werden diesen Kirchenraub nicht begehen.

— Oh so! Sie glauben also, daß es der erste ist, mein wackerer Mann?

— Nein, ich weiß, daß es der zehnte, der zwanzigste, der dreißigste vielleicht ist; aber was liegt daran? Bis hierher waren Ihre Augen verschlossen, Ihre Augen werden sich heute Abend

öffnen, das ist Alles. Haben Sie nicht sagen hören, daß es einen Mann Namens Soul gab, welcher die Mäntel derer hielt, die den heiligen Stephan steinigten? Nun denn! Dieser Mann hatte die Augen mit Schuppen bedeckt, wie er es selbst sagt; eines Tages fielen die Schuppen von seinen Augen; er sah und er wurde der heilige Paulus.

— Sagen Sie mir doch, Herr Abbé, ist der heilige Paulus nicht gehängt worden?

— Ja.

— Nun denn! Wozu hat es ihm denn genützt, zu sehen?

— Es hat ihm dazu genützt, überzeugt zu werden, daß das Heil zuweilen in der Marter liegt. Jetzt hat der heilige Paulus einen verehrten Namen auf der Erde zurückgelassen, und genießt die ewige Glückseligkeit im Himmel.

— In welchem Alter ist es dem heiligen Paulus begegnet, zu sehen?

— Mit fünf und dreißig Jahren.

— Ich bin über das Alter hinaus; ich bin vierzig Jahre alt.

— Es ist immer Zeit, seine Sünden zu bereuen. — Jesus sagte an dem Kreuze zu dem bösen Schacher: Ein Wort des Gebetes, und ich rette Dich.

— Ah so! Du hältst also sehr auf Dein Silberzeug? sagte der Räuber, indem er mich anblickte.

— Nein. Ich halte auf Deine Seele, die ich retten will.

— Auf meine Seele! — Du willst mir das aufbinden; Du machst Dich nicht übel lustig.

— Willst Du, daß ich Dir beweise, daß es Deine Seele ist, auf welche ich halte? — sagte ich zu ihm.

— Ja, gib mir diesen Beweis, — Du wirst mir Vergnügen machen.

— Wie hoch schätzt Du den Diebstahl, den Du heute Nacht begehen willst?

— Ei, ei! äußerte der Räuber, indem er die Kännchen, den Kelch, die Monstranz und das Kleid der Jungfrau wohlgefällig anblickte, auf Tausend Thaler.

— Auf Tausend Thaler?

— Ich weiß wohl, daß sie das Doppelte werth sind, aber ich werde zum Mindesten zwei Drittheile daran verlieren müssen; diese verteufelten Juden sind so große Spitzbuben!

— Komm zu mir.

— Zu Dir?

— Ja, zu mir, in das Pfarrbaus. Ich habe eine Summe von Tausend Livres, ich werde sie Dir auf Abschlag geben.

— Und die beiden andern Tausend?

— Und die beiden andern Tausend? Wohlan! ich verspreche Dir auf mein Priesterwort, daß ich in meine Heimart, geben werde; meine Mutter besitzt einiges Vermögen, ich werde drei bis vier Morgen Land verkaufen, um die beiden andern Tausend zu erlangen, und ich werde sie Dir geben.

— Ja, damit Du mir ein Rendezvous gibst, und mich in irgend eine Falle gerathen läßt.

— Du glaubst nicht, was Du da sagst, äußerte ich, indem ich die Hand nach ihm ausstreckte.

— Nun denn! Es ist wahr, ich glaube nicht daran, sagte er mit finsterer Miene. — Deine Mutter ist also reich?

— Meine Mutter ist arm.

— Dann wird sie zu Grunde gerichtet sein?

— Wenn ich Ihr gesagt haben werde, daß ich um den Preis ihrer Armuth vielleicht eine Seele gerettet habe, so wird sie mich segnen. Außerdem wird sie, wenn sie Nichts mehr hat, bei mir wohnen können, und ich werde immer für zwei zu leben haben.

— Ich nehme es an, sagte er; laß uns zu Dir gehen.

— Es sei, — aber warte.

— Wie?

— Schließe die Gegenstände wieder in das Tabernakel, die Du aus ihm genommen hast, — verschließe ihn wieder ordentlich, das wird Dir Glück bringen.

Die Stirn des Räubers runzelte sich wie die eines Mannes, dessen sich der Glaube wider seinen Willen bemächtigt; er stellte die heiligen Gefäße wieder in das Tabernakel und verschloß es.

— Komm, sagte er.

Mach zuvor das Zeichen des Kreuzes, sagte ich zu ihm.

Er versuchte ein spöttisches Gelächter auszustoßen, aber das angefangene Gelächter unterbrach sich von selbst.

Hierauf machte er das Zeichen des Kreuzes.

— Jetzt folge mir, sagte ich zu ihm.

Wir entfernten uns durch die kleine Pforte; — in weniger als fünf Minuten befanden wir uns in meiner Wohnung.

Während des Weges, so kurz er auch sein mogte, schien mir der Räuber sehr besorgt zu sein, indem er um sich blickte und fürchtete, daß ich ihn in irgend einen Hinten halt locken mögte.

In meiner Wohnung angelangt, blieb er an der Thür stehen.

— Nun denn! diese Tausend Franken? fragte er.

— Warte, antwortete ich.

Ich zündete eine Kerze an meinem ausgehenden Feuer an, schloß einen Schrank auf und nahm einen Beutel aus demselben.

— Hier sind sie, sagte ich zu ihm.

Und ich gab ihm den Beutel.

— Jetzt die beiden andern Tausend, wann werde ich sie erhalten?

— Ich verlange sechs Wochen von Dir.

— Es ist gut; ich gebe Dir sechs Wochen.

— Wem werde ich sie übergeben?

Der Räuber überlegte einen Augenblick lang.

— Meiner Frau, sagte er.

— Es ist gut.

— Aber sie wird nicht erfahren, woher sie kommen, noch wie, ich sie gewonnen habe?

— Sie wird es nicht erfahren, weder sie, noch irgend Jemand. Und niemals wirst Du dagegen etwas gegen Notre-Dame-des-Etampes, noch gegen jede andere Kirche unternehmen, welche der heiligen Jungfrau gewidmet ist?

— Niemals!

— Auf Dein Wort?

— So war ich Artifaillie heiße.

— Geh, mein Bruder, und sündige nicht mehr.

Ich grüßte ihn, indem ich ihm ein Zeichen mit der Hand gab, daß es ihm frei stände sich zurückzuziehen.

Er schien einen Augenblick lang zu zögern; indem er hierauf vorsichtig die Thür öffnete, verschwand er.

Ich warf mich auf die Knie. . . und betete für diesen Menschen.

Ich hatte mein Gebet noch nicht beendet, als ich an die Thür klopfen hörte.

— Herein, sagte ich, ohne mich umzuwenden.

Es trat in der That Jemand ein, welcher, da er mich im Gebet sah, hinter mir stehen blieb.

Als ich mein Gebet beendet hatte, wandte ich mich um und sah Artifaille regungslos und steif, mit seinem Beutel unter dem Arme an der Thür stehen.

— Nimm, sagte er zu mir, ich bringe Dir Deine Tausend Livres zurück.

— Meine Tausend Livres?

— Ja, und ich entbinde Dich für die beiden andern Tausend.

— Und indessen besteht das Versprechen fort, das Du mir gegeben hast?

— Bei Gott!

— Du bereust also?

— Ich weiß nicht, ob ich bereue oder nicht, aber ich will Dein Geld nicht, das ist Alles.

Und er stellte den Beutel auf dm Rand des Schenktisches.

Als er hierauf den Beutel hingestellt, blieb er stehen, wie um irgend etwas zu verlangen; aber man fühlte, daß dieses Verlangen Mühe hatte über seine Lippen zu treten.

— Was wünschen Sie? fragte ich ihn. Sprechen Sie, mein Freund. Das, was Sie gethan haben, ist gut, schämen Sie Sich nicht, mehr zu thun.,

— Du hast eine große Verehrung für die heilige Jungfrau? fragte er mich.

— Eine große.

— Und Du glaubst, daß ein Mensch, so strafbar er auch sein möge, zur Stunde des Todes durch Ihre Fürbitte gerettet werden kann? Wohlan! gib mir gegen Deine drei Tausend Franken, für die ich Dich entbunden halte, irgend eine Reliquie, irgend einen Rosenkranz, die ich in meiner Stunde des Todes küssen kann.

Ich nahm die Medaille und die goldene Kette ab, welche meine Mutter an dem Tage meiner Geburt mir um den Hals gehängt, und die mich seitdem niemals verlassen hatte, und schenkte sie dem Räuber.

Der Räuber drückte seine Lippen auf die Medaille — und entfloh.

Ein Jahr verfloß, ohne daß ich von Artifaille sprechen hörte; ohne Zweifel hatte er Etampes verlassen, um sein Gewerbe anderswo auszuüben.

Inzwischen empfing ich einen Brief von meinem Amtsbruder, dem Pfarrverweser von Fleury. Meine gute Mutter war sehr krank und rief mich zu sich. Ich erlangte einen Urlaub und begab mich auf die Reise.

Sechs Wochen bis zwei Monate guter Pflege und Gebete gaben meiner Mutter die Gesundheit wieder. Wir verließen uns, ich vergnügt, sie munter und gesund, und ich kehrte nach Etampes zurück.

Ich kam an einem Freitag Abend an; die ganze Stadt war in Bewegung. Der berüchtigte Dieb

Artifaille war in der Gegend von Orleans eingefangen, und von dem Landgerichte dieser Stadt gerichtet worden, das ihn nach der Verurtheilung nach Etampes geschickt hatte, um gehangen zu werden, da der Bezirk von Etampes der Hauptplatz seiner Missethaten gewesen war.

Die Hinrichtung hatte am selben Morgen stattgefunden.

Das ist es, was ich auf der Straße erfuhr; — als ich aber in das Pfarrhaus trat, erfuhr ich noch etwas Anderes: nämlich daß eine Frau der unteren Stadt seit dem Morgen des vorigen Tages, das heißt seit dem Augenblicke, wo Artifaille in Etampes angekommen war, um dort seine Hinrichtung zu erleiden, mehr als zehn Male gekommen war, um sich zu erkundigen, ob ich zurückgekehrt wäre.

In dieser Beharrlichkeit lag nichts Verwunderungswerthes. Ich hatte geschrieben, um meine bevorstehende Ankunft zu melden, und ich wurde von einem Augenblick zum andern erwartet.

Ich kannte in der untern Stadt nur die arme Frau, welche Wittve geworden war, und ich beschloß zu ihr zu gehen, bevor ich nur den Staub von meinen Füßen geschüttelt hatte.

Von dem Pfarrhause nach der untern Stadt war nur ein Schritt. — Es schlug freilich zehn Uhr Abends, aber ich dachte, da das Verlangen mich zu sehen so groß gewesen, ich die arme Frau durch meinen Besuch nicht stören würde.

Ich ging also nach der Vorstadt hinab, und ließ mir ihr Haus andeuten. — Da Jedermann sie als eine Fromme kannte, so machte Niemand ihr aus dem Verbrechen ihres Gatten ein Verbrechen, Niemand rechnete seine Schande ihr zu.

Ich gelangte an die Thür. Der Laden stand offen, und ich konnte durch die Fensterscheiben die arme Frau an den Füßen des Bettes knieend und im Gebete sehen.

Nach der Bewegung ihrer Schultern konnte man errathen, daß sie im Beten schluchzte.

Ich klopfte an die Thür.

Sie stand auf und öffnete schnell.

— Ach! Herr Abbé! rief sie aus, ich errieth Sie. Ms man angeklopft hat, habe ich vermuthet, daß Sie es wären. Leider! leider! kommen Sie zu spät; mein Gatte ist ohne Beichte gestorben.

— Er ist also in schlechten Gesinnungen gestorben?

— Nein, ganz im Gegentheile, ich bin überzeugt, daß er im Grunde des Herzens Christ war; aber er hatte erklärt, daß er keinen andern Priester, als Sie wollte, daß er nur Ihnen beichten würde, und daß er, wenn er Ihnen nicht beichtete, Niemand beichten würde, als Unserer lieben Frau.

— Er hat Ihnen das gesagt?

— Ja, und indem er es sagte, küßte er eine Medaille der heiligen Jungfrau, welche an einer goldenen Kette an seinem Halse hing, wobei er über alles empfahl, daß man ihm diese Medaille nicht abnähme und versicherte, daß wenn es gelänge, ihn mit dieser Medaille zu begraben, der böse Geist keine Gewalt über seinen Leib haben würde.

— Ist das Alles, was er gesagt hat?

— Nein. Indem er mich verließ, um nach dem Richtplatze zu geben, hat er mir noch gesagt, daß Sie heute Abend ankommen würden, daß Sie mich gleich nach Ihrer Ankunft besuchen würden; deshalb erwartete ich Sie.

— Er hat Ihnen das gesagt? äußerte ich voll Erstaunen.

— Ja, und dann hat er mich noch mit einer letzten Bitte beauftragt.

— Für mich?

— Für Sie. Er hat gesagt, daß, zu welcher Stunde Sie such kommen mögten, — ich Sie bitten sollte. . . Mein Gott! ich werde es niemals wagen, so etwas zu sagen.

— Reben Sie, meine gute Frau, reden Sie.

— Nun denn, daß ich Sie bitten sollte, nach dem Richtplatze zu gehen, um dort unter seiner Leiche zu Gunsten seiner Seele fünf Pater Noster und fünf Ave Maria zu beten. — Er hat gesagt, daß Sie mir es nicht ausschlagen würden, Herr Abbé.

— Und er hat Recht gehabt, denn ich will hingehen.

— O! was Sie gütig sind!

Sie ergriff meine Hände und wollte sie küssen.

Ich machte mich los.

— Nun denn, meine gute Frau, sagte ich zu ihr, Muth!

— Gott verleiht ihn mir, Herr Abbé, ich beklage mich nicht.

— Er hat nichts Anderes verlangt?

— Nein.

— Es ist gut! Wenn er für die Ruhe seiner Seele nur der Erfüllung dieses Wunsches bedarf, so wird seine Seele in Ruhe sein.

Ich entfernte mich.

Es war ohngefähr halb eilf Uhr. — Es war in den letzten Tagen des April, der Nordwind war noch frisch. Der Himmel war indessen schön, — besonders schön für einen Maler, denn der Mond schwamm in einem Meere dunkler Wolken, welche dem Horizonte einen erhabenen Charakter verliehen.

Ich umschritt die alten Stadtmauern und gelangte an das nach Paris zu führende Thor. — Nach eilf Uhr war dies das einzige Thor von Etampes, welches offen blieb.

Das Ziel meines Ausganges war auf einem Glacis, welches heut zu Tage wie damals die ganze Stadt überragte. Nur ist heut zu Tage keine andere Spur von dem Galgen mehr übrig geblieben, der damals auf diesem Glacis stand, als drei Bruchstücke des Mauerwerks, welche die drei unter sich durch zwei Balken verbundenen Pfeiler trugen, die den Galgen bildeten.

Um auf dieses Glacis zu gelangen, welches zur Linken der Heerstraße liegt, wenn man von Etampes nach Paris geht, und zur Rechten, wenn man von Paris nach Etampes geht, mußte man an dem Fuße des Thurmes de Guinette vorüber, ein vorgeschobenes Werk, das einer in der Ebene zur Bewachung der Stadt aufgestellten Schildwache gleicht.

Dieser Thurm, den Sie kennen müssen, Chevalier Lenoir, und den Ludwig XI. vor Zeiten in die Luft sprengen zu lassen versucht hat, ist durch diesen Versuch geborsten, und scheint den Galgen, von dem er nur das äußerste Ende steht, mit der schwarzen Höhle eines großen Auges ohne Augapfel zu betrachten.

Am Tage ist er die Wohnung der Raben; des Nachts ist er der Palast der Eulen.

Ich schlug unter ihrem Geschrei und ihrem Geheul den Weg nach dem Glacis ein, — einen engen, beschwerllchen, steinigen, in den Felsen ausgehauenen und durch das Gestrüpp gebrochenen Weg.

Ich kann nicht sagen, daß ich Furcht hatte. — Der Mensch, der an Gott glaubt und der ihm vertraut, darf vor nichts Furcht haben, — aber ich war aufgeregt.

Man hörte von der Welt nur das einförmige Klappern der Mühle der untern Stadt, das Geschrei der Uhus und der Käuze und das Pfeifen des Windes in dem Gestrüppe.

Der Mond trat in eine schwarze Wolke, deren Ränder er mit einem weißlichen Saume schmückte.

Mein Herz klopfte. Es schien mir, als ob ich nicht das sehen würde, was ich zu sehen gekommen war, sondern irgend etwas Unerwartetes. Ich ging immer weiter hinauf.

Auf einen gewissen Punkt der Anhöhe gelangt, begann ich das obere Ende des Galgens zu unterscheiden, das aus diesen drei Pfeilern und zwei Querbalken von Eichenholz bestand, von denen ich bereits gesprochen habe.

An diesen Querbalken von Eichenholz hängen die eisernen Kreuze, an welche man die Hingerichteten knüpft. Ich erblickte, wie einen beweglichen Schatten, die Leiche des unglücklichen Artifaille, welche der Wind in der Lust schaukelte.

Plötzlich blieb ich stehen, ich sah jetzt den Galgen von seinem obern Ende bis zu seinem Fuße. Ich erblickte eine gestaltlose Masse, welche einem Thiere mit vier Füßen glich und die sich bewegte.

Ich blieb stehen und legte mich hinter einen Felsen. Dieses Thier war weit größer als ein Hund und weit dicker als ein Wolf.

Plötzlich erhob es sich auf die Hinterfüße und ich erkannte, daß dieses Thier kein anderes wäre, als das, welches Plato ein Thier mit zwei Füßen und ohne Federn nennt, das heißt ein Mensch.

Was konnte zu dieser Stunde ein Mensch unter einem Galgen thun, es sei denn, daß er mit einem religiösen Herzen, um zu beten, oder mit einem irreligiösen Herzen kam, um dort irgend eine Ruchlosigkeit zu begehen?

In jedem Falle beschloß ich, mich ruhig zu verhalten und abzuwarten.

In diesem Augenblicke trat der Mond hinter der Wolke hervor, welche ihn einen Augenblick lang versteckt hatte, und erleuchtete den Galgen vollständig.

Nun konnte ich den Mann deutlich und selbst alle Bewegungen sehen, welche er machte.

Dieser Mann raffte eine auf dem Boden liegende Leiter auf, und stellte sie dann der Leiche des Gehangenen so nahe als möglich gegen einen der Pfeiler.

Dann stieg er die Leiter hinauf.

Dann bildete er mit dem Gehangenen eine seltsame Gruppe, in welcher der Lebendige und der Todte sich in einer Umarmung mit einander zu vereinigen schienen.

Plötzlich erschallte ein schrecklicher Schrei. Ich sah die beiden Körper sich bewegen; ich hörte mit erstickter Stimme, die bald aufhörte deutlich zu sein, um Hilfe rufen, dann machte sich einer der beiden Körper von dem Galgen los, während der andere an dem Stricke hängen blieb und seine Arme und seine Beine bewegte.

Es war mir unmöglich zu errathen, was sich unter dem Galgen zutrug, mochte es aber am Ende Menschenwerk oder das Werk des Teufels sein, es hatte sich irgend etwas Außergewöhnliches zugetragen, irgend etwas, das um Hilfe rief, das Beistand forderte.

Ich stürzte herbei. Bei meinem Anblicke schien der Gehangene seine Bewegungen zu verdoppeln, während unter ihm der Körper, welcher sich von dem Galgen losgemacht hatte, ohne Bewegung lag.

Ich eilte zuerst zu dem Lebendigen. Ich stieg rasch die Sprossen der Leiter hinauf, und schnitt

mit meinem Messer den Strick ab; der Gehangene fiel auf den Boden; ich sprang von der Leiter.

Der Gehangene wälzte sich in gräßlichen Krämpfen, die andere Leiche hielt sich immer regungslos.

Ich sah ein, daß die Schleife fortwährend den Hals des armen Teufels zuschnürte. Ich legte mich auf ihn, um ihn festzuhalten, — und löste mit großer Mühe die Schleife auf, welche ihn erstickte.

Während dieser Verrichtung bemühte ich mich, diesem Manne in's Gesicht zu sehen, und erkannte voll Erstaunen, daß dieser Mann der Scharfrichter war.

Seine Augen waren aus ihren Höhlen hervorgetreten, sein Gesicht bläulich, die Kinnlade fast verdreht, und ein Athem, der mehr einem Röcheln als einem Athemholen glich, drang aus seiner Brust.

Indessen kehrte die Luft allmählig in seine Lungen zurück, und mit der Luft das Leben.

Ich hatte ihn an einen großen Stein gelehnt; nach Verlauf eines Augenblickes schien er wieder zur Besinnung zu kommen, hustete, drehte den Hals im Husten, und sah mir am Ende in's Gesicht.

Sein Erstaunen war nicht minder groß, als es das meinige gewesen war.

— O, o! Herr Abbé, sagte er, Sie sind es?

— Ja, ich bin es.

— Und was machen Sie hier? fragte er mich.

— Aber Sie selbst?

Er schien sich zu besinnen. Er blickte nochmals um sich, aber dieses Mal verweilten seine Augen auf der Leiche.

— Ah! sagte er, indem er aufzustehen versuchte, — lassen Sie uns gehen, Herr Abbé, um des Himmels Willen, lassen Sie uns gehen!

— Gehen Sie, wenn Sie wollen, mein Freund; aber ich habe eine Pflicht zu erfüllen.

— Hier?

— Hier.

— Worin besteht sie denn?

— Dieser Unglückliche, der heute von Ihnen gehängt worden ist, hat gewünscht, daß ich an dem Fuße des Galgens fünf Pater Noster und fünf Ave Maria für das Heil seiner Seele beten mögte.

— Für das Heil seiner Seele, o! Herr Abbé, Sie werden viel zu thun haben, wenn Sie diese retten, er ist der leibhaftige Satan.

— Wie! Der leibhaftige Satan!

— Ohne Zweifel, haben Sie nicht gesehen was er mir gethan hat?

— Wie! Was er Ihnen gethan hat, und was hat er Ihnen denn gethan?

— Er hat mich gehängt, bei Gott!

— Er hat Sie gehängt? aber es schien mir im Gegentheile, als ob Sie es wären, der ihm diesen traurigen Dienst erwiesen hätte.

— Ja, meiner Treue! Und ich glaubte ihn gut und gehörig gehängt zu haben. Es scheint, daß ich mich geirrt hatte! Aber wie hat er denn nicht den Augenblick benutzt, wo ich hing, um zu entfliehen?

Ich ging nach der Leiche und hob sie auf; sie war steif und kalt.

— Ei, weil er todt ist, sagte ich.

— Todt! wiederholte der Scharfrichter, todt! Ah! den Teufel! Das ist weit schlimmer; dann lassen Sie uns fliehen, Herr Abbé, lassen Sie uns fliehen.

Und er stand auf.

— Nein, bei meiner Treue! sagte er, ich ziehe es vor zu bleiben, er brauchte nur auszustehen und mir nachzulaufen. — Sie, der Sie ein fromme r Mann sind, Sie werden mich zum Mindesten schützen.

— Mein Freund, sagte ich zu dem Scharfrichter, indem ich ihn fest anblickte, dahinter steckt irgend etwas. Sie fragten mich vorhin, was ich hier zu dieser Stunde zu thun hätte. Ich mögte Sie nun auch fragen, was Sie hier thun wollten?

— Ah, meiner Treue! Herr Abbé, ich würde es Ihnen immerhin in der Beichte oder auf andere Weise sagen müssen. Nun denn? Ich will es Ihnen auf andere Weise sagen, Aber, warten Sie doch. . .

Er machte eine Bewegung rückwärts.

— Was denn?

— Er rührt sich doch nicht?

— Nein, sein Sie unbesorgt, der Unglückliche ist wirklich todt.

— O! wirklich todt. . . wirklich todt. . . — gleichviel! — Ich will Ihnen immerhin sagen, warum ich gekommen bin, und wenn ich lüge, so wird er mich Lügen strafen, das ist Alles.

— Reden Sie!

— Ich muß Ihnen sagen, daß dieser Ungläubige Nichts von der Beichte hat sprechen hören wollen; — er sagte nur von Zeit zu Zeit: — Ist der Abbé Moulle angekommen? — Man antwortete ihm: — Nein, noch nicht. — Er stieß einen Seufzer ans; man bot ihm einen Priester an, er antwortete: — Nein! den Abbé Moulle. . . und keinen Andern.

— Ja, ich weiß das.

— An dem Fuße des Thurmes der Guinette blieb er stehen. — Sehen Sie doch nach, sagte er zu mir, ob Sie nicht den Abbé Moulle kommen sehen.

— Nein, sagte ich zu ihm.

Und wir begaben uns wieder auf den Weg.

An dem Fuße der Leiter blieb er nochmals stehen.

— Kömmt der Abbé Moulle nicht? fragte er.

— Nein doch!. Wenn man es Ihnen sagt., — Es gibt nichts Langweiligeres als einen Mann, der uns immer dasselbe wiederholt.

— Vorwärts! sagte er.

Ich legte ihm den Strick um den Hals. — Ich stellte ihm die Füße gegen die Leiter und sagte zu ihm: Steig hinauf.

Er stieg hinauf, ohne sich zu sehr bitten zu lassen; als er aber auf zwei Drittel der Leiter angekommen war, sagte er zu mir:

— Warten Sie, damit ich mich versichere, daß der Abbé Moulle nicht kömmt.

— Ah! Sehen Sie nach, sagte ich zu ihm, das ist nicht verboten.

Nun suchte er ein letztes Mal in der Menge; da er Sie aber nicht sah, so stieß er einen Seufzer

aus.

Ich glaubte, daß er entschlossen wäre, und daß ich ihn nur noch fortzustoßen hätte; aber er sah meine Bewegung und sagte:

— Warte.

— Was gibt es noch?

— Ich mögte eine Medaille unserer Lieben Frau küssen, die an meinem Halse hängt.

— Ah! Was das anbetrifft, sagte ich zu ihm, das ist zu gerecht. Küsse.

Und ich drückte ihm die Medaille an die Lippen.

— Was gibt es denn noch? fragte ich.

— Ich will mit dieser Medaille begraben werden.

— Hm, hm! äußerte ich, es scheint mir, daß der ganze Nachlaß des Gehängten dem Henker gehört.

— Das geht mich Nichts an, ich will mit meiner Medaille begraben werden.

— Ich will, ich will; wie Sie den Mund voll nehmen.

— Ich will, wie!

Die Geduld ging mir aus; er war ganz bereit, er hatte den Strick um den Hals, das andere Ende des Strickes war an dem Hacken befestigt.

— Geh zum Teufel! sagte ich zu ihm.

Und ich schleuderte ihn von der Leiter.

— Mutter Gottes, habe Erb. . .

Meiner Treue, das ist Alles, was er noch sagen konnte; der Strick erstickte zugleich den Mann und die Rede.

Im selben Augenblicke, Sie wissen wie das ausgeführt wird, packte ich dm Strick; ich sprang auf seine Schultern, und im Nu war Alles aus. Er hatte sich nicht über mich zu beklagen, und ich stehe Ihnen dafür, daß er nicht gelitten hat.

— Aber Alles das sagt mir nicht, warum Sie heute Abend hierher gekommen sind.

— O! Das kommt daher, weil das gerade am Schwersten zu erzählen ist.

— Wohlan! Ich will es Ihnen sagen, Sie sind gekommen, um ihm seine Medaille zu nehmen.

— Nun denn! Ja, der Teufel hat mich in Versuchung geführt. Ich habe mir gesagt: gut, gut! Du willst; das ist sehr leicht zu sagen; aber sei unbesorgt, wenn die Nacht hereingebrochen ist, so werden wir sehen. Als nun die Nacht hereingebrochen war, bin ich von Haus weggegangen. Ich hatte meine Leiter in der Umgegend gelassen; ich wußte, wo ich sie wiederfinden würde. Ich habe einen Spaziergang gemacht, bin auf dem längsten Wege zurückgekehrt, und dann, als ich gesehen habe, daß sich Niemand mehr in der Ebene befände, als ich kein Geräusch mehr gehört, habe ich mich dem Galgen genähert, meine Leiter aufgestellt, bin hinaufgestiegen, habe den Gehängten an mich gezogen, habe ihm seine Kette abgehängt, und. . .

— Und was?

— Meiner Treue! Glauben Sie mir, wenn Sie wollen; in dem Augenblicke, wo die Medaille seinen Hals verlassen hat, hat der Gehängte mich gepackt, seinen Hals aus der Schleife gezogen, meinen Kopf an die Stelle des seinigen hineingesteckt, und, meiner Treue! mich nun auch fortgestoßen, wie ich ihn fortgestoßen hatte. So ist die Sache.

— Unmöglich, Sie irren sich.

— Haben Sie mich gehängt gefunden oder nicht?

— Ja.

— Nun denn! Ich versichere Ihnen, daß ich mich nicht selbst gehängt habe. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann.

Ich überlegte einen Augenblick lang.

— Und die Medaille, fragte ich ihn, wo ist sie?

— Meiner Treue, suchen Sie auf der Erde, sie muß nicht weit sein. Als ich mich gehängt gefühlt habe, habe ich sie fallen lassen.

Ich stand auf und warf die Augen auf den Boden.

Ein Schein des Mondes fiel darauf, wie um meine Nachforschung zu leiten.

Ich raffte sie auf, ging nach der Leiche des armen Artifaille, und hing ihm die Medaille wieder um den Hals.

In dem Augenblicke, wo sie seine Brust berührte, lief etwas wie ein Schauer über seinen ganzen Körper, und ein schneidender und fast schmerzhafter Schrei drang aus seiner Brust.

Der Scharfrichter that einen Sprung zurück.

Mein Geist war durch diesen Schrei aufgeklärt worden. Ich erinnerte mich dessen, was die heiligen Schriften über die Beschwörungen und den Schrei sagen, welchen die Teufel ausstoßen, indem sie den Körper der Besessenen verlassen.

Der Scharfrichter zitterte wie Espenlaub.

— Kommen Sie hierher, mein Freund, sagte ich zu ihm, und fürchten Sie Nichts.

Er näherte sich zögernd.

— Was wollen Sie von mir? sagte er.

— Hier ist eine Leiche, die Sie wieder an ihren Platz bringen müssen.

— Niemals. — Wohl, damit er mich nochmals hängt!

— Es ist keine Gefahr vorhanden, mein Freund, ich stehe Ihnen für Alles.

— Aber, Herr Abbé! Herr Abbé!

— Kommen Sie, sage ich Ihnen. Er that noch einen Schritt.

— Hm! murmelte er, ich traue nicht.

— Und Sie haben Unrecht, mein Freund, — so lange als der Körper seine Medaille hat, so werden Sie Nichts zu fürchten haben.

— Warum das?

— Weil der Teufel keine Gewalt über ihn haben wird, — diese Medaille beschützte ihn, Sie haben sie ihm genommen; — auf der Stelle ist der böse Geist, der ihn zum Bösen verleitet hat und der von seinem guten Engel beseitigt worden war, in die Leiche zurückgekehrt, und Sie haben gesehen, welches das Werk des bösen Geistes gewesen ist.

— Dann ist dieser Schrei, den wir so eben gehört haben. . .

— Der, den er ausgestoßen hat, als er gefühlt, daß seine Beute ihm entginge.

— Ei, sagte der Scharfrichter, das wäre in der That wohl möglich.

— Dem ist so.

— Dann will ich ihn wieder an seinen Haken hängen.

— Hängen Sie ihn wieder daran; die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben. Das Urtheil muß

vollstreckt werden.

Der arme Teufel zögerte noch.

— Fürchten Sie Nichts, sagte ich zu ihm, ich stehe für Alles.

— Wenn auch, erwiderte der Scharfrichter, verlieren Sie mich nicht aus den Augen, und kommen Sie mir bei dem geringsten Schrei zu Hilfe.

— Sein Sie unbesorgt, Sie werden meiner nicht bedürfen.

Er näherte sich der Leiche, hob sie vorsichtig bei den Schultern auf und zog sie nach der Leiter, indem er zu ihr sprach.

— Sei ohne Furcht, Artifaille, es geschieht nicht, um Dir Deine Medaille zu nehmen. Sie verlieren uns nicht aus den Augen, Herr Abbé?

— Nein, mein Freund, sein Sie unbesorgt.

— Es geschieht nicht, um Dir Deine Medaille zu nehmen, fuhr der Scharfrichter in dem freundlichsten Tone fort, nein, sei unbesorgt; da Du es gewünscht hast, so wirst Du mit ihr begraben werden. Es ist wahr, er rührt sich nicht, Herr Abbé.

— Sie sehen.

— Du wirst mit ihr begraben werden. — Inzwischen hänge ich Dich auf den Wunsch des Herrn Abbé wieder an Deinen Platz, — denn, was mich anbetrifft, so begreifst Du! . . .

— Ja, ja, sagte ich zu ihm, ohne daß ich mich enthalten konnte zu lächeln, aber machen Sie geschwind.

— Meiner Treue, es ist geschehen, sagte er, indem er den Körper los ließ, den er von Neuem an den Haken gehängt hatte, und zu gleicher Zeit auf den Boden sprang.

Und der Körper schaukelte sich ohne Bewegung und leblos in der Luft.

Ich knieete nieder und begann die Gebete, welche Artifaille von mir verlangt hatte.

— Herr Abbé, sagte der Scharfrichter, indem er neben mir niederkniete, wären Sie so gefällig, die Gebete laut und langsam herzusagen, damit ich sie wiederholen könnte?

— Wie! Unglückseliger! Sie haben sie also vergessen?

— Ich glaube, daß ich sie niemals gekannt habe.

Ich betete die fünf Pater Noster und die fünf Ave Maria, welche der Scharfrichter gewissenhaft nach mir wiederholte.

Als das Gebet beendet war, stand ich auf.

— Artifaille, sagte ich laut zu dem Hingerichteten, ich habe für das Heil Deiner Seele das gethan, was ich vermogt; an der glückseligen Jungfrau Maria ist es, das Uebrige zu thun.

— Amen! sagte mein Begleiter.

In diesem Augenblicke erleuchtete der Mond die Leiche mit seinem Silberscheine. Es schlug Mitternacht auf der Kirche Notre-Dame.

— Lassen Sie uns gehen, sagte ich zu dem Scharfrichter, wir haben hier Nichts mehr zu thun.

— Herr Abbé, sagte der arme Teufel, wären Sie so gütig, mir eine letzte Gunst zu bewilligen?

— Welche?

— Mich bis nach meiner Wohnung zu begleiten; so lange als ich meine Thüre nicht zwischen mir und diesem Schelme wohl verschlossen fühle, werde ich nicht ruhig sein.

— Kommen Sie, mein Freund.

Wir verließen das Glacis, nicht ohne daß mein Begleiter sich von zehn zu zehn Schritt umwandte, um zu sehen, ob der Gehängte wirklich an seinem Platze wäre.

Nichts rührte sich.

Wir kehrten in die Stadt zurück. Ich führte meinen Mann bis nach seiner Wohnung. Ich wartete, bis er Licht angemacht hatte, dann verschloß er die Thüre, nahm Abschied von mir und dankte mir durch die Thüre. Vollkommen ruhig an Leib und an Geist kehrte ich nach Haus zurück.

Als ich am folgenden Tage erwachte, sagte man mir, daß die Frau des Diebes mich in dem Eßzimmer erwartete.

Ihr Gesicht war ruhig und fast freudig.

— Herr Abbé, sagte sie zu mir, ich komme, Ihnen zu danken; mein Gatte ist mir gestern erschienen, als es Mitternacht auf der Kirche Notre-Dame schlug, und er hat zu mir gesagt:

— Du wirst morgen früh zu dem Abbé Moulle gehen und ihm sagen, daß ich Dank ihm und der Jungfrau Maria gerettet bin.

XI.

Das Armband von Haaren.

Mein lieber Abbé, sagte Alliette, ich habe die größte Achtung für Sie und die größte Verehrung für Cazotte; ich nehme ohne Weiteres den Einfluß Ihres guten und Ihres bösen Genius an; aber es gibt Etwas, das Sie vergessen, und von dem ich ein Beispiel bin: nämlich daß der Tod das Leben nicht tödtet; — der Tod ist nur eine Art Umgestaltung des menschlichen Körpers; der Tod tödtet das Gedächtniß, sonst nichts. Wenn das Gedächtniß nicht stürbe, so würde sich jeder aller der Wanderungen seiner Seele von Anfang der Welt bis zu uns erinnern. — Der Stein der Weisen ist nichts anderes als dieses Geheimniß; es ist das Geheimniß, das Pythagoras gefunden hatte, und das der Graf von Saint Germain und Cagliostro wiedergefunden haben; — es ist das Geheimniß, welches ich nun auch besitze, und welches macht, daß mein Leib sterben wird, wie ich mich bestimmt erinnere, daß ihm das bereits vier bis fünf Male begegnet ist, und dabei irre ich mich noch, wenn ich sage, daß mein Leib sterben wird, es gibt gewisse Körper, welche nicht sterben, und ich gehöre zu diesen.

— Herr Alliette, sagte der Doctor, wollen Sie mir im Voraus eine Erlaubniß geben?

— Welche?

— Die, Ihr Grab einen Monat nach Ihrem Tode öffnen zu lassen.

— Einen Monat, zwei Monate, ein Jahr, zehn Jahre, wann Sie wollen, Doctor; nur treffen Sie Ihre Vorsichtsmaßregeln. . . denn das Leid, das Sie meiner Leiche zufügen würden, könnte dem Körper schaden, in den meine Seele neuerdings eingetreten wäre.

— Sie glauben also an diese Thorheit?

— Ich habe mit einer bitteren Erfahrung das Recht bezahlt daran zu glauben: ich habe gesehen.

— Was haben Sie gesehen?. . . einen jener lebendigen Todten?

— Ja.

— Lassen Sie hören, Herr Alliette, da jeder seine Geschichte erzählt hat, so erzählen Sie uns auch die Ihrige; es wäre merkwürdig, wenn es die wahrscheinlichste von den gehörten wäre.

— Wahrscheinlich oder nicht, Doctor, hier ist sie in ihrer ganzen Wahrheit. Ich ging von Straßburg nach den Bädern von Louesche. Sie kennen die Straße, Doctor?

— Nein; aber gleichviel, erzählen Sie immerhin.

— Ich ging also von Straßburg nach den Bädern von Louesche, und kam natürlicher Weise über Basel, wo ich den Postwagen verlassen, und einen Miethkutscher nehmen mußte.

In dem Wirthshause zur Krone angelangt, das man mir empfohlen hatte, erkundigte ich mich nach einem Wagen und nach einem Miethkutscher, indem ich meinen Wirth bat, sich zu erkundigen, ob vielleicht irgend Jemand in der Stadt geneigt wäre dieselbe Reise als ich zu machen; dann war er beauftragt, dieser Person eine Vereinigung anzubieten, welche die Reise natürlicher Weise weit angenehmer und minder kostspielig machen mußte.

Am Abend kehrte er zurück, indem er das gefunden hatte, was ich verlangte; die Frau eines Kaufmannes von Basel, welche ihr drei Monat altes Kind, das sie selbst stillte, verloren hatte,

war in Folge dieses Verlustes von einer Krankheit befallen worden gegen welche man ihr die Bäder von Louesche angerathen hatte. Es war das erste Kind dieser seit einem Jahre geschlossenen Ehe.

Mein Wirth erzählte mir, daß man große Mühe gehabt hätte die Frau zu bestimmen, ihren Gatten zu verlassen. Sie wollte durchaus entweder in Basel bleiben, oder daß er mit ihr nach Louesche ginge; da aber auf der andern Seite der Zustand ihrer Gesundheit die Bäder erheischte, während der Zustand ihres Geschäfts seine Anwesenheit ein Basel erforderte,, so entschloß sie sich, und reisete am folgenden Morgen mit mir ab. Ihre Kammerjungfer begleitete sie.

Ein katholischer Priester, der Pfarrvicar an der Kirche eines kleinen Dorfes der Umgegend war, begleitete uns, und sollte den vierten Platz in dem Wagen einnehmen.

Am folgenden Tage gegen acht Uhr Morgens holte uns der Wagen in dem Wirthause ab; der Priester befand sich bereits darin. Ich stieg gleichfalls ein, und wir holten die Dame und ihre Kammerjungfer ab.

Wir wohnten von dem Innern unseres Wagens aus dem Abschiede der beiden Gatten bei, der in dem Innern ihres Zimmers angefangen, in dem Laden sich fortsetzte und erst auf der Straße endigte. Ohne Zweifel hatte die Frau irgend eine Ahnung, denn sie vermogte sich nicht zu trösten. Man hätte glauben können, daß sie, statt eine Reise von ohngefähr fünfzig Stunden zu machen, zu einer Reise um die Welt aufbräche.

Der Gatte schien ruhiger als sie. aber nichts desto weniger war er weit aufgeregter, als man vernünftiger Weise bei einer solchen Trennung voraussetzen konnte.

Endlich fuhren wir ab.

Natürlicher Weise hatten wir, der Priester und ich, der Reisenden und ihrer Kammerjungfer die beiden besten Plätze gegeben, das heißt, daß wir rückwärts und sie im Hintergrunde des Wagens saßen.

Wir schlugen den Weg nach Solothurn ein, und übernachteten am ersten Tage in Mundischwyll. Den ganzen Tag über war unsere Reisegefährtin gequält und beunruhigt gewesen. Als sie am Abend einen Wagen vorüberkommen sah. der zurückfuhr, wollte sie wieder den Weg nach Basel einschlagen. Es gelang indessen ihrer Kammerjungfer, sie zur Fortsetzung ihrer Reise zu bestimmen.

Am folgenden Tage begaben wir uns gegen neun Uhr Morgens auf den Weg. Die Tagereise war kurz, wir gedachten nicht weiter als bis nach Solothurn zu gehen.

Gegen Abend, und als wir die Stadt zu erblicken begannen, erbebt unsere Kranke. . .

— Ah! sagte sie, hattet an, man eilt uns nach. Ich bückte mich aus dem Schlage.

— Sie irren sich, Madame, antwortete ich, die Straße ist gänzlich leer.

— Das ist sonderbar, beharrte sie. Ich höre den Galopp eines Pferdes.

Ich glaubte nicht recht gesehen zu haben, und streckte mich weiter aus dem Wagen.

Niemand, Madame, sagte ich zu ihr.

Sie sah selbst nach, und fand wie ich die Straße einsam.

— Ich hatte mich geirrt, sagte sie, indem sie sich in den Wagen zurückwarf, und sie schloß die Augen wie eine Frau, welche ihre Gedanken in sich selbst verschließen will.

Am folgenden Tage brachen wir um fünf Uhr Morgens auf. Dieses Mal war die Tagereise lang. Unser Kutscher übernachtete in Bern. In derselben Stunde, wie am vorigen Tage, das heißt gegen fünf Uhr, erwachte unsere Reisegefährtin aus einer Art von Schlummer, in den sie

versunken war, und indem sie den Arm nach dem Kutscher ausstreckte, sagte sie:

— Haltet, Kutscher. Dieses Mal bin ich gewiß, man eilt uns nach.

— Madame irrt sich, antwortete der Kutscher. Ich sehe nur die drei Landleute, welche an uns vorübergekommen sind, und die ihren Weg ruhig fortsetzen.

— O! aber ich höre den Galopp des Pferdes.

Diese Worte waren mit solcher Ueberzeugung gesagt, daß ich mich nicht enthalten konnte hinter uns zu blicken. Wie am Tage zuvor war die Straße durchaus verlassen.

— Es ist unmöglich, Madame, antwortete ich, ich sehe keinen Reiter.

— Wie kömmt es, daß Sie keinen Reiter sehen, da ich den Schatten eines Mannes und eines Pferdes sehe?

Ich blickte in der Richtung ihrer Hand, und sah in der That den Schatten eines Pferdes und eines Reiters, aber ich suchte vergebens die Körper, denen die Schatten angehörten.

Ich machte den Priester auf diese seltsame Erscheinung aufmerksam, der sich bekreuzigte.

Allmählig erhellte sich dieser Schatten, wurde von Augenblick zu Augenblick weniger sichtbar und verschwand endlich gänzlich.

Wir fuhren in Bern ein.

Alle diese Vorbedeutungen schienen der armen Frau verhängnißvoll; sie sagte ohne Unterlaß, daß sie wieder umkehren wollte, setzte indessen ihre Reise fort.

Sei es nun moralische Besorgniß, oder sei es natürliches Zunehmen der Krankheit, als sie in Thun ankam, befand sich die Kranke so leidend, daß sie ihre Reise in einer Sänfte fortsetzen mußte.

Auf diese Weise kam sie durch das Kander Thal und über den Gemmi. Als sie in Louesch ankam, zeigte sich ein Rothlauf, und sie wurde während länger als einen Monate taub und blind.

Uebrigens hatten sie ihre Ahnungen nicht getäuscht; kaum hatte sie zwanzig Stunden zurückgelegt, als ihr Gatte von einer Gehirnentzündung befallen worden war.

Die Krankheit hatte so rasche Fortschritte gemacht, daß er, da er die Gefährlichkeit seines Zustandes fühlte, am selben Tage einen Boten zu Pferde abgeschickt hatte, um seine Frau zu benachrichtigen und sie zur Rückkehr aufzufordern. Aber zwischen Laufen und Breitensteinbach war das Pferd gestürzt, und da der Reiter im Fallen mit dem Kopfe gegen einen Stein gestoßen und in einem Wirthshause geblieben war, so vermogte er nichts für den zu thun, der ihn abgesandt hatte, als ihn von dem Unfalle benachrichtigen zu lassen, der ihm zugestoßen war.

Nun hatte man einen anderen Eilboten abgesandt, aber ohne Zweifel waltete ein Verhängniß über ihnen ob; an dem Ausgange des Kander Thales hatte er sein Pferd verlassen und einen Führer genommen, um die Hochebene von Schwalbach zu ersteigen, welche das Oberland von dem Walliser Lande trennt, als auf halbem Wege eine von dem Berge Attels herobrollende Lawine ihn mit sich in den Abgrund fortgerissen hatte; der Führer war wie durch ein Wunder gerettet worden.

Während dieser Zeit machte die Krankheit schreckliche Fortschritte. Man war genöthigt gewesen, den Kopf des Kranken, der sehr lange Haare trug, zu rasiren, um ihm Eis auf den Schädel zu legen. Von diesem Augenblicke an hatte der Sterbende keine Hoffnung mehr bewahrt, und in einem ruhigen Momente an seine Frau geschrieben:

»Theure Bertha,

Ich werde sterben, aber ich will mich nicht gänzlich von Dir trennen. Laß Dir aus den Haaren, die man mir so eben abgeschnitten hat, und die ich bei Seite legen lasse, ein Armband machen. Trage es immer, und es scheint mir, daß wir auf diese Weise noch vereinigt sein werden.

Dein Friedrich.«

Dann hatte er diesen Brief einem dritten erpressen Boten übergeben, dem er befohlen hatte auf der Stelle abzureisen, sobald er gestorben wäre.

Er starb am selben Abende. Eine Stunde nach seinem Tode war der erpresse Bote aufgebrochen, und glücklicher, als seine beiden Vorgänger, war er gegen Abend des fünften Tages in Louesch angekommen.

Aber er hatte die Frau blind und taub gefunden, erst nach Verlauf eines Monates hatte vermöge der Wirksamkeit des Bades dieses doppelte Gebrechen zu verschwinden angefangen. Erst, nachdem noch ein Monat verflossen war, hatte man gewagt, der Frau die unglückselige Nachricht mitzuthemen, auf welche sie übrigens die verschiedenen Erscheinungen, die sie gehabt, vorbereitet hatten. Sie war noch einen Monat geblieben, um sich gänzlich wieder herzustellen; endlich war sie nach dreimonatlicher Abwesenheit wieder nach Basel abgereist.

Da ich meinerseits meine Kur beendet hatte, denn die Krankheit, gegen welche ich das Bad gebraucht, halte in einem Rheumatismus bestanden, der sich sehr gebessert hatte, so bat ich sie um die Erlaubniß, mit ihr abzureisen, was sie mit Dank annahm, da sie in mir eine Person gefunden hatte, mit der sie von ihrem Gatten sprechen konnte, den ich nur in dem Augenblicke der Abreise flüchtig gesehen, den ich aber am Ende doch gesehen hatte.

Wir verließen Louesch, und am fünften Tage Abends waren wir nach Basel zurückgekehrt.

Nichts war trauriger und schmerzlicher, als die Rückkehr dieser armen Wittve in ihr Haus; — da die beiden jungen Gatten allein auf der Welt da standen, — so hatte man nach dem Tode des Gatten den Laden geschlossen, — das Geschäft hatte aufgehört, wie die Bewegung aufhört, wenn eine Uhr stehen bleibt. Man ließ den Arzt holen, der den Kranken behandelt hatte, die verschiedenen Personen, welche seinen letzten Augenblicken beigewohnt hatten, und durch sie ließ man gewisser Maßen diesen Todeskampf von Neuen entstehen, stellte man diesen, von diesen gleichgültigen Herzen fast bereits vergessenen Tod wieder her.

Sie verlangte zum Mindesten die Haare zurück, welche ihr Gatte ihr vermacht hatte.

Der Arzt erinnerte sich wohl, verordnet zu haben, daß man sie abschnitte; der Barbier erinnerte sich wohl, den Kranken rasirt zu haben, aber das war Alles. Die Haare waren in den Wind geworfen, zerstreut, verloren worden.

Die Frau war untröstlich; es war also unmöglich, den einzigen und alleinigen Wunsch des Sterbenden zu verwirklichen, daß sie ein Halsband von seinen Haaren trüge.

Mehrere Nächte verflossen; unendlich traurige Nächte, in denen die in dem Hause herumirrende Wittve weit eher einem Schattenbilde, als einem lebendigen Wesen glich.

Kaum lag sie im Bette, oder kaum war sie vielmehr eingeschlafen, als sie ihren rechten Arm erstarren fühlte, und sie erwachte erst in dem Augenblicke, wo es ihr schien, als ob diese Erstarrung sich ihres Herzens bemächtigte.

Diese Erstarrung fing an dem Handgelenke an, — das heißt an der Stelle, wo das Armband von den Haaren hätte sein sollen, — und wo sie einen Druck gleich dem eines zu engen Armbandes von Eisen fühlte, und von dem Handgelenke an erreichte die Erstarrung, wie wir

gesagt haben, das Herz.

Es war augenscheinlich, daß der Todte sein Bedauern darüber kund that, daß sein Wille so schlecht befolgt worden wär. Die Wittve verstand dieses Bedauern, das von jenseits des Grabes kam. — Sie beschloß das Grab zu öffnen, und wenn der Kopf ihres Gatten nicht gänzlich rasirt worden wäre, von ihm Haare genug zu sammeln, um seinen letzten Wunsch zu verwirklichen.

Ohne irgend Jemand etwas von ihrem Vorhaben zu sagen, ließ sie dem zu Folge den Todtengräber holen.

Aber der Todtengräber, welcher ihren Gatten begraben hatte, war gestorben. Der neue, erst seit vierzehn Tagen in Dienst getretene Todtengräber wußte nicht, wo das Grab war.

Nun begab sie sich in der Hoffnung einer Offenbarung, — sie, welche durch die doppelte Erscheinung des Pferdes und des Reiters, sie, welche durch den Druck des Armbandes das Recht hatte an Wunder zu glauben, — allein auf den Kirchhof, setzte sich auf einen mit grünem und lebendigem Grase, wie es auf den Gräbern wächst, bedeckten Hügel, und beschwor dort irgend ein neues Zeichen, an das sie sich mit ihren Nachforschungen fesseln könnte.

Ein Todtentanz war an die Mauer des Friedhofes gemalt. Ihre Augen verweilten auf dem Tode und hefteten sich lange auf diese zugleich spöttische und schreckliche Gestalt.

Nun schien es ihr, als ob der Tod seine entfleischten Arme erhöbe, und mit der Spitze seines knochigen Fingers eins unter den letzten Gräbern bezeichnete.

Die Wittve ging gerade auf dieses Grab zu, und als sie dort war, schien es ihr, als ob sie deutlich sähe, wie der Tod seinen Arm wieder auf seinen ursprünglichen Platz zurücksinken ließ.

Nun machte sie ein Zeichen an dem Grabe, holte den Todtengräber, führte ihn an den bezeichneten Ort zurück und sagte zu ihm:

— Graben Sie, hier ist es!

Ich wohnte dieser Verrichtung bei. Ich hatte diesem merkwürdigen Abenteuer bis an's Ende folgen wollen.

Der Todtengräber grub.

Auf den Sarg gelangt, hob er den Deckel auf. Anfangs hatte er gezögert; aber die Wittve hatte mit fester Stimme zu ihm gesagt:

— Heben Sie ihn auf, es ist der Sarg meines Gatten. Er gehorchte daher, so sehr wußte diese Frau den Andern das Vertrauen einzuflößen, das sie selbst besaß.

Nun zeigte sich etwas Wunderbares, das ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe. Nicht nur war es die Leiche ihres Gatten, — die Leiche war nicht allein, die Blässe ausgenommen, wie als ob sie noch lebte, sondern ihre Haare waren auch, seitdem sie rasirt worden waren, das heißt seit dem Tage seines Todes, dermaßen gewachsen, daß sie wie Wurzeln durch alle Spalten des Sarges drangen.

Nun neigte sich die arme Frau über diese Leiche, welche nur zu schlafen schien; sie küßte sie auf die Stirn, schnitt eine Locke ihrer langen, so wunderbarer Weise auf dem Kopfe eines Todten gewachsenen Haare ab, und ließ sich daraus ein Armband machen.

Seit diesem Tage hörte die nächtliche Erstarrung auf. Nur benachrichtigte sie jedes Mal, wenn sie im Begriffe stand irgend eine große Gefahr zu laufen, ein sanfter und freundschaftlicher Druck des Armbandes, auf ihrer Huth zu sein.

— Nun denn! glauben Sie, daß dieser Todte wirklich todt war, daß diese Leiche wirklich eine Leiche war? Ich glaube es nicht.

— Und, — fragte die bleiche Dame mit einem so seltsamen Klang der Stimme, daß er uns Alle, da kein Licht angezündet worden, und wir im Finstern saßen, erbeben ließ, »Sie haben nicht sagen hören, daß diese Leiche jemals das Grab verlassen hätte, Sie haben nicht sagen hören, daß irgend Jemand durch ihren Anblick und durch ihre Berührung zu leiden gehabt hätte?«

— Nein! sagte Alliette. — Ich habe das Land verlassen.

— Ah! sagte der Doctor, Sie haben Unrecht, Herr Alliette, sich so leicht zufrieden stellen zu lassen. — Madame Gregoriska hier war ganz bereit, aus Ihrem guten Basler Kaufmanne in der Schweiz einen polnischen, wallachischen oder ungarischen Vampyr zu machen. — Hätten Sie etwa während ihres Aufenthaltes in den Karpathen zufälliger Weise Vampyre gesehen? fuhr der Doctor lachend fort.

— Hören Sie, sagte die bleiche Dame mit außerordentlicher Feierlichkeit, da Jedermann hier eine Geschichte erzählt hat, so will ich gleichfalls eine erzählen. Sie werden nicht sagen, daß die Geschichte nicht wahr ist. Doctor, sie ist die meinige. . . Sie werden das erfahren, was Ihnen die Wissenschaft bis jetzt nicht zu fassen vermogt hat, Doctor; Sie werden erfahren, wodurch ich so bleich bin.

In diesem Augenblicke fiel ein Schein des Mondes zwischen den Vorhängen durch das Fenster, und indem er auf das Kanapee schien, auf welchem sie lag, hüllte er sie in ein bläuliches Licht, welches aus ihr eine auf einem Grabe liegende Statue von schwarzem Marmor zu machen schien.

Nicht eine Stimme hieß den Antrag willkommen, aber das tiefe Schweigen, welches in dem Salon herrschte, zeigte an, daß jeder voll Bangigkeit erwartete.

XII.

Die karpathischen Gebirge.

Ich bin eine Polin, aus Sandomir gebürtig, das heißt, aus einem Lande, in welchem die Sagen Glaubensartikel werden, in welchem wir an unsere Familien-Ueberlieferungen eben so sehr, vielleicht mehr noch, als an das Evangelium glauben. Es gibt nicht eines unserer Schlösser, das nicht sein Gespenst hat, nicht eine unserer Hütten, die nicht ihren Hausgeist hat. Bei dem Reichen, wie bei dem Armen, in dem Schlosse, wie in der Hütte, erkennt man das Prinzip der Freundschaft wie das Prinzip der Feindschaft an. Zuweilen gerathen diese beiden Grundsätze in Streit und bekämpfen sich. Dann findet so geheimnißvolles Geräusch in den Corridors, so entsetzliches Gebrüll in den alten Thürmen, so entsetzliches Erbeben in den Mauern statt, daß man aus der Hütte, wie aus dem Schlosse flieht, und daß der Bauer wie der Edelmann nach der Kirche eilt, um das gesegnete Kreuz oder die geheiligten Reliquien zu holen, die einzigen Verwahrungsmittel gegen die Dämonen, welche uns quälen.

Aber dort stehen sich auch zwei noch weit schrecklichere, weit erbitterte, weit unversöhnlichere Prinzipie einander gegenüber; nämlich die Tyrannei und die Freiheit.

Das Jahr 1825 sah zwischen Rußland und Polen einen jener Kämpfe liefern, in denen man glauben könnte, daß alles Blut eines Volkes erschöpft sei, wie sich oft alles Blut einer Familie erschöpft.

Mein Vater und meine beiden Brüder hatten sich gegen den neuen Czaar erhoben und sich unter die Fahne der immer gestürzten, — immer wieder aufgerichteten polnischen Unabhängigkeit gestellt.

Eines Tages erfuhr ich, daß mein jüngster Bruder getödtet worden wäre; eines andern Tages meldete man mir, daß mein älterer Bruder tödtlich verwundet wäre; endlich sah ich nach einem Tage, während dessen ich voll Schrecken den sich beständig nähernden Donner der Kanonen gehört hatte, meinen Vater mit ohngefähr Hundert Reitern ankommen, dem Ueberreste von drei Tausend Mann, welche er anführte.

Er kam, sich in unser Schloß einzuschließen, mit der Absicht, sich unter dessen Trümmern zu begraben.

Mein Vater, der Nichts für sich fürchtete, zittertet für mich. Für meinen Vater handelte es sich in der That nur um den Tod, denn er war fest überzeugt, nicht lebendig in die Hände seiner Feinde zu fallen; aber für mich handelte es sich um die Sklaverei, um die Entehrung, um die Schande.

Mein Vater wählte unter den Hundert Mann, welche ihm übrig blieben, zehn, rief den Haushofmeister, übergab ihm alles Gold und alle Kleinodien, welche wir besaßen, und indem er sich erinnerte, daß zur Zeit der zweiten Theilung Polens meine Mutter, die fast noch ein Kind war, eine fast unzugängliche Zuflucht in dem mitten in den Karpathischen Gebirgen gelegenen Kloster Sahastru gefunden hatte, so befahl er, mich in dieses Kloster zu führen, welches gastfreundlich für die Mutter, ohne Zweifel es nicht minder für die Tochter sein würde.

Trotz der großen Liebe, welche mein Vater für mich hegte, war der Abschied nicht lang. —

Aller Wahrscheinlichkeit nach mußten die Russen am folgenden Tage im Angesichte des Schlosses sein. Es war also keine Zeit zu verlieren.

Ich legte in der Eile einen Amazonen-Anzug an, in welchem ich gewöhnt war meine Brüder auf die Jagd zu begleiten. — Man sattelte mir das sicherste Pferd des Stalles, — mein Vater steckte eine eigenen Pistolen, ein Meisterstück der Fabrik von Toula, in meine Holfter, umarmte mich, und gab den Befehl zum Aufbruche.

Während der Nacht und während des folgenden Tages legten wir zwanzig Meilen zurück, indem wir dem Ufer eines jener Flüsse ohne Namen folgten, welche sich in die Weichsel ergießen. — Diese erste verdoppelte Tagesreise hatte uns außer den Bereich der Russen gebracht. Bei den letzten Strahlen der Sonne hatten wir die Schneegipfel der Karpathen funkeln sehen. — Gegen das Ende des folgenden Tages erreichten wir ihren Fuß; endlich begannen wir in den Morgenstunden des dritten Tages eine ihrer Schluchten zu betreten.

Unsere Karpathischen Gebirge gleichen den cultivirten Gebirgen Ihres Abendlandes nicht. Alles, was die Natur Seltsames und Großartiges hat, bietet sich dort den Blicken in seiner vollständigsten Majestät. Ihre stürmischen Gipfel verlieren sich mit ewigem Schnee bedeckt in den Wolken; ihre unermeßlichen Tannenwälder neigen sich auf den glatten Spiegel von Seen, die Meeren gleichen, und diese Seen hat niemals ein Nachen durchfurcht; niemals hat das Netz eines Fischers ihren dem tiefen Blau des Himmels gleichen Krystall getrübt; — kaum erschallt die menschliche Stimme darin von Zeit zu Zeit, indem sie eine moldauische Gesangsweise hören läßt, auf die das Geschrei der wilden Thiere antwortet; Gesang und Geschrei erwecken irgend ein einsames Echo, das ganz erstaunt ist, durch irgend ein Geräusch über sein eigenes Dasein belehrt zu werden. — Während gar vieler Meilen reiset man unter den dunkeln Gewölben der Wälder, die von jenen unerwarteten Wundern unterbrochen werden, welche die Einöde uns mit jedem Schritte offenbart, — und die unsern Geist von dem Erstaunen zu der Bewunderung übergehen lassen. — Dort ist die Gefahr überall, — und sie besteht aus tausend verschiedenen Gefahren; aber man hat keine Zeit sich zu fürchten, so sehr erhaben sind diese Gefahren. Bald sind es durch das Schmelzen des Eises verursachte Wasserfälle, welche, indem sie von Felsen zu Felsen springen, plötzlich den schmalen Fußpfad erfüllen, auf dem man geht, — ein von dem Vorüberkommen wilder Thiere und von dem sie verfolgenden Jäger gebahnter Fußpfad; bald sind es durch die Zeit untergrabene Bäume, welche sich von dem Boden los machen und mit einem schrecklichen Krachen fallen, welches das eines Erdbebens zu sein scheint; — bald sind es endlich Orkane, die uns mit Wolken umhüllen, in denen man den Blitz sprühen, sich gleich einer Flammzunge ausstrecken und winden sieht.

Dann nach diesen alpenartigen Spitzbergen, nach diesen Urwäldern, nachdem man riesenhafte Berge, nachdem man grenzenlose Wälder gehabt hat, hat man endlose Steppen, ein wahres Meer mit seinen Wellen und mit seinen Stürmen, unfruchtbare und unebene Flächen, auf denen sich das Auge in einem Horizonte ohne Grenzen verliert; dann ist es nicht mehr der Schrecken, der sich unserer bemächtigt, es ist Traurigkeit, welche uns erfüllt; es ist eine unermeßliche und tiefe Schwermuth, von der nichts zu zerstreuen vermag, denn der Anblick der Gegend ist immer derselbe, so weit sich unser Auge zu erstrecken vermag. Man geht zwanzig Male sich ähnelnde Anhöhen hinauf und hinab, indem man vergebens einen gebahnten Weg sucht; indem man sich so mitten in der Wüste allein sieht, glaubt man allein in der Natur zu sein, und unsere Schwermuth wird Trostlosigkeit; in der That, das Gehen scheint nutzlos geworden zu sein und uns zu Nichts zu führen; man trifft weder Dorf, noch Schloß, noch Hütte, keine Spur einer

menschlichen Wohnung an; nur zuweilen versperrt, wie eine neue Verlegenheit auf dieser traurigen Landschaft, ein kleiner See ohne Schilf und ohne Gebüsch, der, wie ein anderes todte's Meer, in der Tiefe einer Schlucht schläft, uns den Weg mit seinem grünen Wasser, über das sich bei unserer Annäherung einige Wasservögel mit langem und mißtönendem Geschrei erheben. Dann macht man einen Umweg, erklimmt den Hügel, der vor uns liegt, geht in ein anderes Thal hinab, erklimmt einen andern Hügel, und das dauert so fort, bis man die wellenförmige Gebirgskette erschöpft hat, die immer niedriger wird.

Wenn man aber, nachdem man diese Gebirgskette hinter sich hat, eine Wendung nach Süden macht, dann nimmt die Landschaft wieder das Großartige an, dann erblickt man eine weit höhere Gebirgskette von malerischerer Form, von weit reicherm Ansehen; diese ist ganz mit Wäldern gekrönt, ganz von Bächen durchschnitten; mit im Schatten und dem Wasser entsteht das Leim wieder in der Landschaft; man hört die Glocke einer Einsiedelei; man sieht an der Seite irgend eines Berges sich eine Karavane hinschlängeln. Endlich erblickt man bei den letzten Strahlen der Sonne gleich einer Schaar weißer, an einander gelehnter Vögel die Häuser irgend eines Dorfes, die sich aufgestellt zu haben scheinen, um sich vor irgend einem nächtlichen Angriffe zu bewahren; denn mit dem Leben ist die Gefahr zurückgekehrt, und es sind nicht mehr wie in den ersten Bergen, durch welche man gekommen ist, Schaaren von Bären und von Wölfen, die man fürchten muß, sondern Horden moldauischer Räuber, die man bekämpfen muß,

Wir näherten uns inzwischen. Zehn Tage des Marsches waren ohne Unfall verflossen. Wir konnten bereits den Gipfel des Berges Pion sehen, der mit dem Haupte diese ganze Riesenfamilie überragt, und auf dessen südlichem Abhänge das Kloster Sahastru liegt, wohin ich mich begab. Noch drei Tage, und wir wären angekommen.

Es war gegen das Ende des Monats Juli, der Tag war glühend heiß gewesen, und mit einem Entzücken ohne Gleichen hatten wir gegen vier Uhr angefangen, die erste Frische des Abends einzuathmen. Wir waren an den verfallenen Thürmen von Niantzo vorüber gekommen. Wir gingen nach einer Ebene hinab, welche wir durch die Oeffnung des Gebirges zu erblicken begannen. Von dem Orte aus, wo wir uns befanden, konnten wir bereits mit dm Augen den Lauf der Bistriza mit buntscheckigen Ufern von rothen Wasserblumen und großen weißen Glockenblumen folgen. Wir gingen an einem Abgrunde hin, in dessen Tiefe der Fluß rollte, der dort nur erst ein Waldstrom war. Unsere Pferds hatten kaum Raum genug, um neben einander zu gehen.

Unser Führer ritt uns voraus, indem er auf seinem Pferde lag und ein morlachisches Lied von monotoner Melodie sang, dessen Worten ich mit außerordentlicher Theilnahme folgte.

Der Sänger war zugleich der Dichter. Was die Melodie anbelangt, so müßte man einer jener Gebirgsbewohner sein, um sie in ihrer ganzen wilden Traurigkeit, in ihrer ganzen traurigen Einfachheit zu wiederholen.

Hier sind die Worte davon:

Dans le marais de Stavila
Où tant de sang guerrier coula,
Voyez-voas ce cadavre là!
Ce n'est point un fils d'Illyrie;
C'est un brigand plein de furie
Qui, trompant la douce Marie,
Extermina, trompa, brûla.

Une balle au coeur du brigand
A passé comme l'ouragan.
Dans sa gorge est un yatagan.
Mais depuis trois jours, ô mystère,
Sous le pin morne et solitaire,
Son sang tiède abreuve la terre
Et noircit le pâle Ovigian.

Ses yeux bleus pour jamais out lui,
Fuyons tous, malheur à celui
Qui passe au morais près de lui
C'est un vampire! Le loup fauve
Loin da caduvre impur se sauve,
Et sur la montagne au front chauve,
Le funèbre vautour a fui.⁹

Plötzlich knallte ein Schuß, eine Kugel pfiß. Das Lied wurde unterbrochen, und der tödtlich getroffene Führer rollte in die Tiefe des Abgrundes, während sein Pferd schaudernd stehen blieb, indem es seinen verständigen Kopf nach der Tiefe des Schlundes ausstreckte, in welchem sein Herr verschwunden war.

Zu gleicher Zeit erhob sich lautes Geschrei, und wir sahen an der Seite des Berges sich ohngefähr dreißig Räuber ausrichten; wir waren gänzlich umringt.

Jeder ergriff seine Waffen, und obgleich unversehens überfallen, ließen sich doch die, welche mich begleiteten, und alte an das Feuer gewöhnte Soldaten waren, nicht einschüchtern und leisteten Widerstand; — ich selbst ergriff eine Pistole, indem ich das Beispiel gab, und da ich den Nachtheil der Stellung fühlte, so rief ich aus: Vorwärts! — und gab meinem Pferde die Sporn, das in der Richtung der Ebene davon sprengte.

Aber wir hatten mit Gebirgsbewohnern zu thun, welche wie wahre Dämonen der Abgründe von Felsen zu Felsen sprangen, indem sie im Springen schossen und immer auf unserer Seite die Stellung behielten, die sie eingenommen hatten.

Außerdem war unser Manöver vorausgesehen worden. — An einem Orte, wo der Weg breiter wurde, wo der Berg eine Hochebene bildete, — erwartete uns ein junger Mann an der Spitze von ungefähr zehn Leuten zu Pferde; als sie uns erblickten, setzten sie ihre Pferde in Galopp und griffen uns von vorn an, während die, welche uns verfolgten, sich von der Seite des Berges herabrollen ließen und uns von allen Seiten umringten, nachdem sie uns den Rückzug abgeschnitten hatten.

Die Lage war gefährlich, indessen seit meiner Kindheit an Kriegsauftritte gewöhnt, konnte ich sie in's Auge fassen, ohne einen Umstand davon zu verlieren.

Alle diese in Schaaffelle gekleideten Männer trugen ungeheure, wie die der Ungarn mit Blumen bekränzte runde Hüte. Sie hatten jeder eine lange türkische Flinte in der Hand, welche sie unter grimmigem Geschrei schwenkten, nachdem sie geschossen hatten, und trugen in dem Gürtel einen krummen Säbel und ein Paar Pistolen.

Was ihren Hauptmann anbelangt, so war er ein junger Mann von kaum zwei und zwanzig Jahren, von bleicher Gesichtsfarbe, mit schwarzen Augen und mit in Locken auf seine Schultern herabfallenden langen Haaren, Sein Kostüm bestand aus dem mit Pelzwerk besetzten moldauischen Rocke, der über den Hüften mit einer Schärpe von goldenen und seidenen Streifen zusammengezogen war. Ein krummer Säbel glänzte in seiner Hand und vier Pistolen funkelten in

seinem Gürtel. Während des Kampfes stieß er heisere und undeutliche Rufe aus, welche der menschlichen Sprache nicht anzugehören schienen, die indessen seinen Willen ausdrückten, denn seine Leute gehorchten auf diese Rufe, indem sie sich auf den flachen Leib warfen, um dem Schießen unserer Soldaten auszuweichen, wieder aufstanden, um gleichfalls Feuer zu geben, die niederschossen, welche noch standen, die Verwundeten vollends tödteten, und endlich den Kampf in ein Gemetzel verwandelten.

Ich hatte zwei Drittel meiner Vertheidiger nach einander fallen sehen. Vier blieben noch aufrecht, indem sie sich um mich drängten, — keine Gnade verlangten, die sie gewiß waren nicht zu erlangen, und nur an Eines dachten, nämlich ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Nun stieß der junge Hauptmann einen weit ausdrucksvolleren Ruf als die früheren aus, indem er die Spitze seines Säbels nach uns ausstreckte. Ohne Zweifel war das der Befehl, diese letzte Gruppe in einen Feuerkreis einzuhüllen und uns Alle mit einander zu erschießen, — denn die langen moldauischen Flinten senkten sich mit ein und derselben Bewegung. Ich sah ein, daß unsere letzte Stunde gekommen wäre. — Ich erhob die Augen und die Hände mit einem letzten Gebete gen Himmel und erwartete den Tod.

In diesem Augenblicke sah ich, nicht herabschreiten, sondern herabstürzen, von Felsen zu Felsen springen, einen jungen Mann, der auf einem Steine stehen blieb, welcher diesen ganzen Auftritt überragte, und der gleich einer Statue auf einem Fußgestelle, die Hand über das Schlachtfeld ausstreckte und nur das einzige Wort aussprach:

— Genug!

Bei dieser Stimme erhoben sich Aller Augen, jeder schien diesem neuen Herrn zu gehorchen. Ein einziger Räuber legte sein Gewehr wieder an seine Schulter und feuerte es ab.

Einer unserer Leute stieß einen Schrei aus, die Kugel hatte ihm den linken Arm zerschmettert.

Er wandte sich sogleich um, um über den Mann herzufallen, der ihn verwundet hatte, aber bevor sein Pferd vier Schritte getan, leuchtete ein Blitz über uns, und der widerspänstige Räuber rollte mit von einer Kugel zerschmettertem Kopfe zu Boden.

So viele verschiedene Gemüthserschütterungen hatte meine Kräfte erschöpft, ich sank in Ohnmacht.

Als ich wieder zu mir kam lag ich auf dem Grase, dm Kopf auf den Schooß eines Mannes gestützt, von dem ich nur die Weiße und mit Ringen bedeckte Hand sah, die meinen Leib umschlang, während der junge moldauische Hauptmann, welcher den Angriff gegen uns geleitet hatte, mit übereinandergeschlagenen Armen und den Säbel unter dem einen seiner Arme vor mir stand.

— Kostaki, sagte der, welcher mich unterstützte in Französischer Sprache und in einem befehlenden Tone, du wirst auf der Stelle Deine Leute sich zurückziehen lassen, und mir die Pflege dieser jungen Frau überlassen.

— Mein Bruder, mein Bruder, antwortete der, an den diese Worte gerichtet waren, und der sich mit Mühe zu beherrschen schien, mein Bruder, nimm Dich in Acht, meine Geduld zu ermüden, ich lasse Dir das Schloß, laß mir den Wald. Auf dem Schlosse bist Du der Herr, aber hier bin ich allmächtig. Hier genügt mir ein Wort, um Dich zu zwingen mir zu gehorchen.

— Kostaki, ich bin der Erstgeborne, das sagt Dir, daß ich überall der Herr bin, in dem Walde wie auf dem Schlosse, dort wie hier. O! ich bin wie Du von dem Blute der Brancovans, — königliches Blut, das gewöhnt ist zu befehlen.

— Du befehlst Deinen Dienern, Gregoriska, ja; aber nicht meinen Soldaten.

— Deine Soldaten sind Räuber, Kostaki. . . die ich an die Zinnen unserer Thürme hängen lassen werde, wenn sie mir nicht auf der Stelle gehorchen.

— Wohlan! so versucht es doch, ihnen zu befehlen. Nun fühlte ich, daß der, welcher mich unterstützte, sein Knie zurückzog und meinen Kopf vorsichtig auf einen Stein legte. Und ich folgte ihm voll Angst mit dem Blicke, und erblickte denselben jungen Mann, der in Mitte des Kampfes so zu sagen vom Himmel herabgefallen war, und den ich nur flüchtig hatte sehen können, da ich in demselben Augenblicke ohnmächtig geworden war, wo er gesprochen hatte.

Es war ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren von hoher Gestalt, mit großen blauen Augen, in denen man eine außerordentliche Entschlossenheit und Festigkeit las. Seine langen blonden Haare, das Zeichen des slavischen Stammes, fielen wie die des Erzengels Michael auf seine Schultern herab, indem sie jugendliche und frische Wangen umgaben; seine Lippen waren durch ein geringschätzendes Lächeln erhoben, und ließen eine doppelte Reihe von Perlen sehen; sein Blick war der, welchen der Adler mit dem Blitze kreuzt. Er war in eine Art von Tunika von schwarzem Sammet gekleidet; eine kleine, mit einer Adlerfeder geschmückte Mütze, gleich der Raphaels, bedeckte seinen Kopf; er trug ein anschließendes Beinkleid und gestickte Stiefel. An seinem Gürtel trug er einen Hirschfänger und eine kleine Doppelflinte auf der Achsel, deren Richtigkeit der eine der Räuber hatte würdigen können.

Er streckte die Hand aus, und diese ausgestreckte Hand schien selbst seinem Bruder zu gebieten.

Er sprach einige Worte in moldauischer Sprache aus. Diese Worte schienen einen tiefen Eindruck auf die Räuber hervorzubringen.

Nun sprach der junge Hauptmann gleichfalls in derselben Sprache, und ich errieth, daß seine Worte mit Drohungen und Verwünschungen untermischt wären.

Aber auf diese lange und feurige Rede antwortete der ältere der beiden Brüder nur ein Wort. Die Räuber verneigten sich.

Er gab einen Wink, und die Räuber stellten sich hinter uns.

— Nun denn! es sei, Gregoriska, sagte Kostaki, indem er wieder Französisch sprach. Diese Frau wird nicht in die Höhle gehen, aber sie wird darum nichts desto weniger mein sein. Ich finde sie schön, ich habe sie erobert und ich will sie.

Und indem er diese Worte sagte fiel er über mich her und hob mich in seinen Armen auf.

— Diese Frau wird auf das Schloß geführt und meiner Mutter übergeben werden, und ich werde sie bis dahin nicht verlassen, antwortete mein Beschützer.

— Mein Pferd! rief Kostaki in moldauischer Sprache aus.

Zehn Räuber beeilten sich zu gehorchen und führten ihrem Herrn das Pferd zu, das er verlangte.

Gregoriska blickte um sich, ergriff ein herrnloses Pferd bei dem Zügel und schwang sich hinauf, ohne die Steigbügel zu berühren.

Kostaki schwang sich fast eben so leicht auf den Sattel als sein Bruder, obgleich er mich noch in seinen Armen hielt, und sprenge im Galopp davon.

Das Pferd Gregoriskas schien denselben Eindruck erhalten zu haben, und legte seinen Kopf und seine Seite an den Kopf und an die Seile von Kostaki's Pferde.

Diese beiden Reiter, die finster, schweigend neben einander dahinfliegen, indem sie sich

keinen Augenblick lang aus dem Gesicht verloren, ohne daß sie das Ansehen hatten sich anzublicken, indem sie sich ihren Pferden überließen, deren verzweifelter Lauf sie durch die Wälder, die Felsen und über die Abgründe forttrug, war merkwürdig anzusehen. Mein zurückgeworfener Kopf erlaubte mir die schönen, auf die meinigen gehefteten Augen Gregoriskas zu sehen. — Kostaki wurde es gewahr, er erhob mir den Kopf, und ich sah nur noch seinen finstern Blick, der mich verschlang. — Ich schlug meine Augenlider nieder, aber es war vergebens, ich sah durch ihren Schleier fortwährend den stechenden Blick, der bis in die Tiefe meiner Brust drang und mir das Herz durchbohrte, — nun bemächtigte sich meiner ein seltsames Blendwerk; — es schien mir, als ob ich die von dem Pferde und dem gespenstigen Reiter fortgetragene Leonore der Ballade Bürgers wäre, und als ich fühlte, daß wir anhielten, schlug ich nur mit Schrecken die Augen auf, so sehr war ich überzeugt, nur zerbrochene Kreuze und offene Gräber zu sehen.

Das, was ich sah, war eben nicht heiterer, — es war der innere Hof eines im vierzehnten Jahrhunderte erbauten moldauischen Schlosses.

XIII.

Das Schloß der Brancovan's.

Kostaki ließ mich aus seinen Armen auf den Boden gleiten, und stieg fast zugleich zu mir ab; — aber so rasch seine Bewegung auch gewesen sein mochte, er war nur der Gregoriska gefolgt.

Wie es Gregoriska gesagt hatte, war er auf dem Schlosse wirklich der Herr.

Als sie die beiden jungen Leute und die Fremde am kommen sahen, welche sie mitbrachten, eilten die Diener herbei, aber obgleich die Aufmerksamkeiten zwischen Kostaki und Gregoriska getheilt waren, so fühlte man doch, daß die größten Rücksichten, daß die tiefste Ehrerbietung für diesen letzteren waren.

Zwei Frauen näherten sich; Gregoriska ertheilte ihnen einen Befehl in moldauischer Sprache und gab mir einen Wink mit der Hand ihnen zu folgen.

Es lag so viel Ehrerbietung in dem Blicke, der diesen Wink begleitete, daß ich nicht zögerte. Fünf Minuten nachher befand ich mich in einem Zimmer, das, so kahl und unbewohnbar es auch dem am Leichtesten zu Befriedigenden scheinen mochte, augenscheinlich das schönste des Schlosses war.

Es war ein großes viereckiges Zimmer mit einer Art von Divan von grüner Sarsche; am Tage der Sitz, des Nachts das Bett. Fünf bis sechs große Sessel von Eichenholz, eine große Truhe, und in einer der Ecken dieses Zimmer ein Thronhimmel gleich einem großen und prachtvollen Kirchenstuhle.

Von Vorhängen an den Fenstern, von Vorhängen an dem Bette war keine Rede.

Man ging nach diesem Zimmer auf einer Treppe hinauf, auf welcher in Nischen drei Statuen der Brancovan's von mehr als natürlicher Größe standen.

In dieses Zimmer brachte man nach Verlauf eines Augenblickes das Gepäck, unter welchem sich meine Felleisen befanden. Die Frauen boten mir ihre Dienste an. Aber indem ich der Unordnung abhalf, welche dieses Ereigniß in meiner Toilette hervorgebracht hatte, behielt ich meinen Amazonen-Anzug bei, ein Kostüm, das mehr in Uebereinstimmung mit dem meiner Wirth stand, als irgend eines von denen, welche ich hätte anlegen können.

Kaum waren diese kleinen Veränderungen vorgenommen, als ich leise an meine Thür klopfen hörte.

— Herein, sagte ich natürlicher Weise auf Französisch, da, wie Sie wissen, das Französische uns Polen fast eine Muttersprache ist.

Gregoriska trat ein.

— Ah! Madame, ich bin sehr erfreut, daß Sie Französisch sprechen.

— Und auch ich bin sehr erfreut, diese Sprache zu sprechen, mein Herr, antwortete ich ihm, da ich durch diesen Zufall Ihr großmüthiges Verfahren gegen mich habe würdigen können. — In dieser Sprache haben Sie mich gegen die Absichten ihres Bruders vertheidigt, in dieser Sprache biete ich Ihnen den Ausdruck meiner sehr aufrichtigen Dankbarkeit an.

— Ich danke, Madame. — Es war ganz natürlich, daß ich mich für eine Frau in der Lage

interessirte, in welcher Sie Sich befanden. Ich jagte in den, Gebirge, als ich unregelmäßige und fortdauernde Schüsse hörte; ich sah ein, daß es sich um irgend einen Angriff mit bewaffneter Hand handelte, und ich rückte gegen das Feuer, wie man im militärischen Ausdruck sagt. — Ich bin, dem Himmel sei Dank, zur rechten Zeit gekommen; aber werden Sie mir erlauben, Madame, mich zu erkundigen, durch welchen Zufall eine Frau von Stande, wie Sie es sind, sich in unsere Gebirge gewagt hatte?

— Ich bin Polin, mein Herr, antwortete ich ihm, meine beiden Brüder sind in dem Kriege gegen Rußland gefallen; mein Vater, den ich verlassen habe, indem er bereit war unser Schloß gegen den Feind zu vertheidigen, wird zu dieser Stunde ohne Zweifel zu ihnen gegangen sein, und ich kam, indem ich auf den Befehl meines Vaters dieses Blutbad floh, eine Zuflucht in dem Kloster Sahastru zu suchen, in welchem meine Mutter in ihrer Jugend und unter ähnlichen Umständen eine sichere Freistätte gefunden hatte.

— Sie sind die Feindin der Russen; dann um so besser, sagte der junge Mann, dieser Titel wird Ihnen ein mächtiger Beistand auf dem Schlosse sein, und wir haben alle unsere Kräfte nöthig, um den Kampf zu bestehen, der sich vorbereitet. Zuvörderst, da ich weiß, wer Sie sind, Madame, so erfahren Sie, wer wir sind; der Name Brancovan ist Ihnen nicht fremd, Madame, nicht wahr?

Ich verneigte mich.

Meine Mutter ist die letzte Fürstin dieses Namens, der letzte Nachkomme dieses erlauchten Oberhauptes, das die Cantimirs, diese elenden Höflinge Peters I. umbringen ließen. Meine Mutter heirathete in erster Ehe meinen Vater, Serban Waivady, Fürst wie sie, aber von minder berühmtem Stamme.

Mein Vater war in Wien erzogen worden, er hatte dort die Vorzüge der Civilisation schätzen gelernt. Er beschloß, aus mir einen Europäer zu machen. Wir gingen nach Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland.

Ich weiß wohl, daß es einem Sohne nicht geziemt, das zu erzählen, was ich Ihnen sagen will; da es aber für unser Heil nöthig ist, daß Sie uns genau kennen, so werden Sie die Gründe dieser Mittheilung würdigen. Meine Mutter, welche während der ersten Reisen meines Vaters, als ich in meiner frühesten Kindheit war, strafbare Verbindungen mit einem Hauptmanne von Parteigängern gehabt hatte, so nennt man in dieser Gegend die Leute, welche Sie angegriffen haben, fügte Gregoriska lächelnd hinzu, — meine Mutter, sage ich, welche strafbare Verbindungen mit einem Grafen Giordaki Koproly, halb Grieche, halb Moldauer, gehabt hatte, schrieb meinem Vater, um ihm Alles zu sagen und die Scheidung von ihm zu verlangen, indem sie dieses Verlangen darauf stützte, daß sie, — eine Brancovan, — nicht die Frau eines Mannes bleiben wollte, der sich mit jedem Tage seinem Vaterlande mehr entfremdete. — Leider hatte mein Vater nicht nöthig seine Einwilligung zu dieser Forderung zu geben, welche Ihnen sonderbar scheinen kann, die aber bei uns das Gewöhnlichste und das Natürlichste ist. — Mein Vater war an einer Pulsadergeschwulst gestorben, an welcher er seit langer Zeit litt, — und ich war es, der den Brief empfing.

Ich hatte nichts zu thun, als sehr aufrichtige Wünsche für das Glück meiner Mutter auszusprechen. — Diese Wünsche überbrachte ihr ein Brief von mir, indem er ihr meldete, daß sie Wittve wäre.

Dieser selbe Brief verlangte von ihr für mich die Erlaubniß meine Reisen fortzusetzen, eine Erlaubniß, welche mir bewilligt wurde.

Meine sehr bestimmte Absicht war, mich in Frankreich oder in Deutschland niederzulassen, um mich nicht einem Manne gegenüber zu befinden, der mich verabscheute und den ich nicht lieben konnte, das heißt dem Gatten meiner Mutter, als ich plötzlich erfuhr, daß der Graf Giordaki Koproly, wie man sagte, von den ehemaligen Kosaken meines Vaters ermordet worden wäre.

Ich beeilte mich zurückzukehren; ich liebte meine Mutter; ich begriff ihr Alleinstehen, ihr Bedürfniß in einem solchen Momente die Personen bei sich zu haben, welche ihr theuer sein konnten. Ohne daß sie jemals eine sehr zärtliche Liebe für mich gehabt hatte, war ich ihr Sohn, Eines Morgens kehrte ich ohne erwartet zu sein auf das Schloß unserer Väter zurück.

Ich fand dort einen jungen Mann, den ich anfangs für einen Fremden hielt, und von dem ich nachher erfuhr, daß er mein Bruder wäre.

Das war Kostaki, der Sohn des Ehebruches, den eine zweite Ehe legitimirt hatte. — Kostaki, das heißt das unbändige Geschöpf, das Sie gesehen haben, dessen einziges Gesetz die Leidenschaften sind, dem nichts auf dieser Welt heilig ist, als seine Mutter, der mir nur gehorcht, wie der Tiger dem Arme gehorcht, der ihn gebändigt hat, aber mit einem ewigen, durch die dunkle Hoffnung, mich eines Tages zu zerreißen, unterhaltenem Brüllen. — In dem Innern des Schlosses, in der Wohnung der Brancovans und der Waivadys, bin ich noch der Herr; sobald er aber außer diesen Ringmauern, sobald er im freien Felde ist, so wird er wieder der wilde Sohn der Wälder und der Berge, der alles unter seinen eisernen Willen beugen will. Wie hat er heute nachgegeben? wie haben seine Leute nachgegeben? ich weiß es nicht; eine alte Gewohnheit, ein Rest von Ehrerbietung. Aber ich mögte keine neue Probe wagen. Bleiben Sie hier, verlassen Sie dieses Zimmer, diesen Hof, kurz das Innere der Mauern nicht, und ich stehe für Alles; thun Sie einen Schritt außerhalb des Schlosses, so stehe ich für Nichts mehr, als mich tödten zu lassen, um Sie zu vertheidigen.

— Könnte ich denn nicht den Wünschen meines Vaters gemäß meine Reise nach dem Kloster Sahastru fortsetzen?

— Thun Sie es, versuchen Sie es, befehlen Sie, ich werde Sie begleiten; — aber ich werde auf dem Wege bleiben, — und Sie, Sie . . . Sie werden nicht ankommen.

— Was dann thun?

— Hier bleiben, abwarten, sich nach den Ereignissen richten, die Umstände benutzen. — Nehmen Sie an, daß Sie in eine Räuberhöhle gefallen sind, und daß Ihr Muth allein Sie herauszuziehen, daß Ihre Kaltblütigkeit allein Sie zu retten vermag. Trotz ihrer Vorliebe für Kostaki, dem Sohne ihrer Liebe, ist meine Mutter gut und großmüthig. Außerdem ist sie eine Brancovan, das heißt eine wahre Fürstin. Sie werden sie sehen; sie wird Sie vor den rohen Leidenschaften Kostakis schützen. Stellen Sie Sich unter ihren Schutz; — Sie sind schön, sie wird Sie lieben. Außerdem, — er blickte mich mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke an! — wer vermögte Sie zu sehen und Sie nicht zu lieben? Kommen Sie jetzt in den Speisesaal, wo sie uns erwartet. Zeigen Sie weder Verlegenheit noch Mißtrauen; sprechen Sie Polnisch: Niemand versteht hier diese Sprache; ich werde Ihre Worte meiner Mutter übersetzen, und, sein Sie ohne Sorgen, ich werde nur das sagen, was zu sagen nöthig ist. Vor Allem kein Wort über das, was ich Ihnen mitgetheilt habe; man darf nicht ahnen, daß wir uns verstehen. Sie kennen die List und die Verstellung des Aufrichtigsten unter uns noch nicht. Kommen Sie.

Ich folgte ihm auf diese Treppe, welche von Harzfackeln erleuchtet war, die in eisernen, aus den Mauern hervortretenden Händen brannten.

Es war augenscheinlich, daß man diese ungewöhnliche Erleuchtung meinetwegen gemacht hatte.

Wir kamen in den Speisesaal.

Sobald Gregoriska die Thüre desselben aufgemacht und in moldauischer Sprache ein Wort ausgesprochen hatte, von dem ich seitdem erfahren, daß es *die Fremde* bedeutete, schritt eine große Frau auf uns zu.

Es war die Fürstin Brancovan.

Sie trug ihre weißen Haare um ihren Kopf herum geflochten; sie war mit einer kleinen Mütze von Zobelpelz bedeckt, auf der sich eine Reiherfeder befand, das Zeug: niß ihres fürstlichen Ursprunges. Sie trug eine Art von Tunika von Goldtuch mit einem mit Edelsteinen gestickten Mieter, welche ein langes Kleid von türkischem Stoffe bedeckte, das mit Pelzwerk gleich dem der Mütze besetzt war.

Sie hielt einen Rosenkranz von Bernstein-Perlen in der Hand, die sie sehr rasch durch ihre Finger rollen ließ.

An ihrer Seite befand sich Kostaki, der das glänzende und majestätische magyarische Kostüm trug, unter welchem er mir noch weit seltsamer schien.

Es bestand in einem Rocke von grünem Sammet mit weiten Ärmeln, der bis über das Knie herabfiel. Beinkleider von rothem Kasimir, Stiefeln von mir Gold gesticktem Saffian; sein Kopf war unbedeckt; und seine langen schwarzen Haare fielen auf seinen bloßen Hals herab, den nur der schmale weiße Streifen eines seidenen Hemdes umgab.

Er grüßte mich linkisch und sprach in moldauischer Sprache einige Worte aus, welche unverständlich für mich blieben.

— Du kannst Französisch sprechen, mein Bruder, sagte Gregoriska, Madame ist Polin und versteht diese Sprache.

Nun sprach Kostaki in französischer Sprache einige für mich fast eben so unverständliche Worte aus, als die, welche er in moldauischer Sprache ausgesprochen hatte; aber die Mutter unterbrach sie, indem sie würdevoll den Arm ausstreckte. Es war augenscheinlich für mich, daß sie ihren Söhnen erklärte, daß es an ihr wäre, mich zu empfangen.

Nun begann sie in moldauischer Sprache eine Bewillkommungsrede, welcher ihr Gesicht einen leicht anzuwendenden Sinn gab. Sie zeigte mir den Tisch, bot mir einen Sessel neben sich an, bezeichnete mir mit der Geberde das ganze Haus, wie um mir zu sagen, daß es das meinige wäre, und indem sie sich zuerst mit einer wohlwollenden Geberde setzte, machte sie ein Zeichen des Kreuzes und begann ein Gebet. Nun nahm jeder seinen Platz ein; einen durch die Etikette bestimmten Platz. Gregoriska saß neben mir. Ich war die Fremde, und schuf dem zu Folge Kostaki einen Ehrenplatz neben seiner Mutter Smeranda.

So hieß die Gräfin.

Gregoriska hatte gleichfalls das Kostüm gewechselt. Er trug die magyarische Tunika wie sein Bruder, nur war diese Tuinka von granatfarbigem Sammet und seine Beinkleider von blauem Kasimir. Ein glänzender Orden hing an seinem Halse: es war der Nisham des Sultans Mahmud.

Die übrigen Hausgenossen aßen an demselben Tische, jeder in dem Range, den ihm seine Stellung unter den Freunden oder unter den Dienern verlieh.

Das Abendessen war traurig, nicht ein einziges Mal richtete Kostaki das Wort an mich, obgleich sein Bruder immer die Aufmerksamkeit hatte, Französisch mit mir zu sprechen. Was

die Mutter anbetrifft, so bot sie mir mit dieser feierlichen Miene, welche sie niemals ablegte, von Allem selbst an. Gregoriska hatte die Wahrheit gesagt, sie war eine wahre Fürstin.

Nach dem Abendessen schritt Gregoriska auf seine Mutter zu. Er erklärte ihr in moldauischer Sprache das Bedürfnis, das ich haben müßte allein zu sein, und wie sehr nach den Gemüthserschütterungen eines solchen Tages die Ruhe mir nothwendig wäre. Smeranda machte mit dem Kopfe ein Zeichen der Billigung, reichte mir die Hand, küßte mich auf die Stirn, wie sie es mit ihrer Tochter gethan hätte, und wünschte mir eine gute Nacht auf ihrem Schlosse.

Gregoriska hatte sich nicht geirrt; ich wünschte diesen Augenblick der Einsamkeit sehnlichst. Ich dankte daher auch der Fürstin, welche mich bis an die Thüre zurückbegleitete, wo mich die beiden Frauen erwarteten, die mich bereits in mein Zimmer geführt hatten.

Ich grüßte sie gleichfalls, so wie ihre beiden Söhne, und kehrte in das nämliche Zimmer zurück, aus welchem ich eine Stunde zuvor gekommen war.

Ich dankte den Frauen. Ich gab ihnen einen Wink, daß ich mich allein auskleiden würde; sie entfernten sich sogleich mit Beweisen der Ehrerbietung, welche Andeuteten, daß sie den Befehl hätten, mir in allen Dingen zu gehorchen.

Ich blieb in diesem unermeßlichen Zimmer, von dem mein Licht, indem ich es weiter trug, nur die Theile erleuchtete, welche ich durchschritt, ohne jemals das Ganze derselben erleuchten zu können. Ein seltsames Spiel des Lichtes, das zwischen dem Scheine meiner Kerze und dem Scheine des Mondes, der durch meine Fenster ohne Vorhänge fiel, einen Kampf entstehen ließ.

Außer der Thüre, durch welche ich eingetreten war, und die auf die Treppe führte, befanden sich zwei andere Thüren in meinem Zimmer; aber ungeheure, an diesen Thurm auf meiner Seite angebrachte Riegel genügten, um mich zu beruhigen.

Ich ging an die Eingangsthüre, welche ich untersuchte. Diese Thüre hatte, wie die andern, ihre Vertheidigungsmittel.

Ich machte mein Fenster auf, es ging auf einen Abgrund.

Ich sah ein, daß Gregoriska mit diesem Zimmer eine überlegte Wahl getroffen hatte.

Indem ich nach meinem Sopha zurückkehrte, fand ich endlich auf einem an meinem Bette stehenden Tische ein kleines zusammengeschlagenes Billet.

Ich machte es auf und las in polnischer Sprache:

»Schlafen Sie ruhig, Sie haben Nichts zu fürchten, so lange als Sie in dem Innern des Schlosses bleiben.

Gregoriska.«

Ich befolgte den mir gegebenen Rath, und indem die Ermüdung über meine Sorgen den Sieg davon trug, legte ich mich zu Bett und schlief ein.

XIV.

Die beiden Brüder.

Von diesem Augenblicke an wohnte ich auf dem Schlosse, und von diesem Augenblicke an begann das Drama, das ich Ihnen erzählen will.

Die beiden Brüder verliebten sich in mich, jeder nach der Art seines Charakters.

Kostaki sagte mir gleich am folgenden Tage, daß er mich liebe, erklärte, daß ich ihm, und keinem Andern angehören würde, und daß er mich eher tödten würde, als mich, wem es auch sein mögte, angehören zu lassen.

Gregoriska sagte nichts; aber er umgab mich mit Aufmerksamkeiten und Artigkeiten. Alle Mittel einer glänzenden Erziehung, alle Erinnerungen, einer an den edelsten Höfen Europas zugebrachten Jugend wurden angewandt, um mir zu gefallen. Ach! Das war nicht schwer; bei dem ersten Klange seiner Stimme hatte ich gefühlt, daß diese Stimme meiner Seele schmeichle; bei dem ersten Blicke seiner Augen hatte ich gefühlt, daß dieser Blick mir bis in das Herz drang.

Nach Verlauf von drei Monaten hatte mir Kostaki hundert Male wiederholt, daß er mich liebe, und ich haßte ihn; nach Verlauf von drei Monaten hatte mir Gregoriska noch kein einziges Wort von Liebe gesagt, und ich fühlte, daß ich ganz die seine sein würde, sobald er es verlangte.

Kostaki hatte auf seine Ausgänge verzichtet. — Er verließ das Schloß nicht mehr. Er hatte für den Augenblick zu Gunsten einer Art von Lieutenant abgedankt, der von Zeil zu Zeit kam, um seine Befehle zu holen und verschwand.

Smeranda liebte mich gleichfalls mit leidenschaftlicher Freundschaft, deren Ausdruck mir Furcht machte. Sie begünstigte sichtlich Kostaki, und schien weit eifersüchtiger auf mich, als er es selbst war. Nur, da sie weder polnisch noch französisch, und ich die moldauische Sprache nicht verstand, so konnte sie nicht sehr zu Gunsten ihres Sohnes in mich dringen; aber sie hatte drei Worte in Französischer Sprache sagen gelernt, die sie mir jedes Mal wiederholte, wenn sich ihre Lippen auf meine Stirn drückten:

— Kostaki liebt Hedwig.

Eines Tages empfing ich eine schreckliche Nachricht, welche mein Unglück auf das Höchste steigerte: die vier Männer, welche den Kampf überlebt hatten, waren wieder in Freiheit gesetzt worden; sie waren wieder nach Polen abgegangen, indem sie ihr Wort verpfändeten, daß einer von ihnen vor Ablauf von drei Monaten zurückkehren würde, um mir Nachrichten von meinem Vater zu bringen.

Einer von ihnen erschien in der That eines Morgens wieder. Unser Schloß war genommen, verbrannt und geschleift worden, und mein Vater hatte sich bei seiner Vertheidigung tödten lassen.

Ich stand von nun allein auf der Welt.

Kostaki verdoppelte seine Bewerbungen und Smeranda ihre Zärtlichkeit, aber dieses Mal schützte ich die Trauer um meinen Vater vor. Kostaki beharrte darauf, indem er sagte, daß ich um so mehr einer Stütze bedürfte, je einsamer ich dastände; seine Mutter beharrte wie er und mit ihm, vielleicht mehr noch als er darauf.

Gregoriska hatte mir von der Gewalt gesprochen, welche die Moldauer über sich selbst haben, wenn sie nicht in ihren Gefühlen lesen lassen wollen. Er war ein lebendiges Beispiel davon. Es war unmöglich, von der Liebe eines Mannes überzeugt zu sein, als ich es von der seinigen war; wenn man mich indessen gefragt hätte, auf welchem Beweise diese Ueberzeugung beruhe, so wäre es mir unmöglich gewesen, es zu sagen; Niemand auf dem Schlosse halte seine Hand die meinige berühren, seine Augen die meinigen suchen sehen. Die Eifersucht allein konnte Kostaki über diese Nebenbuhlerschaft aufklären, wie meine Liebe allein mich über diese Liebe aufzuklären vermogte.

Ich gestehe indessen, daß diese Gewalt Gregoriskas über sich selbst mich beunruhigte. — Zuverlässig glaubte ich, aber das war nicht genug, ich hatte das Bedürfniß überzeugt zu werden, — als ich eines Abends, wo ich so eben in mein Zimmer zurückgekehrt war, leise an die eine jener beiden Thüren klopfen hörte, welche ich als sich von Innen schließend bezeichnet habe; nach der Art, mit welcher man klopfte, errieth ich, daß dieser Ruf der eines Freundes wäre. Ich näherte Mich und fragte wer da sei.

— Gregoriska, antwortete eine Stimme, über deren Ton ich mich zuverlässig nicht irrte.

— Was wollen Sie von mir? fragte ich ihn ganz bebend.

— Wenn Sie Vertrauen zu mir haben, sagte Gregoriska, wenn Sie mich für einen Mann von Ehre halten, so bewilligen Sie mir meine Bitte.

— Worin besteht sie?

— Löschen Sie Ihr Licht aus, wie, als ob Sie zu Bett gegangen wären, und öffnen Sie mir in einer halben Stunde Ihre Thüre.

Kommen Sie in einer halben Stunde wieder, war meine einzige Antwort. Ich löschte mein Licht aus und erwartete.

Mein Herz klopfte heftig, denn ich sah ein, daß es sich um irgend ein wichtiges Ereigniß handelte.

Die halbe Stunde verfloß; ich horte noch weit leiser als das erste Mal klopfen. Während der Zwischenzeit hatte ich die Riegel zurückgezogen, ich hatte daher nur die Thüre zu öffnen.

Gregoriska trat ein, und ohne daß er mir es nur sagte, machte ich die Thüre wieder hinter ihm zu und verschloß die Riegel.

Er blieb einen Augenblick lang stumm und regungslos, indem er mir mit der Geberde Schweigen auferlegte. Dann, als er sich versichert hatte, daß uns keine dringende Gefahr bedrohte, führte er mich in die Mitte des großen Zimmers, und indem er an meinem Zittern fühlte, daß ich nicht stehen zu bleiben vermögte, hatte er mir einen Stuhl.

Ich setzte mich oder ließ mich vielmehr auf diesen Stuhl sinken.

— O, mein Gott! sagte ich zu ihm, was gibt es denn, und wozu so viele Vorsichtsmaßregeln?

— Weil mein Leben, was nichts wäre, weil vielleicht auch das Ihrige von der Unterhaltung abhängt, welche wir mit einander haben werden.

Ich ergriff ihn ganz erschreckt bei der Hand.

Er drückte meine Hand an seine Lippen, indem er mich dabei anblickte, um mich über eine solche Vermessenheit um Verzeihung zu bitten.

Ich schlug die Augen nieder, das hieß einwilligen.

— Ich liebe Sie, sagte er mit seiner wie ein Gesang lieblichen Stimme zu mir, lieben Sie mich?

— Ja, — antwortete ich ihm.

— Würden Sie einwilligen, meine Gattin zu werden?

— Ja.

Er legte mit einem tiefen Seufzer des Glückes die Hand auf seine Stirn.

— Dann werden Sie sich nicht weigern mir zu folgen?

— Ich werde Ihnen überall hin folgen!

— Denn Sie werden begreifen, fuhr er fort, daß wir nur glücklich sein können, indem wir fliehen.

— O! ja, rief ich aus, lassen Sie uns fliehen.

— Still! äußerte er erbebend, — still!

— Sie haben Recht.

Und ich näherte mich ihm ganz zitternd.

— Hören Sie, was ich gethan habe, sagte er zu mir; hören Sie, warum ich so lange geschwiegen habe, ohne Ihnen zu gestehen, daß ich Sie liebte. — Ich wollte, daß sich Nichts mehr unserer Verbindung widersetzen könnte, sobald ich Ihrer Liebe gewiß wäre. Ich bin reich, Hedwig, unermesslich reich, aber nach der Weise des moldauischen Adels: — reich an Ländereien, an Heerden, an Leibeigenen. — Nun denn! ich habe an das Kloster Hango für eine Million Ländereien, Heerden und Dörfer verkauft. Sie haben mir dagegen drei Mal Hundert Tausend Franken Werth an Edelsteinen, Hundert Tausend Franken in Gold, — das Uebrige in Wechsell auf Wien gegeben. Wird Ihnen eine Million genügen?

Ich drückte ihm die Hand.

— Ihre Liebe hätte mir genügt, Gregoriska, urtheilen Sie.

— Wohlan! hören Sie: ich gehe morgen nach dem Kloster Hango, um meine letzten Verabredungen mit dem Superior zu treffen. Er hält mir Pferde bereit; diese Pferde werden uns von neun Uhr an Hundert Schritte weit von dem Schlosse versteckt erwarten. Nach dem Abendessen gehen Sie wie heute wieder auf ihr Zimmer, löschen wie heute Ihr Licht aus, und wie heute werde ich zu Ihnen eintreten. Aber statt allein Ihr Zimmer zu verlassen, werden Sie mir morgen folgen, wir erreichen das Thor, welches auf das Feld führt, finden unsere Pferde, schwingen uns darauf, und übermorgen werden wir mit Tagesanbruche dreißig Stunden zurückgelegt haben.

— Warum ist es nicht schon Uebermorgen!

— Theure Hedwig.

Gregoriska drückte mich an sein Herz, — unsere Lippen begegneten sich. O! er hatte ganz richtig gesagt, daß ich einem Manne von Ehre die Thüre meines Zimmers geöffnet hätte; — aber er sah es wohl ein; wenn ich ihm nicht durch den Körper angehörte, so gehörte ich ihm durch die Seele an.

Die Nacht verfloß, ohne daß ich einen einzigen Augenblick lang schlafen konnte. Ich sah mich mit Gregoriska fliehend, — ich fühlte mich von ihm fortgetragen. Wie mich Kostaki fortgetragen hatte; — nur verwandelte sich dieses Mal dieses schreckliche, entsetzliche, grausige Rennen in eine süße und entzückende Umschlingung, welcher die Schnelligkeit Wollust hinzufügte, denn die Schnelligkeit hat gleichfalls eine ihr eigene Wollust.

Der Tag brach an. Ich ging hinab. Es schien mir, als ob noch Etwas bei Weitem Finstereres als

gewöhnlich in der Art und Weise läge, mit der Kostaki mich begrüßte. — Sein Lächeln war sogar nicht mehr ein Spott, es war eine Drohung. Was Smeranda anbelangt, so schien sie mir dieselbe wie gewöhnlich.

Während des Frühstückes bestellte Gregoriskas seine Pferde. — Kostaki schien auf diesen Befehl durchaus nicht zu achten.

Gegen eilf Uhr grüßte er uns, indem er seine Rückkehr erst für den Abend meldete und seine Mutter bat, ihn nicht zum Mittagessen zu erwarten; indem er sich hierauf an mich wandte, bat er mich gleichfalls, ihn zu entschuldigen.

Er verließ das Zimmer. Das Auge seines Bruders folgte ihm bis zu dem Augenblicke, wo er über die Schwelle trat, und in diesem Augenblicke sprühte aus diesem Auge ein solcher Blitz des Hasses, daß ich schauderte.

Der Tag verstoß unter Bangigkeiten, welche Sie begreifen werden. Ich hatte Niemandem Etwas von unseren Plänen mitgetheilt, kaum sogar in meinen Gebeten, wenn ich es gewagt hätte, Gott davon zu sprechen, und es schien mir, als ob diese Pläne Jedermann bekannt wären, daß jeder Blick, der sich auf mich heftete, bis auf den Grund meines Herzens dränge und in ihm lesen könnte.

Das Mittagessen war eine Marter; finster und schweigsam, sprach Kostaki selten; dieses Mal begnügte er sich damit, zwei bis drei Male in moldauischer Sprache das Wort an seine Mutter zu richten, und jedes Mal ließ mich der Ausdruck seiner Stimme erbeben.

Als ich aufstand, um wieder in mein Zimmer hinaufzugehen, umarmte mich Smeranda wie gewöhnlich, und indem sie wich umarmte, sagte sie mir jene drei Worte, welche ich seit acht Tagen nicht über ihre Lippen hatte treten hören:

— Kostaki liebt Hedwig!

Diese Worte verfolgten mich wie eine Drohung; sobald ich in meinem Zimmer war, schien es mir, als ob eine verhängnißvolle Stimme an meinem Ohre flüsterte: Kostaki liebt Hedwig!

Nun aber war die Liebe Kostakis, wie Gregoriska mir gesagt hatte, der Tod.

Gegen sieben Uhr Abends, und als der Tag sich zu neigen begann, sah ich Kostaki über den Hof gehen. — Er wandte sich um, um nach meiner Seite zu blicken, aber ich trat rasch zurück, damit er mich nicht sehen könnte.

Ich war besorgt, denn so lange als die Lage meines Fensters mir erlaubt hatte, ihm zu folgen, hatte ich ihn nach den Ställen zuschreiten sehen. — Ich wagte die Riegel meiner Thüre aufzuziehen, und in das anstoßende Zimmer zu schlüpfen, von wo aus ich Alles das sehen konnte, was er thun würde.

Er begab sich in der That nach den Ställen. — Er zog nun selbst sein Lieblingspferd heraus, sattelte es mit eigenen Händen und mit der Sorgfalt eines Mannes, der die größte Wichtigkeit auf die geringsten Umstände legt. — Er trug dasselbe Kostüm, unter welchem er mir zum ersten Male erschienen war. Nur trug er als ganze Waffe seinen Säbel.

Als sein Pferd gesattelt war, warf er nochmals die Augen auf das Fenster meines Zimmers. Dann, da er mich nicht sah, schwang er sich auf den Sattel, ließ sich dasselbe Thor öffnen, durch welches sein Bruder ausgeritten war und zurückkehren mußte, und entfernte sich in: Galopp in der Richtung des Klosters Hango.

Nun wurde mein Herz auf eine schreckliche Weise beklommen, eine unglückselige Ahnung sagte mir, daß Kostaki seinem Bruder entgegenginge.

Ich blieb an diesem Fenster, so lange als ich diesen Weg unterscheiden konnte, der eine Viertelstunde weit von dem Schlosse eine Krümmung machte und sich in dem Anfange eines Waldes verlor. Aber die Nacht wurde mit jedem Augenblicke finsterer, der Weg verschwand am Ende gänzlich. Ich blieb noch. Endlich gab mir meine Besorgniß gerade durch ihr Uebermaß meine Kraft wieder, und da es augenscheinlich war, daß ich in dem unteren Saale die ersten Nachrichten von dem Einen oder dem Andern der beiden Brüder haben müßte, so ging ich hinab.

Mein erster Blick war Smeranda. Aus der Ruhe ihres Gesichtes ersah ich, daß sie keine Befürchtung empfand; sie ertheilte ihre Aufträge für das gewöhnliche Abendessen, und die Gedecke der beiden Brüder lagen an ihren Plätzen.

Ich wagte Niemand zu befragen. Wen hätte ich außerdem befragen können? Mit Ausnahme von Kostaki und Gregoriska sprach Niemand auf dem Schlosse die beiden einzigen Sprachen, welche ich sprach.

Bei dem geringsten Geräusche erbebte ich.

Gewöhnlich setzte man sich um neun Uhr zum Abendessen zu Tisch. Ich war um halb neun Uhr Hinabgegangen, ich folgte mit den Augen dem Minutenzeiger, dessen Gang auf dem großen Zifferblatts der Uhr fast sichtbar war.

Der wandernde Zeiger überschritt den Raum, der ihn von dem Viertel trennte. Das Viertel schlug. — Die Glocke erschallte traurig und grausig, — dann begann der Zeiger seinen schweigenden Lauf wieder, und ich sah ihn von Neuem den Raum mit der Regelmäßigkeit und der Langsamkeit der Spitze einer Magnetnadel durchlaufen.

Einige Minuten vor neun Uhr schien es mir, als ob ich den Galopp eines Pferdes auf dem Hofe hörte. — Smeranda hörte ihn auch, denn sie wandte den Kopf nach der Seite des Fensters; aber die Nacht war zu finster, als daß sie sehen konnte.

O! wie sie hätte errathen können, was in meinem Herzen vorging, wenn sie mich in diesem Augenblicke angeblickt hätte, — man hatte nur den Aufschlag eines einzigen Pferdes gehört, — und das war ganz natürlich. Ich wußte wohl, daß nur ein Reiter zurückkehren würde.

Aber welcher?

Schritte erschallten in dem Vorzimmer, — diese Schritte waren langsam und schienen voller Zögern, — jeder dieser Schritte schien auf meinem Herzen zu lasten.

Die Thüre ging auf, ich sah in der Dunkelheit einen Schatten erscheinen. Dieser Schatten blieb einen Augenblick lang unter der Thüre stehen. Mein Herz hörte auf zu schlagen.

Der Schatten schritt vor, und in dem Maße, als er in den Kreis des Lichtes trat, athmete ich wieder auf.

Ich erkannte Gregoriska. Ein Augenblick des Zweifels mehr, und mein Herz wäre gebrochen.

Ich erkannte Gregoriska, aber bleich wie ein Todter. Bei seinem bloßen Anblicke errieth man, daß sich irgend etwas Schreckliches zugetragen hatte.

— Bist Du es, Kostaki? fragte Smeranda.

— Nein, meine Mutter, antwortete Gregoriska mit dumpfer Stimme.

— Ah! Sie sind da, sagte sie. . . und seit wann muß Ihre Mutter auf Sie warten?

— Meine Mutter, sagte Gregoriska, indem er einen Blick auf die Uhr warf, es ist erst neun Uhr.

Und zu gleicher Zeit schlug es in der That neun Uhr.

— Es ist wahr, sagte Smeranda. Wo ist Ihr Bruder?

Unwillkürlich dachte ich, daß Gott dieselbe Frage an Kain gerichtet hatte.

Gregoriska antwortete nicht.

— Hat Niemand Kostaki gesehen? fragte Smeranda. Der Vatar, oder Haushofmeister, erkundigte sich um sich herum.

— Gegen sieben Uhr ist der Graf in den Ställen gewesen, sagte er, hat sein Pferd selbst gesattelt, und ist auf der Straße von Hango aufgebrochen.

In diesem Augenblicke begegneten meine Augen denen Gregoriskas. Ich weiß nicht, ob es eine Wirklichkeit war, es schien mir, als ob er einen Tropfen Blut auf der Stirn hätte.

Ich legte langsam meinen Finger auf meine eigene Stirn, indem ich die Stelle andeutete, wo ich diesen Fleck zu sehen glaubte.

Gregoriska verstand mich; er nahm sein Taschentuch und trocknete sich ab.

— Ja, ja, murmelte Smeranda, er wird irgend einen Bären, irgend einen Wolf angetroffen haben, den zu verfolgen er sich belustigt hat. Deshalb läßt ein Kind seine Mutter warten. Wo haben Sie ihn gelassen, Gregoriska? sagen Sie.

— Meine Mutter, antwortete Gregoriska mit bewegter aber zuversichtlicher Stimme, mein Bruder und ich sind nicht mit einander ausgegangen.

— Es ist gut', sagte Smeranda. Man richte das Essen an, man setze sich zu Tisch und verschließe die Thore; die, welche außerhalb sind, mögen außerhalb schlafen.,

Die beiden ersten Theile dieses Befehles wurden buchstäblich ausgeführt. Smeranda nahm ihren Platz ein, Gregoriska setzte sich zu ihrer Rechten, und ich mich zu ihrer Linken.

Hierauf entfernten sich die Diener, um den dritten auszuführen, das heißt um die Thore des Schlosses zu verschließen.

In diesem Augenblicke hörte man einen großen Lärm in dem Hofe, und ein ganz erschreckter Diener trat mit den Worten in den Saal:

— Fürstin, das Pferd des Grafen Kostaki ist allein und ganz mit Blut bedeckt in den Hof zurückgekehrt.

-O! murmelte Smeranda, indem sie sich bleich und drohend aufrichtete, auf diese Weise ist eines Abends das Pferd seines Vaters zurückgekehrt.

Ich warf die Augen auf Gregoriska; er war nicht blässer, er war totenbleich.

In der That, das Pferd des Grafen Koproly war eines Abends ganz mit Blut bedeckt in den Schloßhof zurückgekehrt, und eine Stunde nachher hatten die Diener die mit Wunden bedeckte Leiche gefunden und zurückgebracht.

Smeranda nahm eine Fackel aus den Händen eines der Diener, schritt auf die Thür zu, öffnete sie und ging in den Hof hinab.

Das ganz scheue Pferd ward mit Gewalt von drei bis vier Dienern gehalten, welche ihre Bemühungen vereinigten, um es zu beruhigen.

Smeranda schritt auf das Thier zu, betrachtete das Blut, welches den Sattel befleckte, und erkannte eine Wunde an der Höhe seiner Stirn.

— Kostaki ist von vorn getödtet worden, sagte sie, im Duell und durch einen einzigen Feind. Sucht seine Leiche, Kinder, späterhin werden wir seinen Mörder suchen.

Da das Pferd durch das Thor von Hango zurückgekehrt war, so stürzten alle Diener aus diesem

Thore, und man sah ihre Fackeln in der Ebene herumirren und sich in den Wald vertiefen, wie man an einem schönen Sommerabende in den Ebenen von Nizza und von Pisa die Leuchtkäfer funkeln sieht.

Wie als ob sie überzeugt gewesen wäre, daß die Nachforschung nicht lange dauern würde, wartete Smeranda unter dem Thore stehend. Nicht eine Thräne floß aus den Augen dieser betrübten Mutter, und dennoch fühlte man die Verzweiflung auf dem Grunde ihres Herzens grollen.

Gregoriska stand hinter ihr, und ich stand neben Gregoriska.

Indem er den Saal verließ, hatte er einen Augenblick lang die Absicht gehabt, mir den Arm anzubieten, aber er hatte es nicht gewagt.

Nach Verlauf von ungefähr einer Viertelstunde sah man an der Wendung des Weges eine, zwei, dann alle Fackeln wieder erscheinen.

Nur hatten sie sich dieses Mal, statt sich in der Ebene zu vertheilen, um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt vereinigt.

Bald konnte man sehen, daß dieser gemeinschaftliche Mittelpunkt aus einer Tragbahre und auf einem, auf dieser Tragbahre ausgestreckten Manne bestand.

Der Leichenzug kam langsam heran, aber er kam heran. Nach Verlauf von zehn Minuten befand er sich an dem Thore. Als sie die lebende Mutter erblickten, welche den todten Sohn erwartete, entblößten die, welche ihn trugen, instinctmäßig ihr Haupt, und kehrten dann schweigend in den Hof zurück.

Smeranda folgte ihnen, und wir folgten Smeranda. Auf diese Weise erreichte man den großen Saal, in welchem man die Leiche niederlegte.

Indem sie nun einen Wink hoher Majestät gab, entfernte Smeranda Jedermann, und sich der Leiche nähernd, setzte sie ein Knie auf den Boden, schlug die Haare zurück, welche ihrem Gesichte als Schleier dienten, und betrachtete sie lange und immer mit trockenen Augen. Indem sie hierauf den moldauischen Rock aufknöpfte, schlug sie das mit Blut befleckte Hemd zurück.

Die Wunde befand sich an der rechten Seite der Brust. Sie mußte von einer geraden und zweischneidigen Klinge gemacht worden sein.

Ich erinnerte mich, an demselben Tage an Gregoriskas Seite den langen Hirschfänger gesehen zu haben, der seiner Büchse zum Bajonette diente.

Ich suchte diese Waffe an seiner Seite; aber sie war verschwunden.

Smeranda verlangte Wasser, tauchte ihr Taschentuch in dieses Wasser und wusch die Wunde.

Frisches und reines Blut röthete die Lefzen der Wunde.

Das Schauspiel, welches ich vor Augen hatte, bot etwas Gräßliches und zugleich Erhabenes. Dieses große, von den Harzfackeln mit Rauch erfüllte Zimmer, diese barbarischen Gesichter, diese von Grausamkeit funkeln den Augen, diese seltsamen Kostüme, diese Mutter, welche bei dem Anblicke des noch warmen Blutes berechnete, seit wie lange der Tod ihr ihren Sohn geraubt hätte, dieses liebe, nur durch das Schluchzen der Räuber, deren Hauptmann Kostaki war, unterbrochene Schweigen, Alles das, ich wiederhole es, war ein gräßlicher und zugleich erhabener Anblick.

Endlich näherte Smeranda ihre Lippen der Stirn ihres Sohnes, indem sie sich dann wieder aufrichtete, — indem sie dann die langen Flechten ihrer weißen Haare zurückwarf, die sich aufgelöst hatten, sagte sie:

— Gregoriska!

Gregoriska erbebte, schüttelte den Kopf, und indem er aus seiner Gefühllosigkeit erwachte, antwortete er:

— Meine Mutter!

— Kommen Sie hierher, mein Sohn, und hören Sie mich an.

Gregoriska gehorchte schauernd, aber er gehorchte.

In dem Maße, als er sich der Leiche näherte, floß das Blut weit reicher und weit röther aus der Wunde. Glücklicher Weise sah Smeranda nicht mehr nach dieser Seite, denn bei dem Anblicke dieses anklagenden Blutes hätte sie nicht mehr nöthig gehabt zu suchen, wer der Mörder wäre.

— Gregoriska, sagte sie, ich weiß wohl, daß Kostaki und Du Euch nicht liebtet. Ich weiß wohl, daß Du ein Waivady durch Deinen Vater bist, und er ein Koproly durch den seinigen; aber durch Eure Mutter waret Ihr beide Brancovans. Ich weiß, daß Du ein Mann der Städte des Abendlandes bist, und er ein Sohn der Berge des Morgenlandes; aber durch den Schooß, der Euch beide getragen hat, seid Ihr am Ende Brüder. Wohlan! Gregoriska, ich will wissen, ob wir meinen Sohn zu seinem Vater tragen werden, ohne daß der Schwur ausgesprochen worden ist, ob ich endlich ruhig wie eine Frau weinen kann, indem ich mich auf Dich, das heißt auf einen Mann, hinsichtlich der Strafe verlasse.

— Nennen Sie mir den Mörder meines Bruders, Madame, und befehlen Sie, ich schwöre Ihnen, daß er vor Verlauf einer Stunde, wenn Sie es verlangen, aufs gehört haben wird zu leben.

— Schwöre immerhin, Gregoriska, schwöre, bei Strafe meines Fluches, verstehst Du, mein Sohn? — Schwöre, daß der Mörder sterben wird, — schwöre, daß Du keinen Stein seines Hauses auf dem andern lassen wirst; — schwöre, daß seine Mutter, seine Kinder, seine Brüder, seine Gattin oder seine Verlobte von Deiner Hand umkommen werden. Schwöre, und rufe, indem Du schwörst, den Zorn des Himmels auf Dich herab, wenn Du diesen geheiligten Schwur brichst. — Wenn Du diesen geheiligten Schwur brichst, so unterwirf Dich dem Elende, dem Abscheue Deiner Freunde, dem Fluche Deiner Mutter.

Gregoriska streckte die Hand über die Leiche aus.

— Ich schwöre, daß der Mörder sterben wird, sagte er. Bei diesem seltsamen Schwure, dessen wahren Sinn ich und der Todte vielleicht nur allein verstehen konnten, sah ich, oder glaubte ich, ein entsetzliches Wunder zu sehen. Die Augen der Leiche öffneten sich wieder und hefteten sich weit lebendiger auf mich, als ich sie jemals gesehen hatte, und ich fühlte, wie als ob dieser doppelte Strahl fühlbar gewesen wäre, als dringe ein glühendes Eisen in mein Herz.

Das war mehr, als ich zu ertragen vermochte; ich sank in Ohnmacht.

XV.

Das Kloster Hango.

Als ich wieder erwachte, befand ich mich in meinem Zimmer auf meinem Bette liegend; eine der beiden Frauen wachte bei mir.

Ich fragte, wo Smeranda wäre, man antwortete mir, daß sie bei der Leiche ihres Sohnes wachte.

Ich fragte, wo Gregoriska wäre; man antwortete mir, daß er in dem Kloster Hango wäre.

Es war keine Rede mehr von Flucht. War Kostaki nicht todt? Es war keine Rede mehr von Heirath. Konnte ich den Brudermörder heirathen?

Drei Tage und drei Nächte verflossen so unter seltsamen Träumen. Im Nachen oder im Schlafe sah ich immer diese beiden lebendigen Augen in diesem todten Gesichte; es war eine gräßliche Erscheinung.

Am dritten Tage sollte die Beerdigung Kostakis stattfinden. Am Morgen dieses Tages brachte man mir im Namen von Smeranda ein vollständiges Wittwenkostüm. Ich kleidete mich an und ging hinab.

Das Haus war öde; Jedermann befand sich in der Kapelle.

Ich ging nach dem Versammlungsorte. In dem Augenblicke, wo ich über die Schwelle trat, trat Smeranda, welche ich seit drei Tagen nicht gesehen hatte, über die Schwelle und kam zu mir.

Sie schien eine Statue des Schmerzes. Mit einer langsamen Bewegung gleich der einer Statue drückte sie ihre eisigen Lippen auf meine Stirn, und sprach mit einer Stimme, welche bereits aus dem Grabe zu kommen schien, ihre gewöhnlichen Worte aus:

— Kostaki liebt Sie.

Sie vermögen sich keinen Begriff von dem Eindrücke zu machen, welche diese Worte auf mich hervorbrachten. Diese im Präsens, statt im Imperfectum gemachte Liebeserklärung: dieses liebt Sie, statt liebte Sie, diese Liebe jenseits des Grabes, welche mich in dem Leben aufsuchte, brachte auf mich einen schrecklichen Eindruck hervor.

Zu gleicher Zeit bemächtigte sich meiner ein seltsames Gefühl, wie als ob ich in der That die Frau dessen gewesen wäre, der todt war, und nicht die Verlobte dessen, welcher lebte. Dieser Sarg zog mich unwillkürlich, schmerzlicher Weise an, wie man sagt, daß die Schlange den Vogel anzieht, den sie bezaubert. Ich suchte Gregoriska mit den Augen, ich erblickte ihn bleich und an einen Pfeiler gelehnt; seine Augen waren gen Himmel gerichtet, — ich vermag nicht zu sagen, ob er mich sah.

Die Mönche des Klosters von Hango umgaben die Leiche, indem sie die Psalmen des griechischen Ritus sangen, die zuweilen so harmonisch, weit öfter noch sehr eintönig sind. Ich wollte gleichfalls beten, aber das Gebet erstarb auf meinen Lippen, mein Kopf war dermaßen verwirrt, daß es mir weit eher schien einer Versammlung von Teufeln beizuwohnen, als einer Versammlung von Priestern.

In dem Augenblicke, wo man die Leiche forttrug, wollte ich ihr folgen, aber meine Kräfte versagten mir den Dienst. Ich fühlte meine Beine unter mir krachen, und ich lehnte mich an die

Thür.

Nun kam Smeranda zu mir und gab Gregoriska einen Wink.

Gregoriska gehorchte und näherte sich.

Nun redete Smeranda mich in moldauischer Sprache an.

— Meine Mutter befiehlt mir, Ihnen Wort vor Wort das zu wiederholen, was Sie sagen wird, äußerte Gregoriska.

Nun sprach Smeranda von Neuem; als sie geendigt hatte, sagte er:

— Hier sind die Worte meiner Mutter:

»Sie beweinen meinen Sohn, Hedwig, Sie liebten ihn, nicht wahr? Ich danke Ihnen für Ihre Thränen und für Ihre Liebe; von nun an sind Sie eben so sehr meine Tochter, als wenn Kostaki Ihr Gatte gewesen wäre; Sie haben von nun an ein Vaterland, eine Mutter, eine Familie. Vergießen wir die Thränen, welche man den Todten schuldig ist, und werden wir nachher wieder Beide dessen würdig, der nicht mehr ist. . . ich, seine Mutter, Sie, seine Gattin! Leben Sie wohl, kehren Sie in Ihr Zimmer zurück; ich will meinem Sohne bis zu seiner letzten Wohnung folgen; bei meiner Rückkehr werde ich mich mit meinem Schmerze einfließen, und Sie werden mich nicht eher sehen, als bis ich ihn besiegt habe; sein Sie unbesorgt, ich werde ihn besiegen, denn ich will nicht, daß er mich umbringt.«

Ich vermogte auf diese von Gregoriska übersetzten Worte Smerandas nur durch ein Stöhnen zu antworten. Ich ging wieder in mein Zimmer hinauf, der Leichenzug entfernte sich. Ich sah ihn an der Ecke der Straße verschwinden. Das Kloster Hango war in gerader Linie nur eine halbe Stunde weit von dem Schlosse entfernt, aber Hindernisse des Bodens nöthigten ihn, einen Umweg zu machen, und indem man die Straße befolgte, war die Entfernung ungefähr zwei Stunden.

Es war im Monate November. Die Tage waren wieder kalt und kurz geworden. Um fünf Uhr Abends war es gänzlich Nacht.

Gegen sieben Uhr sah ich die Fackeln wieder erscheinen. Es war der Leichenzug, der zurückkehrte. Die Leiche ruhte in dem Grabe seiner Väter. Alles war vorbei. Ich habe Ihnen gesagt, welchen seltsamen Plagen ich seit dem verhängnißvollen Ereignisse ausgesetzt war, das uns Alle in Trauer gekleidet hatte, und besonders seitdem ich die Augen, welche der Tod geschlossen hatte, sich wieder öffnen und sich auf mich richten sah. Von den Gemüthsbewegungen des Tages niedergebeugt, war ich an diesem Abende noch weit trauriger. Ich hörte auf der Uhr des Schlosses die verschiedenen Stunden schlagen, und ich wurde in dem Maße betrübt, als die entschwundene Zeit mich dem Augenblicke näherte, in welchem Kostaki gestorben sein mußte.

Ich hörte drei Viertel auf Neun schlagen.

Nun bemächtigte sich meiner eine seltsame Empfindung. Es war ein schauernder Schrecken, der über meinen ganzen Körper lief und ihn erstarrte; dann mit diesem Schrecken irgend Etwas wie ein unüberwindlicher Schlaf, der meine Sinne betäubte; meine Brust wurde beklommen, meine Augen verschleierten sich. Ich streckte die Arme aus, und sank rückwärts schreitend auf mein Bett.

Meine Sinne waren indessen nicht dermaßen verschwunden, daß ich nicht Etwas wie einen Schritt hören konnte, der sich meiner Thür näherte; dann schien es mir, als ob meine Thür aufginge. Dann sah und hörte ich Nichts mehr.

Nur fühlte ich einen heftigen Schmerz am Halse.

Hierauf versank ich in gänzliche Erstarrung.

Um Mitternacht erwachte ich wieder, meine Lampe brannte noch; ich wollte aufstehen, aber ich war so schwach, daß ich es zwei Male versuchen mußte. Ich besiegte indessen diese Schwäche, und da ich wachend denselben Schmerz am Halse empfand, den ich in meinem Schlummer empfunden hatte, so schleppte ich mich, indem ich mich an die Wand stützte, bis nach dem Spiegel und sah hinein.

Etwas gleich einem Nadelstiche bezeichnete die Pulsader meines Halses.

Ich dachte, daß irgend ein Insect mich während meines Schlafes gestochen hätte, und da ich vor Ermüdung erschöpft war, so legte ich mich zu Bett und schlief ein.

Am folgenden Tage erwachte ich wie gewöhnlich. Wie gewöhnlich wollte ich aufstehen, sobald meine Augen geöffnet waren; aber ich empfand eine Schwäche, welche ich bis dahin nur ein einziges Mal in meinem Leben empfunden hatte, nämlich am Tage nach demjenigen, an welchem man mir zu Ader gelassen hatte.

Ich näherte mich meinem Spiegel, und war durch meine Blässe überrascht.

Der Tag verfloß traurig und trübselig; ich empfand etwas Seltsames; da, wo ich war, hatte ich das Bedürfniß zu bleiben, jede Ortsveränderung war eine Ermüdung.

Die Nacht kam herbei, man brachte mir meine Lampe; meine Frauen, ich verstand es zum Mindesten aus ihren Geberden, boten mir an, bei mir zu bleiben. Ich dankte ihnen; sie entfernten sich.

Zu derselben Stunde, als am Abende zuvor, empfand ich dieselben Symptome. Ich wollte nun aufstehen und um Hilfe rufen; aber ich vermogte nicht, bis nach der Thür zu gehen. Ich hörte dunkel die Glocke der Uhr, welche drei Viertel auf neun Uhr schlug, Schritte erschallten, die Thür ging auf; aber ich sah und hörte Nichts mehr; wie am Tage zuvor war ich rückwärts auf mein Bett gesunken. ein Anfang von Wahnsinn scheinen würde, und ich schloß mit einer gewissen Schüchternheit, als ich im Gegentheile sah, daß er dieser Erzählung eine tiefe Aufmerksamkeit schenkte.

Wie am Tage zuvor empfand ich einen stechenden Schmerz an demselben Orte.

Wie am Tage zuvor erwachte ich um Mitternacht; nur erwachte ich noch weit schwacher und weit bleicher, als am Tage zuvor.

Am folgenden Tage erneuerte sich die gräßliche Plage nochmals.

Ich war entschlossen, zu Smeranda hinabzugehen, so schwach ich auch sein mogte, als eine meiner Frauen in mein Zimmer trat und den Namen Gregoriska aussprach.

Gregoriska kam hinter ihr.

Ich wollte aufstehen, um ihn zu empfangen, aber ich sank wieder auf meinen Sessel zurück.

Als er mich erblickte, stieß er einen Schrei aus und wollte auf mich zustürzen; aber ich hatte die Kraft, den Arm nach ihm auszustrecken.

— Was wollen Sie hier? fragte ich ihn.

— Ach! sagte er, ich kam, um Abschied von Ihnen zu nehmen! Ich kam, Ihnen zu sagen, daß ich diese Welt verlasse, welche mir ohne Ihre Liebe und ohne Ihre Gegenwart unerträglich ist; ich kam, Ihnen zu sagen, daß ich mich in das Kloster Hango zurückziehe.

— Meine Gegenwart ist Ihnen genommen, Gregoriska, antwortete ich ihm, aber nicht meine

Liebe. Ach! ich liebe Sie immer noch, und mein großer Schmerz ist, daß diese Liebe von nun an fast ein Verbrechen ist.

— Dann kann ich hoffen, daß Sie für mich beten werden, Hedwig.

— Ja, nur werde ich nicht lange beten, fügte ich lächelnd hinzu.

— In der That, was haben Sie denn, und warum sind Sie so bleich?

— Gott hat ohne Zweifel Erbarmen mit mir und wird mich zu sich rufen!

Gregoriska näherte sich mir, ergriff mich bei der Hand, die ich nicht die Kraft hatte, zurückzuziehen, und indem er mich fest anblickte, sagte er:

— Diese Blässe ist nicht natürlich, Hedwig, woher kommt sie? reden Sie.

— Wenn ich es Ihnen sagte, Gregoriska, so würden Sie glauben, daß ich wahnsinnig sei.

— Nein, nein, reden Sie, Hedwig, ich bitte Sie inständigst darum, wir befinden uns hier in einem Lande, das keinem andern Lande gleicht, in einer Familie, die keiner andern Familie gleicht. Reden Sie, sagen Sie Alles, ich bitte Sie inständigst darum.

Ich erzählte ihm Alles: jene seltsame Verblendung, die mich zu der Stunde befiel, in welcher Kostaki gestorben sein mußte; den Schrecken, die Erstarrung, die eisige Kälte, die Hinfälligkeit, welche mich auf mein Bett legte, das Geräusch von Schritten, das ich zu hören glaubte, diese Thür, welche ich sich öffnen zu sehen glaubte, endlich den stechenden Schmerz, dem meine beständig zunehmende Blässe und Schwäche folgte.

Ich hatte geglaubt, daß meine Erzählung Gregoriska ein Anfang von Wahnsinn scheinen würde, und ich schloß mit einer gewissen Schüchternheit, als ich im Gegentheile sah, daß er dieser Erzählung eine tiefe Aufmerksamkeit schenkte.

Nachdem ich aufgehört hatte zu sprechen, überlegte er einen Augenblick lang.

— Demnach also, fragte er, schlafen Sie jeden Abend um drei Viertel auf neun Uhr ein?

— Ja, welche Mühe ich mir auch geben mag, um dem Schlafe zu widerstehen.

— Demnach also glauben Sie, Ihre Thüre sich öffnen zu sehen?

— Ja, obgleich ich sie verriegle.

— Demnach also empfinden Sie einen stechenden Schmerz am Halse?

— Ja, obgleich mein Hals kaum die Spur einer Wunde behält.

— Wollen Sie erlauben, daß ich sie sehe? sagte er. Ich warf meinen Kopf auf meine Schulter zurück. Er untersuchte diese Narbe.

— Hedwig, sagte er nach einem Augenblicke, haben Sie Vertrauen zu mir?

— Sie fragen es mich? antwortete ich.

— Glauben Sie an mein Wort?

— Wie ich an das heilige Evangelium glaube.

— Nun denn! Hedwig, auf mein Wort, ich schwöre Ihnen, daß Sie keine acht Tage mehr zu leben haben, wenn Sie nicht noch heute einwilligen das zu thun, was ich Ihnen sagen werde.

— Und wenn ich darein willige?

— Wenn Sie darein willigen, — so werden Sie vielleicht gerettet sein.

— Vielleicht?

Er schwieg.

— Was auch geschehen möge, Gregoriska, begann ich wieder, ich werde das thun, was Sie

mir befehlen werden.

— Nun denn! Hören Sie, sagte er, und vor Allem erschrecken Sie nicht. In Ihrem Lande, wie in Ungarn, wie in unserem Romanien, besteht eine Sage.

Ich schauderte, denn diese Sage war mir in das Gedächtniß gekommen.

— Ah! sagte er, Sie wissen was ich sagen will?

— Ja, antwortete ich, ich habe in Polen diesem gräßlichen Verhängnisse unterworfenen Personen gesehen.

— Sie wollen von Vampyren sprechen, nicht wahr?

— Ja, ich habe in meiner Kindheit auf dem Friedhofe eines meinem Vater gehörigen Dorfes vierzig Personen wieder ausgraben sehen, die in vierzehn Tagen gestorben waren, ohne daß man die Ursache ihres Todes errathen konnte. Siebzehn haben alle Anzeichen von Vampyren gehabt, das heißt, daß man sie frisch und roth, gleich Lebendigen wieder gefunden hat, — die Andern waren ihre Opfer.

— Und was that man, um die Gegend davon zu befreien?

— Man stieß ihnen einen Pfahl in das Herz und verbrannte sie nachher.

— Ja, so verfährt man gewöhnlich; aber für uns genügt das nicht. Um Sie von dem Gespenste zu befreien, will ich es zuvörderst kennen lernen, und beim Himmel! Ich werde es kennen lernen. Ja, und wenn es sein muß, so werde ich Leib gegen Leib mit ihm kämpfen, wer es auch sein möge.

— O, Gregoriska! rief ich erschreckt aus.

— Ich habe gesagt, wer es auch sein möge, und ich wiederhole es. — Aber um dieses schreckliche Abenteuer zu einem guten Ende zu führen, müssen Sie in Alles willigen, was ich von Ihnen verlangen werde.

— Reden Sie.

— Halten Sie sich um sieben Uhr bereit, — gehen Sie in die Kapelle hinab, gehen Sie allein hinab; — Sie müssen Ihre Schwäche überwinden, — es muß sein. — Dort werden wir die eheliche Einsegnung erhalten. Willigen Sie darein, meine Geliebte; um Sie zu beschützen, muß ich vor Gott und vor den Menschen das Recht haben über Sie zu wachen. Wir werden wieder hier hinaufgehen, und dann werden wir sehen.

— O! Gregoriska, rief ich aus, wenn er es ist, so wird er sie tödten.

— Fürchten Sie Nichts, meine geliebte Hedwig. Nur willigen Sie ein.

— Sie wissen wohl, daß ich Alles das thun werde, was Sie wollen, Gregoriska.

— Dann auf heute Abend.

— Ja, thun Sie Ihrerseits, was Sie thun wollen, und ich werde Ihnen nach meinen Kräften beistehen, gehen Sie.

Er entfernte sich. Eine Viertelstunde nachher sah ich einen Reiter, der auf der Straße des Klosters dahin sprengte. Er war es.

Kaum hatte ich ihn aus dem Gesicht verloren, als ich auf die Knie sank und betete, wie man in Ihrem Lande ohne Glauben nicht mehr betet, und wartete die siebente Stunde ab, indem ich Gott und den Heiligen das Opfer meiner Gedanken darbrachte; ich stand erst in dem Augenblicke wieder auf, wo es sieben Uhr schlug.

Ich war schwach wie eine Sterbende, bleich wie eine Gestorbene. Ich warf einen großen

schwarzen Schleier über meinen Kopf, ging die Treppe hinab, indem ich mich an den Wänden stützte, und begab mich in die Kapelle, ohne Jemandem begegnet zu sein.

Gregoriska erwartete mich mit dem Vater Basilius, dem Superior des Klosters Hango. Er trug ein heiliges Schwert an der Seite, die Reliquie eines alten Kreuzfahrers, der mit Ville-Hartouin und Balduin von Flandern Constantinopel genommen hatte.

— Hedwig, sagte er, indem er mit der Hand auf sein Schwert schlug, mit dem Beistande Gottes wird dieses Schwert den Zauber brechen, der Ihr Leben bedroht. Nähern Sie sich daher entschlossen, hier ist ein heiliger Mann, der, nachdem er meine Beichte empfangen hat, unsere Schwüre empfangen wird.

Die Feierlichkeit begann; niemals hatte vielleicht eine einfachere und zugleich feierlichere stattgefunden. Niemand leistete dem Popen Beistand; er selbst setzte uns die Hochzeitskränze auf den Kopf. Beide in Trauer gekleidet, gingen wir mit einer Kerze in der Hand um den Altar; als hierauf der Geistliche die heiligen Worte ausgesprochen hatte, fügte er hinzu:

— Geht jetzt, meine Kinder, und möge Gott Euch Muth und Kraft verleihen, gegen den Feind der Menschheit zu kämpfen. Ihr seid mit Eurer Unschuld und seiner Gerechtigkeit gerüstet; Ihr werdet den Dämon besiegen. Geht, und seid gesegnet.

Wir küßten die heiligen Bücher und verließen die Kapelle.

Nun stützte ich mich zum ersten Male auf den Arm Gregoriskas, und es schien mir, als ob bei der Berührung dieses tapferen Armes, bei der Berührung dieses edlen Herzens das Leben in meine Adern wieder zurückkehrte. Ich glaubte mich gewiß zu triumphiren, da Gregoriska bei mir war; wir gingen wieder in mein Zimmer hinaus.

Es schlug halb neun Uhr.

— Hedwig, sagte nun Gregoriska zu mir, wir haben keine Zeit zu verlieren. Willst Du wie gewöhnlich einschlafen und daß sich Alles während Deines Schlafes zuträgt? Willst Du wach bleiben und Alles sehen?

— Bei Dir fürchte ich Nichts, ich will wach bleiben, ich will Alles sehen.

Gregoriska zog einen geweihten Buchsbaumzweig aus seinem Busen, der noch ganz feucht von dem Weihwasser war, und gab ihn mir.

— So nimm denn diesen Zweig, sagte er, lege Dich auf Dein Bett, sag die Gebete an die Jungfrau her und warte ohne Furcht. Gott ist mit uns. Vor Allem laß Deinen Zweig nicht fallen; mit ihm wirst Du selbst der Hölle gebieten. Rufe mich nicht, schreie nicht; bete, hoffe und warte.

Ich legte mich auf das Bett. Ich faltete meine Hände auf der Brust, auf welche ich den geweihten Zweig stützte.

Was Gregoriska anbelangt, so verbarg er sich hinter dem Thronhimmel, von dem ich bereits gesprochen habe, und der die Ecke meines Zimmers einnahm.

Ich zählte die Minuten, und ohne Zweifel zählte sie Gregoriska seiner Seite gleichfalls.

Es schlug drei Viertel.

Der Klang der Glocke bebte noch, als ich dieselbe Erstarrung, denselben Schrecken, dieselbe eisige Kälte wieder empfand; aber ich näherte den geweihten Zweig meinen Lippen, und diese erste Empfindung verschwand.

Nun hörte ich sehr deutlich das Geräusch jenes langsamen und abgemessenen Schrittes auf der Treppe erschallen und sich meiner Thüre nähern.

Hierauf ging meine Thüre langsam, geräuschlos, wie von einer übernatürlichen Macht

geöffnet auf, und nun. . .

Die Stimme stockte wie erstickt in dem Munde der Erzählerin.

— Und nun, fuhr sie mit Anstrengung fort, erblickte ich Kostaki, bleich, wie ich ihn auf der Tragbahre gesehen hatte; seine langen, auf seiner Schulter zerstreuten Haare triefen von Blut; er trug sein gewöhnliches Kostüm; nur war es auf seiner Brust offen und ließ seine blutende Wunde sehen.

Alles war todt, Alles war Leiche. . . Fleisch, Kleider, Gang. . . die Augen allein, diese schrecklichen Augen, waren lebendig.

Wie sonderbar! statt mein Entsetzen zu verdoppeln, fühlte ich bei diesem Anblicke meinen Muth wachsen.

Gott sandte mir ihn ohne Zweifel, damit ich meine Lage beurtheilen und mich gegen die Hölle vertheidigen könnte. Bei dem ersten Schritte, den das Gespenst auf mein Bett zu that, kreuzte ich kühn meinen Blick mit diesem bleiernem Blicke und hielt ihm den geweihten Zweig entgegen.

Das Gespenst versuchte weiter zu schreiten, aber eine weit stärkere Gewalt, als die seinige, hielt es auf seiner Stelle zurück. Es blieb stehen.

— O! murmelte er, sie schläft nicht: sie weiß Alles.

Er sprach in moldauischer Sprache, und dennoch verstand ich ihn, wie als ob diese Worte in einer Sprache ausgesprochen worden wären, die ich verstanden hätte.

Wir, das Gespenst und ich, befanden uns so einander gegenüber, ohne daß meine Augen sich von den seinigen abzuwenden vermogten, als ich, ohne daß ich nöthig hatte den Kopf nach seiner Seite zu wenden, Gregoriska hinter dem hölzernen Sessel gleich einem Vertilgungengel Und mit seinem Schwerte in der Hand hervorkommen sah. Er machte das Zeichen des Kreuzes mit der linken Hand, und schritt langsam, das Schwert nach dem Gespenste ausgestreckt vor; bei dem Anblicke seines Bruders hatte dieses gleichfalls mit einem schrecklichen Gelächter seinen Säbel gezogen; aber kaum hatte der Säbel den geweihten Stahl berührt, als der Arm des Gespenstes schlaf an seinem Körper herabfiel.

Kostaki stieß einen Seufzer aus, der seinen innern Kampf und seine Verzweiflung bezeichnete.

— Was willst Du? sagte er zu seinem Bruder.

— Im Namen des lebendigen Gottes, sagte Gregoriska, beschwöre ich Dich, zu antworten.

— Sprich, sagte das Gespenst, indem es mit den Zähnen knirschte.

— War ich es, der Dich ermordet hat?

— Nein.

— War ich es, der Dich angegriffen hatte?

— Nein.

— War ich es, der Dich getroffen hat?

— Nein.

— Du hast Dich auf mein Schwert gestürzt, und das ist Alles. Ich bin daher in den Augen Gottes und der Menschen nicht des Verbrechens des Brudermordes schuldig; Du bist also nicht dem Rufe Gottes, sondern dem des Teufels gefolgt; Du hast also nicht das Grab wie ein heiliger Schatten verlassen, sondern wie ein verfluchtes Gespenst, und Du wirst in Dein Grab zurückkehren.

— Mit ihr, ja, rief Kostaki aus, indem er eine äußerste Anstrengung machte, um sich meiner

zu bemächtigen.

— Allein, rief nun Gregoriska aus, diese Frau gehört mir.

Und indem er diese Worte aussprach, berührte er mit dem geweihten Stahle die frische Wunde.

Kostaki stieß einen Schrei aus, wie als ob ein Flammenschwert ihn berührt hätte, und indem er die linke Hand auf seine Brust legte, trat er einen Schritt zurück.

Zu gleicher Zeit und mit einer Bewegung, welche mit der seinigen in Verbindung zu stehen schien, trat Gregoriska einen Schritt vor; nun, die Augen aus die Augen des Todten geheftet, das Schwert auf die Brust seines Bruders gerichtet, begann ein langsamer, schrecklicher, feierlicher Marsch, in etwas ähnlich dem Vorüberkommen Don Juans und des Commandeurs; das Gespenst wich vor dem geheiligten Schwerte unter dem unwiderstehlichen Willen des Streiters Gottes zurück; dieser folgte ihm Schritt vor Schritt ohne ein Wort auszusprechen; Beide athemlos, Beide todtenbleich, trieb der Lebendige den Todten vor sich her, und zwang ihn, das Schloß, welches in der Vergangenheit seine Wohnung war, mit dem Grabe zu vertauschen, das in der Zukunft seine Wohnung sein sollte.

O! ich schwöre es Ihnen, es war gräßlich anzusehen.

Und, selbst von einer höheren, unsichtbaren, unbekanntem Gewalt angetrieben, stand ich indessen auf und folgte ihnen, ohne mir Rechenschaft von dem abzulegen, was ich that. Wir gingen die nur von den glühenden Augen Kostakis erleuchtete Treppe hinab. Wir gingen so durch die Gallerte, so über den Hof. Wir überschritten so das Thor in demselben abgemessenen Schritte; das Gespenst rückwärts schreitend, Gregoriska mit ausgestrecktem Arm, ich ihnen folgend. Dir verziehen werden wird, wenn Du bereuest, versprichst Du in Dein Grab zurückzukehren, — versprichst Du es nicht mehr zu verlassen, — versprichst Du endlich Gott die Verehrung zu widmen, welche Du der Hölle gewidmet hast?

Dieser phantastische Marsch dauerte eine Stunde lang; man mußte den Todten nach seinem Grabe zurückführen; nur waren Kostaki und Gregoriska, statt den gewöhnlichen Weg einzuschlagen, in gerader Linie querfeldein gegangen, indem sie sich wenig um die Hindernisse bekümmerten, welche aufgehört hatten zu bestehen; unter ihren Füßen ebnete sich der Boden, die Ströme trockneten aus, die Bäume wichen zurück, die Felsen traten zur Seite; dasselbe Wunder, das sich für sie ereignete, ereignete sich für mich; nur schien mir der ganze Himmel mit einem schwarzen Flore bedeckt, der Mond und die Sterne waren verschwunden, und ich sah immer nur in der Nacht die flammenden Augen des Vampyrs leuchten.

So kamen wir nach Hango, so gingen wir durch die Hecke von Meerkirschen, welche dem Friedhofe zur Umzäunung diente. Kaum eingetreten, erkannte ich in der Dunkelheit das Grab Kostakis, das neben dem seines Vaters gegraben war; ich wußte nicht, daß es dort war, und dennoch erkannte ich es.

In dieser Nacht wußte ich Alles.

An dem Rande des offenen Grabes blieb Gregoriska stehen.

— Kostaki, sagte er, noch ist nicht Alles für Dich beendet, und eine Stimme des Himmels sagt mir, daß Dir verziehen werden wird, wenn Du bereuest, versprichst Du in Dein Grab zurückzukehren, — verprichst Du es nicht mehr zu verlassen, — versprichst Du endlich Gott die Verehrung zu widmen, welche Du der Hölle gewidmet hast?

— Nein! antwortete Kostaki.

— Bereuest Du? fragte Gregoriska.

— Nein!

— Zum letzten Male. Kostaki?

— Nein!

— Wohlan! rufe den Satan zu Hilfe, wie ich Gott zu Hilfe rufe, und sehen wir auch dieses Mal, wem der Sieg bleiben wird.

Zwei Schreie erschallten zu gleicher Zeit; die Schwerter kreuzten sich Funken sprühend, und der Kampf dauerte eine Minute lang, welche mir ein Jahrhundert schien.

Kostaki fiel; ich sah das schreckliche Schwert sich erheben, ich sah es sich in seinen Leib senken und diesen Leib auf die frisch umgegrabene Erde aufspießen.

Ein letzter Schrei, der nichts Menschliches hatte, zog durch die Luft.

Ich eilte herbei.

Gregoriska war stehen geblieben, aber er wankte.

Ich eilte herbei und unterstützte ihn in meinen Armen.

— Bist Du verwundet? fragte ich ihn voll Bangigkeit.

— Nein, sagte er zu mir; aber in einem solchen Kampfe, theure Hedwig, ist es nicht die Wunde, welche tödtet, es ist der Kampf. Ich habe mit dem Tode gekämpft, ich gehöre dem Tode an.

— Freund! Freund! rief ich aus, entferne Dich, entferne Dich von hier, und das Leben wird vielleicht zurückkehren.

— Nein, sagte er, hier ist mein Grab, Hedwig; aber verlieren wir keine Zeit; nimm ein wenig von dieser mit seinem Blute getränkten Erde, und lege sie auf den Biß, den er Dir beigebracht hat; das ist das einzige Mittel, Dich in Zukunft vor seiner gräßlichen Liebe zu bewahren.

Ich gehorchte schaudernd. Ich bückte mich, um diese blutige Erde aufzuraffen, und indem ich mich bückte, sah ich die auf dem Boden aufgespießte Leiche, das geweihte Schwert durchbohrte ihr das Herz, und schwarzes Blut floß reichlich aus seiner Wunde, wie als ob er erst so eben gestorben wäre.

Ich knetete ein wenig Erde mit dem Blute, und legte den gräßlichen Talisman auf meine Wunde.

— Jetzt, meine angebetete Hedwig, sagte Gregoriska mit schwach gewordener Stimme, höre aufmerksam meine letzten Verhaltensvorschriften an; verlaß das Land sobald als Du es vermagst. Die Entfernung allein ist eine Sicherheit für Dich. Der Vater Basilius hat heute meinen letzten Willen erhalten, und er wird ihn vollziehen. Hedwig! einen Kuß! den letzten, den einzigen, Hedwig! Ich sterbe.

Und indem er diese Worte sagte, sank Gregoriska neben seinem Bruder zu Boden.

Unter allen andern Umständen wäre ich auf diesem Friedhofe, neben diesem offenen Grabe, bei diesen neben einander liegenden beiden Leichen, wahnsinnig geworden; aber, wie ich bereits gesagt, Gott hatte mir Kraft verliehen, die den Ereignissen, zu deren Zeugen er mich machte, nicht allein gewachsen war, sondern an denen er mich auch noch thätigen Theil nehmen ließ.

In dem Augenblicke, wo ich um mich blickte, indem ich einige Hilfe suchte, sah ich das Thor des Klosters aufgeben, und von dem Vater Basilius angeführt, schritten die Mönche je zwei und zwei heran. Sie trugen brennende Fackeln und sangen die Todtengebete.

Der Vater Basilius war so eben in dem Kloster angekommen; er hatte das vorausgesehen, was sich zugetragen hatte, und er begab sich an der Spitze der ganzen Gemeinde auf den Friedhof.

Er fand mich lebend neben zwei Todten.

Das Gesicht Kostakis war durch einen letzten Krampf entstellt.

Gregoriska war dagegen ruhig und fast lächelnd.

Wie es Gregoriska anempfohlen hatte, begrub man ihn neben seinem Bruder, — so daß der Christ den Verdammten bewachte.

Als sie dieses neue Unglück und den Antheil erfuhr, den ich daran genommen hatte, wollte mich Smeranda sehen; sie besuchte mich in dem Kloster Hango, und erfuhr aus meinem Munde alles das, was sich in dieser schrecklichen Nacht zugetragen hatte.

Ich erzählte ihr die phantastische Geschichte in allen ihren Umständen, aber sie hörte mich an, wie mich Gregoriskas angehört hatte, ohne Erstaunen und ohne Schrecken.

— Hedwig, antwortete sie nach einem Augenblicke des Schweigens, so seltsam das auch sein möge, was Sie so eben erzählt haben, so haben Sie dennoch nur die reine Wahrheit gesagt. — Das Geschlecht der Brancovans ist bis zur dritten und vierten Generation verflucht, — und das, weil ein Brancovan einen Priester getödtet hat. Aber das Ziel des Fluches ist gekommen; — denn obgleich Gattin, sind Sie Jungfrau, und mit mir stirbt das Geschlecht aus. — Wenn mein Sohn Ihnen eine Million vermacht hat, so nehmen Sie dieselbe. Nach meinem Tode werden Sie, mit Ausnahme der frommen Vermächnisse, die ich zu machen gedenke, den Rest meines Vermögens erhalten. Jetzt befolgen Sie so schnell als möglich den Rath Ihres Gatten. Kehren Sie so schnell als möglich in die Länder zurück, in denen Gott nicht zugibt, daß diese schrecklichen Wunder sich zutragen. Ich bedarf Niemandes, um meine Sohne mit mir zu beweinen. Mein Schmerz verlangt die Einsamkeit. Leben Sie wohl, kümmern Sie Sich nicht mehr um mich. Mein zukünftiges Schicksal gehört nur noch mir und Gott an.

Und nachdem sie mich wie gewöhnlich auf die Stirn geküßt halt, verließ sie mich und schloß sich in das Schloß Brancovan ein.

Acht Tage nachher reiste ich nach Frankreich ab. Wie es Gregoriska gehofft hatte, hörten meine Nächte auf, von dem schrecklichen Gespenste besucht zu werden. Selbst meine Gesundheit hatte sich wieder hergestellt, und ich habe von diesem Ereignisse nur diese Todtenblässe behalten, welche jedes menschliche Wesen, das den Kuß eines Vampyr bekommen, bis zum Grabe begleitet.

Die Dame schwieg, es schlug Mitternacht, und ich mögte fast zu sagen wagen, daß der Herzhafteste von uns bei dem Klange der Standuhr erbebte.

Es war Zeit, sich zurückzuziehen; wir nahmen Abschied von Herrn Ledru. Ein Jahr nachher starb dieser vortreffliche Mann.

Dies ist das erste Mal, daß ich, seit diesem Tode, Gelegenheit habe, dem guten Bürger, dem bescheidenen Gelehrten, besonders dem rechtschaffenen Manne einen Tribut abzutragen. — Ich beeile mich, es zu thun.

Ich bin niemals nach Fontenay-aux-Roses zurückgekehrt.

Aber die Erinnerung dieses Tages ließ einen so tiefen Eindruck in meinem Leben zurück, alle diese seltsamen Geschichten, welche sich an einem einzigen Abende aufgehäuft hatten, gruben eine so tiefe Furche in meinem Gedächtnisse, daß ich in der Hoffnung, bei Anderen eine Theilnahme zu erwecken, die ich selbst empfunden hatte, in den verschiedenen Ländern, welche

ich seit achtzehn Jahren durchwandert habe, das heißt in der Schweiz, in Deutschland, in Italien, in Spanien, in Sicilien, in Griechenland und in England, alle die Sagen derselben Art sammelte, welche die Erzählungen der verschiedenen Völker in meinem Ohre wieder aufleben ließen, und aus ihnen diese Sammlung bildete, welche ich jetzt meinen gewöhnlichen Lesern unter dem Titel liefere:

Tausend und Ein Gespenst.

Zweiter Band.

I.

Ein Mittagessen bei Rossini.

Im Jahre 1840 reisete ich zum dritten oder vierten Male nach Italien, und mein lieber Freund Denniën, Inspector der Musterungen, hatte mich beauftragt, der Madame Rossini einen Spitzenschleier zu überbringen, welche mit dem berühmten Componisten, ihrem Gatten, dem der *Graf Ory* und *Wilhelm Tell* das Französische Bürgerrecht erworben haben, Bologna bewohnte.

Ich weiß nicht, ob nach meinem Tode irgend etwas von mir mich überleben wird, aber auf jeden Zufall hin habe ich die fromme Gewohnheit angenommen, indem ich meine Feinde vergesse, die Namen meiner Freunde nicht allein in mein häusliches, sondern auch noch in mein literarisches Leben zu mischen. Auf diese Weise führe ich in dem Maße, als ich der Zukunft zuschreite. Alles das mit mir fort, was Antheil an meiner Vergangenheit gehabt hat, und Alles das, was sich in meine Gegenwart mischt, wie es ein Fluß thun würde, der sich nicht damit begnüge, die Blumen, die Wälder, die Häuser seiner Ufer wiederzuspiegeln, sondern auch noch das Bild dieser Häuser, dieser Wälder und dieser Blumen zwänge, ihm bis in den Ocean zu folgen.

Demnach bin ich auch niemals allein, so lange als noch eines meiner Bücher bei mir bleibt. Ich schlage dieses Buch auf. Jede Seite erinnert mich an einen verflossenen Tag, und dieser Tag entsteht auf der Stelle von seiner Morgenröthe bis zu seiner Abenddämmerung wieder, völlig belebt von denselben Gemüthsbewegungen, die ihn erfüllt haben, ganz bevölkert mit denselben Personen, die an ihm aufgetreten sind. Wo war ich an diesem Tage? An welchem Orte der Welt suchte ich eine Zerstreung, verlangte ich eine Erinnerung, Pflückte ich eine Hoffnung, eine Knospe, die oft verwelkt, bevor sie aufgeblüht ist, eine Blume, die sich oft entblättert, bevor sie aufgegangen ist? Besuchte ich Deutschland, Italien, Afrika, England oder Griechenland? Ging ich den Rhein hinauf, betete ich im Coliseum, jagte ich in der Sierra, lagerte ich in der Wüste, träumte ich in der Westminsterabtei, grub ich meinen Namen auf das Grab des Archimedes oder auf den Felsen von Thermoplä? Welche Hand hat die meinige an diesem Tage berührt? War es die eines auf seinem Throne sitzenden Königs? oder die eines seine Heerde hütenden Hirten? Welcher Fürst hat Mich seinen Freund, welcher Bettler mich seinen Bruder genannt? Mit wem habe ich am Morgen meinen Geldbeutel getheilt? Wer hat am Abend sein Brod mit mir gebrochen? Welches sind seit zwanzig Jahren die glücklichen, mit Kreide bezeichneten Stunden, welches sind die traurigen, mit Schwarz bezeichneten Stunden?

Ach! der beste Theil meines Lebens besteht bereits in meinen Erinnerungen, ich bin wie einer jener dichtbelaubten Bäume voller Vögel, die am Mittag stumm sind, die aber gegen das Ende des Tages erwachen, und die, wenn der Abend herbeigekommen ist, mein Alter mit dem Schlage ihrer Flügel und ihrer Gesänge erfüllen werden; sie werden auf diese Weise mit ihrer Freude, mit

ihrer Liebe und mit ihrem Leben es erheitern, bis der Tod nun auch den gastfreundlichen Baum berührt, und bis der Baum im Fallen alle diese lärmenden Sänger verscheucht, von denen jeder nichts Anderes als eine Stunde meines Lebens sein wird.

Und man sehe, wie ein einziger Name mich von meinem Wege abweichen läßt, und mich aus der Wirklichkeit in das Traumgebiet zurückgeworfen hat. Jener Freund, der mich beauftragt hatte, diesen Schleier zu überbringen, ist seitdem gestorben. Er war ein liebenswürdiger Kopf, ein unerschöpflicher und fröhlicher Erzähler, mit dem ich gar viele Abende bei Mademoiselle Mars zugebracht habe, ein anderer liebenswürdiger Geist, den der Tod gleichfalls angehaucht hat, und der erloschen ist, wie ein Stern an dem Himmel meines Lebens erloschen wäre. Florenz war das Ziel meiner Reise; aber statt dort anzuhalten, hatte ich den Einfall, bis nach Bologna zu gehen und meinen Auftrag als würdiger Bote selbst auszuführen, das heißt, indem ich selbst den Schleier den schönen Händen übergäbe, denen er bestimmt war.

Drei Tage waren erforderlich zur Hinreise, drei Tage, um zurückzukehren, dazu ein Tag des Aufenthaltes, waren dies im Ganzen sieben Tage, sieben für die Arbeit verlorene Tage. Aber, meiner Treue! ich sollte Rossini wiedersehen, Rossini, der sich ohne Zweifel aus Furcht verbannt hatte, der Versuchung nachzugeben, irgend ein neues Meisterwerk zu machen.

Ich erinnere mich, daß es gegen Abend war, als sich die Ansicht von Bologna mir darstellte. Die Stadt schien mir aus der Ferne in einen Dunst gebadet, über welchen sich, auf dem dunkeln Hintergrunde der Apenninen hervortretend, die Kathedrale von Sankt Petrus und die beiden Nebenhügel des schiefen Thurmes von Pisa erhoben, die Garizenda und der Asinelli. Von Zeit zu Zeit warf die Sonne im Augenblicke des Unterganges einen letzten Strahl, welcher die Fensterscheiben irgend eines Palastes entflammte, wie als ob die Zimmer dieses Palastes voll Flammen wären, während der kleine Fluß Reno, mit allen den Farben des Himmels schattiert, den er widerspiegelte, sich in der Ebene wie ein Silberband hinschlingelte; aber allmählig ging die Sonne hinter' dem Gebirge unter; die Anfangs funkelnden Fensterscheiben erloschen nach und nach. Der Reno nahm die dunkle Farbe des Zinns an; dann kam die Nacht rasch herbei, und hüllte die Stadt in ihre schwarzen Schleier, durch welche bald Tausend eben so lichtvolle Punkte hindurchschimmerten, als die, welche am Himmel glänzten.

Es war zehn Uhr Abends, als ich mit meinem ganzen Gepäck in dem Wirthshause *zu den drei Königinnen* anlangte.

Meine erste Sorge war, Rossini meine Karte zu übersenden, der mir antworten ließ, daß von diesem Augenblicke an sein Palast zu meiner Verfügung stände. Am folgenden Morgen um eilf Uhr war ich bei ihm.

Rossini's Palast ist, wie alle Italienischen Paläste, von Marmorsäulen, von Freskobildern und von Gemälden zusammengesetzt. Das Ganze, so geräumig, um drei oder vier Französische Häuser darin tanzen zu lassen, für den Sommer, niemals für den Winter gebaut, das heißt voll Luft, Schatten, Frische, Rosen und Camelia's.

Wie man weiß, scheinen in Italien die Blumen in den Zimmern zu wachsen, und nicht in den Gärten, in denen man nur Heuschrecken sieht und hört.

Rossini bewohnte diese Welt von Salons, von Zimmern, von Vorzimmern und von Terrassen. Immer heiter, lachend, von Einfällen und von Witz sprudelnd; seine Frau schritt dagegen durch diese selben Zimmer, gleichfalls lächelnd, aber langsam, ernst und schön wie die Judith von Horaz Vernet.

Sie verneigte sich vor mir und ich warf ihr diesen merkwürdigen schwarzen Schleier über den

Kopf, der die Ursache meines Besuches in Bologna war.

Rossini hatte sein Mittagessen bereits angeordnet. Er wünschte, daß ich mich in Gesellschaft von Tischgenossen befinden mögte, die mir angenehm wären, und da er wußte, daß ich irgend eines Tages nach Venedig gehen würde, so hatte er einen jungen Venetianischen Dichter Namens Luigi von Scamozza eingeladen, der seine Studien auf der berühmten Universität von Bologna beendigt hatte, welche der Münze der Stadt den Wahlspruch verliehen hat: **Bononia docet.**

Ich hatte vier Stunden vor mir, um Bologna zu besuchen, das ich am folgenden Tage zu verlassen gedachte, vorbehaltlich, später dahin zurückzukehren. Ich bat Rossini, mich zu beurlauben und machte mich auf den Weg, während der berühmte Maestro in die Küche hinabging, um einer Schüssel *Stuffedato* mit *Macaroni* seine ganze Sorgfalt zu widmen, für deren Zubereitung Rossini behauptet, auf der ganzen Italienischen Halbinsel seines Gleichen nicht zu haben, seitdem der Kardinal Alberoni gestorben ist.

Späterhin werde ich vielleicht die Wunder der Universitätsstadt erzählen. Ich werde den Neptun von Bronze beschreiben, das Meisterstück des berühmten Sohnes seiner Mauern, den sie mit ihrem eigenen Namen getauft hat; ihre Kathedrale von Sanct Petrus, die besonders reich durch die Verkündigung Ludovicos Caraccios ist, ihre Kirche von Sanct Petrone mit dem berühmten Meridian Cassinis. Ich werde die Neigung ihrer beiden Thürme ausmessen, der ewige Text zu Streitigkeiten der Gelehrten, die noch nicht zu bestimmen vermogt haben, ob sie sich durch eine Laune des Baumeisters oder durch die Wirkung eines Erdbebens neigen; ob sie sich unter der Hand des Menschen oder unter dem Hauche Gottes geneigt haben. Aber heute habe ich, wie Scheherazade, Eile, auf meine Geschichte zurückzukommen, und ich komme darauf zurück.

Um sechs Uhr waren wir bei dem berühmten Maestro um eine lange Tafel herum versammelt, die in Mitte eines großen, in Fresco gemalten und von allen Seiten gelüfteten Speisesaales stand. Den Italienischen Gebräuchen gemäß war die Tafel mit Blumen und eingemachten Früchten besetzt, das Ganze so eingerichtet, um dem berühmten *Stuffedato*, welcher die Hauptschüssel des Mittagessens war, als Begleitung zu dienen.

Unsere Tischgenossen waren zwei bis drei Italienische Gelehrte, das heißt, eine Probe jener wackeren Leute, welche ein Jahrhundert lang streiten, um zu wissen, ob die Geschichte Ugolinos ein Gleichniß oder eine Thatsache ist; ob Beatrice ein Traum oder eine Wirklichkeit ist; ob Laura dreizehn Kinder oder nur zwölf gehabt hat.

Zwei bis drei Sänger von dem Theater von Bologna, unter denen sich ein junger Tenor Namens Roppa befand, der plötzlich eine schöne Stimme bekommen und sich aus den Küchen eines Kardinals auf das Theater de la Fenice erhoben hatte.

Endlich dieser junge Dichter Student, von dem mir Rossini gesagt hatte, ein trauriges, oder vielmehr schwermüthiges Gesicht, ein edler Denker, in dessen Seele die Hoffnung der Italienischen Wiedergeburt lebte; ein bewunderungswürdiger Krieger, der jetzt wie ein anderer Hector dieses heldenmüthige Venedig vertheidigt, das die unmöglichen Wunder des Alterthumes wieder aufleben läßt, indem es wie ein anderes Troja, wie ein anderes Syracus, wie ein anderes Carthago kämpft.

Endlich Rossini, seine Gattin und ich.

Die Unterhaltung drehte sich um Dante, Petrarca, Tasso, Cimarosa, Pergolèse, Beethoven, Grimod de la Rehnière und Brillat-Savarin, und ich muß zum großen Lobe Rossini's sagen, daß

es mir schien, als ob er über diese beiden berühmten Gastronomen die klarsten und bestimmtesten Ansichten habe.

Beeilen wir uns, hinzuzufügen, daß er in dieser Beziehung tapfer von Roppa unterstützt ward, der, unbekannt mit der Theorie, aber ein Mann der Praxis, zehn Jahre lang die Küche besorgt hatte, ohne Carème zu kennen, wie er seit vier Jahren Musik trieb, ohne Grétry zu kennen.

Diese ganze Unterhaltung brachte mich dazu, Rossini zu fragen, warum er nicht mehr componirte.

— Aber, ich glaubte einen hinlänglichen Grund angegeben zu haben.

— Welchen?

— Ich bin faul.

— Ist das der einzige?

— Ich glaube ja.

— So daß, wenn ein Direktor Sie an der Ecke eines Theaters erwartete, und Ihnen eine Pistole auf die Brust setzte. . .

— Indem er mir sagte: Rossini, Du wirst Deine; schönste Oper schreiben, nicht wahr?

— Ja.

— Ei nun! so würde ich sie schreiben.

Leider lag vielleicht bei Weitem mehr Bitterkeit, als Gutmüthigkeit in diesem Worte. Außerdem, vielleicht habe ich Unrecht, aber ich habe niemals an die Gutmüthigkeit eines mächtigen Genies geglaubt, und so oft Rossini in meiner Gegenwart über die Küche gesprochen hat, bat es mir immer geschienen, als ob es geschähe, um von Nichts Anderem zu sprechen.

— Demnach also, sagte ich zu Rossini, handelte es sich am Ende blos um einen Ueberfall?

— Um nichts Anderes.

— Wenn man Ihnen aber statt einer Pistole ein Gedicht auf die Brust setzte?

— Versuchen Sie es.

— Sehen Sie, Rossini, sagte ich zu ihm, es gibt etwas Seltsames, nämlich, daß wenn ich für Sie arbeitete, ich die gewöhnliche Ordnung der Dinge herumkehren würde.

— Wie das?

— Ja, statt Ihnen ein Gedicht zu geben, damit Sie die Musik dazu machten, würden Sie mir eine Partitur geben, und ich würde Ihnen die Worte dazu machen.

— Ei! sagte Rossini, erklären Sie mir doch Ihren Gedanken.

— O! er ist sehr einfach. . . In der Vereinigung des Componisten und des Dichters muß der eine den Andern verschwinden lassen; entweder tödtet das Gedicht die Partitur, oder die Partitur tödtet das Gedicht. Auf welcher Seite muß nun aber die Aufopferung sein? auf der Seite des Dichters, da man, Dank den Sängern, niemals die Verse und, Dank dem Orchester, immer die Musik hört.

— Demnach also sind Sie der Ansicht derer, welche meinen, daß schöne Verse dem Componisten schaden.

— Gewiß, lieber Maestro; die Poesie, Poesie wie sie Victor Hugo, wie sie Lamartine macht, hat ihre eigene Musik in sich. Sie ist keine Schwester der Musik, sie ist eine Nebenbuhlerin; sie ist keine Verbündete, sie ist eine Gegnerin. Statt der Syrene ihren Beistand zu verleihen, kämpft die Zauberin gegen sie. Es ist der Kampf der Armida und der Fee Morgana. Die Musik bleibt

siegreich, aber ihr Sieg erschöpft sie.

— Dann würden Sie einwilligen, Worte zu der Musik zu machen?

— Ohne Zweifel, ich, der ich drei Hundert Bände und fünf und zwanzig Schauspiele geschrieben habe, ich würde darein willigen, weil ich meine Eigenliebe darin setzen würde, Ihnen zu helfen, Ihnen zu dienen; weil ich, der ich den ersten Rang einnehme, wenn ich will, es als eine ehrenwerthe Höflichkeit ansehen würde, Ihnen denselben abzutreten, Ihnen, den ich liebe, Ihnen, den ich bewundere, Ihnen, meinem Bruder in der Kunst. Ich habe mein Reich, wie Sie das Ihrige. Wenn Eteocles und Polynices jeder seinen Thron gehabt hätte, so würden sie sich nicht gegenseitig umgebracht haben und wahrscheinlich vor Alter gestorben sein, indem sie sich jeden Neujahrstag einen Besuch abstatteten.

— Vortrefflich: Ich halte Sie beim Wort.

— Um Verse zu Ihrer Musik zu machen?

— Ja.

— Ich gebe es Ihnen. Nur sagen Sie mir im voraus, welche Art von Oper Sie wünschten.

— Ich wünschte eine Phantastische Oper.

— Eine phantastische Oper, antwortete ich, nehmen Sie Sich in Acht. Italien mit seinem reinen Himmel ist nicht das Land übernatürlicher Sagen; für die Phantome für die Gespenster, für die Erscheinungen bedarf es der langen und kalten Nächte des Nordens, bedarf es der Dunkelheit des Schwarzwaldes, der Nebel Englands, der Dünste des Rheins. Was würde ein armer, in die Ruinen von Rom, an die Ufer Neapels, in die Ebenen von Sicilien verirrter Schatten anfangen? Wohin würde er sich flüchten, mein Gott! wenn er von dem Beschwörer verfolgt wäre? Nicht der geringste Dunst, um dahinter zu fliehen, nicht der kleinste Nebel, um sich darin zu verbergen, nicht der kleinste Wald, um darin eine Zuflucht zu suchen; er würde umstellt, beim Kragen gepackt, an das Licht geführt werden. Bevölkert doch die Nacht mit Träumen, wenn die Nacht Euer Tag ist, wenn der Mond Eure Sonne ist, wenn Ihr nicht von acht Uhr Morgens bis acht Uhr Abends, sondern von acht Uhr Abends bis acht Uhr Morgens lebt, während unsere trauigen Nachtwachen langsam verfließen; wenn wir bei dem Scheine einer räucherigen Lampe in unsere Keller eingeschlossen sind, wo die jungen Mädchen die Spindel drehen, wo die jungen Burschen erzählen, bringt Ihr Ständchen, erfüllt Ihr Eure Straßen mit lustigem Lärm, mit Gesängen der Liebe. Eure Erscheinung ist ein schönes junges Mädchen mit schwarzen Augen und Haaren, die sich auf ihren Balkon zeigt, einen Rosenstrauß fallen läßt und verschwindet. O! Julia! Julia!. . . Du bist nur von Deinem Grabe aufgestanden, weil Shakspeare, der Dichter des Nordens, zu Dir gesagt hat: Steh auf! Und bei der Stimme dieses mächtigen Zauberers, dem Nichts zu widerstehen vermogte, hast Du gehorcht, schöne Blume des Frühlings von Verona! aber kein Landsmann von Dir hatte weder zuvor noch seitdem daran gedacht, Dir einen solchen Befehl zu geben. Nehmen Sie Sich in Acht! Rossini, nehmen Sie Sich in Acht!

— Ich habe Sie sprechen lassen, nicht wahr? äußerte mein Wirth lächelnd.

— Ja, und ich bitte Sie um Verzeihung, die Erlaubniß mißbraucht zu haben.

— Nicht doch, sprechen Sie noch, sprechen Sie immer. Mein Freund Luigi Scamozza hier, der wie Sie ein Dichter ist, hört Sie und wird es übernehmen, Ihnen zu antworten.

Ich streckte die Hand nach meinem jungen Collegen aus.

— Ich höre, sagte ich zu ihm.

— Wissen Sie, warum der berühmte Maestro Sie an mich verweist? sagte Scamozza lächelnd

zu mir.

— Weil er weiß, daß ich ein Vergnügen haben werde, Sie zu hören.

— Nein, das ist es nicht. Weil er weiß, daß ein, einem meiner Vorfahren begegnetes Ereigniß kräftig gegen das protestirt, was Sie so eben gesagt haben. Ist es möglich, daß ein Bewunderer Dantes uns diese erhabene Poesie von jenseits des Grabes verweigert, von welcher der Verbannte von Florenz das einzige Vorbild, und von der Milton, der Dichter des Nordens, nur ein schwacher Nachahmer ist? Wir haben leider ein Recht auf alle Poesien, denn wir haben Alle unser Unglück gehabt. Haben Sie jemals Ihren grauen Himmel mit zwei lichtvolleren Schatten gestreift gesehen, als die von Francesca und von Paolo? Haben Sie ein schrecklicheres Gespenst aus dem Grabe hervorgehen sehen, als das der Farinata des Uderti? Sind Sie zur Seite eines lieblicheren Schattens gegangen, als dem des Dichters Sordello von Mantua? Ah! Sie zweifeln an dem phantastischen Italien. Wohlan! möge Rossini Ihnen seine Partitur geben, ich werde Ihnen Ihr Gedicht geben! . . .

— Sie?

— Ja, ich; habe ich Ihnen nicht gesagt, daß in meiner Familie selbst die Erinnerung an eine schaurige Geschichte lebte?

— Nun denn! erzählen Sie sie mir.

— Nein, denn hier kennt sie Jedermann; aber, ich wiederhole es, möge Rossini Ihnen seine Partitur senden, ich werde Ihnen meine Geschichte senden.

— Und wann das?

— Morgen früh.

— Gut! sagte Rossini. Ich werde heute Abend, bevor ich zu Bett gehe, die Ouverture schreiben.

Indem er hierauf sein Glas erhob, sagte er:

— Auf das Gelingen der Oper *die Studenten von Bologna*.

Jeder antwortete ihm unter lautem Gläserklirren und feurigen Wünschen.

Es war während des ganzen Abendessens nur noch die Rede von diesem schönen Plane.

Um zehn Uhr stand man vom Tische auf. Rossini setzte sich an das Piano und improvisirte die Ouverture.

Unglücklicher Weise vergaß er sie niederzuschreiben.

Am folgenden Tage empfang ich die Geschichte.

Ich habe niemals von der Partitur sprechen hören.

Was nun die Geschichte anbelangt, hier ist sie.

II.

Der Schwur.

Am 1. December des Jahres 1703, unter der Regierung des Papstes Clemens XI., verließen gegen vier Uhr Abends drei junge Leute, welche leicht als Studenten der Universität Bologna zu erkennen waren, die Stadt durch das Thor von Florenz und wanderten nach diesem reisenden Friedhofe, der auf den ersten Blick weit eher das Aussehen eines angenehmen Spazierganges, als das eines Leichenfeldes bietet. Alle drei gingen, in weite Mäntel gehüllt, raschen Schrittes, und indem sie hinter sich blickten, wie Jemand, welcher fürchtet, daß man ihm folgt.

Der eine von ihnen verbarg Etwas unter seinen Mantel, und es war leicht zu sehen, daß das, was er verbarg, ein Paar Degen waren.

An dem Friedhofe angelangt, wandten sich die drei jungen Leute, statt ihren Weg die nach dem Eingange

fortzusetzen, zur Rechten und gingen an der südlichen Seite der Mauer entlang; hierauf, zu dem äußersten Ende dieser Mauer gelangt, wandten sie sich plötzlich zur Linken, und fanden an die östliche Seile gelehnt drei andere junge Leute, von denen zwei saßen und einer stand; diese drei jungen Leute schienen sie zu erwarten.

Als sie die zuletzt gekommenen erblickten, standen die beiden sitzenden jungen Leute auf, und der, welcher stand, verließ die Mauer. Alle drei gingen denen entgegen, welche kamen.

Alle drei waren gleichfalls in ihre Mäntel gehüllt, und das untere Ende eines der Mäntel war durch die Spitze von zwei Degen erhoben.

Vier der jungen Leute setzten ihren Weg fort, bis sie sich erreicht hatten.

Die beiden andern blieben zurück, jeder auf seiner Seite, so daß, als die vier Studenten sich erreicht und eine Gruppe gebildet hatten, die beiden Einsamen sich jeder zwanzig Schritt weit von der Gruppe, und dem zu Folge vierzig Schritte weit von einander befanden.

Die vier jungen Leute sprachen einen Augenblick lang auf die lebhafteste Weise mit einander, während von den beiden einsamen jungen Leuten, welche der Besprechung fremd schienen, der eine den feuchten Boden durchlöcherte, indem er sich auf seinen Stock lehnte, und der andere mit seinem Stöckchen die Köpfe der Disteln abschlug.

Zwei bis drei Male wurde die Besprechung unterbrochen, und bei jedem Male trennte sich die Gruppe der Mitte, um eine doppelte Gruppe zu bilden, von der die beiden abgesonderten jungen Leute für den Augenblick die Hauptpersonen wurden.

Bei jedem Male konnte man diese bestimmte Zeichen der Weigerung machen sehen, was bedeutete, daß sie sich nicht an die Meinung ihrer Gefährten angeschlossen oder nicht in ihre Forderung willigten.

Als sich endlich die Unterhandlungen in die Länge zogen und keine mögliche Ausgleichung in Güte zu bieten schienen, nahmen die jungen Leute, welche die Degen trugen, sie unter ihren Mänteln hervor, und übergaben sie der Untersuchung ihrer Begleiter.

Die Degen wurden nun mit der größten Aufmerksamkeit untersucht. Es war augenscheinlich, daß man über die größere oder geringere Gefährlichkeit unterhandelte, welche aus der Form der

Waffen für die Wunden hervorgehen mußte. Endlich, da man sich nicht über die zu treffende Wahl verständigen konnte, warf man ein Geldstück in die Luft, damit die Wahl der Degen das Resultat des Zufalles wäre.

Der Zufall entschied, die nicht, bezeichneten Degen wurden bei Seite gelassen; man gab den beiden alleinstehenden jungen Leuten einen Wink, welche sich näherten, sich mit dem Kopfe ein leichtes Zeichen der Höflichkeit machten, und ihren Rock und ihre Weste auszogen.

Hierauf steckte der eine seinen Stock in die Erde, und der andere warf sein Stöckchen auf seine Kleider. Beide näherten sich. Nun überreichte ihnen einer ihrer Begleiter jedem einen Degen bei dem Griffe, kreuzte die beiden Spitzen, und sprach, indem er sich zurückzog, das Wort aus:

— Voran!

Beide fielen auf der Stelle aus, und vereinigten ihre Degen bis an das Gefäß.

Beide thaten zugleich einen Schritt zurück, und befanden sich ausgelegt.

Beide waren von ziemlich gleicher, aber von nur geringer Stärke.

Nach Verlauf einiger Sekunden verschwand der Degen des einen fast gänzlich in dem Körper seines Gegners.

— Getroffen! sagte der, welcher den Stoß geführt hatte, indem er einen Sprung zurückthat und seinen Degen senkte, ohne sich indessen außer Deckung zu setzen.

— Nein, sagte der Andere, nein.

— Doch.

Und der, welcher zuletzt gesprochen hatte, betrachtete die Klinge seines feuchten und bis auf das Drittel der Länge gerötheten Degens.

— Es ist Nichts, es ist Nichts, sagte der Verwundete, indem er einen Schritt vor that, um sich seinem Feinde zu nähern.

Aber bei dieser Bewegung drang ein Strom von Blut aus seiner Wunde, die Hand, welche den Degen hielt, streckte sich, der Degen fiel zu Boden. Der Verwundete hustete mit Mühe und wollte ausspeien, aber er hatte nicht die Kraft dazu. Nur röthete ein blutiger Schaum seine Lippen.

Zwei der jungen Leute waren Studenten der Chirurgie.

— Ah! den Teufel! äußerten sie, als sie diese Symptome sahen, welche andeuteten, daß die Wunde gefährlich wäre.

In der That, fast sogleich neigte der der beiden Kämpfenden, welcher getroffen worden war, den Kopf auf seine Brust, wankte, drehte sich halb um sich selbst, indem er die Luft mit seinen Armen schlug, und fiel mit einem Seufzer zu Boden.

Die beiden Studenten der Chirurgie fielen über den Körper ihres Kameraden her, indem der eine sein Besteck bereits geöffnet hatte und seine Lancette in der Hand hielt, um dem Verwundeten zur Ader zu lassen.

Aber der Andere, welche den Aermel aufgeschürzt hatte, ließ den Arm zurücksinken, indem er sagte:

— Es ist unnöthig, er ist todt!

Bei diesem Worte erbleichte der, welcher stehen geblieben war, gräßlich und wie als ob er selbst sterben würde.

Er warf seinen Degen fort und that einen raschen Schritt auf die Leiche seines Feindes zu; aber die beiden Zeugen hielten ihn zurück.

— Ruhig, ruhig, sagte der eine von ihnen, es ist ein Unglück, aber da es unwiederbringlich ist, so handelt es sich nicht darum zu jammern, sondern die Grenze zu erreichen; hast Du Geld?

— Vielleicht sieben bis acht Thaler.

Jeder suchte in seiner Tasche.

— Hier, nimm, sagten vier Stimmen zu gleicher Zeit, und rette Dich ohne eine Minute zu verlieren.

Der junge Mann zog seine Weste, seinen Rock und seinen Mantel wieder an.

Und nachdem er die Hand der Einen gedrückt und die Andern, je nach dem Grade der Freundschaft, in welchem er mit jedem stand, umarmt hatte, eilte er in der Richtung der Apenninen davon, und verschwand bald in den ersten Schatten der Nacht.

Die Blicke der vier jungen Leute waren ihm bis zu dem Augenblicke seines Verschwindens gefolgt.

Jetzt, sagte der eine von ihnen, und Antonio?

Aller Augen richteten sich auf die Leiche.

— Antonio?

— Ja. Was wollen wir mit ihm anfangen?

— Bei Gott! ihn in die Stadt zurücktragen. Wir werden ihn hoffentlich nicht hier lassen!

— Nein, gewiß nicht; aber was werden wir sagen?

— Das ist sehr einfach. Wir werden sagen, daß wir alle Vier außerhalb der Stadt spazieren gingen, als wir plötzlich Antonio und Hector erblickt haben, welche sich schlugen. Wir sind herbeigeeilt, aber bevor wir sie erreicht, wäre Antonio todt zu Boden gesunken, und Hector hätte die Flucht ergriffen. Nur werden wir sagen, daß er in der Richtung von Modena entflohen sei, statt zu sagen, daß er nach den Apenninen entflohen ist; die Abwesenheit Hectors wird uns Recht geben.

— Gut!

Als diese Erzählung einstimmig angenommen war verbarg man das zweite Paar Degen in dem Gestrüpp, wickelte den Tobten in seinen Mantel, und trug ihn nach der Stadt zurück.

An dem Thore der Stadt machten die jungen Leute die verabredete Erklärung, und nahmen vier Träger; man legte Antonio auf eine Sänfte und brachte ihn nach seiner Wohnung.

Uebrigens war die Hälfte des Schmerzes den jungen Leuten erspart. Antonio war Venetianer; seine Familie wohnte nicht in Bologna; ein Brief würde die traurige Nachricht überbringen, und einer der jungen Leute, selbst ein Venetianer, der die Familie Antonios kannte, wurde beauftragt, diesen Brief zu schreiben.

Dieser junge Mann war einer von den dreien, welche wir aus dem Thore von Florenz haben kommen sehen; er nannte sich Beppo von Scamozza; der zweite war von Velletri und nannte sich Gaetano Romanoli; der dritte war der, welcher auf dem Kampfplatze geblieben war. Wir haben von dem Todten alles das gesagt, was wir von ihm zu sagen hatten. Folgen wir den Lebendigen bis in das kleine Zimmer, das sie im dritten Stockwerke vom Hause eines Bürgers bewohnten, der ein Geschäft daraus machte, Studenten zu beherbergen.

Es schlug sieben Uhr Abends auf der Kirche Sanct Domenico, als die beiden jungen Leute,

indem sie ihre Mäntel auf das ihnen gemeinschaftliche Bett warfen, sich einander gegenüber an die beiden Seiten eines Tisches setzten, auf welchem eine jener dreiarmigen Lampen brannte, welche noch in unseren Tagen zur Erleuchtung der Häuser in Italien, dienen, und die zu der Zeit, wo sich diese Geschichte zutrug, noch bei Weitem mehr gebräuchlich waren, als sie es heut zu Tage sind.

Ein einziger Arm brannte und warf einen schwachen Schein in das Zimmer.

Sagen wir einige Worte über diese beiden jungen Leute, an welche sich das Interesse der Ereignisse fesseln wird, die wir erzählen.

Wie wir gesagt haben, nannte sich der eine Beppo von Scamozza und war Venetianer.

Der Andere, Gaetano Romanoli, war Römer.

Beppo hatte sein zwei und zwanzigstes Jahr zurückgelegt. Er war der natürliche Sohn eines vornehmen Herrn, der ihm ein kleines Vermögen von sechs bis acht Tausend Livres Einkünfte gesichert hatte, indem er ihn frei und allein in dem Leben ließ.

Der Andere gehörte dagegen einer Familie rechtschaffener Kaufleute an, welche in Rom ein Handelshaus hielten, und in Velletri eine Villa besaßen. In dieser Villa war Gaetano geboren.

Die verschiedene Stellung der beiden jungen Leute in der Welt, in welche sie der Zufall geworfen hatte, hatte großen Einfluß auf den Geist, und ich mögte fast sagen, auf das äußere Aussehen jedes von ihnen gehabt; die Züge ändern das Gesicht, und was sind die Züge? der äußere Ausdruck der inneren Gefühle. Nehme man von zwei Kindern dasselbe Gesicht in dem Augenblicke ihrer Geburt an, und lasse man diese beiden Kinder, das eine von der traurigen, das andere von der fröhlichen Seite, das eine von Unglück, das andere von Glück umgeben, in das Leben eintreten, und mit fünf und zwanzig Jahren werden diese beiden Gesichter, welche ehemals einander ähnlich waren, einen sehr verschiedenen Ausdruck haben.

Allein, ohne Familie, von Fremden erzogen, war Beppo fast in dem Leben verbannt. Von seiner Kindheit an hatte er jenes Brod mit bitterem Salz gegessen, von dem Dante spricht; er war groß, hager, bleich, schwermüthig; seine Haare, welche er dem Gebrauche der Zeit gemäß lang trug, fielen in schwarzen Locken auf seine Schultern herab; den eleganten Kleidern, welche sein kleines Vermögen ihm zu tragen erlaubt hätten, zog er Kleider von dunkler Farbe und ohne Stickerei vor; wahr ist es, daß ihr Schnitt der Einfachheit derselben zu Hilfe kam, und daß Beppo von Scamozza unter dem am wenigsten glänzenden Stoffe immer einem großen Herrn glich.

Was Gaetano Romanoli anbelangt, so war er ein lustiger Student von zwanzig Jahren, der Jurisprudenz in der Absicht studirte, Advokat zu werden, um seiner Schwester Bettina, welche er anbetete, alle die Vortheile zu überlassen, welche ihr zur Zeit ihrer Verheirathung die Abtretung des väterlichen Handlungshauses gewähren konnten. In seiner Familie, in Mitte aller dieser Aufmerksamkeiten erzogen, deren die Kindheit und die Jugend Beppos beraubt gewesen war, hatte Gaetano das Dasein immer von seiner heiteren Seite aufgefaßt und dem Leben zugelächelt, das ihm zulächelte. Er war ein schöner junger Mann mit gebräunten Wangen, aber voll Frische und Jugend: mit gerader Nase, feurigen Augen und weißen Zähnen, welche ein offenes und vertrautes Lächeln entblöste.

Wie hatten sich diese beiden so entgegengesetzten Charaktere gewisser Maßen verschmolzen? Wie war die Freundschaft des schwermüthigen Beppos und des lustigen Gaetanos sprichwörtlich geworden? Wie hatten sie nur ein Zimmer, nur einen Tisch, und dem alten Herkommen der Waffenbrüder gemäß, nur ein Bett? Das ist eines jener Geheimnisse der Anziehungskraft, die

sich nur durch jene Sympathie der Contraste erklären, welche bei Weitem häufiger und, als man es glaubt, und die oft die Kraft mit der Schwäche, die Traurigkeit mit der Fröhlichkeit, die Sanftmuth mit der Heftigkeit vereinigen.

Die beiden jungen Leute blieben einen Augenblick lang einander tiefsinnig gegenüber.

Aber indem Beppo zuerst den Kopf erhob, fragte er:

— Woran denkst Du?

— Ach! antwortete Gaetano, ich denke an etwas Schreckliches; nämlich, daß das, was heute Abend dem armen Antonio begegnet ist, einem von uns begegnen konnte, und daß wir für immer getrennt wären.

— Wie sonderbar, sagte Beppo, ich hatte gerade denselben Gedanken.

— Und, fuhr Gaetano fort, indem er seinem Freunde die Hand reichte, daß mein süßester Traum zerstört wäre.

— Von welchem Traume sprichst Du?

— Von der Hoffnung, von der ich Dir gar oft gesprochen habe, die aus uns mehr als zwei Freunde, die aus uns zwei Brüder machen soll.

— O! ja, sagte Beppo schwermüthiger Weise, Bettina!

— Wenn Du wüßtest, wie schön sie ist, Beppo! wenn Du wüßtest, wie sie Dich liebt. . .

— Thor! wie sollte sie mich lieben? sie hat mich niemals gesehen.

— Hat sie Dich nicht durch meine Augen gesehen? kennt sie Dich nicht durch meine Briefe?

Beppo zuckte die Achseln.

— Höre, sagte Gaetano, ich wette Eines.

— Was?

— Sie hat Dich niemals gesehen, das ist wahr.

— Nun denn! weiter?

— Nun denn! ich wette, daß, wenn der Zufall es wollte, daß sie Dir begegnete, sie Dich erkennen würde.

— Geh doch! Wozu außerdem alle diese schönen Plane machen? Du weißt wohl, daß Dein Vater Bettina niemals einem Andern, als einem Kaufmanne geben wird.

— Du bist bei Weitem mehr als ein Kaufmann, Du bist ein Edelmann.

— Ein schöner Edelmann, der einen Querbalken auf seinem Wappen führt, sagte Beppo, indem er den Kopf schüttelte. Nein, mein lieber Gaetano, folge mir, machen wir keine andern Träume als die, welche in Erfüllung gehen können.

— Welche?

— Zuvörderst den, uns niemals zu verlassen. O! sei unbesorgt, dieser wird Nichts in Deinem Leben stören, so lange als Deine Freundschaft für mich dauern wird. Ich kann Dir überall hin folgen; ich habe keine Familie, kaum habe ich ein Vaterland. Was liegt mir an den Leuten, mit denen ich lebe, an den Orten, welche ich bewohne? Wenn Du aufhörst, mich zu lieben, wenn ich Dir zur Last werde, so wirst Du mir es sagen; dann werden unsere Körper getrennt sein, weil unsere Herzen nicht mehr mit einander schlagen.

— Ah so, aber! wo der Teufel suchst Du alle diese Schwermuth auf, die Du da aussprichst? rief Gaetano aus. Glaube mir, mein Freund, wenn Du wie ich denkst, so wird uns nur Eines trennen.

— Was?

— Der Tod!

— Nun denn! wenn Du wie ich denkst, Freund, sagte Beppo, so wird uns nicht einmal der Tod trennen.

— Erkläre Dich.

— Glaubst Du, daß uns irgend Etwas von uns überlebt?

— Die Religion verspricht es; das Herz sagt es uns.

— Glaubst Du wirklich an die Unsterblichkeit der Seele?

— Ich glaube daran.

— Nun denn! Freund, wir haben uns nur durch, einen Schwur zu verpflichten, durch einen jener Schwüre, welche die Seele und den Leib verpflichten, und wenn einer von uns beiden stirbt, so wird der Leib allein den Leib verlassen haben, die Seele wird ihrer Freundschaft treu bleiben, denn das, was in uns liebt, ist nicht der Leib, sondern die Seele.

— Glaubst Du, daß das, was Du mir vorschlägst, keine Gotteslästerung ist? fragte Gaetano.

— Ich glaube nicht, daß man Gott dadurch erzürnt, daß man dem Tode das reinste Gefühl zu entziehen sucht, das es in dem Menschen gibt, die Freundschaft!

— Wohlan! es sei, sagte Gaetano, indem er seinem Freunde die Hand reichte, auf dieser Welt und in der andern, Beppo!

— Warte, sagte dieser.

Er stand auf, holte ein über dem Bette hängendes Krucifix und stellte es auf den Tisch.

Hierauf streckte er die Hand aus, legte sie auf das heilige Bild und sagte:

— Bei dem Blute unseres Heilandes schwöre ich meinem Bruder Gaetano Romanoli, daß wenn ich zuerst sterbe, an welchem Orte mein Leib auch fallen, mein Athem auch erlöschen, mein Leben aufhören möge, meine Seele zu ihm zurückkehren und ihm Alles das sagen wird, was erlaubt ist, von diesem großen Geheimnisse, das man Tod nennt, zu sagen.

Und diesen Schwur, fügte Beppo hinzu, indem er einen Blick voll Glauben und voll Frömmigkeit gen Himmel erhob, diesen Schwur lege ich in der Ueberzeugung ab, daß er in Nichts die Grundsätze der katholischen, apostolischen und Römischen Religion verletzt, in der ich geboren bin, und in der ich zu sterben hoffe.

Gaetano legte nun auch die Hand auf das Krucifix indem er denselben Schwur wiederholte, dieselben Worte nachsprach.

Gerade in dem Augenblicke, wo er das letzte Wort von dem von Beppo ausgesprochenen Schwure sprach, klopfte man an die Thüre.

Die beiden jungen Leute umarmten sich, und riefen dann beide zugleich:

— Herein!

III.

Die beiden Studenten von Bologna.

Es trat ein Mann ein, der einen Brief in der Hand hielt.

Dieser Mann war der Bediente des Directors der Briefpost.

Die Briefpost von Rom kam in Bologna am Abend an, und gewöhnlich empfing man die Briefe erst am folgenden Morgen. Aber indem der Postmeister im Voraus die Briefe in die verschiedenen Fächer ordnete, in denen sie die Personen erwarten sollten, an die sie bestimmt waren, hatte er einen an seine Adresse erkannt; er hatte ihn aufgebrochen und in diesem Briefe einen andern gefunden, welchen man ihn bat, auf der Stelle Gaetano Romanoli, Studenten in Bologna, zukommen zu lasten.

Der junge Mann war dem Postmeister bekannt, der sich beeilte, ihm dieses Schreiben zukommen zu lassen, das so dringend zu sein schien.

Gaetano nahm es aus den Händen des Voten, dem er ein Geldstück gab; hierauf näherte er sich ganz wankend der Lampe.

— Was hast Du? fragte ihn Beppo, Du erbleichst.

— Ein Brief meiner Schwester, murmelte Gaetano, indem er sich den Schweiß abtrocknete, der auf seiner Stirn perlte.

— Nun denn! was gibt es dabei zu erbleichen, zu zittern?

— Es ist dem Hause ein Unglück zugestoßen, sagte Gaetano.

— Und woran siehst Du das?

— Ich kenne Bettina so gut, sagte Gaetano, daß ich bei der einfachen Untersuchung ihrer Handschrift errathe, unter dem Eindrucke welchen Gefühles sie mir schreibt. Ich habe nicht nöthig, den Brief aufzubrechen, um zu wissen, ob er traurig, fröhlich oder ruhig ist. Die Adresse sagt mir Alles.

— Und dieses Mal sagt Dir die Adresse?. . . begann Beppo wieder, indem er einen besorgten Blick auf den Brief warf.

— Dieses Mal sagt mir die Adresse, daß Bettina mir weinend geschrieben hat.

Da, sieh die beiden ersten Buchstaben meines Familiennamens, ein Schluchzen hat sie unterbrochen.

— O! Du irrst Dich, sagte Beppo.

— Lies Du selbst, antwortete Gaetano, indem er den Brief seinem Freunde gab, sich setzte und seinen Kopf mit einem Seufzer zwischen seine beiden Hände sinken ließ.

Beppo brach den Brief auf; aber bei den ersten Zeilen zitterte seine Hand und seine Augen senkten sich traurig auf Gaetano.

Es war leicht zu sehen, daß dieser hinter seinen Händen weinte.

— Muth, Freund, sagte Beppo mit sanfter Stimme und indem er seine Hand auf die Schulter seines Freundes legte.

Gaetano erhob seine Stirn wieder. Thränen rollten längs seiner Wangen herab.

- Ich habe Muth, sagte er. Was hat sich zugetragen? Sprich.
- Dein Vater ist sehr krank und wünscht Dich vor seinem Tode zu sehen.
- Dann ist er nicht gestorben? rief Gaetano mit einem Blitze der Freude aus.
- Nein.
- Du täuschest mich nicht?
- Lies vielmehr.

Gaetano nahm den Brief und las.

- Wann werden wir abreisen? sagte Beppo.
- Du fragst mich, wann ich abreise, Freund, denn Du bleibst hier.
- Warum sollte ich hier bleiben, wenn Du abreisest?
- Weil Du in drei Tagen Dein Doctorexamen machst, weil Deine Thefis gedruckt ist, weil Deine Geschenke an die Professoren gesandt sind.
- Nun denn, wir verschieben das bis zu unserer Rückkehr.
- Nein, denn wenn Gott es will, so wirst Du nicht zurückkehren, Beppo.
- Demnach willst Du also, daß ich Dich allein abreisen lasse?
- Sobald Deine Thesis durchgegangen, wirst Du mir nachkommen. Wenn wir das Glück haben, meinen armen Vater zu retten. Du wirst uns beistehen, ihn zu retten, so wird er Dich am Ende seiner Genesung als zur Familie gehörig betrachten; wenn er stirbt, so bist Du es bereits; sieh, sagt Bettina nicht an dem Ende ihres Briefes: Tausend Zärtlichkeiten an unsern lieben Bruder Beppo?

— Ich will es machen wie Du willst, Gaetano. Indessen, überlege.

— Ich habe überlegt, ich reise heute Abend, auf der Stelle ab; Du reisest in drei Tagen; nur hilf mir einen Wagen zu finden, damit wir uns erst so spät als möglich verlassen.

— Laß uns gehen! sagte Beppo.

Gaetano that einige Wäsche und einen Anzug in einen Nachtsack, nahm alles Geld, welches er hatte, steckte seine Pistolen in seine Taschen, und mit seiner Karte als Student als Paß versehen, ging er hinab, um einen Wagen zu suchen.

Der junge Mann fand das, was er suchte, in dem Posthause selbst. Gaetano sollte die Kutsche bei dem Postmeister in Rom lassen, der ein Verwandter von dem in Bologna war.

Nach Verlauf von zehn Minuten waren die Pferde angespannt.

Als er seinen Freund in den Wagen steigen sah, bestand Beppo von Neuem darauf, mit ihm abzureisen, aber Gaetano war unerschütterlich; er wandte die Thesis vor, wiederholte Beppo zehn Male, daß es nur eine Trennung von drei Tagen wäre, sonst Nichts, da er am dritten Tage Abends gleichfalls abreisen würde.

Beppo gab nach.

Die Kutsche setzte sich in Bewegung, der Postillon ließ seine Peitsche knallen, die Pferde trabten davon, die beiden Freunde wechselten noch ein Lebewohl aus.

Beppo wartete, bis die Kutsche verschwunden war, und als das Rollen der Räder, welches Gaetanos Anwesenheit bei ihm noch zu verlängern schien, aufgehört hatte, stieß er einen Seufzer aus und kehrte mit herabhängenden Armen und gesenktem Kopfe nach Haus zurück.

Die Traurigkeit, welche sich Beppos bemächtigte, als er in das einsame Zimmer zurückkehrte, in welchem Alles die kürzliche Gegenwart des Freundes bezeugte, der ihn so eben verlassen

hatte, war eine Empfindung, die wir nicht zu schildern versuchen wollen.

Er setzte sich an den Tisch, an welchem noch der leere Stuhl stand, auf welchem eine Stunde zuvor Gaetano gesessen hatte; dann, da er beschlossen hatte, nicht zu Bett zu gehen, so holte er seine Bücher, seine Tinte und sein Papier und begann zu arbeiten.

Aber, wie sonderbar, während seiner Arbeit erlosch drei Male seine Lampe, nicht plötzlich wodurch einen Zufall, sondern von selbst, wie ein Mund der aufhört, Athem zu holen, wie eine Seele, die davon flieht.

Drei Male zündete sie Beppo wieder an, indem er sich versicherte, daß sie nicht aus Mangel an Oel erloschen wäre, denn mit Anbruch des Tages war sie noch halb voll.

Beppo war abergläubisch, wie es alle schwermüthigen Seelen sind. Sein Bedauern, Gaetano verlassen zu haben, wurde fast ein Gewissensvorwurf, seine Traurigkeit fast eine Verzweiflung.

Außerdem fand durch ein seltsames Zusammentreffen dieses dreimalige Ersterben der Lampe statt, während Beppo, der, wie wir gesagt haben, es übernommen hatte, den Eltern Antonios diese traurige Nachricht mitzuthemen, an diese schrieb.

Der Tag brach an, ohne daß sich Beppo zu Bett gelegt hatte. Beppo hatte auf den Tag gerechnet, um sich von seinen traurigen Gedanken abzusondern, aber der Tag selbst war traurig wie ein Wintertag, und obgleich der junge Mann sich zu arbeiten bemühte, so vermogte ihn doch die Arbeit nicht einen Augenblick lang von dem beständigen Gedanken zu zerstreuen, daß Gaetano irgend eine Gefahr liefe.

In der That, der Weg von Bologna nach Rom ist lang, und noch heut zu Tage nicht sehr sicher für die Reisenden, welche des Nachts mit der Post fahren, um wie viel mehr zu der Zeit, wo sich die Ereignisse zutrug, welche wir erzählen. Nie sehr sich Gaetano auch beeilen mogte, so konnte sein Freund doch berechnen, daß er den Weg von Bologna nach Rom nicht in weniger als sechzig Stunden zurücklegen könne, und da er am Abend abgereist war, da er sich nicht aufhalten wollte, da Beppo wußte, daß er unter keinem Vorwande sich aufhalten würde, so hatte er drei Nächte der Gefahr Trotz zu bieten. Der Tag verfloß voll Traurigkeit und endigte sich noch weit trauriger. Antonios Begräbniß war für den Abend festgesetzt; es fand bei Fackelschein statt, wie das der Gebrauch in Italien ist, und die ganze Universität von Bologna, mit Ausnahme seines Mörders und Gaetanos, folgte dem Leichenzuge.

Gegen eilf Uhr kehrte Beppo so ermüdet in sein Zimmer zurück, daß er nicht einmal gegen den Schlaf zu kämpfen versuchte, und, nachdem er sich zu Bett gelegt, schlief er fast sogleich ein.

Aber kaum war seine Lampe erloschen, kaum waren seine Augen geschlossen, kaum hatte seine Denkkraft ihre Klarheit verloren, als Beppo einen Schrei ausstieß, aus seinem Bette sprang, und tappend nach seinem Degen eilte.

Es schlug eilf Uhr auf der Kirche Sant Domenico.

Indessen, nach einem Augenblicke der Ueberlegung, zündete Beppo seine Lampe wieder an, und setzte sich bleich und tiefsinnig auf sein Bett, ohne seinen Degen loszulassen.

Er hatte geträumt, daß Gaetano, auf einer Heerstraße angehalten, sich in Mitte von ein Dutzend Männern mit widrigen Gesichtern wehrte. Er hatte den doppelten Knall seiner beiden Pistolen zu hören geglaubt, und, ganz wachend, wie er es jetzt war, summte noch eine Stimme an seinen Ohren, welche um Hilfe rief.

Nach Verlauf einiger Augenblicke schien indessen seine Vernunft den Sieg über diesen

Strecken davon zu tragen, den Nichts motivirte; er legte sich wieder zu Bett und schlief wieder ein.

Aber sein Traum setzte sich fort wie eine angefangene Handlung, die sich vollendet. Er sah Gaetano an dem Rande des Weges ausgestreckt liegen, von einer Wunde im Herzen getroffen.

Dann endlich, in Mitte einer öden Gegend, in mit Schnee bedeckten Gebirgen, ein frisch zugeworfenes Grab, dessen schwarzer Hügel allein den weißen Mantel des Winters befleckte.

Als Beppo nach diesem dritten Traum erwachte, war der Tag angebrochen.

Dieser war der Tag, an welchem er seine Prüfung bestehen sollte; aber statt ihm seine beschlossene Bestimmung zu lassen, stand der junge Mann auf, legte seine Reisekleider an, nahm gleichfalls seine Waffen und seinen Geldbeutel, kaufte das kräftigste Pferd, das er finden konnte, und brach auf, um Gaetano einzuholen oder zum Mindesten Nachrichten von ihm zu erhalten. Er war entschlossen, Tag und Nacht zu reisen, indem er den Weg einschlug, den Gaetano eingeschlagen hatte. Wenn sein Pferd ihn nicht mehr würde tragen können, so wollte er ein anderes kaufen oder miethen.

In Folge dieses Entschlusses ritt er seit dem Morgen um sieben Uhr bis um zehn Uhr Abends ohne andere Unterbrechung, als einen Halt von einer halben Stunde in Lojono; am Abend hatte er seinen Weg wohl fortsetzen mögen, aber sein Pferd sträubte sich dagegen. Es hatte fünfzig Meilen zurückgelegt, und bedurfte einige Stunden Ruhe.

Beppo war daher, wie wir gesagt haben, gezwungen, um zehn Uhr Abends in Monte Carelli anzuhalten, einem kleinen, mitten in den Apenninen gelegenen Dorfe.

Er kehrte in einem kleinen Wirthshause ein, in welchem gewöhnlich nur Maulthiertreiber logirten, und nachdem er der Pflege seines Pferdes, mit dem er sich vor allen Dingen beschäftigte, alle mögliche Sorgfalt gewidmet hatte, dachte er an sich und verlangte ein Abendessen.

Da man leicht sah, daß der junge Mann einer höheren Klasse von Reisenden angehörte, als die war, welche gewöhnlich in dem Wirthshause von Porta-Rossa einkehrte, so deckte man ihm seinen Tisch in einem besonderen Zimmer.

Dieses besondere Zimmer war ein kaum durch eine schlechte Lampe erleuchteter Saal des Erdgeschosses, in welchen Beppo eine alte Frau hatte eintreten lassen, während man in seiner Gegenwart ein Essen bereitete, das aus zwei Coteletten und einem Omelet mit Schlackwurst bestehen sollte.

Während alle diese Vorbereitungen getroffen wurden, ging der junge Mann voll Angst auf und ab, indem er auf das Klirren seines Degens horchte, der seine Beine schlug. Endlich kamen die beiden erwarteten Schüsseln. Die Alte beendigte ihr Werk, indem sie ein Glas und eine Flasche auf den Tisch stellte, fragte Beppo, ob er sonst Etwas nöthig hätte, und auf seine verneinende Antwort entfernte sie sich, indem sie den Reisenden mit seinem Mahle allein ließ.

Beppo wollte schnell mit dieser mageren Mahlzeit fertig werden, und er hoffte, daß während derselben sein Pferd, das man gleichfalls vor eine Krippe voll Hafer gestellt halte, wieder Kräfte sammeln würde, um seine Reise fortzusetzen. Er schnallte daher seinen Degen ab, legte ihn auf eine Truhe und setzte sich.

Aber kaum hatte er Platz genommen, als er auf der andern Seite des Tisches, sich gegenüber, ohne zu wissen, durch welche Thüre er eingetreten, noch wie er gekommen war, Gaetano mit übereinander geschlagenen Armen sitzen sah, der ihm traurig und mit dem Kopfe schüttelnd

zulächelte.

Obgleich dieser Ausdruck nicht der war, welcher gewöhnlich auf dem Gesichte seines Freundes strahlte, so erkannte ihn Beppo dennoch und stieß einen Freudenschrei aus.

— Ah! Du bist es also, lieber Gaetano, rief er aus, indem er aufstand, um ihn zu umarmen.

Aber er ergriff nur Luft. Seine geöffneten Arme schlossen sich, ohne Etwas berührt zu haben. Drei Male entging die Erscheinung wie ein Dunst den Umarmungen des untröstlichen jungen Mannes. Und dennoch blieb das Gespenst sichtbar und immer auf derselben Stelle sitzen.

Beppo fing an, einzusehen, daß er mit einem Schatten zu thun hätte; — da es aber der des Mannes war, den er am Meisten auf der Welt geliebt hatte, so erschrak er darüber nicht, und fing an, ihn zu befragen.

Er erhielt nicht allein keine Antwort, sondern die Erscheinung erbleichte, erlosch und verschwand auch noch allmählig.

Dieses Mal hatte die Erscheinung den Traum bestätigt. Beppo dachte nur noch an Gaetano. Es mußte seinem Freunde irgend ein gefährlicher Unfall zugestoßen sein, weil Gott ihm diese doppelte Warnung sandte. Er rief seine Wirthin, bezahlte das Abendessen, das er nicht gegessen hatte, und indem er nach dem Stalle ging, sattelte er sein Pferd und brach auf.

Man hätte sagen können, daß irgend etwas Uebernatürliches das Pferd wie den Reiter unterstützte. Beppo ritt den ganzen übrigen Theil der Nacht, den ganzen folgenden Tag, und am Abend, nach dreimaligem, geschickter Weise für sein Thier eingerichteten Anhalten, kam er um sieben Uhr Abends nach Assisi.

Dort war er, welche Lust Beppo auch hatte, seine Reise fortzusetzen, gezwungen, einzukehren. Sein Pferd vermogte keinen Fuß vor den andern zu setzen.

Er selbst bedurfte der Ruhe. Eine Nacht und zwei Tage lang war er fast ohne anzuhalten geritten. Er verlangte ein Zimmer und legte sich zu Bett, ohne zu Nacht zu essen.

Wie groß die Ermüdung des Körpers bei Beppo indessen auch sein mogte, die Unruhe des Geistes war noch bei Weitem größer. Die Folge davon war, daß er, obgleich er sich zu Bett gelegt, obgleich er seine Lampe ausgelöscht hatte, nicht einschlief.

Das Fenster seines Zimmers hatte weder Vorhänge, noch Läden, der Schein des Mondes drang um so heller durch die Fensterscheiben, als er sich durch den Widerschein des Schnees vermehrte, den Beppo einige Stunden weit vor Assisi gefunden hatte. Beppo war also auf sein Bett gestützt, die Augen auf den bleichen Lichtschein geheftet, der sein Zimmer durchfurchte, als er plötzlich Schritte auf der krachenden Treppe hörte. Diese Schritte näherten sich seiner Thüre. Seine Thüre ging auf. Beppo ergriff eine der auf seinem Nachttische liegenden Pistolen und richtete den Lauf derselben nach der Thüre.

Aber auf der Schwelle erschien ein junger, in einem ganz mit Schneeflocken bedeckten braunen Mantel gehüllter Mann; der junge Mann schritt auf das Bett zu, schlug den Mantel zurück, der ihm einen Theil seines Gesichtes bedeckte, und Beppo erkannte seinen Freund.

Beppo warf seine Pistole weg, stieß einen Schrei aus und wollte aus dem Bette springen; aber Gaetano gab ihm einen zugleich traurigen und befehlenden Wink mit der Hand.

Beppo blieb ohne Stimme, ohne Athem, ohne Bewegung, die Augen gräßlich aufgesperrt, in dieser wie ein Nordlicht bleichen Nacht.

Für Beppo war es augenscheinlich, daß es dieselbe Erscheinung sei, welche ihm bereits in Monte-Carelli erschienen war.

Das Gespenst legte zuerst seinen Mantel ab, dann seine Kleider, indem es Beppo mit der Hand einen Wink gab, ihm in dem Bette seinen gewöhnlichen Platz einzuräumen.

Hierauf legte es sich neben ihn.

Beppo war zugleich so aufgeregt und so erschreckt, daß er, in dem hinteren Theile des Bettes ausgestreckt, auf eine seiner Hände gestützt, regungslos blieb, indem er seinen Freund anblickte.

Dann sagte er nach einem Augenblicke mit leiser Stimme:

— Gaetano, bist Du es? Sprich, antworte.

Gaetano schwieg fortwährend.

— Wenn Gott zuläßt, fuhr Beppo fort, daß die gewöhnlichen Gesetze der Natur gestört sind, so hat Gott einen Zweck. Sag mir, was Du willst, Freund, und, bei unserer Freundschaft auf dieser Welt, ich werde es thun.

Gaetano antwortete nicht.

— Bist Du gestorben, fuhr Beppo fort, und kehrst Du in Folge des Schwures zurück, den wir uns geleistet haben, uns, selbst nach unserem Tode nicht, zu verlassen? In diesem Falle, sieh, Freund, ich fliehe Dich nicht.

Indem er diese Worte aussprach, näherte sich Beppo mit offenen Armen seinem Freunde; aber er stieß einen Schrei aus, er glaubte eine Statue von Eis berührt zu haben.

Etwas gleich einem Todesschauer hatte den Körper des Lebendigen überlaufen.

Was den Todten anbelangt, so stand er mit demselben traurigen Lächeln auf, das Beppo bereits auf seinen Lippen erblickt hatte, legte eines nach dem andern seine Kleider wieder an, und verließ das Zimmer, den Kopf beständig nach seinem Freunde gewendet, und indem er ihm mit der Hand eine Geberde des Abschiedes machte.

In dem Augenblicke, wo Gaetano über die Schwelle der Thüre schritt, glaubte Beppo einen langen Seufzer aushauchen zu hören.

Dann entfernte sich das Geräusch der Schritte auf der Treppe so abnehmend, wie es zugenommen hatte, als es sich näherte.

— O! zuverlässig, murmelte der junge Mann, indem er seinen Kopf auf sein Kopfkissen zurücksinken ließ, Gaetano ist gestorben!. . . gewiß gestorben!

IV.

Die beiden Studenten von Bologna. (Fortsetzung)

Sei es nun Ohnmacht, oder sei es Ermüdung, Beppo erwachte erst mit Tagesanbruche. Eine Nacht hatte seinem Pferde genügt, um auszuruhen, es war frisch und munter. Beppo schwang sich auf den Sattel und setzte seine Reise fort.

Bis dahin hatte er sich auf allen Posten sorgfältig erkundigt, um zu erfahren, ob nicht vierundzwanzig Stunden vorher ein junger Mann von zwanzig bis einundzwanzig Jahren, allein in einer Kutsche sitzend, von Bologna nach Rom reisend, umgespannt hätte.

Bis dahin hatte er bestimmte Nachrichten von Gaetano gehabt; in Foligno und in Spoleto, dieselbe Antwort; überall hatte man den jungen Mann gesehen, der mit seiner Karte als Student reiste; er befand sich wohl und munter, und schien große Eile zu haben, um nach Rom zu kommen.

Indessen war die schon während des Sommers schlechte Straße durch den Schnee fast unwegsam geworden; es ging daraus hervor, daß Beppo an diesem Tage kaum Terni zu erreichen vermochte. In Strettura, das heißt, zwei Stunden von Terni, hatte der Reisende seine gewöhnliche Frage gestellt, dort war Gaetano noch gesehen worden.

Es war fünf Uhr Abends, als Beppo in Strettura ankam, und als er, nachdem er sich von der Durchkunft seines Freundes versichert, erfuhr, daß er seine Reise nach Terni fortgesetzt hätte, schickte er sich an, es eben so zu machen; aber nun schüttelte der Postmeister, an den er sich wandte, den Kopf und gab ihm den Rath, nicht weiter zu gehen, indem er sagte: zwischen zwei Ketten der Apenninen eingeschlossen, wird die Straße durch eine Räuberbande unsicher gemacht, und jeden Tag hört man irgend eine schreckliche, von diesen Elenden ausgeführte That.

Aber Beppo hatte die Lebendigen niemals gefürchtet, und der Gedanke, daß es das Gespenst Gaetanos gewesen, das ihm erschienen, hatte ihm eine hohe Kraft verliehen; er erklärte daher, daß er gleichfalls große Eile hätte, nach Rom zu kommen, und daß er keine Gefahr kenne, die im Stande wäre, ihn auf seinem Wege aufzuhalten.

Er schüttete dem zu Folge frisches Pulver auf die Pfanne seiner Pistolen, versicherte sich, daß sein Degen leicht aus der Scheide ging, gab seinem Pferde die Sporn und ritt 'in das Thal, das von Strettura nach Terni führt.

In der That, keine Oertlichkeit war für einen Hinterhalt günstiger; dichte Waldungen, gleich den Maquis von Corsika, erstreckten sich bis an die Heerstraße; ungeheure Granitblöcke waren von den Bergen bis an den Weg herabgerollt. Man hätte sie für die wüste Straße halten können, von der Dante spricht, und die durch das Chaos in die Hölle führt.

Beppo erwartete mit jeder Minute angegriffen zu werden; aber gleichgültig über sein eigenes Schicksal, faßte er ruhig und kaltblütig jede Unebenheit des Bodens in's Auge, welche ihm mit einem Hinterhalte zu bedrohen schien. Kaum machte Beppo, indem er sich dem drohen, den Orte näherte, die Bewegung eines Mannes, der sich auf seine Hölfter bückt. Sobald er ohne Anfall an dem Orte vorübergekommen war, richtete er sich wieder mit verächtlichen Lächeln gegen diese Gefahr auf, welche nicht zu wagen schien, zu ihm zu kommen.

Endlich erblickte er die Lichter der Stadt, begab sich geraden Weges nach der Post, und stellte seine gewöhnliche Frage.

Aber hier unterbrachen sich die Nachrichten; man hatte nicht allein Gaetano nicht gesehen, man konnte ihm nicht allein keine Nachrichten geben, sondern es war auch noch seit ungefähr vierzehn Tagen keine Art von Postkutsche nach Terni gekommen; das Gerücht von den von dieser Räuberbande, von welcher Beppo in Strettura hatte sprechen hören, angestellten Verheerungen machte, daß alle vernünftigen Reisenden wieder umkehrten, und die Straße von Aquapendente einschlugen.

Gaetano, der bis nach Strettura gekommen, war daher nicht in Terni erschienen. Seine Spur verlor sich auf der Straße, welche von der ersten nach der zweiten dieser beiden Städte führt.

Beppo hatte außerhalb Terni, auf dem von ihm verfolgten Wege, ein Gasthaus bemerkt, das einem verlorren Posten auf diesem unheimlichen Wege glich. Er glaubte, daß, da dieses Wirthshaus dem Orte näher liege, wo aller Wahrscheinlichkeit nach Gaetano war angefallen worden, er in demselben, seiner isolirten Lage wegen, sicherere Nachrichten von ihm erlangen könne, als in der Stadt.

Dem zu Folge kehrte er wieder um und ritt nach diesem Wirthshause, welches das Schild führte: »*Zum Wasserfalle von Terni.*« Eine Postkutsche befand sich in einem Winkel des Hofes. Er glaubte sie zu erkennen und erkundigte sich sogleich; aber er erfuhr, daß sie einer jungen Dame von Rom angehöre, die ihrem Bruder oder ihrem Gatten entgegenkäme, und die hier vor zwei Stunden auf die ihr gemachte Bemerkung von der Gefahr, welche sie lief, bei Nacht durch einen solchen Engpaß zu fahren, eingekehrt wäre.

Dort erkundigte sich Beppo von Neuem nach seinem Freunde; aber obgleich er sich an alle Personen des Hotels, von dem Herrn bis zu dem Stallknechte wandte, so erhielt er doch keine Nachricht über ihn.

Beppo fürchtete und sehnte sich zu gleicher Zeit nach dem Momente, wo er sich allein befinden würde. Die beiden Erscheinungen, welche einander in zwei Nächten gefolgt waren, die eine in Monte-Carelli, die andere in Assisi, hatten sich seines Geistes gänzlich bemächtigt; er war überzeugt, daß die Nacht nicht verfließen würde, ohne daß er Gaetano nochmals wiedersähe.

Er aß und trank Etwas in dem Gastzimmer, indem er dabei auf das horchte, was gesprochen wurde, und hoffte, daß er irgend Etwas über Gaetano erführe; aber obgleich die Unterhaltung sich gänzlich um die Räuber drehete so schien doch kein Umstand sich auf den Gegenstand zu beziehen, welcher den Reisenden allein interessirte.

Nun zog er sich in sein Zimmer zurück. — Dahin folgte ihm seine letzte Furcht und seine letzte Hoffnung. Menschliche Mittel fehlten ihm; ohne Zweifel würden ihm übernatürliche Mittel zu Hilfe kommen.

Beppo that Nichts, um eine neue Erscheinung hervorzurufen, noch um sich gegen dieselbe zu schützen; er kleidete sich aus, legte sich zu Bett, löschte seine Lampe aus und entschlief, indem er Gott die Sorge für seinen Leib und für seine Seele übergab.

Um eilf Uhr erwachte er plötzlich. Einige Sekunden verflossen, während welcher jene leichten Wolken in seinem Geiste verschwanden, die einen Augenblick lang den Schlummer überleben; hierauf hörte er dasselbe Geräusch, welches er die Nacht zuvor in Assisi gehört hatte, das heißt Schritte, unter welchen eine Treppe knarrte. Diese Schritte näherten sich, wie die vorige Nacht, dem Zimmer, die Thüre ging auf und Gaetano erschien wieder.

Beppo glaubte, daß das Gespenst sich wie die vorige Nacht auskleiden und sich zu ihm legen würde. Er fand ein trauriges Vergnügen an diesem Zusammenwohnen mit seinem todten Freunde, und wich schon zurück, um ihm seinen Platz abzutreten, als das Gespenst ihm einen Wink gab aufzustehen.

Sei es nun, daß er nicht verstanden hatte, oder daß er unschlüssig war, Beppo zögerte zu gehorchen.

Nun schlug Gaetano seinen mit Schnee bedeckten Mantel zurück. Er war nackend unter dem Mantel, und an seiner Brust befand sich eine blutende Wunde, die er seinem Freunde mit dem Finger zeigte. Voll Verzweiflung verstand Beppo Alles, sprang aus seinem Bette und kleidete sich in der Eile an.

An dem Fuße des Bettes stehend, wartete das Gespenst regungslos.

Als Beppo bereit war, sagte er:

— Hier bin ich, was befehlst Du?

Ohne ihm zu antworten, gab ihm Gaetano einen Wink sich zu bewaffnen.

Beppo schnallte seinen Degen um, und steckte seine beiden Pistolen in den Gürtel.

— Ist es so recht? fragte Beppo.

Das Gespenst nickte mit dem Kopfe, und indem es seinen Freund anblickte, um zu sehen, ob er ihm folge, schritt es nach der Thüre zu, indem es traurig lächelte, wie um Beppo zu erimuthigen, keine Furcht vor ihm zu haben.

Auf diese Weise verließen sie das Wirthshaus, indem sich alle Thüren vor ihnen öffneten, oder vielmehr, indem das Gespenst überall, wo es durchkam, eine Oeffnung machte, welche zugleich für seinen Begleiter, diente, und die sich hinter ihnen wieder verschloß.

Nachdem sie ohngefähr eine Viertelstunde lang auf der Straße gegangen waren, schlug das Gespenst einen schmalen Fußpfad durch Gestrüpp und Steine ein, und Beppo mit dem Degen in der Hand, ging hinterdrein, er bemerkte voll Schrecken, daß die Schritte des Gespenstes sich nicht in den Schnee eindrückten, aber daß dagegen sein Blut eine lange Spur hinter ihm zurückließ. In der Hoffnung, daß sein Freund ihm antworten würde, richtete Beppo zwei bis drei Male einige liebevolle Worte an ihn; aber jedes Mal, wie als ob er gefürchtet hätte, daß der Klang dieser Worte die Anwesenheit eines lebendigen Wesens verrathen möchte, legte Gaetano seinen Finger auf seine Lippen, indem er Beppo aufforderte zu schweigen.

Uebrigens wurde die Anempfehlung bald unnöthig. In dem Maße, als man sich in das Gebirge vertiefte, näherte man sich dem Wasserfalle, und das Rauschen des herabfallenden Wassers war so groß, daß zwei Personen sich nicht hätten verstehen können, so laut und so nahe sie auch mit einander gesprochen hätten.

Aber Etwas überraschte Beppo vor Allem, nämlich, daß in dem Maße, als er sich in das Gebirge vertiefte, er die Gegend wieder erkannte, die er in seinem Traume gesehen hatte; endlich wurde diese Gegend durch den Anblick des neu aufgeworfenen Grabes vervollständigt, welches einen Fleck auf diesem unermeßlichen Schneemantel bildete, der die Erde bedeckte.

Beppo bedurfte keine Erklärung mehr. Das Gespenst Gaetanos hatte ihn an den Ort geführt, wo er begraben worden war; er kniete vor dem Grabhügel nieder, indem er für seinen Freund betete. Während dieser Zeit war das Gespenst stehen geblieben, und es schien Beppo, als ob es sich mit ihm durch das Gebet vereinigte.

Als er diese fromme Pflicht erfüllt, streckte Beppo seinen Degen über das Grab seines

Freundes aus, und schwor seinen Tod zu rächen; als er hierauf mit seinem Degen zwei Eichenzweige abgehauen hatte, befestigte er sie als Kreuz aneinander, und pflanzte dieses Kreuz auf das Grab.

Mit Hilfe dieser Blutspur und dieses Kreuzes konnte er nicht ermangeln, das Grab wieder zu erkennen und den Weg, der zu ihm führte.

Ohne Zweifel glaubte das Gespenst in diesem Augenblicke, daß Beppo Alles das gethan hätte, was er zu thun hatte, denn, indem es sich nicht um den gebahnten Weg kümmerte, schlug es einen andern durch die Felsen ein, indem es nachsah, ob Beppo ihm immer folgte.

Der junge Mann, der sich durch eine übernatürliche Kraft angetrieben fühlte, folgte dem Gespenste, um es über das zu befragen, was er thun müßte. Das Gespenst war verschwunden.

Einen Augenblick nachher hörte er ein Geräusch von Schritten und von Stimmen, welche aus der entgegengesetzten Richtung von der kamen, die er einschlug.

Beppo entfernte sich von dem Wege, und verbarg sich hinter einem Felsen. Dort wartete er, um zu wissen, wer die Personen wären, die sich in der Nacht an einen solchen Ort wagten.

In dem Maße, als diese Personen sich näherten, schien es ihm, eine weibliche Stimme zu hören.

Er irrte sich nicht. In Mitte einer Gruppe von fünf Personen, welche auf dem Fußpfade gingen, den er verlassen hatte, und die nach der Seite von Gaetanos Grabe zuschritten, befand sich ein Frauenzimmer.

Die andern Personen waren: eine Art von Träger, der eine Fackel trug, ein Mann, nach der Art der Gebirgsbewohner der Umgegend von Rom gekleidet, und zwei andere Männer, welche Diener zu sein schienen.

Das Frauenzimmer war ein junges Mädchen von kaum neunzehn bis zwanzig Jahren, ganz schwarz gekleidet; ihr Gesicht drückte eine außerordentliche Entschlossenheit aus; sie hielt eine Pistole in der Hand.

Die beiden Bedienten, welche zu ihrem Gefolge zu gehören schienen, waren jeder mit einer Büchse und zwei Pistolen bewaffnet.

Weder der Gebirgsbewohner, noch der Führer waren bewaffnet.

Einige Schritte weit von dem Orte angelangt, wo Beppo versteckt war, blieb die kleine Schaar stehen.

Das junge Frauenzimmer weigerte sich weiter zu gehen.

— Unglückseliger, sagte sie, indem sie sich an den Landmann wandte, welcher der kleinen Schaar zum Führer zu dienen schien, ich habe eingewilligt, Dir zu folgen, denn Du hast mir versprochen, mich an den Ort zu führen, wo mein Bruder wäre; wir gehen jetzt seit zwei Stunden, wo ist er?

— Haben Sie Geduld, Signora, antwortete der Mann, wir kommen an.

Und er blickte um sich, wie Jemand, der zu entfliehen sucht.

— Erwinnere Dich dessen, was ich Dir gesagt habe, begann das junge Mädchen wieder in einem entschlossenen Tone und indem sie ihre Pistole zu der Höhe der Brust dieses Mannes erhob, wenn Du zu entfliehen versuchst, so bist Du des Todes.

— O! ich habe durchaus keine Lust dazu, Signora. Und seine unruhigen Bewegungen strafte seine Worte Lügen.

— Wenn er einen Schritt zurückthut, — sagte das junge Mädchen, indem sie sich an die beiden Diener wandte, — so schießt ihn nieder.

— Aber wo sind sie denn? Wo sind sie denn? — murmelte der Mann voller Verzweiflung.

— Ja, Deine Genossen fehlen Dir, — sagte das junge Mädchen. — Höre, Du bist jetzt nicht des Todes, wenn Du zu fliehen versuchst, sondern wenn Du nicht antwortest. Du bist nach Rom gekommen. Du hast mir diesen Brief meines Bruders überbracht; er war Gefangener. Die Räuber hatten sein Lösegeld auf zwanzig Tausend Thaler festgesetzt: zehn Tausend sollten Dir übergeben werden, zehn Tausend sind Dir übergeben worden; zehn Tausend sollten binnen drei Tagen von einer Person überbracht werden, welche Deinen Kameraden keine Furcht einflößen könne, und dieser Person sollte mein Bruder lebendig und unversehrt übergeben werden. Diese Person bin ich, die zehn Tausend Thaler sind hier. Wo ist mein Bruder?

Bei diesen letzten Worten hatte Beppo Alles verstanden; er verließ sein Versteck, und ging gerade auf die Gruppe zu.

Das junge Mädchen glaubte an eine Ueberrumpelung, und ohne daß sie den geringsten Schrecken zu empfinden schien, machte sie eine drohende Bewegung gegen den Räuber.

Aber Beppo streckte die Hand aus.

— Sie sind Bettina Romanoli, die Schwester Gaetano Romanoli's, nicht wahr? sagte er.

— Ja, antwortete das junge Mädchen, indem sie ihn hierauf aufmerksam anblickte, sagte sie: und Sie sind Beppo von Scamozza.

— Ja, Fräulein, und ich komme von Bologna in der Hoffnung, zeitig genug zu kommen, um meinem Freunde Beistand zu leisten.

— Und ich von Rom mit dem Reste der Summe, welche die Räuber verlangten, die ihn entführt hatten. Dieser Mann, welcher ihnen den ersten Theil überbracht hatte, sollte mich in dem Wirthshause *zu dem Wasserfalle von Terni* erwarten, um den zweiten zu empfangen; teror ich ihm denselben aber übergab, habe ich verlangt, daß mein Bruder mir zurückgegeben würde. Nun hatte er mir angeboten mich dorthin zu führen, wo Gaetano mich erwartete; ich habe darein gewilligt, aber unter der Bedingung, mich von diesen beiden treuen Dienern begleiten zu lassen. Seit zwei Stunden wandern wir in dem Gebirge herum; endlich bin ich in der Ueberzeugung stehen geblieben, daß dieser Mensch uns verräth.

— Es ist gut; bewacht diesen Menschen sorgfältiger als jemals, sagte Beppo zu den beiden Dienern.

Indem er sich hierauf wieder an Bettina wandte, sagte er:

— Ich will Ihnen zum Führer dienen, vertrauen Sie Sich mir an?

— Sind Sie nicht der beste Freund meines Bruders? sagte Bettina, indem sie Beppo die Hand reichte.

— Gehen wir! sagte dieser.

Beppo schlug den Weg wieder ein, den er gekommen war, und führte Bettina an das frische Grab.

Indem er es ihr hierauf mit dem Finger wies, sagte er:

— Bettina, meine Schwester. Muth. das ist unser Bruder Gaetano.

Bettina stieß einen Schrei aus und sank auf die Knie.

Der Mann benutzte diesen Augenblick der Verwirrung, um einen Versuch zu machen zu

entfliehen; aber er war zu gut von den beiden Dienern bewacht, als daß dieser Versuch einige Aussicht des Gelingens gehabt hätte.

Beide erhoben zu gleicher Zeit ihre Pistolen und bedrohten ihn.

In diesem Augenblicke erbebt Beppo; er hatte den Schatten Gaetanos wieder erblickt.

Er stand zehn Schritte weit von den Gräbern und gab Beppo einen Wink ihm zu folgen.

Beppo verneigte sich zum Zeichen des Gehorsams.

Indem er sich dann an die beiden Diener wandte, sagte er:

— Bewacht diesen Menschen, ich komme augenblicklich zurück.

Und er folgte dem Gespenste, das sich in der Richtung des Wasserfalles entfernte.

Nach Verlauf von fünf Minuten gingen beide auf einem dem Wasserfalle so nahen Fußpfade, daß sie durch das Zurückspritzen des Wassers ganz durchnäßt waren.

Nach Verlauf von fünf andern Minuten hatten sie den Gipfel des Gebirgs erreicht, dort, wo der Fluß, welcher den Wasserfall bildet, rasch und lärmend in eine Art von Kanal von zwölf bis fünfzehn Fuß Breite eingeschlossen fließt.

Es ist unmöglich über diesen Strom zu schwimmen. Jeder, der es wagte, würde von dem Strome fortgerissen, wie ein Pfeil geschleudert und fünf Hundert Fuß hoch hinabgestürzt werden.

Er sonderte einen Theil des Berges ab, der von allen Seiten steil war, und zu dem man nur durch eine über den strömenden Abgrund geworfene Brücke gelangen konnte.

Das Gespenst blieb vor der Brücke stehen, Sie bestand aus drei Tannenbäumen. Es hatte der vereinigten Kraft von zwanzig Männern bedurft, um jede dieser Tannen auf die Höhe des Berges zu bringen und um sie über den Strom zu legen.

Beppo suchte in den Augen des Gespenstes zu lesen, in welcher Absicht es ihn dorthin geführt hätte.

Das Gespenst ließ Beppo auf den höchsten Gipfel des Berges steigen, und zeigte ihm von dort aus die dunkle Oeffnung einer Höhle, die sich fünf bis sechs Hundert Schritte weit auf der andern Seite des Stromes befand.

Von Zeit zu Zeit erleuchtete sich die Oeffnung dieser Höhle; dann drang Geschrei von Saufgelagen und schallendes Gelächter aus ihr, welche das Brausen des Wasserfalles übertönten.

In dieser Höhle hatten die Räuber, welche Gaetano umgebracht hatten, ein Obdach für die Nacht gesucht.

Beppo begriff nicht, welchen Zweck das Gespenst gehabt hatte, indem es ihn dorthin führte; denn aller Wahrscheinlichkeit nach wäre der Tag angebrochen, bevor er nach Terni zurückkehren, und eine genügende Schaar herbeiführen konnte, um die Räuber anzugreifen, und sie hätten sich anders wohin zurückgezogen.

Gaetano errieth, was in dem Herzen seines Freundes vorging, und schüttelte den Kopf.

— Sprich, bat Beppo, soll ich zu ihnen gehen und sie allein angreifen? auf Deinen Befehl werde ich ohne Zögern, ohne Furcht gehorchen.

Gaetano schüttelte nochmals den Kopf, ging von dem Gipfel hinab und schritt auf den Strom zu.

An der Brücke angelangt, gab er Beppo einen Wink, die Tannenbäume aufzuheben und sie in den Fluß zu werfen.

— Aber, sagte Beppo, es bedürfte zwanzig Männer meiner Stärke, um ein solches Werk

auszuführen; für einen einzigen Mann ist es unmöglich.

Das Gespenst machte ein Zeichen, welches sagen wollte: *Versuche*.

Beppo bückte sich; er hatte sich jener Worte des Evangeliums erinnert:

»Glaube, und mit dem Glauben wirst Du Berge versetzen.«

Er glaubte fest, bückte sich, ergriff einen der Tannenbäume bei seinem Ende, hob ihn auf, und ließ den Tannenbaum ohne mehr Schwierigkeit, als ein gewöhnlicher Balken geboten hätte, in den Fluß hinabfallen, der ihn wie einen Strohalm forttrug.

Er machte, es eben so mit dem zweiten, dann mit dem dritten.

Dann horchte er.

Und allmählig hörte er gleich drei Kanonenschüsse, welche das Brausen des Wasserfalles überschauten, das Geräusch von dem Sturze der drei Riesen.

Die Brücke war zerstört, die Räuber waren gefangen.

Vielleicht hörten auch sie in Mitte ihres Gelages diesen dumpfen und drohenden Lärm, aber ohne Zweifel hielten sie ihn für irgend eines jener zufälligen Getöse, welche während der Nacht das Echo der Berge erwecken.

Nun schlug Gaetano den Weg wieder ein, den er gekommen war, und der ihn nach dem Grabe zurückführte. Nach Verlauf von zehn Minuten sah Beppo, der hinter ihm ging, die Gruppe an demselben Orte wieder, wo er sie verlassen hatte.

Die Fackel des Trägers erleuchtete Bettina, welche immer noch betete, und die beiden Diener, welche den Räuber bewachten.

Beppo wandte sich nach der Seite des Gespenstes, um von ihm zu wissen, was er thun müßte; aber ohne Zweifel war das übernatürliche Werk vollbracht. Gaetano machte eine Geberde des Abschiedes und öffnete die Arme, Wie um seinen Freund zu rufen; Beppo stürzte sich in diese offenen Arme, aber das Gespenst entschlüpfte ihm wie ein Dunst, stieß einen Seufzer aus und verschwand.

Nun ging Beppo traurig wieder zu Bettina hinab.

— Fräulein, sagte er zu ihr, Sie wissen jetzt Alles, nicht wahr? lassen Sie uns wieder nach Terni gehen, und morgen werden wir die Leiche unseres unglücklichen Freundes ausgraben lassen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

— Aber, fragte das junge Mädchen, ist es genug für den Trost seiner Seele, daß sein Leib in geweihter Erde ruht, und werden wir nicht daran denken ihn zu rächen?

— Die Rache ist vollbracht, Fräulein, sagte Beppo.

Und er erzählte das, was er so eben gethan hatte.

— Aber das ist unmöglich, rief der Räuber aus, welcher diese Erzählung mit dem Schrecken eines Verurtheilten angehört hatte, es wären zwanzig Männer nöthig, um jeden dieser Tannenbäume aufzuheben, welche die Brücke bilden.

— Gott hat mir geholfen, antwortete Beppo einfacher Weise.

Und indem er den von der Blutspur, welche Gaetano auf dem Schnee zurückgelassen hatte, und die er allein sah, angedeuteten Weg wieder einschlug, führte er die kleine Schaar nach dem Wirthshause *zum Wasserfalle von Terni* zurück.

Dort gestand der den Händen der Gerechtigkeit übergebene Räuber, daß in dem Augenblicke seiner Rückkehr mit den ersten zehn Tausend Thalern sich ein Streit über die Vertheilung der

Summe unter den Räubern erhoben hätte. Nun hatte einer dieser Elenden, der sich weniger gut als die andern betheiligte fand, Gaetano erdolcht, um dem Hauptmanne den zweiten Theil der Summe zu rauben.

Nun hatte sich der Räuber, um diesen zweiten Theil nicht zu verlieren, erboten, das junge Mädchen bis an den Ort zu führen, an welchem sie, in der Meinung, ihren Bruder wieder zu finden, in einen Hinterhalt gefallen wäre, in dem sie ihr Leben und ihr Geld gelassen hätte. Aber Bettinas Muth, die drohende Haltung der beiden Diener, hatten den Gang des Dramas geändert. Indem er fühlte, daß der Tod die unmittelbare Vergeltung seines Verrathes sein würde, war der Räuber, statt zu seinen Kameraden in die Höhle zu gehen, einen Theil der Nacht herumgeirrt, indem er immer eine Gelegenheit zur Flucht zu finden hoffte.

Die Plötzliche Erscheinung Beppos hatte ihm diese letzte Hoffnung geraubt.

Am folgenden Tage fand die Ausgrabung Gaetanos in Gegenwart der Geistlichkeit von Terni und eines Theiles der bewaffneten Macht statt.

Die Leiche hatte in der Brust die weite und tiefe Wunde, welche das Gespenst Beppo gezeigt hatte.

Was die Räuber anbelangt, so versuchte man nicht einmal, sich ihrer zu bemächtigen, da man wußte, daß sie keinen andern Ausgang hätten, als die Brücke von Tannenbäumen, und daß diese Brücke zerstört wäre. Die Erde war mit Schnee bedeckt, und bot ihnen keine Hilfe; sie starben vor Hunger.

Die Leichen von drei von ihnen, welche versucht hatten über den Strom zu schwimmen, wurden auf den Felsen des Wasserfalles zerschmettert wiedergefunden.

Was die Leiche Gaetanos anbetrifft, so wurde sie von Bettina, von Beppo, und von den beiden treuen Dienern begleitet, nach Rom zurückgeführt.

Ein Jahr nachher wurde Beppo dem Wunsche Gaetanos gemäß der Gatte Bettinas.

V.

Die Freiherren der Vierra Mirena.

Am 3. November 1846 kam ich gegen vier Uhr Abends mit meinem Sohne und meinen lieben und guten Reisegefährten Maquet, Boulanger, Giraud und Desbarolles nach Cordova.

Es war nach dreitägiger Reise auf Maulthieren, nach einem Tage so drückender Hitze, daß das Pferd Alexanders, das unter ihm gefallen war, nicht wieder hatte aufstehen können und auf der Stelle todt blieb.

Wir fürchteten die Verzögerung der, wie man uns gesagt hatte, sehr strengen Douane von Cordova; als aber die Spanischen Herren Douaniers, welche sehr belesene Leute sind, meinen Namen auf meinen Koffern gelesen, matten sie mich gefragt, ob ich der Verfasser der Mousquetair und des Monte Christo wäre, und auf meine bejahende Antwort haben sie erklärt, daß sie sich auf mein Wort verließen, keinen Gegenstand der Contrebande bei mir zu führen.

Demzufolge haben sie mich artig begrüßt, und wir setzten unsern Weg nach dem Posthause fort.

Es versteht sich von selbst, daß Cordova, wie alle Städte, die man zwanzig Jahre in der Einbildung gesehen hat, und die man endlich eines Tages in der Wirklichkeit sieht, keinen Augenblick lang dem Begriffe entspricht, den man sich von ihr gemacht hat. Die Entzauberung hatte von dem Augenblicke angefangen, wo wir sie erblickt hatten, hatte sich in den Straßen fortgesetzt und uns bis nach dem Wirthshause begleitet.

Das war unsere Schuld. Warum hatten sich unter uns die Einen vorgestellt, eine Römische Stadt zu sehen, die Andern eine Arabische Stadt, Andere endlich eine Gothische Stadt? Da wir uns in Spanien befanden, so hätten wir uns einbilden müssen, eine Spanische Stadt zu sehen, und Niemand wäre betrogen worden.

O! eine echt Spanische, von ihrem spitzigen Pflaster an, bis zu ihren Dächern ohne Schornsteine, mit ihren vergitterten Ballons und ihren grünen Jalousien. Beaus marchais hatte Cordova errathen, als er seinen *Barbier von Sevilla* schrieb.

Was mich aber in dem Maße, als ich mich der ehemaligen Hauptstadt des Arabischen Königreiches näherte, überrascht hatte, war nicht ihre christliche Kathedrale, war nicht ihre maurische Moschee, waren nicht ihre drei bis vier Palmen, welche ihre grünen Fächer schaukeln, es war die prachtvolle Linie, welche hinter der Stadt die Gebirgskette der Sierra Morena beschreibt, auf welcher die Stadt weiß auf einem Hintergrunde von Indigo hervortritt.

Diese Berge waren der Gegenstand meines Strebens:

Seitdem wir Spanien betreten hatten, versprach man uns Hirsche, Eber und Räuber.

In Villa-Major hatten wir Räuber zu sehen geglaubt, aber wir halten weder Hirsche noch Eber gesehen.

Wenn wir die Gelegenheit verloren, welche uns die schwarzen Berge boten, diese drei Dinge vereinigt zu sehen, so ist es augenscheinlich, daß wir sie niemals wiederfinden würden.

Ich war daher nur mit einer Sache beschäftigt, nämlich, während meine Reisegefährten Besuche in der Stadt vorbereiteten, einen Ausflug in das Gebirge vorzubereiten.

Die Besuche in der Stadt hatten sich von selbst vorbereitet. Man wußte meine Anwesenheit in Spanien, man dachte sich wohl, daß ich Spanien nicht verlassen würde, ohne Cordova zu besuchen; nun aber war Alles, was es an gebildeten jungen Leuten in Cordova gab, an Edelleuten oder an Banquiers, welche Frankreich besucht hatten, Alles das war nach dem Wirthshause geeilt, um uns ihre Dienste anzubieten, Dienste, welche wir mit derselben Herzlichkeit angenommen hatten, als sie angeboten waren.

Die Straßen, die Kirchen, die Museen, die Paläste, die Privathäuser erwarteten uns also, jede Thüre versprach bei unserem ersten Anblicke ihre beiden Flügel zu öffnen. Aber die Sierra Morena, die keine Thüren hat, die Sierra Morena war uns ohne Barmherzigkeit verschlossen.

Ich hatte wohl, als diese Herren, welche alle Jäger waren, meine Gewehre untersucht, von einer Jagd in dem Gebirge gesprochen; aber ich hatte auf allen Gesichtern sich so viele verschiedene Ausdrücke schildern sehen, welche alle bedeuteten: eine Jagd in der Sierra Morena! . . . ah! ja doch! . . . unmöglich! . . . eine Jagd! . . . sind Sie von Sinnen! . . . daß ich, ohne den Antrag zurückzunehmen, nicht weiter darauf bestanden hatte.

Aber mir fiel eine Erinnerung wieder ein, und trieb mich, wie Satan, zum Stolze. Einer meiner Freunde hatte auf einer Reise bei den Drusen auf seinem Wege ein von dem Winde der Gebirge aufgewehtes Feuilleton des Journal des Debats gefunden, das von mir unterzeichnet war und den Titel führte: *Das Schloß von If*. Ich war also in Acre, in Damaskus, in Balbeck bekannt, da man dort meine Feuilletons las. Ich war in Cordova bekannt, da die Douaniers meine Koffer durchließen, ohne sie zu öffnen. Warum sollte ich nicht in der Sierra Morena bekannt sein?

Und wenn ich in der Sierra Morena bekannt war, warum sollte mir dort nicht das begegnen, was Ariost mit den Räubern des Herzogs Alphons begegnet war?

Das war zu versuchen, und besonders war es sehr verführerisch.

Während meine Freunde die Stadt besuchten, ließ ich meinen Wirth heraufkommen, und nachdem ich ihn eingeladen hatte, sich mir gegenüber zu setzen und wohl zu überlegen, bevor er mir antwortete, wie es sich für einen ernsten und verständigen Spanier geziemte, fragte ich ihn:

— Gibt es ein Mittel, sich mit den Herren Freiherren der Sierra Morena in Verbindung zu setzen?

Mein Wirth blickte mich an.

— Sind Sie an sie empfohlen? fragte er.

— Nein.

— Den Teufel! Dann wird es schwer sein.

— Demnach also gibt es kein Mittel, sich mit ihnen in Verbindung zu sehen?

— Doch; es ist alles möglich. Was wünschen Sie?

— Ihnen einen Brief zukommen zu lassen.

— Ich übernehme es, den Besorger zu finden.

— Er wird die Antwort zurückbringen?

— Getreulich.

— Und wenn diese Herren der Sierra ihr Wort verpfänden, werden sie es halten?

— Ich glaube nicht, daß es ein Beispiel gibt, wo sie es gebrochen haben.

— Dann wird man je nach ihrer Antwort handeln können?

— Mit vollem Vertrauen.

— Geben Sie mir Papier, eine Feder und Tinte, und holen Sie mir den Boten.

Mein Wirth brachte die verlangten Gegenstände, und ich schrieb:

An die Herren Freiherren der Sierra
Morena.

»Ein Bewunderer des unsterblichen Cervantes, der unglücklicher Weise nicht den Don Quichotte geschrieben hat, der aber sehr gern den besten seiner Romane dafür geben würde, ihn geschrieben zu haben, indem er zu wissen wünscht, ob das Spanien von 1846 immer noch das von 1580 ist, bittet die Herren Freiherren der Sierra Morena, ihm sagen zu lassen, ob er für dm Fall unter ihnen willkommen sein würde, wo er es wagte, sie um Gastfreundschaft und um die Erlaubniß zu bitten, mit ihnen eine Jagd in dem Gebirge zu machen.

Er hat fünf Reisegefährten, welche seinen Wunsch theilen, die Sierra zu besuchen; aber je nach der Antwort, welche er erwartet, wird er allein oder in Begleitung kommen.

Er empfiehlt sich den Herren Freiherren der Sierra Morena mit aller Hochachtung.«

Und ich unterzeichnete.

Eine Viertelstunde, nachdem der Brief versiegelt war, trat mein Wirth mit einer Art von Hirten ein.

— Hier ist Ihr Mann, sagte er zu mir.

— Wie viel verlangt er?

— Was Ihnen gefällig ist.

— Wann wird er zurückkehren?

— Sobald er kann.

Ich gab ihm zwei Doueros und den Brief.

— Ist es so recht? fragte ich meinen Wirth.

Mein Wirth befragte ihn.

— Ja, sagte er, er ist zufrieden.

— Nun denn! bei seiner Rückkehr, und wenn er mir einen Brief mitbringt, soll er noch zwei Doueros erhalten.

Der Bote machte ein Zeichen, daß das sehr schön wäre; er hatte verstanden.

Hierauf fügte er einige Worte in einer so undeutlichen Volkssprache hinzu, daß es mir unmöglich war, sie zu verstehen.

— Er fragt, ob er für den Fall, daß er in der Nacht zurückkehren sollte, sagte der Wirth zu mir, dm Tag abwarten oder Sie wecken soll.

— Er soll mich wecken, zu welcher Stunde es auch sein möge.

— Ganz wohl.

Beide entfernten sich.

Meine Freunde kamen wieder nach Haus; ich sagte ihnen kein Wort von dem, was vorgefallen war; ich wartete.

Während der Nacht des folgenden Tages hörte ich gegen ein Uhr an die Thüre klopfen.

Ich machte auf.

Es war mein Wirth und mein Bote. Dieser Letztere hielt einen Brief in der Hand.

Ich nahm rasch den Brief und brach ihn auf.

Das Geräusch hatte meine Reisegefährten geweckt. Wir sechs bewohnten drei in einander gehende Zimmer. Ich sah daher die Einen auf ihren Ellbogen aufgerichtet, die Andern streckten ihre Köpfe durch die Oeffnungen der Thüren, Alle befrugen mich mit den Augen.

— Meine Herren, sagte ich, indem ich mich umwandte, Sie sind zu einer großen Jagd in der Sierra Morena eingeladen.

— Von wem?

— Ei, bei Gott! von denen, welche sie bewohnen.

— Wie! von den. . .

— Still, äußerte Alexander, nennen wir die Dinge und besonders die Menschen nicht bei ihren Namen; das ist gut für Herrn Boileau.

— Unmöglich! äußerten im Chor die fünf andern Stimmen.

— Dam! hier ist der Brief.,

»Herr Alexander Dumas kann von neun Personen begleitet kommen; er wird am 7. dieses Monats zwischen fünf bis sechs Uhr Morgens an dem Brunnen des mit Zinnen versehenen Hauses erwartet werden.

Wir werden ihn so gut empfangen, als wir es vermögen, und wir werden ihm eine Jagd so schön als möglich machen lassen.

Es ist unnöthig, daß er sich um Treiber und um Hunde bekümmert.

Aus der Sierra, den 5. November 1846.

Für mich und meine Kameraden,

Der Torero.«

— Was sagen Sie dazu?

— **Hurra por los ladrones** der Sierra Morena! rief die ganze Schaar aus.

— Ja, da wir aber, um zur bestimmten Stunde an dem bezeichneten Sammelplatze zu sein, morgen früh um zwei Uhr aufbrechen müssen, so laßt uns schlafen.

Und ich gab dem Bote noch zwei andere Doueros, der sich verpflichtete, im Laufe des folgenden Tages zurückzukehren, um zu sehen, ob wir einen Führer nöthig hätten.

Am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages ließ ich unsere Freunde von Cordova benachrichtigen, daß ich ihnen Nachrichten von der größten Wichtigkeit mitzutheilen hätte. Sie eilten herbei.

— Es waren zwei junge Leute von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, von denen sich der eine Paroldo, und der andere Hernandes von Cordoa nannte.

Der erste war der Sohn eines reichen Banquiers der Stadt; der Andere war ein Edelmann, der von seinen Renten lebte, die man auf Hundert Tausend Realen jährlich schätzte.

Der dritte war ein Mann von fünf und dreißig bis sechs und dreißig Jahren, ein Bürger der Stadt, ein guter und lustiger Lebemann, immer fröhlich, immer zu Allem bereit, vorausgesetzt, daß von Frauen, von Tischfreuden oder der Jagd die Rede war.

Er nannte sich Ravès.

Als sie alle drei versammelt waren, erzählte ich ihnen den Schritt, den ich bei den Herren der Sierra gethan hatte, und theilte ihnen die Antwort mit, welche ich erhalten hatte.

Nachdem sie gelesen, sahen sie sich einander an.

— Nun denn! sagte Paroldo, was sagen Sie dazu, Hernandes?

— Und Sie, Ravès?

— Ich sage, daß das herrlich ist.

— Die Verabredung ist für morgen früh? fragte Paroldo.

— Für morgen früh, wie Sie sehen!

— Wohlan! bereiten wir Alles für morgen früh vor.

— Sie sehen keine Schwierigkeit in diesem Unternehmen?

— Als Gefahr?

— Ja.

— Keine.

— Ich wünschte nämlich nicht, daß eine Laune von mir Sie zu einem zu gewagten Unternehmen fortrisse.

— O! von dem Augenblicke an, wo ein Versprechen von Seiten dieser Herren vorliegt, werden Sie in Ihrer Mitte eben so sicher sein, als Sie es hier in dem Gasthause zur Post, und wir in unseren Familien sind.

— Habe ich nöthig, meinen Boten mitzunehmen?

— Wozu?

— Uns zum Führer zu dienen.

— O! unnöthig, wir kennen Alle den Weg, nur haben Sie das Recht, neun Personen mitzunehmen, nicht wahr? Sie haben Ihren Sohn und vier Reisegefährten, uns drei, das macht acht, es bleibt noch eine Person einzuladen; haben Sie an irgend Jemand gedacht?

— An Niemand; wie Sie wohl wissen, kenne ich nur Sie drei in Cordova.

— Wohlan! wir werden einen unserer Freunde einladen, der ein wenig Schmuggler ist, Sie werden sehen, daß er uns nicht nutzlos sein wird.

— Laden Sie ein. . . Jetzt müssen wir uns um Pferde und Maulthiere, um Esel und Lebensmittel kümmern.

— Sie werden erlauben, daß alle diese Gegenstände unsere Sache sind?

— Unter einer Bedingung.

— Ohne Bedingung.

— Es sei. Ich bin bei Ihnen; machen Sie es, wie Sie wollen.

— Heute Nacht, um zwei Uhr Morgens, werden die Pferde vor der Thür des Wirthshauses sein.

— Bravo!

Wir trennten uns. Zwei Stunden nachher wußte die ganze Stadt das Unternehmen, welches wir vorhatten.

Mein Bote kehrte zurück, um mich zu fragen, ob ich ihn als Führer zu verwenden gedächte; ich dankte ihm, und schenkte ihm einen dritten Douero.

Hierauf rief ich meinen armen Paul.

Die, welche meine Reise in Spanien oder meine Reise in Afrika gelesen haben, kennen Paul. Für die, welche weder das eine noch das andere der beiden Werke gelesen haben, will ich in wenigen Worten das sagen, was Paul war.

Er war ein schöner junger Araber aus dem Sennar, der als kleines Kind die Ufer des Flusses

Rahab verlassen hatte, um nach Europa zu kommen; er war zwanzig bis zwei und zwanzig Jahre alt, und sollte mit drei und zwanzig Jahren bei mir sterben.

Armer Paul, als ich aus ihm eine der komischsten Personen meiner Reise in Spanien und in Afrika machte, ahnete ich nicht, daß ich ihn zu betrauern haben würde, bevor meine Feder das letzte Wort dieser Reise geschrieben hätte.

Paul war geboren, um der Intendant eines guten Hauses zu werden. Er war von Haus aus eine ausgezeichnete Person. Unter den andern Dienern hatte er das Ansehen eines Negerfürsten, der aus seinen Staaten entführt und zur Gefangenschaft gezwungen war.

Er hatte wohl einige kleine Fehler, welche seinen erhabenen Eigenschaften schadeten; aber ich habe nicht mehr den Muth, von diesen Fehlern zu sprechen. Außerdem haben die, welche Paul kennen zu lernen wünschen, wie als ob sie ihn gesehen hätten, nur die fünf Bände unter dem Titel *Von Paris nach Cadix* zu lesen.

Ich ließ also Paul kommen und sagte zu ihm

— Paul, wir sind für morgen von dem Herrn Räubern der Sierra Morena zu einer Jagdparthie eingeladen. Wir werden zwei bis drei Tage bei ihnen bleiben. Mache alles das zurecht, was zu diesem Ausfluge nöthig ist.

Paul verwunderte sich niemals, er verwunderte sich daher auch nicht, nur fragte er:

— Werde ich Silbergeschirr mitnehmen müssen?

Ich reiste mit einer kleinen Kiste Silbergeschirr von zwölf Couverten.

— Ei ohne Zweifel, mein Lieber. Es ist ein Versuch, den ich anstelle.

— Dann nimmt der Herr während dieser drei Tage das Silbergeschirr auf seine Rechnung, und entbindet mich meiner Verantwortlichkeit?

— Ja, Paul, sei unbesorgt.

— Es ist gut, der Herr kann ruhig sein, um zwei Uhr Morgens wird Alles bereit sein.

Auf diese Versicherung hin legte ich mich um zehn Uhr Abends zu Bett.

VI.

Wunderbare Geschichte Don Bernardos von Zuniga.

Um zwei Uhr Morgens wurde ich durch einen Lärm geweckt, wie ich selten einen gleichen gehört habe.

Man hätte glauben können, daß ein Regiment Cavalerie in dem Patio mit den Hufen stampfte.

Es war in der That etwas, das ihm sehr glich. Es waren ohngefähr fünfzehn Esel, Pferde und Maulthiere, begleitet von ihren Arrieros. (Treibern.)

Ich habe niemals ein pittoreskeres Schauspiel gesehen, als das, welches der Hof des Wirthshauses bot, als wir hinabgingen.

Es war einer jener großen viereckigen Höfe mit Säulenhallen, die ein Wetterdach bildeten und sich an den vier Seilen des Gebäudes erstreckten.

Die Mitte war mit einem ungeheuren, wie eine Eiche dicken Orangenbaume ausgefüllt.

Unter diesem von einem Dutzend Fackeln, welche die Arrieros trugen, erleuchteten Wetterdache stampften unsere Esel und unsere Maulthiere.

Die Flamme dieser Fackeln spiegelten sich auf allen lichtvollen Punkten des Geschirres der Thiere und des Kostümes der Männer, und verlor sich dann in dem dichten dunkeln Laube des Orangenbaumes, in dessen Mitte seine goldenen Früchte glänzten.

Zwei Maulthiere waren mit Lebensmitteln beladen; ein drittes trug einiges Gepäck, und auf dieses dritte hatte sich Paul im arabischen Kostüme bereits gesetzt.

Zwei andalusische Pferde, das eine weiß, das andere isabellfarbig, mit ihren Reitern im Kostüme als Mayo, das Gewehr auf dem Kreuze des Pferdes, den Dolch in den Gürtel gesteckt, erwarteten uns.

Das waren Hernandes und Ravès.

Paroldo war hinaufgekommen, um uns zu benachrichtigen, und ertheilte seine Befehle wie ein commandirender General.

In Mitte dieser ganzen Karawane fiel mir ein weißer Esel mit einem Sattel von rothem Sammet, groß, stolz und ungeduldig wie ein Pferd, durch seine prachtvolle Haltung ins Auge, und ließ mich jenes beständige Lob begreifen, das Sancho Pansa von seinem Thiere macht, und das mir bis dahin übertrieben geschienen hatte.

Sobald ich erschien, stiegen Ravès und Hernandes ab, und boten mir mit der Miene und mit der Artigkeit, welche nur den Spaniern angehört, ihre Pferde an; aber Paroldo war ihnen zuvorgekommen, der merkwürdige weiße Esel war für mich bestimmt.

Die Karawane machte sich auf den Weg. Ich habe nichts Wunderlicheres gesehen, als diese Schlange, welche sich in der Nacht durch die Straßen von Cordova wand, und stückweise erleuchtet wurde, wenn irgend eine Oeffnung zufälliger Weise den Mond bis zu ihr dringen ließ.

Die beiden Pferde gingen voraus, dann kam der weiße Esel, der sich alle Mühe gab, den ersten Rang einzunehmen. Hinter dem weißen Esel erstreckten sich in der launigen Unabhängigkeit ihres Ganges ohngefähr zehn gemeine Esel ohne Sättel, ohne Zäume, ohne Halfter, mit einer

einfachen, auf den Rücken gelegten und unter dem Bauche zugeschnallten Decke; von Steigbügeln war eben so wenig die Rede, als von Halftern, von Zäumen und von Sätteln. Endlich kamen zwei bis drei mit unseren Lebensmitteln und Gepäck beladene Maulthiere und bildeten die Nachhut.

Eine Viertelstunde weit von der Stadt holte uns der junge Mann ein, den Ravès, Paroldo und Hernandes einzuladen übernommen hatten. Er ritt einen Schecken, und trug das Kostüm der Manchegos, das heißt eine Jacke, ein Beinkleid und Mütze von Ziegenfell, dessen Haare nach außen gewendet waren. Dieses Kostüm verlieh ihm ein wildes Aussehen, das zu dem Pittoresken beitrug, welches unsere Karawane bereits hatte.

Der Boden, welcher Cordova von dem Fuße der Gebirge trennt, schien mir, so viel ich bei dem Mondscheine darüber urtheilen konnte, wie eine unermeßliche Platte von rothem Marmor geadert; überall durchfurchten von der Hitze verursachte Sprünge den Boden, und der Weg machte durch die Ebene alle die Umwege, welche ihm diese Launen des Bodens auferlegten.

Mit jedem Augenblicke Hirten wir das Geräusch eines fallenden Körpers, eines Gewehres, das im Fallen erklang. Wir wandten uns um, und erblickten einen Esel ohne Reiter, der grasete oder eine Distel verspeiste; dann in der Dunkelheit eine anfangs gestaltlose Masse, die sich bald ausstreckte, sich aufrichtete, das Ansehen eines Menschen wieder annahm und sich wieder auf den gefälligen Esel setzte, der seinen Reiter nur unter der in seinem Geiste fest beschlossenen Bedingung annahm, sich seiner bei der ersten Gelegenheit wieder zu entledigen.

Als wir an die ersten Anhöhen der Sierra gelangten, war es ohngefähr vier Uhr, der Mond verbreitete ein Licht, das hell genug war, um bei ihm einen Brief lesen zu können. Kein Geräusch ließ sich hören. Das Gebirge schien mit einem andächtigen Schweigen zu uns zu kommen; von Zeit zu Zeit sah man an den letzten Gränzen der Ebene unter einem Silberscheine irgend ein Landhaus erbleichen, das mit einem Walde von Orangenbäumen umgeben war, deren Wohlgerüche man mit diesem achten Morgenwinde untermischt roch, der eine Stunde vor Sonnenaufgange über die Erde streift, und welcher der letzte Seufzer der Nacht zu sein scheint.

In dem Maße, als wir nach dem Gebirge gelangten, schien das weiße Ende des Weges, den wir ritten, sich in einem dunklen Gange zu verlieren, der ziemlich gut den Rachen eines niedergekauerten Ungeheuers vorstellte, das damit beschäftigt war, eine Schlange zu verschlingen.

Dieser Rachen war die Fortsetzung des Weges, der aus einer Straße ein Fußpfad wurde, und an dessen beiden Seiten sich eine Art von Makis, von Meerkirschenbäumen und von grünen Eichen erhob, deren Zweige, indem sie sich an ihren oberen Enden vereinigten, diesen dunkeln Rachen bildeten, der sich anschickte, uns zu verschlingen.

Wir betraten denselben, indem wir instinctmäßig fühlten, daß wir die civilisirte Erde verließen, um die uncivilisirte zu betreten, und daß wir jenseits dieser überschrittenen Gränze keinen andern Beschützer mehr zu erwarten hätten, als uns selbst. Die Stärke ersetzte das Recht.

Nach Verlauf von ohngefähr fünfzig, auf diesem unebenen Abhänge zurückgelegten Schritten überraschte uns ein seltsamer Umstand; der Weg war nämlich mit Kreuzen eingefast, welche Inschriften trugen. Auf das erste, auf das zweite dieser Kreuze achteten wir nicht; aber bei dem dritten, bei dem vierten und bei dem fünften frugen wir, was sie bedeuteten.

Unsere vier Freunde von Cordova begannen über unsere Einfalt zu lachen.

— Steigen Sie ab und lesen Sie, sagte Paroldo zu mir.

Ich war im Begriffe abzusteigen, aber ich bemerkte, daß ich mir eine unnöthige Mühe nähme, da eines dieser an einen Baumstamm genagelten Kreuze sich gerade in meinem Bereiche befand; es befand sich ein Zweig geweihten Buchsbaumes über ihm, und man las auf dem Querbalken folgende Inschrift:

En esto sitio fu asacinado el conde Roderigo de Torrejas, anno 1845.

Was bedeutete:

»An diesem Orte wurde der Graf Roderigo von Torrejas im Jahre 1845 ermordet.«

Zehn Schritte weit von da befand sich eine zweite Inschrift, nur war sie auf der andern Seite des Fußpfades angenagelt.

Diese zweite Inschrift war noch weit bündiger, als die erste. Sie bot folgende einzigen Worte:

Aqui fu asacinado su hijo, Hernandes Torrejas.

»Hier wurde sein Sohn, Hernandes von Torrejas ermordet.«

Es befanden sich ohngefähr zehn Schritte zwischen diesen beiden Inschriften.

Welches schreckliche Drama mußte sich auf diesem kleinen Raume zugetragen haben, während der Sohn seinen Vater umbringen, während der Vater seinen Sohn umbringen sah!

Ich ließ unseren Gefährten die Inschrift lesen.

— Meine Herren, sagte ich, es ist noch Zeit nach Cordova zurückzukehren.

Das Wort: *Vorwärts!* war die einzige Antwort der Karawane, welche ihren Weg fortsetzte.

Nur zählten wir auf diesem Wege in der Strecke einer Viertelmeile achtzehn Kreuze.

Der Weg wurde weit steiler und in dem Maße, als wir ihn erklimmen, schienen wir dem Lichte zuzuschreiten; der sechs bis acht Fuß breite Weg lehnte sich zur Linken an das Gebirge der Sierra, und zur Rechten öffnete sich ein Abgrund, der mit jeder Minute tiefer wurde. Auf der Tiefe dieses Abgrundes war es noch finstere Nacht, während die Ebene, die sich vor uns ausdehnte, hellere Farben anzunehmen begann.

Im Hintergrunde zeigte sich Cordova, immer im weißen Lichte und mit blauen Schatten mit seinem Guadalquivir, welcher, indem er die Morgenröthe zurückwarf, ein Flammenstrom zu sein schien.

Endlich verloren sich an dem entferntesten Horizonte die Gebirge, über welche wir gekommen waren, um von Granada nach Cordova zu gehen, in einem violetten und durchsichtigen Scheine.

So lange, als unser Blick diese wundervolle Ebene übersehen konnte, machte er sich keinen Augenblick davon los. Unsere Maler stießen Ausrufe der Bewunderung und des Bedauerns aus, denn sie fühlten wohl, daß niemals ein Pinsel das erhabene Bild nachahmen würde, das die Sierra vor unsern Augen entfaltetete.

Endlich erreichten wir den Gipfel eines der ersten Absätze, und indem wir uns plötzlich zur Linken wandten, ließen wir dieses ganze wundervolle Panorama hinter uns,

Zehn Minuten nachher war es durch einen Vorhang von Bäumen verschleiert, und wir sollten es nur bei unserer Rückkehr wiederfinden.

Auf dieser ersten Hochebene angelangt, gingen wir einige Zeit lang auf ebenem Boden, dann begannen wir von Neuem eine zweite Anhöhe zu ersteigen. Nach Verlauf von ohngefähr drei Viertel Stunden war dieser zweite Absatz erstiegen, und wir ritten unter einer Art von Wald hinab, in den die ersten Strahlen der Sonne zu dringen begannen.

Wir verwandten eine andere halbe Stunde darauf durch diesen Wald zu gehen, dessen Bäume

bald lichter wurden, und wir erblickten bald durch die Lichtungen eine hell erleuchtete Ebene.

In Mitte der Ebene erhob sich eine Quelle, deren Ziemlich reichliche Welle sich in ein großes steinernes Becken ergoß; um die Quelle herum standen und erwarteten uns ohngefähr dreißig Männer und ohngefähr vierzig Hunde.

Als sie uns erblickten, nahmen die Männer ihre Hüte ab und die Hunde heulten.

Zur Rechten, indem es den Weg überragte, wo Männer und Thiere standen, erhob sich ein mit Zinnen versehenes Haus; dieses Haus hatte der Quelle ihren Namen gegeben.

Diese Quelle war der Ort der Zusammenkunft; diese Männer waren unsere Wirthe, die Freiherren der Sierra Morena.

Wir setzten unsere Thiere in Trab, dann hielten wir nach einigen Minuten an und stiegen ab.

Da ich das Unternehmen eingeleitet hatte, so machte man aus mir die Hauptperson und ließ mich vorausgehen.

Auf der Hälfte des Weges begegnete ich einem Manne von vierzig bis zwei und vierzig Jahren, ein wahrhaft spanisches Gesicht mit schwarzem Barte, schwarzen Augen, verbrannter Haut, kurzen und wolligen Haaren, weißen Zähnen, offenen Zügen.

Das war der Torero.

Wir gaben uns die Hand, wechselten einige Worte aus, indem wir uns dabei gegenseitig die Artigkeit erwiesen, daß wir uns zu verstehen schienen. Hierauf vermischten sich alle Gruppen, und wir bildeten nur noch eine dichte Masse.

Das Frühstück erwartete uns. Es bestand aus geräucherten Hirschziemern, aus wilden Schweineschinken, aus Malaga, Alicante und Xeres.

Wir ließen gleichfalls unsere Lebensmittel abladen. Wir brachten das mit, was man sich in dem Gebirge nicht verschaffen kann, nämlich Pasteten, Schinken von Granada, Truthähne, Hühner, Oliven, volle Schläuche eines Landweines von Montilla, der unserem Gravesweine ähnlich ist.

Man legte Alles auf den Boden.

Ich gab Paul einen Wink.

Paul verstand; er machte die Kiste des Silbergeschirres auf, und warf einige Hände voll Messer und silberne Gabeln auf die Mäntel, welche zu Tischtüchern dienten.

Hierauf stellte er die leere Kiste mitten unter die Tischgenossen.

Der Torero blickte seine Kameraden mit einer Miene an, welche bedeutete: — Nun denn! was sagt Ihr dazu?

Unsere Wirthe antworteten durch ein Zeichen der Zufriedenheit.

Jeder von ihnen nahm mit den Fingerspitzen ein Messer oder eine Gabel, und man begann vorzuschneiden.

Von diesem Augenblicke an war die Bekanntschaft vollständig gemacht, und unsere Wirthe wurden für uns und wir für sie gewöhnliche Jagdgefährten.

Auch die Hunde schienen uns von diesem Augenblicke an nicht mehr als Fremde, sondern als einen Zuwachs von Herren angenommen zu haben. Das war keine zu verschmähende Friedensstiftung, diese halb wilden Hunde, welche halb Fuchs und halb Wolf waren, hatten ein schreckliches Aussehen.

Einige Brode wurden in einem berechneten Maße mäßiger Weise unter sie vertheilt, um ihnen

die Kraft zu erhalten, ohne ihnen den Hunger zu nehmen. Die Jagd Hunde jagen für sich, und damit sie gut jagen, darf man sie immer nur halb sättigen.

Jeder halte Eile die Jagd zu beginnen. Nach einer halben Stunde, welche, wie ich gestehen muß, von Jedermann thätig angewandt wurde, gaben daher auch unsere Wirthe selbst das Signal zum Aufbruche, indem sie die Messer und die Gabeln an einer Quelle wuschen, und sie wieder in das Besteck legten.

Es kam daher, weil die Sonne in der That am Horizonte aufzusteigen begann, und wir benachrichtigt waren, daß wir noch eine Stunde zurückzulegen hätten, bevor wir an das erste Treibjagen gelangten.

— Nun denn? fragte ich Paul.

— Was, mein Herr?

— Das Silbergeschirr.'

— Es fehlt Nichts daran.

— Dann auf den Weg!

Und indem ich meinen merkwürdigen Esel wieder bestieg, setzte ich mich wieder an die Spitze der Schaar, und wir vertieften uns noch weiter in das Gebirge.

Nach Verlauf eines halbstündigen Marsches überließ man die Pferde, die Esel und die Maulthiere der Aufsicht der Maulthiertreiber, und setzte den Weg zu Fuß fort.

Der Torero hatte sich meiner bemächtigt, er übernahm es, mich wie meinen Sohn anzustellen; das hieß uns zu sagen, daß er uns, zum Mindesten nach seiner Weisung, die besten Orte vorbehielte.

An den Ort gelangt, den er für mich bestimmte, blieb ich stehen, und machte meine Büchse zurecht; es war eine vortreffliche Doppelbüchse, welche einen Hirschfänger als Bajonet hatte, und die mit Spitzkugeln geladen wurde.

Der Torero bat mich, sie in seiner Gegenwart zu laden, damit er den Mechanismus davon sähe; sie wurde durch die Schwanzschraube geladen. Es war das erste Mal, daß ein solches Gewehr seine Neugierde erweckte.

Er untersuchte es mit der größten Aufmerksamkeit, und gab es mir zurück; hierauf begann er ohne Bedauern, ohne Neid sein einläufiges Gewehr mit Papierpfropfen zu laden, die er von einem kleinen geschriebenen Hefte riß.

Worauf er, nachdem er mir Schweigen anempfohlen hatte, meinen Sohn fortführte.

Allein geblieben, betrachtete ich die Landschaft. Wir umgaben einen hohen Berg, der einer Pyramide glich und ganz mit Mastir- und mit Meerkirschenbäumen von sechs bis acht Fuß Höhe bewachsen war. Von Stelle zu Stelle erschienen gleich ungeheuren Warzen in Mitte des dunkeln Grün des Gehölzes runde Sandsteinfelsen; unter meinen Füßen befand sich ein kleines rundes Thal, welches dm Fuß des Berges zeigte und sich wieder erhob, indem es sich um ihn herum gleich den Rändern eines Hutes erweiterte. Dieser ganze, etwas weniger dicht bewachsene Theil der Pyramide erlaubte, zwischen den Gebüsch den Wild zu erblicken, welches die von den Jägern unterstützten Hunde uns zuzutreiben im Begriffe standen.

Der Torero hatte mich benachrichtigt, daß wir noch eine halbe Stunde hätten, bevor die Jagd begönne. Ich warf daher die Augen um mich, indem ich mich fragte, was ich mit dieser halben Stunde anfangen sollte. Bei dieser topographischen Nachforschung erblickte ich auf dem Boden das Heft, dessen Umschlage der Torero bereits zwei Pfropfen entliehen hatte, das er ohne

Zweifel wieder in die Tasche gesteckt zu haben glaubte, und das er daneben gesteckt hatte.

Ich raffte es auf, legte mich in den Schatten eines Meerkirschenbaumes, dessen rothe Früchte über meinem Kopfe schwebten, und las:

Historia maravillosa de dou Bernado Zuniga.

Das heißt:

Wunderbare Geschichte Don Bernardos von Zuniga.

Diese Chronik war geschrieben, und dem zu Folge aller Wahrscheinlichkeit nach unbekannt.

Da sie kurz ist, und die Jagd, statt nach Verlauf einer halben Stunde anzufangen, erst nach Verlauf von fünf und vierzig Minuten angefangen hatte, so hatte ich Zeit gehabt, sie vom Anfange bis zum Ende zu lesen, als die Hunde zum ersten Male anshlugen.

Hier ist sie.

VII.

Geschichte Don Bernardos von Zuniga, — Die heilige Quelle.

Es war am 25. Januar 1492. Nach einem Kampfe von acht Hundert Jahren gegen die Spanier hatten die Mauren sich in der Person des Al-Shagyr-Abou-Abdallah als besiegt erklärt, welcher am 6. des laufenden Monats, das heißt am heiligen Dreikönigstage, den Händen seiner Besieger, Ferdinand und Isabella, die Stadt Granada übergeben hatte.

Die Mauren hatten Spanien in zwei Jahren erobert, es hatte acht Jahrhunderte bedurft, um es ihnen wieder zu nehmen.

Das Gerücht von diesem Siege hatte sich verbreitet. Durch ganz Spanien läuteten die Glocken in den Kirchen, wie an dem heiligen Osterfeste, an welchem unser Heiland wieder auferstanden ist, und alle Stimmen riefen: Es lebe Ferdinand! es lebe Isabella! es lebe Leon! es lebe Castilien!

Das war noch nicht Alles; man sagte, daß in diesem Jahre des Heiles, in welchem Gott Spanien mit väterlichem Auge angeblickt hatte, ein großer Reisender sich den Königen vorgestellt und versprochen hätte, ihnen eine unbekannt Welt zu schenken, die er gewiß wäre, zu entdecken, indem er immer von Osten nach Westen segelte.

Aber das galt im Allgemeinen für ein Märchen, und der Abenteurer, der diese Verpflichtung eingegangen war, und den man Christoph Columbus nannte, ward für einen Wahnsinnigen gehalten.

Uebrigens waren diese Nachrichten zu jener Zeit schwieriger Verbindung noch nicht auf sehr bestimmte Weise auf der ganzen Oberfläche der Halbinsel verbreitet. In dem Maße, als sich die Provinzen von den Provinzen entfernten, in denen die Mauren ihre Macht zusammengezogen hatten, und die Ferdinand und Isabella erst seit neunzehn Tagen befreit hatten, eben so wie in dem Maße, als die Gegenstände, indem sie sich von dem Mittelpunkte des Lichts entfernen, allmählig in die Dunkelheit zurückkehren, zweifelten die Völker allmählig noch an diesem großen Glücke, das der ganzen Christenheit zufiel, und indem sie sich um jeden Reisenden herumdrängten, der von dem Kriegsschauplatze kam, verlangten sie von ihm die näheren Umstände über dieses wichtige Ereigniß.

Eine der Provinzen, nicht die am meisten entfernte, aber die am meisten von Granada getrennte, denn zwei große Gebirgsketten erstrecken sich zwischen ihr und dieser Stadt. Estramadura. Estramadura, das zwischen Neucastilien und Portugal liegt, und das seinen Namen von seiner äußersten Lage an den Quellen des Duero entlehnt, kurz Estramadura hatte ein um so größeres Interesse, unterrichtet zu sein, als es, bereits seit dem Jahre 1240 durch Ferdinand III. von Castilien von den Mauren befreit, seitdem zu diesem Königreiche gehörte, von dem Isabella, welche den Namen der Katholischen sich erworben hatte, die Erbin war.

Es hatte sich daher auch an dem Tage, an welchem diese Geschichte beginnt, das heißt am 25. Januar 1492, eine große Menschenmenge in dem Hofe des Schlosses von Bajar versammelt, in welchem so eben Don Bernardo von Zuniga, der dritte Sohn Peters von Zuniga, Grafen von Bagnarès und Marquis von Ayamonte, der Herr dieses Schlosses, eingezogen war. Nun aber konnte Niemand neuere Nachrichten über die Mauren und über die Christen geben, als Don

Bernardo von Zuniga, der, ein Ritter in dem Heere Isabellens, bei einem der von dem Helden der Araber, Mousay-Ebn-Aby'l-Gazan, versuchten Ausfällen gefangen genommen und in die belagerte Stadt zurückgeführt worden war, deren Thore ihm erst an dem Tage geöffnet worden waren, an welchem die Christen ihren Einzug in dieselbe gehalten hatten.

Don Bernardo war zu der Zeit, in welcher er uns erscheint, das heißt in dem Augenblicke, wo er nach einer Abwesenheit von zehn Jahren auf seinem Schlachtrosse und von Bedienten, Dienern und Vasallen umgeben, in das väterliche Schloß zurückkehrte, ein Mann von fünf und dreißig bis sechs und dreißig Jahren, durch die Beschwerden und besonders durch die Wunden abgemagert, und der bleich gewesen wäre, wenn sein von der Sonne des Südens verbranntes Gesicht nicht eine braune Farbe angenommen hätte, welche aus ihm den Landsmann und den Bruder der Männer zu machen schien, gegen die er gekämpft hatte.

Diese Ähnlichkeit war um so größer, als, in den großen weißen Mantel des Ordens von Alcantara gehüllt, wie er es war, einen Schooß dieses Mantels um sein Gesicht gerollt, um sich gegen den Nordwind der Gebirge zu schützen, Nichts diesen Mantel von dem Arabischen Burnous unterschied, als etwa das grüne Kreuz, welches die Ritter dieses heiligen Ordens auf der linken Brust trugen.

Dieses Gefolge, das mit ihm auf den Hof des Schlosses kam, begleitete ihn seit seinem Erscheinen an den Thoren der Stadt; selbst bevor man ihn erkannt, hatte man errathen, daß dieser Mann mit finstern Auge, mit heldenmüthiger Haltung, mit halb religiösem, halb kriegerischem Mantel, von dem Kriegsschauplatze käme. Man hatte sich bei ihm erkundigt, um Nachrichten zu erhalten. Nun hatte er sich genannt, hatte die guten Leute aufgefordert, ihn bis in den Schloßhof zu begleiten, und dort angelangt, war er unter Beweisen allgemeiner Zuneigung und Ehrerbietung vom Pferde gestiegen.

Nachdem er den Zügel seines Pferdes den Händen eines Knappen zugeworfen, und ihm diesen wackeren Gefährten seiner Beschwerden anempfahlen hatte, der, wie kein Herr, mehr als eine sichtbare Spur des Kampfes trug, den er bestanden hatte, erstieg Don Bernardo von Zuniga die Stufen der Freitreppe, welche nach dem Haupteingange des Schlosses führte; dann, auf der höchsten Stufe angelangt, wandte er sich um, indem er, um die allgemeine Neugierde zu befriedigen, erzählte, wie Ferdinand der Katholische, nachdem er dreißig feste Plätze und eben so viele Städte erobert, endlich Granada belagert hätte; wie nach einer langen und schrecklichen Belagerung sich Granada am 25. November 1491 ergeben hätte, und wie endlich der König und die Königin am 6. des Monats Januar, dem Tage des heiligen Dreikönigsfestes, ihren Einzug darin gehalten hätten, indem sie den Nachfolgern der Könige von Granada und der Califen von Cordova als ganzes Gebiet nur eine kleine Schenkung in der Provinz Alpujarras ließen.

Als er diese Nachrichten zur großen Freude der Zuhörer mitgetheilt, betrat Don Bernardo, nur von einigen seiner vertrautesten Diener begleitet, das Schloß.

Nicht ohne große Gemüthsbewegung sah Don Bernardo nach zehnjähriger Abwesenheit das Innere dieses Schlosses wieder, in welchem seine Jugend verflossen war, und das er leer wiederfand, da sein Vater sich in Burgos aufhielt, und von seinen beiden älteren Brüdern der eine gestorben war, und der andere sich bei dem Heere Ferdinands befand.

Don Bernardo durchwanderte schweigend und traurig alle Gemächer; man hätte sagen können, daß auf dem Grunde seines Herzens eine Frage läge, die er nicht zu thun wagte, und die unter den Fragen verschleiert blieb, welche er stellte. Endlich fragte er, indem er vor dem Porträt eines kleinen Mädchens von neun bis zehn Jahren stehen blieb, mit einem gewissen Zögern, was das

für ein Porträt wäre.

Der, an den er diese Frage richtete, blickte Don Bernardo starr an, bevor er darauf antwortete. Man hätte glauben können, daß er nicht verstände.

— Dieses Porträt? fragte er.

— Ja, dieses Porträt, wiederholte Don Bernardo in einem mehr gebietenden Tone.

— Ei, gnädiger Herr, erwiderte der Diener, es ist das Eurer Base Anna von Niebla, es ist unmöglich, daß Eure Gnaden diese junge Waise vergessen hat, die auf dem Schlosse erzogen worden ist, und die Eurem älteren Bruder bestimmt war.

— Ah! es ist wahr, sagte Don Bernardo, und was ist aus ihr geworden?

— Als Euer älterer Bruder im Jahre 1488 starb, befahl Euer Herr Vater, daß Anna von Niebla in das Kloster der unbefleckten Empfängniß des Ordens von Calatrava ginge, und daß sie in ihm ihre Gelübde ablegte, da Euer zweiter Bruder verheirathet und Eure Gnaden Ritter eines Ordens war, der das Cölibat von schreibt.

Don Bernardo stieß einen Seufzer aus.

— Das ist richtig, sagte er.

Und er stellte keine weitere Frage.

Nur, da Anna von Niebla auf dem Schlosse Bjar sehr beliebt war, so versuchte der Diener, indem er den Umstand benutzte, der das Gespräch auf die junge und reiche Erbin gerichtet hatte, es fortzusetzen.

Aber bei dem ersten Worte, das er über diesen Gegenstand sagte, legte ihm Don Bernardo auf eine Weise Schweigen auf, das ihn verstehen ließ, er habe Alles das erfahren, was er zu wissen wünschte.

Uebrigens konnte man sich über die Ursachen nicht irren, welche Don Bernardo zur Rückkehr auf das Schloß seiner Väter bestimmt hatten, denn er war noch am selben Tage besorgt, diese Ursachen Jedermann mitzutheilen. Das Schloß Bejar lag zwei bis drei Stunden weit von einer Quelle, welche man die heilige Quelle nannte, und die ohne Zweifel der Nachbarschaft des Klosters zur unbefleckten Empfängniß das Vorrecht verdankte, Wunder zu thun.

Diese Quelle zeigte besonders wunderbare Heilkräfte für Wunden, und, wie wir gesagt, war Don Bernardo noch mager, bleich und leidend an den Wunden, die er bei der Belagerung von Granada erhalten hatte.

Don Bernardo beschloß daher, auch gleich am folgenden Tage die Kur zu beginnen, welcher er in seinem frommen Glauben eine schnelle Genesung zu verdanken hoffte. Die Vorschrift war sehr einfach und leicht zu befolgen, Don Bernardo hatte zu thun, was der ärmste Landmann that, der den Beistand der heiligen Jungfrau anzuflehen kam, unter deren Anrufung sich die Quelle befand. Ueber der Quelle erhob sich ein kleiner, von einem einzigen Felsen gebildeter Hügel; auf der Höhe dieses Felsens erhob sich ein Kreuz. Man erklimm den Felsen barfuß, man kniete vor dem Kreuze nieder, man betete andächtiger Weise fünf Paternoster und fünf Avemaria, man ging immer barfuß wieder hinab, man trank ein Glas Wasser, und zog sich nach Haus zurück.

Die Wallfahrten theilten sich in neuntägige Andachten, und es war selten, daß man nach Verlauf der dritten neuntägigen Andacht, das heißt am Ende des sieben und zwanzigsten Tages, nicht geheilt war.

Am folgenden Morgen, mit Tagesanbruch, ließ sich Don Bernardo von Zuniga in der That sein Pferd vorführen, und da er in seiner Jugend Hundert Male den Weg nach der Quelle gemacht

hatte, so brach er allein auf, um seine Gesundheitswallfahrt zu vollziehen.

An der Quelle angelangt, stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum, zog seine Stiefel aus, erklimm barfuß den Felsen, betete seine fünf Paternoster und seine fünf Avemaria, ging hinab, trank ein Glas Wasser an der Quelle, zog seine Stiefel wieder an, stieg wieder zu Pferde, warf einen ohne Zweifel frommen Blick nach dem Kloster der unbefleckten Empfängniß, das eine halbe Stunde weit von dort durch die Bäume erschien, und kehrte nach dem Schlosse zurück.

Jeden Tag begann Don Bernardo wieder dieselbe Wanderung, und es war sichtlich, daß das wunderthätige Wasser auf feinen Körper wirkte, obgleich seine Laune traurig, verschlossen, fast menschenscheu blieb.

Er vollendete auf diese Weise die drei neuntägigen Andachten. Während der letzten Tage der dritten war ihm die Gesundheit gänzlich zurückgekehrt, und er hatte bereits seine bevorstehende Abreise nach dem Heere gemeldet, als er am sieben und zwanzigsten Tage, als er am Fuße des Kreuzes kniete und sein letztes Avemaria betete, einen Zug herankommen sah, der nicht ohne Interesse für einen Mann war, der so oft, wenn er Abschied von der Quelle nahm, die Augen auf das Kloster zur unbefleckten Empfängniß geworfen hatte.

Es war ein Zug, der aus Nonnen bestand, die eine offene, von Landleuten getragene Sänfte begleiteten. Auf dieser Sänfte lag eine Nonne, die man im Triumphe nach der Quelle zu tragen schien; die Nonnen, welche die Sänfte begleiteten, und die, welche darauf lag, waren sorgfältig verschleiert.

Statt wie gewöhnlich hinab zu gehen, um an der Quelle zu trinken, wartete Don Bernardo, ohne Zweifel neugierig, das zu sehen, was sich zutragen würde.

Seine Neugierde war so groß, daß er sein letztes Avemaria zu beten vergaß.

Der Zug hielt vor der Quelle, die auf der Sänfte liegende Nonne stieg herab, zog ihre Fußbekleidung aus, und begann mit anfangs wankendem Schritte, der aber allmählig fester wurde, hinaufzugehen; an dem Fuße des Kreuzes angelangt, das Don Bernardo freigelassen hatte, indem er zurückwich, kniete die Nonne nieder, verrichtete ihr Gebet, stand wieder auf und ging wieder zu ihren Begleiterinnen hinab.

Es war eine Täuschung, aber es schien Don Bernardo, als ob die Nonne in dem Augenblicke, wo sie niederkniete und wo sie wieder aufstand, ihre Augen durch ihren Schleier einen Augenblick lang auf ihm hätte verweilen lassen.

Bei dem Herannahen des heiligen Mädchens hatte Don Bernardo gleichfalls eine seltsame Gemüthsbewegung, etwas wie eine vor seinen Augen vorüberziehende Verblendung empfunden, und er hatte sich an einen Baum gelehnt, wie als ob der auf seinem Grunde schlecht befestigte Felsen unter ihm gewankt hätte.

Aber in dem Maße, als die Nonne sich von Don Bernardo entfernt hatte, war ihm die Kraft zurückgekehrt; nun hatte er sich, um ihr länger mit den Augen zu folgen, über den Rand des Felsens geneigt, der sich senkrecht über der Quelle befand. Die Nonne war hinab gegangen, hatte sich der Quelle genähert, und indem sie sich für das heilige Wasser allein sichtbar machte, hatte sie ihren Schleier zurückgeschlagen und dem Gebrauche gemäß gleichfalls aus der Quelle getrunken.

Aber nun hatte sich Etwas zugetragen, an das Niemand gedacht, und das dem zu Folge Niemand hatte voraussehen können. Der klare Krystall der Quelle verwandelte sich in einen Spiegel, und Don Bernardo von Zuniga sah von dem Orte aus, wo er sich befand, das Bild der

Nonne eben so deutlich, als ob es von einem Spiegel zurückgeworfen worden wäre.

Sie war trotz ihrer Blässe ein solches Wunder von Schönheit, daß Don Bernardo von Zuniga einen Ausruf der Überraschung und der Bewunderung ausstieß, der laut genug erschalle, um die heilige Kranke erbeben zu lassen, welche, nachdem sie kaum ihre Lippen in das Wasser getaucht, ihren Schleier zurückschlug und wieder in die Sänfte stieg, nicht ohne ein letztes Mal ihren Kopf nach der Seite des unvorsichtigen Ritters umzuwenden.

Don Bernardo von Zuniga ging rasch die Stufen des Felsens hinab, und indem er sich an einen der Zuschauer dieses Auftrittes wandte, fragte er ihn:

— Weißt Du, wer diese Frau ist, die an der Quelle getrunken hat, und die man nach dem Kloster der unbefleckten Empfängniß trägt?

— Ja, antwortete der befragte Mann; es ist eine Nonne, die eine Krankheit überstanden hat, die Jedermann für tödtlich hielt, da sie, wie es scheint, wirklich länger als eine Stunde todt gewesen ist, die aber durch die Kraft des heiligen Wassers geheilt worden ist; so daß sie heute ihren ersten Ausgang gemacht hat, um ihr Gelübde zu erfüllen, selbst aus der Quelle das Wasser zu trinken, das man noch gestern für sie aus ihr schöpfte.

— Und, fragte Don Bernardo mit einer Gemüthsbewegung, welche die Wichtigkeit andeutete, die er auf die Frage legte, weißt Du den Namen dieser Nonne?

— Ja, ohne Zweifel, gnädiger Herr, sie nennt sich Anna von Niebla und ist die Nichte Peters von Zuniga, Grafen von Bagnarès, Marquis von Ayamonte, dessen Sohn, der vor ohngefähr einem Monate von dem Heere zurückkehrte, die freudige Nachricht von der Einnahme von Granada überbracht hat.

— Anna von Niebla, murmelte Don Bernardo. Ah! ich hatte sie wohl erkannt, aber ich hätte niemals geglaubt, daß sie so schön werden würde.

VIII.

Der Rosenkranz Annas von Niebla.

Don Bernardo hatte also dieses junge Mädchen wiedergesehen, das er als Kind auf dem Schlosse Bejar verlassen, und deren Andenken ihm aller Wahrscheinlichkeit nach während seiner zehnjährigen Abwesenheit gefolgt war.

Während dieser zehn Jahre einsamen Träumens, während derer die Gedanken Don Bernardos dem Uebergange Annas von Niebla in den ersten Frühling des Lebens folgten, war das junge Mädchen eine Frau geworden; sie hatte das Alter von zwanzig Jahren erreicht, während Don Bernardo das Alter von fünf und dreißig erreichte; sie hatte das Nonnengewand angelegt, während er sich in den Mantel des Ritters von Alcantara gehüllt hatte.

Sie war die Verlobte des Herrn, er war Christusritter.

Den beiden jungen, in demselben Hause erzogenen Leuten, war seit dem Austritte aus diesem Hause jede Verbindung durch das Wort untersagt, jeder Austausch des Blickes war verboten.

Deshalb hatte ohne Zweifel der Anblick seiner Base in dem seltsamen Spiegel, in dem er ihre Züge verfolgt hatte, in dem Herzen Don Bernardos von Zuniga eine so heftige Gemüthsbewegung erweckt.

Er kehrte auf das Schloß zurück, aber noch weit tiefsinniger, weit finsterer, weit schweigsamer als gewöhnlich, und schloß sich fast sogleich in das Zimmer ein, in welchem er das Porträt Annas von Niebla als Kind gesehen hatte. Ohne Zweifel suchte er auf der Leinwand die beweglichen Züge wiederzufinden, die er so eben in der Quelle hatte zittern sehen, ihrer jugendlichen Entwicklung während der zehn Jahre zu folgen, welche verflossen warm, sie bei dem Hauche des Lebens aufblühen zu sehen, wie eine Blume in der Sonne aufblüht.

Er, der seit fünfzehn Jahren auf den Schlachtfeldern, bei den Ueberrumpelungen der Lager, bei den Stürmen der Städte gegen die Todtfeinde seines Vaterlandes und seiner Religion kämpfte, er versuchte nicht einmal einen Augenblick lang diesem weit schrecklicheren Feinde Widerstand zu leisten, der ihn angegriffen hatte und ihn bei dem ersten Angriffe unter sich beugte.

Don Bernardo von Zuniga, der Ritter von Alcantara, liebte Anna von Niebla, die Nonne der unbefleckten Empfängniß.

Er mußte fliehen, fliehen, ohne einen Augenblick zu verlieren, in diese wirklichen Schlachten zurückkehren, zu diesen physischen Wunden, die nur den Leib tödten. Don Bernardo hatte nicht den Muth dazu.

Ogleich seine neuntägige Andacht mit Ausnahme eines Avemaria beendigt war, so kehrte er doch gleich am folgenden Tage nach der Quelle zurück, indem er nicht mehr betete, die Liebe hatte sich seines Herzens bemächtigt, und dem Gebete keinen Raum mehr gelassen. Nur erwartete er, auf der Höhe des Felsens sitzend und das Auge nach dem Kloster gewandt, einen neuen Zug gleich dem, den er bereits gesehen hatte, und der nicht kam.

So wartete er drei Tage lang ohne Ruhe, ohne Schlaf, indem er um das Kloster herumstreifte, dessen Pforten unbarmherziger Weise verschlossen blieben. Am vierten Tage, der ein Sonntag war, wußte er, daß die Thüren der Kirche offen wären, und daß Jedermann diese Kirche betreten

könnte.

Nur sangen die Nonnen, in das Chor eingeschlossen, hinter großen Vorhängen, man hörte sie, ohne sie zu sehen.

Und dieser so sehr ersehnte Tag kam endlich herbei. Unglücklicher Weise erwartete ihn Don Bernardo zu einem ganz unheiligen Zwecke; der Gedanke, daß dieser Tag der wäre, an welchem er sich dem Herrn nähern könnte, fiel ihm nicht einmal ein, er dachte nur daran, sich Anna von Niebla zu nähern.

Zu der Stunde, an welcher sich die Thore des Klosters öffneten, war er da, indem er wartete.

Um zwei Uhr Morgens war er selbst in den Stall gegangen, hatte sein Pferd gesattelt und war ausgeritten, ohne Jemand davon zu benachrichtigen. Von zwei Uhr bis acht Uhr war er in der Umgegend der Quelle herumgeirrt, nicht mehr die Stirn in seinen weiten Mantel gehüllt, um sich vor dem Nordwinde der Berge zu schützen, sondern die Stirn entblößt, indem er alle Winde der Nacht aufforderte, die Gluth zu erlöschen, welche ihm das Gehirn zu verzehren schien.

Sobald er die Kirche betreten hatte, kniete Don Bernardo so nahe vor dem Chore der Kirche nieder, als es ihm möglich war, und er blieb dort wartend, die Knie auf den Steinplatten, die Stirn auf den Marmor gebeugt.

Der Gottesdienst begann. Don Bernardo hatte nicht einen Gedanken für den Erlöser der Menschen, dessen heiliges Opfer vollzogen wurde; seine ganze Seele stand offen wie eine Vase, um die Gesänge aufzunehmen, die man ihm versprochen hatte, und unter denen der Gesang Annas von Niebla gen Himmel steigen mußte.

Jedes Mal, daß sich in diesem lieblichen Concerte eine klangvollere, reinere, bebendere Stimme als die andern hören ließ, erbebte Don Bernardo auf der Stelle, und erhob unwillkürlich seine beiden Hände gen Himmel. Man hätte sagen können, daß er sich an diesen Accord zu fesseln und mit ihm gen Himmel zu steigen versuchte.

Dann, als der Ton von den andern Stimmen bedeckt oder in seiner eigenen Begeisterung erschöpft, erloschen war, sank er wieder mit einem Seufzer zurück, wie als ob er nur von tiefem lieblichen Klange gelebt, und er ohne ihn nicht hätte leben können.

Die Messe beendigte sich unter ihm bis dahin unbekanntem Gemüthsbewegungen. Die Gesänge hörten auf, die letzten Töne der Orgel erstarben, die Anwesenden verließen die Kirche, die Priester kehrten in das Kloster zurück. Das Gebäude war nur noch eine stumme und regungslose Leiche; das Gebet, welches die Seele desselben war, war gen Himmel zurückgestiegen.

Don Bernardo blieb allein, nun konnte er um sich blicken. Ueber seinem Haupte war ein Gemälde angebracht, das den englischen Gruß vorstellte; in einer Ecke des Gemäldes lag die Schenkerin mit gefalteten Händen auf den Knien

Der Ritter von Alcantara stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus. Die Schenkerin, diese auf den Knien und mit gefalteten Händen in einer Ecke des Gemäldes vorgestellte Frau, war Anna von Niebla.

Er rief den Messner, der die Kerzen auslöschte, und befragte ihn.

Dieses Gemälde war das Werk Annas von Niebla selbst; sie hatte sich dem Gebrauche der Zeit gemäß, welcher fast immer für die Schenkerin einen bescheidenen Platz auf der geweihten Leinwand verlangte, auf den Knien und im Gebete vorgestellt.

Die Stunde war gekommen, sich zu entfernen; auf die Aufforderung, welche der Messner an

ihn stellte, verneigte sich Don Bernardo und verließ die Kirche.

Ein Gedanke war in ihm aufgestiegen, nämlich dieses Gemälde sich zu erwerben, um welchen Preis es auch sein, mögte.

Aber alle Anträge, welche er dem Kapitel des Klosters stellte oder stellen ließ, wurden zurückgewiesen, man antwortete ihm, daß das, was geschenkt worden wäre, nicht verkauft werden könnte.

Don Bernardo schwur, daß er dieses Gemälde besitzen würde. Er raffte alles Geld zusammen, das er sich verschaffen konnte, ungefähr zwanzig Tausend Realen, bei weitem mehr, als der wirkliche Werth des Bildes, und er beschloß am nächsten Sonntage mit Jedermann die Kirche zu betreten, wie er es bereits gethan hatte, sich in irgend einem Winkel zu verstecken, und in der Nacht die Leinwand abzunehmen und aufzurollen, indem er die zwanzig Tausend Realen auf dem Altäre ließ, dem er das Bild geraubt hätte.

Um wieder aus der Kirche zu kommen, so hatte er bemerkt, daß die Fenster höchstens zwölf Fuß hoch angebracht wären, und daß sie auf den Kirchhof führten; er würde Stühle auf einander stellen, und die Kirche leicht durch ein Fenster verlassen. Dann würde er das Schloß mit seinem Schatze wieder erreichen, es in einen prachtvollen Rahmen fassen lassen, es dem Porträt Annas von Niebla gegenüber aufhängen und sein Leben in diesem Zimmer zubringen, das sein Leben enthielt. Die Tage und die Nächte verflossen in der Erwartung des Sonntags, der endlich herbeikam.

Don Bernardo von Zuniga trat als einer der Ersten ein, wie er es am Sonntage vorher gemacht hatte. Er hatte die zwanzig Tausend Realen in Gold bei sich.

Was aber seine Augen gleich anfangs überraschte, war die Trauer, welche die Kirche angelegt hatte; durch die Gitter des Chores sah man die Enden der Kerzen glänzen, welche die Gipfel eines Katafalks beleuchteten.

Don Bernardo erkundigte sich.

Am selben Morgen war eine Nonne gestorben, und die Messe, der er beizuwohnen im Begriffe stand, war eine Todtenmesse.

Aber, wie wir gesagt, kam Don Bernardo nicht für die Messe, er kam, um die Ausführung seines Planes vorzubereiten.

Das Gemälde des englischen Grußes war an seinem Platze über dem Altare der Kapelle der Jungfrau.

Das niedrigste Fenster war zehn bis zwölf Fuß hoch, und mittelst über einander gestellter Bänke oder Stühle war Nichts leichter, als aus der Kirche zu kommen.

Diese Gedanken beschäftigten Don Bernardo während der ganzen Dauer des Gottesdienstes. Er fühlte wohl, daß er eine schlechte That zu begehen im Begriffe stände; aber er hoffte, daß der Herr ihm zu Gunsten seines ganzen, im Kampfe gegen die Ungläubigen zugebrachten Lebens, zu Gunsten dieser ungeheuren Summe, die er an der Stelle des Gemäldes zurückließ, verzeihen würde.

Dann hörte er von Zeit zu Zeit die Trauergesänge, und suchte vergebens unter allen diesen frischen, reinen und klangvollen Stimmen die Schwingung dieser Stimme, deren himmlischer Ton acht Tage zuvor alle Fibern seiner Seele erweckt, und sie wie eine himmlische Harfe unter den Fingern eines Seraphims hatte ertönen lassen.

Die klangvolle Saite war abwesend, und man hätte sagen können, daß eine Taste auf dem

religiösen Claviere fehlte.

Die Messe endigte. Jedermann entfernte sich. Indem er vor einem Beichtstuhle vorüberging, machte ihn Don Bernardo von Zuniga auf, trat in denselben ein und verschloß ihn wieder hinter sich.

Niemand sah ihn.

Die Thüren der Kirche knarrten auf ihren Angeln. Bernardo hörte die Schlösser kreischen. Die Schritte des Messners streiften den Beichtstuhl, in welchem er versteckt war, und entfernten sich. Alles kehrte wieder in das Schweigen zurück.

Nun hörte man von Zeit zu Zeit in dem immer noch verschlossenen Beichtstuhle das Rauschen eines Schrittes auf den Steinplatten, dann das Gemurmel eines mit leiser Stimme verrichteten Gebetes.

Das war irgend eine Nonne, welche die Litaneien der Jungfrau bei der Leiche ihrer gestorbenen Gefährtin zu beten kam.

Der Abend kam herbei, die Dunkelheit verbreitete sich in der Kirche, das in eine Trauerkapelle umgestaltete Chor blieb allein erleuchtet.

Dann ging der Mond auf, einer seiner Strahlen fiel durch ein Fenster, und warf sein bleiches Licht in die Kirche.

Alles Geräusch des Lebens erlosch allmählig außerhalb und innerhalb; gegen eilf Uhr hörten die letzten Gebete um die Todte herum auf, und Alles wich vor diesem frommen, den Kirchen, den Klöstern und den Friedhöfen eigenthümlichen Schweigen.

Der monotone und regelmäßige Schrei einer aller Wahrscheinlichkeit nach auf einem der Kirche benachbarten Baume sitzendenachteule, fuhr allein fort, in seinen traurigen Zwischenräumen zu erschallen.

Don Bernardo dachte, daß der Moment gekommen wäre, sein Vorhaben auszuführen. Er machte die Thüre des Beichtstuhles auf, in welchem er versteckt war, und streckte den Fuß aus seiner Zufluchtsstätte.

In dem Augenblicke, wo sein Fuß sich auf die Steinplatte der Kirche stellte, begann es Mitternacht zu schlagen.

Er wartete regungslos ab. bis die zwölf Schläge langsam erklungen waren, und sich in gefühllosen Schauern allmählig verloren hatten, um den Beichtstuhl gänzlich zu verlassen, und auf das Chor zuzuschreiten; er wollte sich überzeugen, daß Niemand mehr bei der Todten wache, und daß Niemand ihn bei der Ausführung seiner Absicht stören würde.

Aber bei dem ersten Schritte, den er auf das Chor zu that, öffnete sich das Gitter des Chores langsam, und eine Nonne erschien.

Don Bernardo stieß einen Schrei aus. Diese Nonne war Anna von Niebla.

Ihr aufgeschlagener Schleier ließ ihr Gesicht offen sehen. Ein Kranz weißer Rosen befestigte ihren Schleier auf ihrer Stirn. Sie hielt einen Rosenkranz von Elfenbein in der Hand, der gelb gegen die Hand schien, die ihn hielt.

— Anna! rief der junge Mann aus.

— Don Bernardo! flüsterte die Nonne.

Don Bernardo eilte herbei. . .

— Du hast mich genannt, rief Don Bernardo aus, Du hast mich also erkannt?

— Ja, antwortete die Nonne.

— An der heiligen Quelle?

— An der heiligen Quelle.

Und Don Bernardo umschlang die Nonne mit seinen Armen.

Anna that Nichts, um sich von der liebenden Umschlingung loszumachen.

— Aber, fragte Bernardo, Verzeihung, denn ich werde närrisch vor Freude, närrisch vor Glück, was kömmst Du zu thun?

— Ich wußte, daß Du da wärest!

— Und Du suchtest mich?

— Ja.

— Du weißt also, daß ich Dich liebe? . . .

— Ich weiß es. . .

— Und Du, liebst Du mich?

Die Lippen der Nonne blieben stumm.

— O! Niebla! Niebla. ein Wort, ein einziges. Bei unserer Jugend, bei meiner Liebe, bei Christus, liebst Du mich?

— Ich habe Gelübde abgelegt, flüsterte die Nonne.

— O! was kümmern mich Deine Gelübde, rief Don Bernardo aus, habe ich deren nicht auch abgelegt, und habe ich sie nicht gebrochen!

— Ich bin todt für die Welt, sagte die bleiche Verlobte.

— Wärest Du todt für das Leben, Niebla, ich würde Dich wieder auferwecken.

— Du würdest mich nicht wieder aufleben lassen, sagte Anna, indem sie den Kopf schüttelte. Und ich, Bernardo, ich würde Dich sterben lassen. . .

— Es ist besser, in demselben Grabe zu schlafen, als getrennt zu sterben!

— Was beschließt Du dann, Bernardo?

— Dich zu entführen, Dich mit mir bis an das Ende der Welt zu nehmen, wenn es nothwendig ist, über die Oceane, wenn es sein muß.

— Wann das?

— Auf der Stelle.

— Die Thüren sind verschlossen.

— Du hast Recht, bist Du morgen frei?

— Ich bin immer frei.

— Erwarte mich morgen hier um dieselbe Stunde, ich werde einen Schlüssel zur Kirche haben.

— Ich werde Dich erwarten, aber wirst Du kommen?

— Ah! bei meinem Leben, ich schwöre es Dir. Aber Du, welches ist Dein Schwur, welches ist Dein Pfand?

— Nimm, sagte sie, hier ist mein Rosenkranz.

Und sie knüpfte ihm den Rosenkranz von Elfenbein um den Hals.

Zu gleicher Zeit umarmte Bernardo Anna von Niebla, und drückte sie mit beiden Händen an seine Brust; ihre Lippen begegneten sich und wechselten einen Kuß aus.

Aber, statt glühend wie ein erster Kuß der Liebe zu sein, war die Berührung der Lippen der Nonne eisig, und die Kälte, welche durch die Adern Don Bernardos rollte, erfüllte sein Herz.

— Es ist gut, sagte Anna, und jetzt wird keine menschliche Macht uns mehr trennen können. Auf Wiedersehen, Zuniga.

— Auf Wiedersehen, theure Anna. Auf morgen!

— Auf morgen!

Die Nonne machte sich aus den Armen ihres Geliebten los, entfernte sich langsam von ihm, indem sie dabei den Kopf umwandte, und kehrte in das Chor zurück, das sich hinter ihr wieder verschloß.

Die Arme nach ihr ausgestreckt, aber regungslos auf seinem Platze, ließ sie Bernardo von Zuniga zurückkehren, und erst als er sie hatte verschwinden sehen, dachte er daran, sich zurückzuziehen.

Er stellte vier Bänke neben einander, stellte vier andere Bänke darüber, stellte einen Stuhl auf diese Bänke, und verließ, wie er es im Voraus beschlossen hatte, die Kirche durch das Fenster. Das Gras war hoch und dicht, wie man es gewöhnlich auf den Kirchhöfen findet; er konnte daher, ohne sich irgend ein Leid zuzufügen, von der Höhe von zwölf Fuß hinabspringen.

Er hatte nicht nöthig, das Porträt Annas von Niebla mitzunehmen, da am folgenden Tage Anna von Niebla selbst ihm angehören würde.

IX.

Der lebendige Todte.

Der Tag begann am Horizonte aufzugehen, als Don Bernardo von Zuniga sein Pferd in dem Wirthshause, wo er es gelassen hatte, wieder abholte.

Eine unbegreifliche Unbehaglichkeit hatte sich seiner bemächtigt, und obgleich in seinen weiten Mantel gehüllt, fühlte er, wie der Frost ihn allmählig überfiel.

Er fragte den Stallknecht, wer der Schlosser des Klosters wäre; man deutete ihm denselben an.

Er wohnte an dem äußersten Ende des Dorfes.

Um sich wieder zu erwärmen, setzte Don Bernardo sein Pferd in scharfen Trab, und nach Verlauf eines Augenblickes hörte er die Hammerschläge auf dem Ambosse erschallen, und sah durch die Fenster und durch die offene Thüre die glühenden Funken bis in die Mitte der Straße sprühen.

An der Thür des Schlossers angelangt, stieg er vom Pferde; aber immer mehr von dem Froste überfallen, verwunderte er sich über die automatische Steife seiner Bewegungen.

Der Schlosser war gleichfalls mit aufgehobenem Hammer stehen geblieben, indem er diesen edeln, in seinen Rittermantel des Ordens von Alcantara gehüllten Herrn anblickte, der vor seiner Thüre abstieg, und wie ein gewöhnlicher Kunde zu ihm eintrat.

Als er sah, daß er wirklich mit ihm zu thun hätte, legte der Schlosser seinen Hammer auf den Amboß, nahm seine Mütze ab, und fragte höflich:

— Was steht zu Euren Diensten, gnädiger Herr?

— Du bist der Schlosser des Klosters zur Unbefleckten Empfängniß, erkundigte sich der Ritter.

— Ich bin es, ja, gnädiger Herr, antwortete der Schlosser.

— Du hast die Schlüssel des Klosters?

— Nein, gnädiger Herr, sondern nur die Zeichnungen, damit, wenn einer dieser Schlüssel verloren gehen sollte, ich ihn ersetzen kann.

— Wohlan! ich will den Schlüssel zur Kirche.

— Den Kirchenschlüssel?

— Ja.

— Entschuldigt mich, gnädiger Herr, aber es ist meine Pflicht, Euch zu fragen, was Ihr damit zu thun gedenkt.

— Ich will meine Hunde damit brennen, um sie vor der Wasserscheu zu bewahren.

— Das ist ein Recht des Grundherrn. Seid Ihr der Grundherr des Bodens, auf welchem die Kirche gebaut ist?

— Ich bin Don Bernardo von Zuniga, Sohn Peters von Zuniga, Grafen von Bagnarès, Marquis von Ayamonte. Ich habe den Befehl über Hundert Krieger und bin Ritter von Alcantara, wie Du es an meinem Mantel sehen kannst.

— Das ist nicht möglich, sagte der Schlosser mit einem sichtlichen Ausdrucke des Entsetzens.

— Und warum ist das nicht möglich?

— Weil Ihr lebendig und wirklich lebendig seid, obgleich Ihr Frost zu haben scheint, und Don Bernardo von Zuniga heute Nacht gegen ein Uhr Morgens gestorben ist.

— Und wer hat Dir diese schöne Neuigkeit gesagt? fragte der Ritter.

— Ein Knappe in einem Wammse mit dem Wappen von Bejar, der vor einer Stunde vorüberkam, um in dem Kloster zur Unbefleckten Empfängniß eine Todtenmesse zu bestellen.

Don Bernardo brach in Gelächter aus.

— Nimm, sagte er, hier sind einstweilen zehn Goldstücke für Deinen Schlüssel. Ich werde ihn heute Nachmittag abholen, und Dir noch eben so viel dafür bringen.

Der Schlosser verneigte sich zum Zeichen der Einwilligung; zwanzig Goldstücke, das war mehr, als er in einem Jahre verdiente, und das war wohl der Mühe werth, sich einem Verweise auszusetzen.

Warum sollte er außerdem einen Verweis erhalten? Es war der Gebrauch, die Jagdhunde mit den Kirchenschlüsseln zu brennen, um sie vor der Hundswuth zu bewahren. Ein Ritter, der ihn so freigebiger Weise bezahlte, konnte, wer er auch sein mogte, kein Dieb sein.

Don Bernardo stieg wieder zu Pferde. Er hatte versucht sich in der Schmiede zu erwärmen, aber es hatte ihm nicht gelingen wollen; er hoffte mehr von der Sonne, welche sich hell und warm zu zeigen begann, wie sie es in Spanien bereits im Monat März ist.

Er erreichte die Felder und begann zu galoppiren, aber der Frost überfiel ihn immer mehr, und eisige Schauer überliefen seinen ganzen Körper.

Das war nicht Alles; er schien wie an das Kloster gefesselt, er beschrieb einen Kreis, dessen Mittelpunkt der Kirchthurm bildete.

Indem er gegen eilf Uhr durch einen Wald ritt, sah er einen Schreiner, der Bohlen von Eichenholz zuschnitt; das war eine Arbeit, welche er sehr oft Schreiner halte verrichten sehen, und dennoch fühlte er sich wie unwillkürlich fortgerissen, diesen Mann zu befragen.

— Was machst Du da? fragte er ihn.

— Ihr seht es wohl, gnädiger Herr, antwortete dieser.

— Nicht doch, da ich Dich frage.

— Nun denn, ich mache einen Sarg.

— Von Eichenholz? Du arbeitest also für einen vornehmen Herrn?

— Er ist für den Ritter Don Bernardo von Zuniga,

Sohn des gnädigen Herrn Peter von Zuniga, Grafen von Bagnarès, Marquis von Ayamonte.

— Der Ritter ist also gestorben?

— Heute Nacht gegen ein Uhr Morgens, antwortete der Schreiner.

— Er ist ein Narr, sagte der Ritter, indem er die Achseln zuckte, und setzte seinen Weg fort.

Als er sich dem Dorfe näherte, in welchem er den Schlüssel bestellt hatte, begegnete er gegen ein Uhr einem Mönche, der auf einem Maulthiere ritt, und dem ein Meßner folgte, welcher zu Fuß ging.

Der Meßner trug ein Krucifix und einen Weihkessel.

Don Bernardo hatte sein Pferd bereits zur Seite gezogen, um den frommen Mann vorüber zu lassen, als er plötzlich, indem er sich eines andern besann, ihm einen Wink mit der Hand gab, daß er ihn zu sprechen wünsche.

Der Mönch hielt.

— Woher kommt Ihr, mein Vater? fragte der Ritter.

— Von dem Schlosse Bejar, gnädiger Herr.

— Von dem Schlosse Bejar! wiederholte Don Bernardo erstaunt.

— Ja.

— Und was habt Ihr auf dem Schlosse Bejar gemacht?

— Ich war dort, um Don Bernardo von Zuniga, der, da er gegen Mitternacht sich dem Tode nahe fühlte, mich hatte rufen lassen, um Absolution für seine Sünden zu erhalten, Beichte zu hören und die letzte Oehlung zu geben; aber obgleich ich in aller Eile aufgebrochen war, so bin ich dennoch zu spät gekommen.

— Wie! zu spät?

— Ja, bei meiner Ankunft war Don Bernardo von Zuniga bereits gestorben.

— Bereits gestorben! wiederholte der Ritter.

— Ja, und außerdem ohne Beichte gestorben. Möge Voll Erbarmen mit seiner Seele haben!

— Um wie viel Uhr war er gestorben?

— Gegen ein Uhr Nachts, antwortete der Mönch.

— Das ist eine Wette, sagte der Ritter unwillig, diese Leute haben gewettet mich wahnsinnig zu machen.

Und er setzte sein Pferd wieder in Galopp.

Zehn Minuten nachher befand er sich vor der Thüre des Schlossers.

— O! o! sagte der Schlosser, was hat denn Eure Gnaden? Ihr seid sehr bleich.

— Mich friert, sagte Don Bernardo.

— Hier ist Euer Schlüssel.

— Hier ist Dein Gold.

Und er warf ihm die zwölf andern Goldstücke in die Hand.

— Jesus, sagte der Schlosser, wohin steckt Ihr denn Euren Geldbeutel?

— Warum das?

— Euer Gold ist kalt wie Eis. Apropos. . .

— Was gibt es?

— Vergeßt nicht. Euch drei Mal zu bekreuzigen. bevor Ihr Gebrauch von dem Schlüssel macht.

— Warum das?

— Weil, wenn man einen Kirchenschlüssel schmiedet, der Teufel niemals ermangelt, das Feuer anzublasen.

— Es ist gut. Und vergißt Du nicht für die Seele Don Bernardos von Zuniga zu beten, sagte der Ritter, indem er zu lächeln versuchte.

— Mit großem Vergnügen, sagte der Schlosser/ aber ich fürchte sehr, daß meine Gebete zu spät kommen, da er gestorben ist.

Obgleich Don Bernardo diese verschiedenen Erzählungen mit ruhiger Miene aufgenommen und diese verschiedenen Antworten mit einem Lächeln angehört hatte, so hatte dennoch das, was er seit dem Morgen gesehen und gehört, nicht unterlassen, auf ihn einen lebhaften Eindruck zu

machen, so tapfer er auch sein mogte. Besonders diese Kälte, diese tödtliche Kälte, welche immer mehr zunahm, indem sie selbst das Klopfen seines Herzens, selbst das Mark seiner Knochen erstarrte, vernichtete ihn unwillkürlich. Er stützte seine Füße auf seine Steigbügel, und fühlte die Stütze nicht mehr, auf welcher er stand. Er drückte eine seiner Hände mit der andern, und fühlte den Druck seiner Hand nicht mehr.

Die Abendluft kam herbei, indem sie wie ein Nordwind an seinen Ohren pfiff und durch seinen Mantel und durch seine Kleider drang, wie als ob der eine und die andern nicht dichter gewesen wären, als ein Spinnengewebe.

Als die Nacht angebrochen, ritt er auf den Kirchhof, und band sein Pferd an den Fuß einer Platane. Er so wenig als sein Pferd halten den ganzen Tag über daran gedacht, etwas zu genießen.

Er legte sich in das hohe Gras, um so viel als möglich dem eisigen Winde zu entgehen, der ihn erstarrte. Kaum aber hatte er den Boden berührt, als es noch weit ärger war. Dieser Boden voll von Atomen des Todes schien eine Marmorplatte.

Allmählig, welche Mühe er sich auch gab, um der Kälte zu widerstehen, versank er in eine Art von Erstarrung, aus welcher er durch das Geräusch erweckt wurde, das zwei Männer machten, die ein Grab gruben.

Er nahm alle seine Kräfte zusammen, und erhob sich auf seinem Ellbogen.

Die beiden Todtengräber, welche einen Mann sahen, der aus einem Grabe hervorzukommen schien, stießen einen Schrei aus.

— O! bei Gott! sagte er zu den Todtengräber, ich danke Euch, mich geweckt zu haben. Es war Zeit.

— In der That, sagten diese Männer, dankt uns, gnädiger Herr, denn wenn man hier einschläft, so erwacht man selten.

— Und was macht Ihr zu dieser Stunde auf diesem Kirchhofe?

— Ihr seht es wohl.

— Ihr grabt ein Grab?

— Ohne Zweifel.

— Und für wen?

— Für Don Bernardo von Zuniga.

— Für Don Bernardo von Zuniga?

— Ja. Es scheint, daß der würdige Herr indem Testamente, das er vor vierzehn Tagen oder drei Wochen gemacht hat, verlangt hat, auf dem Kirchhofe des Klosters zur Unbefleckten Empfängniß begraben zu werden, so daß man uns erst heute Abend gesagt hat, uns uns Werk zu machen; jetzt handelt es sich darum, die verlorene Zeit wieder einzubringen.

— Und um wie viel Uhr ist er gestorben?

— In der vergangenen Nacht um ein Uhr Morgens. Da, jetzt wo das Grab fertig ist, mag Herr Don Bernardo kommen, wann es ihm beliebt. Gott befohlen, gnädiger Herr.

— Warte, sagte der Ritter, jede Mühe verdient ihren Lohn; nimm, das ist für Dich und Deinen Kameraden.

Und er warf sieben bis acht Goldstücke auf den Boden, welche die Todtengräber sich aufzuraffen beeilten.

— Heilige Jungfrau! sagte einer der Todtengräber, ich hoffe, daß der Wein, den wir auf Eure Gesundheit trinken werden, nicht eben so kalt sein wird, als Euer Gold, sonst müßte die Seele in dem Leibe erfrieren.

Und sie verließen den Kirchhof.

Es hatte so eben halb zwölf Uhr geschlagen; Don Bernardo ging noch eine halbe Stunde lang spazieren, indem er alle Mühe von der Welt hatte sich aufrecht zu erhalten, so sehr fühlte er sein Blut in seinen Adern gerinnen; endlich schlug es Mitternacht.

Bei dem ersten Schlage der Glocke steckte Don Bernardo den Schlüssel in das Schloß und machte die Thüre auf.

Das Erstaunen des Ritters war groß; die Kirche war erleuchtet, das Chor stand offen, die Pfeiler und die Gewölbe waren schwarz behangen, Tausend Kerzen brannten in der Trauerkapelle.

In Mitte der Kapelle war eine Estrade errichtet, und auf der Estrade lag eine weiß gekleidete Nonne, die auf dem Kopfe einen weißen Schleier trug, der mit einem Kranze von weißen Rosen auf ihrer Stirn befestigt war.

Eine seltsame Ahnung beklomm das Herz des Ritters. Er näherte sich der Estrade, neigte sich über die Leiche, lüftete den Schleier und stieß einen Schrei aus.

Diese Leiche war die Annas von Niebla.

Er wandte sich um, blickte um sich, indem er suchte, wen er befragen könnte, und erblickte den Meßner.

— Was ist das für eine Leiche? fragte er.

— Die Annas von Niebla, antwortete der wackere Mann.

— Seit wann ist sie gestorben?

— Seit Sonntag Morgen.

Don Bernardo fühlte die Kälte noch zunehmen, welche seinen Körper erstarrte, obgleich er es für unmöglich hielt.

Er legte seine Hand auf seine Stirn.

— Gestern um Mitternacht war sie also todt? fragte er.

— Ohne Zweifel.

— Wo war sie gestern um Mitternacht?

— Wo sie heute Nacht um dieselbe Stunde ist; nur war die Kirche nicht behangen, die Kerzen des Katafalks waren allein angezündet, und das Gitter des Chores war verschlossen.:

— Jemand, fuhr der Ritter fort, der gestern um dieselbe Stunde Anna von Niebla hätte zu sich kommen sehen, hätte also einen Schatten gesehen? Jemand, der mit ihr gesprochen hätte, hätte also mit einem Gespenste gesprochen?

— Gott bewahre einen Christen vor einem solchen Unglücke! er hätte wirklich mit einem Gespenste gesprochen, er hätte einen Schatten gesehen.

Don Bernardo wankte.

Er begriff Alles; er hatte sich mit einem Schatten verlobt, er hatte den Kuß eines Gespenstes empfangen.

Deshalb war dieser Kuß so kalt, deshalb rollte ein eisiger Strom durch seinen ganzen Körper.

In diesem Augenblicke fiel ihm die Meldung seines eigenen Todes wieder ein, die ihm von

dem Schlosser, von dem Schreiner, von dem Priester und von dem Todtengräber gemacht worden war.

Wie man ihm gesagt hatte, war er um ein Uhr gestorben.

Um ein Uhr hatte er den Kuß Annas von Niebla empfangen.

War er todt oder lebendig?

Fand bereits eine Trennung der Seele von dem Körper statt?

War es seine Seele, welche in der Umgegend des Klosters zur Unbefleckten Empfängnis herumirrte, während sein gestorbener Leib auf dem Schlosse Bejar lag?

Er ließ den Schleier wieder fallen, den er von dem Gesichte der Tobten zurückgeschlagen hatte, und stürzte aus der Kirche; der Schwindel hatte ihn ergriffen. Es schlug ein Uhr.

Mit gesenktem Kopfe, mit beklommenem Herzen, stürzte Don Bernardo auf den Kirchhof, strauchelte an dem offenen Grabe, stand wieder auf, band sein Pferd los, schwang sich auf den Sattel, und sprengte in der Richtung des Schlosses Bejar davon.

Dort allein würde sich für ihn das schreckliche Räthsel lösen, zu wissen, ob er todt sei oder lebendig.

Aber, wie sonderbar! seine Empfindungen waren fast erstorben. Das Pferd, das ihn forttrug, fühlte er kaum zwischen seinen Beinen; der einzige Eindruck, für den er empfänglich war, war die zunehmende Kälte, die ihn wie ein Hauch des Todes überfiel.

Er spornte sein Pferd, das selbst ein gespenstiges Pferd schien. Es schien ihm, als ob seine Mähne sich verlängerte, als ob seine Hufe die Erde nicht mehr berührten, als ob sein Galopp aufgehört hätte, auf dem Boden zu erschallen.

Plötzlich tauchten zu seiner Rechten und zu seiner Linken zwei schwarze Hunde ohne Geräusch, ohne Bellen auf; ihr Augen waren Flammen, ihr Rachen blutroth.

Sie sprengten an der Seite des Pferdes mit stammenden Augen, mit offenen Rachen; sie berührten die Erde nicht mehr als das Pferd; Pferd und Hunde glitten über die Oberfläche des Bodens dahin; sie liefen nicht, sie flogen.

Alle Gegenstände, welche sich zur Seite des Weges befanden, verschwanden vor den Augen des Ritters, wie von einem Orkane davongetragen; endlich erblickte er in der Ferne die Thürme, die Mauern und die Thore des Schlosses Bejar.

Dort mußten alle seine Zweifel gelöst werden; er spornte daher auch sein Pferd an, das die Hunde begleiteten, das die Glocke verfolgte.

Das Schloß seiner Seits schien ihm entgegen zu kommen. Das Thor stand offen, der Ritter sprengte hinein, er überschritt die Schwelle, er befand sich in dem Hofe.

Niemand hatte auf ihn geachtet, und dennoch war der Hof voll von Menschen.

Er sprach, man antwortete ihm nicht; er frug, man sah ihn nicht; er berührte, man fühlte ihn nicht.

In diesem Augenblicke erschien ein Herold auf der Freitreppe.

— Hört, hört, hört, sagte er, die Leiche Don Bernardos von Zuniga wird den durch sein Testament ausgedrückten Wünschen zu Folge auf den Kirchhof des Klosters zur Unbefleckten Empfängniß gebracht werden; mögen die, welche das Recht haben, ihn mit Weihwasser zu besprengen, mir folgen.

Und er trat in das Schloß.

Der Ritter wollte seinen Weg bis ans Ende fortsetzen; er ließ sich von seinem Pferde gleiten, aber er fühlte den Boden nicht mehr unter seinen Füßen, und er sank auf die Knie, indem er sich mit der Hand an die Steigbügel feines Pferdes zu klammern versuchte.

In diesem Augenblicke sprangen die beiden schwarzen Hunde ihm an die Gurgel und erdrosselten ihn.

Er wollte einen Schrei ausstoßen, aber er hatte nicht die Kraft dazu. Kaum vermogte er einen Seufzer auszustoßen.

Die Anwesenden sahen zwei Hunde, welche unter sich zu kämpfen schienen, während ein Pferd wie ein Schatten verschwand.

Sie wollten die Hunde schlagen, aber diese trennten sich nicht eher, als bis sie ihr unsichtbares Werk ausgeführt hatten.

Nun sprengten sie neben einander aus dem Hofe und verschwanden.

An der Stelle, wo sie sich zehn Minuten lang aufgehalten hatten, fand man gestaltlose Ueberreste und unter diesen Ueberresten den Rosenkranz Annas von Niebla.

In diesem Augenblicke erschien von den Pagen und von den Knappen des Schlosses getragen die Leiche Don Bernardos von Zuniga auf der Freitreppe.

Am folgenden Tage wurde er mit großem Prunke auf dem Kirchhofe des Klosters zur Unbefleckten Empfängniß zur Seite seiner Base Anna von Niebla begraben.

Gott möge ihm barmherzig sein!

*

*

*

Ich hatte mein Lesen beendigt, als mein Führer wieder erschien.

Ich ging ihm entgegen.

— Was ist das für ein Manuscript? fragte ich ihn.

— Dieses Manuscript?

Und er betrachtete es.

— Meiner Treue! ich weiß es nicht, sagte er.

— Sie müssen es indessen wissen, denn es ist aus Ihrer Tasche gefallen, als Sie Sich entfernten.

— Wahrhaftig?

— Ja.

— In diesem Falle muß es zu dem Gepäcke eines Gelehrten gehört haben, der vor drei Wochen durch die Sierra gekommen ist.

— Und er ging?

— Wie ich glaube von Malaga nach Sevilla.

— Sie wissen nicht wie er hieß?

— Meiner Treue, nein. Wollen Sie etwas von ihm?

— Ich wünschte ihn um die Erlaubniß zu bitten, diese Sage zu übersetzen.

— Ich gebe sie Ihnen.

— Wie! Sie geben sie mir?

— Ja.

— Mit welchem Rechte?

Der Torero begann zu lachen.

— Als Universalerbe, sagte er.

— Er ist also gestorben?

— Und begraben.

Hierauf, da ich ihn anblickte, wie als ob ich ihn nicht recht verstanden hätte, sagte er:

— Das dritte Kreuz zur Rechten, wenn Sie nach Cordova zurückkehren.

Indem er hierauf plötzlich hinter ein Gebüsch zurücktrat, rief er aus:

— Für Sie, für Sie! den Eber! das Treiben hat begonnen.

Die Heirathen des Vater Olifus.

X.

Der Rabenfänger.

Als ich eines Morgens im Monat März 1848 aus meinem Schlafzimmer in mein Arbeitskabinet ging, fand ich wie gewöhnlich auf meinem Schreibtische einen Stoß von Zeitungen, und auf diesem Stoße von Zeitungen einen Stoß von Briefen.

Unter diesen Briefen befand sich einer, dessen großes rothes Siegel gleich anfangs meine Blicke auf sich zog. Er hatte durchaus keinen Poststempel und war ganz einfach an Herrn Alexander Dumas in Paris adressirt, was andeutete, daß er von einer dritten Person übergeben war.

Die Handschrift hatte einen fremdartigen Charakter, welcher zwischen der Englischen und der Deutschen Schrift schwankte; der, welcher sie geschrieben hatte, mußte an das Befehlen gewöhnt sein und eine gewisse Festigkeit des Entschlusses haben, das Ganze war durch Regungen des Herzens und durch Launen der Meinungen gemildert, welche zuweilen aus ihm einen ganz andern Menschen machten, als es den äußern Anschein hatte.

Wenn ich einen Brief von einer unbekanntenen Handschrift erhalte, und dieser Brief mir von irgend einer angesehenen Person zu kommen scheint, so mache ich mir ziemlich gern im Voraus und nach den unbedeutenden von ihm auf die Aufschrift geschriebenen Zeilen einen Begriff über seinen Rang, seine Gewohnheiten und seinen Charakter.

Als ich meine Betrachtungen angestellt, brach ich den Brief auf, und las folgendes:

»Haag, den 22. Februar 1848. Mein Herr!

*Ich weiß nicht, ob Herr Eugene Vivier, der große Künstler, der uns im Laufe des Winters besucht hat, und dessen Bekanntschaft zu machen ich so glücklich gewesen bin, Ihnen gesagt hat, daß ich einer der fleißigsten Leser Ihrer Werke sei, so zahlreich sie auch sein mögen, denn sagte ich, **Fräulein von Belle Isle, Amaury, die drei Mousquetaire, Zwanzig Jahre nachher, Bragelonne und Monte Christo** gelesen zu haben, hieße Ihnen ein zu alltägliches Compliment machen.*

Es drängte mich daher seit langer Zeit, Ihnen ein Andenken anzubieten und Sie zu gleicher Zeit mit einem der größten Künstler unserer Nation, Herrn Backhuisen bekannt zu machen.

*Erlauben Sie mir daher, mein Herr, Ihnen hierbei vier Zeichnungen dieses Künstlers zu überreichen, welche die hervorstechendsten Scenen Ihres Romans: **Die drei Mousquetaire**, vorstellen.*

Jetzt sage ich Ihnen Lebewohl, und bitte Sie zu glauben, mein Herr, daß ich bin, Ihr wohlgeneigter

Wilhelm, Prinz von Oranien.«

Ich gestehe, daß dieser vom 22. Februar 1848, das heißt von dem Tage, an welchem die Pariser Revolution ausbrach, datirte, einen oder zwei nach dem Tage, an welchem man mich unter dem Vorwande hatte umbringen wollen, daß ich *ein Freund der Fürsten* wäre, empfangene

Brief mir ein großes Vergnügen machte.

In der That, für den Dichter ist das Ausland die Nachwelt; frei von unserem kleinlichen literarischen Hasse, von unserer kleinlichen künstlerischen Eifersucht, richtet das Ausland, wie die Zukunft den Mann nach seinen Werken, und der Kranz, der über die Grenze kömmt, ist von denselben Blumen geflochten, welche man auf ein Grab niederlegt.

Die Neugierde siegte indessen über die Dankbarkeit. Ich begann damit, die Mappe zu öffnen, welche auf eine Ecke meines Schreibtisches gelegt war, und fand darin in der That vier allerliebste Zeichnungen, von denen die eine die Ankunft d'Artagnans und seines gelben Pferdes in Meuny umstellte, die andere den Ball, auf welchem Mylady die Diamantnesteln von den Wammse Buckingham's abschneidet. Die dritte die Bastion Saint Gervais, die vierte den Tod Myladys.

Hierauf schrieb ich an den Prinzen, um ihm zu danken.

Uebrigens kannte ich den Prinzen seit langer Zeit als einen Künstler; ich wußte, daß er ein ausgezeichneter Componist wäre, und zwei andere Prinzen, die sich auf Menschen und auf Künste verstehen, hatten mit mir oft von ihm gesprochen, der Herzog von Orleans und der Prinz Hieronymus Napoleon.

Man weiß, daß der Herzog von Orleans vortrefflich in Kupfer stach. Ich habe aus seinen Händen hervorgegangene Probedrucke, welche Muster von Kupferstichen in geätzter und in Tusch-Manier sind.

Was den Prinzen Napoleon anbelangt, so habe ich von ihm, was er wahrscheinlicher Weise vergessen hat, republikanische Verse, welche ihm auf dem Gymnasium in Stuttgart eine derbe Strafpredigt zugezogen hatten, und die mir im Jahre 1839 oder 1840 von der schönen Prinzessin Mathilde in Florenz geschenkt wurden.

Ich hatte besonders von der Prinzessin von Oranien als von einer jener erhabenen Frauen sprechen hören, welche, wenn sie sich nicht Elisabeth oder Christine nennen, sich Frau von Sévigné oder Frau von Stoël nennen.

Es geht daraus hervor, daß, als der Prinz von Oranien berufen war, seinem Vater auf dem Throne von Holland zu folgen, natürlicher Weise der Gedanke in mir aufstieg, die Reise nach Amsterdam zu machen, um der Krönung des neuen Königs beizuwohnen, um dem ehemaligen Prinzen von Oranien meinen Dank zu bezeigen.

Ich brach daher am letzten 9. Mai auf.

Am 10. meldeten die Zeitungen, daß ich mich nach Amsterdam begäbe, um eine Beschreibung der Krönungsfestlichkeiten zu schreiben.

Man hatte dasselbe gemeldet, als ich am 2. Oktober 1846 nach Madrid reiste.

Ich bitte die Zeitungen, welche so gütig sein wollen, sich mit mir zu beschäftigen, um Verzeihung; aber wenn ich auf die Hochzeiten von Fürsten gehe, so gehe ich zu ihnen als Miteingeladener und nicht als Geschichtsschreiber.

Dieses festgestellt, komme ich wieder auf meine Abreise zurück.

Außer dem Vergnügen der Ortsveränderung, außer dem Bedürfnisse, von Zeit zu Zeit eine andere Luft einzuathmen, als die, welche man gewöhnlich einathmet, war mir eine herrliche Ueberraschung vorbehalten.

Als ich aus dem Wartesaale unter die Halle der Eisenbahn gehen wollte, fühlte ich, daß man mich an dem Schooße meines Ueberrockes zog.

— Wo wollen Sie denn hin? fragte mich der, welcher mit Hilfe der bemerkten Geberde meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Ich stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus.

— Und Sie?

— Nach Holland.

— Und ich auch. — Die Krönung zu sehen?

— Ja.

— Und ich auch. — Sind Sie direct eingeladen?

— Nein; aber ich weiß, daß der König ein Künstler ist, und da es seit dem Tode des Herzogs von Orleans nicht viele Fürsten gibt, die Künstler sind, so will ich diesen krönen sehen.

Mein Reisegefährte war Biard.

Du, welche den *Constitutionel* in diesem Augenblicke halten und ihre Zeit damit verlieren, meine Aufsätze zu lesen, kennen Biard dem Namen nach, wenn sie ihn nicht persönlich kennen. Biard ist, wie man weiß, der geistreiche Pinsel, welcher *die Revue der Nationalgarde in einem Dorfe, die Taufe des Ostindienfahrers, die vertheilten Ehrenbezeugungen* gefertigt hat. Er ist der poetische Pinsel, der uns am Fuße eines Eisberges, welcher kracht und sich spaltet, jene beiden Lappländer gezeigt hat, welche jeder in einer Pirogue vorüberkommen, und die sich im Vorüberkommen umarmen: er ist endlich der Maler aller dieser reizenden weiblichen Porträts voll Zauber und Licht, die man auf der letzten Ausstellung und auch auf der gegenwärtigen hat sehen können; aber er ist besonders und mehr noch als Alles das, denn ich habe die schlechte Gewohnheit, den Menschen vor den Künstler zu stellen, ein liebenswürdiger Mann, ein unermüdlicher Erzähler, ein Wanderer im Süden, wie im Norden, ein wohlwollender Freund, ein Kunstgenosse ohne Eifersucht, der sich vergißt, wenn er von Andern spricht; er ist endlich ein Reisegefährte, wie ich jedem meiner Leser einen wünsche, wenn sie eine Reise um die Welt machen, und wie ich entzückt war einen zu finden, der mit mir nach Holland ging.

Es war ein bis zwei Jahre her, daß wir uns nicht gesehen hatten. Welch seltsames Leben das unsrige ist, man liebt sich, wenn man sich begegnet, man ist glücklich, sich zu sehen, man bringt Stunden, Tage, eine Woche ganz vergnügt über dieses Zusammenleben zu, das der Zufall veranlaßt hat; man kehrt in denselben Wagen zurück, man läßt sich durch denselben Fiaker nach Haus fahren, man drückt sich die Hand, indem man sich auf die ernsteste Weise von der Welt sagt: — Ah! es ist albern, uns nicht zu sehen, besuchen wir uns doch ein wenig, — und man sieht sich nicht wieder.

Denn jeder kehrt in sein Leben zurück, macht sich wieder an sein Werk, baut seinen Ameisenhaufen oder seine Riesengebäude, denen die Nachwelt allein ihre wahre Höhe, die Zeit ihre wahre Dauer anweisen wird.

Diese, auf der Straße von Brüssel zwischen Biard und meinem Sohne zugebrachte Nacht war eine angenehme Nacht; es befanden sich noch fünf bis sechs andere Personen mit uns in derselben Diligence; haben Sie etwas von dem verstanden, was wir gesagt haben? Ich zweifle daran; waren wir nach Verlauf von fünfzig Meilen des Weges und von fünf bis sechs Stunden der Reise für sie noch vernünftige Leute oder Einfaltspinsel? Ich weiß es nicht, unser Witz ist so sonderbar! er springt so rasch von den Höhen der Philosophie in die niederen Regionen des Wortspieles herab! er hat ein so eigenthümliches, so persönliches, so excentrisches Gepräge! Er gehört dermaßen einer Kaste an, daß es gewissermaßen einer langen Einweihung in diesen Witz

bedarf, um ihn zu verstehen!

Da man aber Alles müde wird, selbst zu lachen, so erschöpfte sich das Gespräch gegen zwei Uhr; gegen drei Uhr schliefen wir ein; gegen fünf Uhr weckte man uns, um unsere Koffer zu visitiren; endlich kamen wir gegen acht Uhr in Brüssel an.

In Brüssel war Alles vollkommen ruhig, und wenn man dort nicht so viel Schlechtes über Frankreich in französischer Sprache hätte sagen hören, so hätte man dort vergessen können, daß es ein Frankreich gäbe.

Wir waren in die volle Monarchie zurückgekehrt. Was Belgien für ein sonderbares Land ist, ein Land, das seinen König behält, weil sein König immer bereit ist fortzugehen.

Freilich ist König Leopold I. ein Mann von außerordentlichem Verstande.

Bei jeder Revolution, welche in Frankreich vor sich geht, oder bei jedem Aufstande, der in Brüssel entsteht, eilt er auf seinen Balkon, nimmt den Hut in die Hand und macht ein Zeichen, daß er sprechen will. Man hört.

— Meine Kinder, sagt er, Ihr wißt, daß man mich wider meinen Willen zum König gemacht hat. Ich hatte keine Lust, es zu sein, bevor ich es gewesen war, und seitdem ich es bin, wünsche ich es nicht mehr zu sein; wenn Ihr es also wie ich meint, und wenn Ihr genug an dem Königthume habt, so gebt mir eine Stunde, ich verlange nicht mehr von Euch; in einer Stunde werde ich außerhalb des Reiches sein; ich habe die Eisenbahnen nur dazu ermuthigt. Nur, seid vernünftig, zerbrecht Nichts, Ihr seht, daß es unnöthig wäre.

Worauf das Volk antwortet:

— Wir wollen nicht, daß Sie gehen. Wir haben das Bedürfniß, ein wenig Lärm zu machen, sonst Nichts; wir haben ihn gewählt, wir sind zufrieden. Es lebe der König!

Worauf der König und das Volk mehr als jemals mit einander zufrieden sich trennen.

Auf der ganzen Reise hatte Biard zu mir gesagt: Seien Sie unbesorgt, bei unserer Ankunft in Brüssel werde ich Sie wohin führen, um Etwas zu sehen, was Sie nicht gesehen haben.

Und bei jedem Male, wo er mir dieses Versprechen machte, zuckte ich in meinem Stolze die Achseln.

Ich bin vielleicht zehn Male in Brüssel gewesen. Bei diesen zehn Reisen hatte ich den Park, den botanischen Garten, den Palast des Prinzen von Oranien, die Kirche der heiligen Gudula, den Boulevard von Waterloo, die Läden von Meline und von Cans, den Palast des Fürsten von Liane gesehen, was konnte mir noch zu sehen übrig bleiben?

Kaum waren wir daher angekommen, als ich zu Biard sagte:

— Gehen wir, das zu sehen, was ich noch nicht gesehen habe.

— Kommen Sie, antwortete er mir lakonischer Weise. Und Biard, Alexander und ich brachen auf.

Unser Führer führte uns geraden Weges nach einem ziemlich schönen, in der Umgegend der Kathedrale gelegenen Hause, blieb vor einem Thorwege stehen, und schellte ohne Zögern.

Ein Bedienter kam herbei und öffnete.

Sein Anblick überraschte mich gleich anfangs. Seine Fingerspitzen waren voll Blut, seine Weste und sein Beinkleid waren buchstäblich mit Federn oder vielmehr mit Flaum bedeckt, welche dem Balge von allen Arten von Vögeln angehörten.

Außerdem hatte er eine sonderbare Bewegung des Kopfes, eine halbkreisförmige Bewegung,

gleich der des Wendehalses.

— Mein Freund, sagte Biard, wollen Sie die Güte haben, Ihrem Herrn zu melden, daß Fremde, welche durch Brüssel kommen, seine Sammlung zu besuchen wünschen?

— Mein Herr, antwortete der Bediente, mein Herr ist abwesend, aber ich bin in seiner Abwesenheit beauftragt, die Ehren seines Kabinettes zu machen.

— Ah! den Teufel, äußerte Biard.

Indem er sich hierauf nach mir umwandte, sagte er:

— Das wird weniger sehenswerth sein, aber gleichviel, gehen wir immerhin.

Der Bediente wartete, wir machten ihm ein Zeichen mit dem Kopfe und er ging uns voraus.

— Sehen Sie ihn geben, sagte Biard zu mir, das ist schon eine Merkwürdigkeit.

In der That, der wackere Mann, welcher uns führte, hatte nicht den Gang eines Menschen, sondern den eines Vogels, und der Vogel, welchem er am meisten seinen Gang entliehen zu haben schien, war die Elster.

Wir gingen zuerst über einen viereckigen, mit einer Katze und zwei oder drei Störchen bevölkerten Hof. Die Katze schien mißtrauisch; die Störche schienen im Gegenteile, regungslos auf ihren langen rothen Beinen, voll Vertrauen.

Während der ganzen Zeit, das er über den Hof ging, bemerkte ich nichts Außergewöhnliches an dem Gange unseres Führers, als etwa dieses Drehen des Kopfes, das ich angedeutet hab, und eine ernste Haltung, welche seine Art und Weise, ein Bein vor das andere zu stellen, ihm verlieh.

In der That, er ging, wie ich gesagt habe, nach der Weise der Elstern, wenn die Elstern ernst gehen.

Wir kamen in den Garten.

Der Garten war eine Art botanischer Garten, viereckig wie der Hof, aber weit größer, mit einer Menge von mit Zetteln versehener Blumen und in eine Menge von durch Gänge von einander getrennter Rabatten eingetheilt, so daß man die Rabatten leicht säubern konnte.

Kaum in dem Garten angelangt, änderte sich der Gang unseres Führers.

Von dem ersten Gange ging er zu dem Hüpfen über.

Auf drei bis vier Schritte Entfernung erblickte er ein Insect, eine Raupe, einen Käfer; sogleich machte er mit einer Bewegung der Hüften, die Nichts zu schildern vermag, mit gleichen Füßen zwei bis drei kleine Sprünge voran, dann einen Sprung zur Seite, fiel auf einen Fuß zurück, bückte sich zu gleicher Zeit, faßte das Thier. ohne es jemals zu fehlen, zwischen dem Daumen und den Zeigefinger, warf es in den Gang, und fiel mit der ganzen., Lost seines Körpers mit dem Fuße darauf, den er in der Luft hielt.

Auf diese Weise war keine Sekunde zwischen der Entdeckung, der Verhaftung und der Hinrichtung des Thieres verloren.

Sobald die Hinrichtung beendet, befand er sich wieder durch einen kleinen Seitensprung in derselben Allee, als wir.

Dann, bei dem ersten Erblicken eines Thieres begann er von Neuem dieselbe Verrichtung, aber das, ich wiederhole es, so rasch, daß wir ohne uns aufzuhalten, unseren Weg nach einem Pavillon fortsetzen konnten, welcher die erste Nummer der Ausstellung schien.

Die Thür stand weit offen.

Der viereckig gebaute Pavillon war voller Gefächer.

Auf den ersten Blick schien es mir, als ob diese Gefächer voll Sämereien wären; ich glaubte bei irgend einem gelehrten Gärtner zu sein, und ich erwartete interessante Spielarten von Erbsen, Bohnen, Linsen und Wicken zu sehen; aber indem ich mich näherte und aufmerksam hinblickte, bemerkte ich, daß das, was ich für dürre Gemüse hielt, ganz einfach Augen von Vögeln waren: Augen von Adlern, von Geiern, von Papageien, von Falken, von Raben, von Elstern, von Staaren, von Drosseln, von Finken, von Sperlingen, von Meisen, kurz, Augen von allen Arten.

Man hätte es für Schrot von allen Nummern, von der größten bis zum feinsten Vogeldunste halten können.

Nur halten alle diese Augen, Dank einer ohne Zweifel von dem Eigenthümer der Anstalt erfundenen chemischen Zubereitung ihre Farbe, ihre Festigkeit, und ich mögte fast sagen ihren Ausdruck behalten.

Nur hatten diese Augen, aus ihren Höhlen gerissen und ihrer Augenlider beraubt, einen grimmigen und drohenden Ausdruck angenommen.

Ueber jedem Gefache deutete ein Zettel an, welchem Vogel diese Augen angehörten.

— O! Coppelius, Doctor Coppelius! phantastisches Kind Hoffmans, wenn Du, der Du immer Augen, schöne Augen verlangtest, wenn Du nach Brüssel gekommen wärest, wie Du dort das gefunden hättest, was Du mit so vieler Beharrlichkeit für Deine Tochter Olympia suchtest!

— Meine Herren, sagte unser Führer zu uns, als er glaubte, daß wir diese erste Sammlung hinlänglich betrachtet hätten, wollen Sie in die Galerie der Raben gehen?

Wir verneigten uns zum Zeichen der Zustimmung, und folgten unserem Führer, der uns in die Galerie der Raben führte.

Niemals hat eine Galerie ihre Benennung mehr gerechtfertigt. Denke man sich einen langen, zehn Fuß breiten und zwölf Fuß hohen Gang, der durch auf einen Garten gehende Fenster erleuchtet und ganz mit auf den Rücken genagelten Raben mit ausgebreiteten Flügeln, gestreckten Pfoten und Halse bedeckt war.

Diese Raben bildeten längs der Wand die phantastischsten Rosetten, die seltsamsten Zeichnungen.

Die einen, indem sie in Staub zerfielen, die andern in allen Graden der Verwesung; die einen frisch, die andern endlich zappelnd und schreiend.

Es konnten acht bis zehn Tausend dort sein.

Ich wandte mich voller Dankbarkeit nach Biard um; ich hatte in der Thal niemals etwas Ähnliches gesehen.

— Und, fragte ich den Bedienten, Ihr Herr ist es, der sich die Mühe gibt, alle diese kabalistischen Figuren an die Wand zu zeichnen?

— O! ja, mein Herr, Niemand als er legt die Hand an seine Raben. Ah! er würde schön zufrieden sein, wenn man sie anrührte.

— Aber er hat also durch ganz Belgien Rabenlieferanten?

— Nein, mein Herr, er fängt sie selbst.

— Wie! er fängt sie selbst! und wo das?

— Dort, auf dem Dache.

Und er zeigte mir ein Dach, auf welchem ich wirklich eine Art von Vorrichtung sah, deren sinnreichen Mechanismus ich nicht unterscheiden konnte.

Ich bin ein großer Vogeljäger, obgleich ich die Liebe zur Ornithologie nicht bis zur Sucht treibe, wie es unser würdiger Brüsseler that. Ich hatte in meiner Jugend die Vogelpfeife und den Meisenkasten viel angewandt; diese Vorrichtung begann daher mich zu interessieren.

— Aber, sagte ich zu dem Bedienten, lassen Sie hören, sagen Sie mir ein wenig, wie Ihr Herr es anfängt. Der Rabe ist einer der schlauesten, der listigsten, der mißtrauischsten Vögel, welche es auf der Welt gibt.

— Ja, mein Herr, gegen die alten Mittel, gegen das Gewehr, Hegen die Krähenaugen, gegen die Vogelleimtrichter, aber nicht gegen die Baßgeige.

— Wie! nicht gegen die Baßgeige?

— Ohne Zweifel, mein Herr, der Rabe kann gegen einen Menschen mißtrauisch sein, der ein Gewehr hält, und selbst gegen einen Menschen, der Nichts hält; wie soll er aber gegen einen Menschen mißtrauisch sein, der die Baßgeige spielt?

— Ihr Herr lockt also wie Orpheus die Raben herbei, indem er die Baßgeige spielt?

— Das sage ich gerade nicht.

— Was sagen Sie denn?

— Sehen Sie, ich will Ihnen die Sache erklären; mein Herr hat einen Verräther.

— Einen Verräther!

— Ja, einen gezähmten Raben. Sehen Sie, diesen alten Spitzbuben, der dort in dem Garten spazieren geht. Und er zeigte uns einen Raben, der in den Gängen herumhüpfte. Es war ein vor Alter fast weißer Rabe.

— Er steht um vier Uhr Morgens auf.

— Der Rabe?

— Nein, mein Herr. — Ah! ja doch, der Rabe; schläft er etwa, am Tage wie bei Nacht hat er die Augen immer offen. — Er brütet über das Böse. — Ich glaube, daß es kein wahrer Rabe ist, — sondern ein Teufel. — Mein Herr steht also um vier Uhr Morgens, vor Tagesanbruche auf; — er geht im Schlafrocke hinunter; — er setzt seinen alten Spitzbuben von Raben mitten in das Netz, das Sie dort oben auf dem Dache an dem andern Ende des Gartens sehen; er bindet die Schnur, welche mit dem Netze in Verbindung steht, an seinen Fuß, nimmt seine Baßgeige und beginnt zu spielen: *Ein glühendes Fieber*. — Sein Rabe schreit; die Raben von der Kirche der heiligen Gudula hören das, sie kommen hinab, sie sehen einen Kameraden, der weißen Käse verspeist, einen Herrn, der die Baßgeige spielt. — Diese Thiere denken sich Nichts, wie Sie wohl begreifen werden. Sie stiegen zu dem Verräther hinab, je mehr hinab fliegen, desto mehr macht mein Herr mit seinem Bogen Ron Ron Ron. — Dann plötzlich, paff! zieht er den Fuß, krak! das Netz schließt sich und die Einfältigen sind gefangen. — So ist es.

— Und Ihr Herr nagelt sie dann an?

— O! sehen Sie, dann ist mein Herr kein Mensch mehr, er ist ein Tiger, er läßt seine Baßgeige los, bindet seine Schnur ab, eilt nach der Mauer, klettert die Leiter hinauf, nimmt die Raben, springt ans den Boden, stopft seinen Mund voller Nägel, packt einen Hammer, und paff! paff! paff! da ist ein Rabe gekreuzigt; vergebens schreit er qua! qua! Ah! ja doch, das reizt meinen Herrn noch mehr. Außerdem sehen Sie wohl.

— Ist es lange her, daß Ihr Herr von dieser Krankheit befallen ist?

— O! mein Herr, seit jetzt zehn Jahren! es ist sein Leben; wenn dieser Mann drei Tage zubrächte, ohne Raben zu fangen, so würde er davon krank werden; wenn er acht Tage

zubrächte, so würde er daran sterben. Wollen Sie jetzt die Galerie der Meisen sehen?

— Mit Vergnügen.

Diese Tapete von gefiederten Leichen, diese mit stinkenden Ausdünstungen erfüllte Luft, diese krampfhaften Bewegungen und das Geschrei der sterbenden Raben, alles das erregte nur Ekel. Wir gingen von Neuem durch den Garten, und jetzt bemerkte ich, indem ich den alten Raben mit einem Auge, und den Bedienten mit dem andern anblickte, die Aehnlichkeit ihrer Bewegungen in der Aufsuchung und in der Bestrafung der Insecten. Es war am augenscheinlich, daß der Rabe den Bedienten oder der Bediente den Raben nachgeahmt hatte.

Was mich anbetrifft, so hatte ich, da es allgemein bekannt war, daß der Rabe Hundert und zwanzig Jahre alt wäre, und der Bediente nur vierzig alt war, den Bedienten in Verdacht, der Nachahmer zu sein.

Wir kamen in die Galerie der Meisen; es war ein kleiner, an der andern Ecke des Gartens befindlicher Pavillon, der ganz mit Flügeln und Köpfen von Sperlingen bedeckt war, die mit Flügeln, Köpfen und Schwänzen von Meisen ausgeschmückt waren.

Man stelle sich eine große graue Tapete mit gelben und blauen Zeichnungen vor.

Diese Zeichnungen stellten Räder, Rosetten, Sterne, Arabesken, kurz alle die Phantasien vor, welche eine kranke Einbildungskraft mit Körpern, Pfoten und Schnäbeln von Vögeln zeichnen kann.

In den Zwischenräumen der Zeichnungen befanden sich an die Wand genagelte Katzenköpfe mit offenem Rachen, gerunzeltem Gesicht, funkelnden Augen; über diesen Katzenköpfen befanden sich Katzenpfoten, welche wie die Knochen gekreuzt waren, deren traurige Verzierung gewöhnlich die Totenköpfe begleitet.

Ueber diesen Köpfen selbst befanden sich in folgenden Ausdrücken abgefaßte Inschriften:

Misouf, am 10. Januar 1846 zur Todesstrafe verurtheilt, weil er zwei Distelfinken und eine Meise beschädigt hatte.

Der Doctor, am 7. Juli 1847 zur Todesstrafe verurtheilt, weil er eine Bratwurst von dem Rost gestohlen hat.

Blücher, am 10. Juni 1848 zur Todesstrafe verurtheilt, weil er aus einem Napfe Milch getrunken hat, die für mein Frühstück bestimmt war.

— Ah! ah! äußerte ich, es scheint, daß Ihr Herr sich wie unsere Ritter des Mittelalters das Recht der hohen und niederen Gerichtsbarkeit anmaßt.

— Ja, mein Herr, wie Sie sehen, und er wendet es ohne. Appellation an; er sagt, daß wenn es jeder, wie er machte, und die Plünderer, die Räuber und die Mörder vernichtete, bald nur noch sanfte und gutthätige Thiere auf Erden bleiben würden, und daß dann die Menschen, indem sie nur gute Beispiele hätten, dadurch besser werden würden.

Ich verneigte mich vor diesem Grundsatz; ich achte die Sammler, ohne sie zu begreifen; ich habe in Gent einen Liebhaber besucht, welcher Knöpfe sammelte; nun denn, die Sache schien auf den ersten Blick lächerlich und wurde am Ende interessant; er hatte seine Knöpfe in Klassen seit dem IX, Jahrhunderte bis auf unsere Zeit eingetheilt. Die Sammlung begann mit einem Knopfe von dem Rocke Karls des Großen und endigte mit einem Knopfe von der Uniform Napoleons; es befanden sich darin Knöpfe von allen Regimentern, welche es in Frankreich gegeben hatte, von den Freischützen Karls VII. bis zu den Scharfschützen von Vincennes; es gab darunter welche von Holz, von Blei, von Kupfer, von Zinn, von Silber, von Gold, von Rubinen,

von Smaragden und von Diamanten; seine Sammlung ward dem materiellen Werthe nach auf Hundert Tausend Franken geschätzt, sie hatte ihm vielleicht drei Mal Hundert Tausend Franken gekostet.

Ich habe in London einen Engländer gekannt, welcher Stricke von Gefangenen sammelte; er hatte einen Theil des Erdballes bereist, und hatte in dem andern Correspondenten; durch sich und durch seine Correspondenten hatte er sich mit den Scharfrichtern der vier Welttheile in Verbindung gesetzt. Sobald ein Mensch in Europa, in Asien, in Afrika und in Amerika gehängt wurde, so schnitt der Scharfrichter ein Stück von dem Stricke ab, und sandte es mit einer Beglaubigungsurkunde unserem Sammler, welcher dagegen den Preis seiner Sendung zurücksandte; es befand sich unter diesen Stricken einer, welcher ihm Hundert Pfund Sterling gekostet hatte; freilich hatte er die Ehre gehabt Selim III. zu erdrosseln, eine Erdrosselung, an welcher, wie Jedermann weiß, die Englische Politik nicht gänzlich fremd gewesen war.

Ich haue so eben die Grabschrift Meister Blüchers, des Milchtrinkers. abgeschrieben, als es halb zehn Uhr auf der Kirche der heiligen Gudula schlug; wir hatten nur noch eine halbe Stunde, um die Antwerpener Eisenbahn zu erreichen, ich fügte meine Gabe der hinzu, welche Biard bereits beim Eintritte gegeben hatte, und wir verließen eiligst diese Todtenstadt.

Unser Führer begleitete uns voll Dankbarkeit hüpfend bis an die Thür und folgte uns mit den Augen bis an die Ecke der Straße, indem er dabei immer dm Hals drehte.

Wir gelangten in den Bahnhof, als die Dampfmaschine ihren Schrei zum Aufbruche ausstieß.

XI.

Waffeln und Essiggurken.

Wir kamen um eilf Uhr nach Antwerpen. Um das Schiff nicht zu verfehlen, das um zwölf Uhr abfuhr, gingen wir auf den Kai. dem Schiffe selbst gegenüber zu frühstücken. Um Mittag befanden wir uns am Bord. Um zwölf Uhr fünf Minuten fuhren wir, begleitet von einem hübschen kleinen feinen Regen ab, welcher, wie ich glaube, Antwerpen eigenthümlich ist, weil ich ihn bei jeder der Reisen, welche ich nach dieser Stadt gemacht, beständig wieder gefunden habe.

Biard war nicht ohne Besorgniß über die Art und Weise, wie wir in Rotterdam, im Haag und in Amsterdam logiren würden, da eine Feierlichkeit, wie die, welcher wir beizuwohnen im Begriffe standen, einen großen Zusammenfluß von Reisenden herbeiführen mußte.

Aber ich bin ein Mann der Vorsichtsmaßregeln. Welches ist außerdem die Stadt, in der ich nicht irgend Jemand kenne?

Im Jahre 1840 fuhr ich die Rhone hinab. Um vier Uhr Morgens in Lyon eingeschifft, war ich gegen eilf bis zwölf Uhr aus dem Verdecke im Schatten des Zeltens eine geschlafen, indem mich die frische Luft liebkosete, welche über die Oberfläche der Flüsse streift.

Dieser Schlummer war etwas so angenehmes, daß ich, zwei oder drei Male durch irgend einen Zufall halb geweckt, die Augen nicht hatte ausschlagen wollen, aus Furcht, gänzlich zu erwachen. Ich war also regungslos geblieben, indem die Erkenntniß des Aeußeren über diesem Unbestimmten schwebte, das die Dämmerung des Schlafes begleitet, als ich, aus meiner seligen Träumerei durch einen dritten oder vierten Stoß erweckt, so zu sagen in das Halbdunkel meines Verstandes einige in französischer Sprache, von Frauenstimmen mit einem leichten englischen Accente ausgesprochene Worte dringen fühlte.

Ich schlug ganz langsam die Augen wieder auf, und indem ich vorsichtig um mich blickte, erkannte ich zwischen meinen drei Viertel geschlossenen Augenlidern eine Gruppe, welche aus zwei jungen Frauen von achtzehn bis zwanzig Jahren, einem jungen Manne von sechs und zwanzig bis acht und zwanzig Jahren und einem Manne von vier und dreißig bis sechs und dreißig bestand.

Die beiden Frauen waren liebenswürdig, nicht allein durch ihre eigene Schönheit, sondern auch noch durch diese ungekünstelte und fast nachlässige, den Engländerinnen ganz eigenthümliche Anmuth.

Die beiden Männer waren von ausgezeichnetem Anstande.

Es fand ein Wortwechsel in der Gruppe statt.

Der Wortwechsel drehte sich um die einzuschlagende Reiseroute; sollte man in Avignon einkehren, sollte man bis nach Arles fahren?

Das war sehr wichtig und besonders sehr in Verlegenheit setzend für Fremde, welche keinen andern Führer, als Reichard hatten.

— Jemand, warf eine der beiden Frauen hin, der die Reise über Arles und über Avignon gemacht hat, müßte so gefällig sein uns Auskunft zu geben.

Dieser Wunsch schien an mich gerichtet zu sein, ich hatte die Reise von Lyon nach Marseille auf der Rhone und durch jede dieser beiden Städte drei bis vier Male gemacht. Ich glaubte, daß

der Moment gekommen wäre, mich vorzustellen, und daß der Dienst, den ich der reisenden Gesellschaft zu erzeigen im Begriffe stand, mir meine Kühnheit verzeihen lassen würde.

Ich schlug die Augen gänzlich auf, und indem ich mich halb verneigte, sagte ich:

— Wenn diese Herren dem Verfasser *der Reiseindrücke* erlauben wollen, Sie über diese wichtige Frage aufzuklären, so würde ich den Damen sagen, daß es besser ist über Arles, als über Avignon zu gehen.

Die beiden jungen Frauen errötheten; die beiden Männer wandten sich mit dem Lächeln der Höflichkeit nach mir um. Es war augenscheinlich, daß sie mich kannten, bevor ich sie anredete, und daß man ihnen während meines Schlummers gesagt hatte, wer ich wäre,

— Und warum das, wenn es Ihnen gefällig ist? fragte mich der ältere der beiden Reisenden.

— Zuvörderst, weil Sie, wenn Sie über Arles gehen, Arles sehen werden, was wohl der Mühe werth ist, gesehen zu werden. Dann werden sie von Arles nach Marseille einen Weg ohne Staub und außerordentlich merkwürdig dadurch haben, daß er auf der einen Seite an der Camargue hinführt, das heißt, das ehemalige Lager des Marius, und auf der andern an der Crau.

— Ader wir müssen übermorgen in Marseille sein.

— Wir werden dort sein.

— Wir fahren mit dem Schiffe von Livorno.

— Ich fahre mit demselben Schiffe.

— Wir wollen für den Johannistag in Florenz sein.

— Ich werde dort um diese Zeit erwartet.

— Wie werden wir von Arles nach Marseille gehen?

— Ich habe meinen Reisewagen auf dem Schiffe. Wir sind zu fünf es haben sechs darin Platz; wir werden Postpferde nehmen. Wir werden jeder zu den Reisekosten beitragen, und auf der ganzen Reise werde ich Ihr Cicerone sein.

Unsere beiden Reisenden wandten sich nach den beiden jungen Frauen um, welche mit dem Kopfe ein fast unmerkliches Zeichen gaben; die Sache war beschlossen.

Man war in der doppelten Ehe noch in den Flitterwochen, und, wie man weiß, hat die Frau während der Flitterwochen das Recht der Entscheidung.

Wir machten eine herrliche Reise. In Arles besuchten wir die Ruinen des Amphitheaters und kauften Würste. In Marseille wurden wir von Mery empfangen und aßen bei Courty. Endlich sahen wir in Florenz die Wettrennen zu Wagen bei Herrn Finzi und die Illuminationen des Arno bei dem Fürsten Corsini.

Endlich mußten wir uns trennen. Ich blieb in Florenz, und meine Reisegefährten wollten ganz Italien durchwandern. Wir machten uns viele Versprechungen, uns wiederzusehen. Wir wechselten unsere Adressen für den Fall aus, wo diese Herren nach Paris kommen, oder ich nach Holland gehen würde.

Von Seite der Reisenden waren die Karten: die eine die des Herrn Jacobson in Rotterdam, die andere die des Herrn Wittering in Amsterdam.

Gegen die Gewohnheiten dieser Arten von Versprechungen wurden sie gehalten, selbst mehr als gehalten, denn Herr Jacobson ist aus einem Reisegefährten mein Freund geworden, und hat mir bei einem Umstande einen Dienst erwiesen, den gar viele Freunde nicht erweisen würden.

In dem Augenblicke, wo ich nach Holland abreiste, hatte ich daher an Herrn Jacobson in

Rotterdam geschrieben, indem ich ihm meine Ankunft meldete.

Das versicherte mir zuvörderst bei ihm, und nachher bei Herrn Wittering eine königliche Gastfreundschaft.

In der That, Herr Jacobson ist nicht allein ein Reisender voll Verstand, ein Banquier voll Ehre, sondern auch noch ein ganz künstlerisches Herz.

Er ist es, der uns unsere schönsten Gemälde von Decamps, von Duprè, von Rousseau, von Scheffer, von Diaz entführt, welche wir nach Holland abgehen sehen; kaum hatte ich daher auch seinen Namen ausgesprochen, als Biard beruhigt war.

Was den Haag anbetrifft, so mußte Jacquand mit seinem Gemälde Wilhelms des Schweigsamen, wie er sein Silbergeschirr an Juden verkauft, um den Unabhängigkeitskrieg fortzusetzen, acht Tage vorher dort angekommen sein.

Er hatte mir ein Zimmer in dem Wirthshause zum Kaiserlichen Hofe bestellen müssen.

Wir konnten uns daher unbesorgt dem Laufe der Schelte überlassen, und während der seltenen Augenblicke, in denen der Wind und der Regen uns erlaubten, auf das Verdeck zu gehen, einen Blick auf die Paul Potters, die Hobbemas und die Van de Veldes werfen, an denen wir vorüberfahren.

Wir fuhren durch Dortrecht durch einen Wald von Mühlen, neben denen die Mühlen von Puerto-Lapice nur Pygmäen sind. In Dortrecht hat Jedermann seine Mühle; es gibt deren an dem Ufer des Wassers, es gibt deren in den Gärten, es gibt deren auf den Häusern, es gibt deren kleine, es gibt deren große, es gibt deren riesenhafte, es gibt deren für Kinder, für Männer und für Greise; alle haben dieselbe Gestalt, aber jeder streicht seine Mühle nach seiner Laune an; es gibt graue mit weißen Streifen, welche das Ansehen von Wittwen in Halbtrauer haben, es gibt braune mit schwarzen Streifen, welche wie verzweifelte Kapuziner aussehen, es gibt weiße mit blauen Streifen, welche das Ansehen von lustigen Pierrots haben. Es gibt nichts Originelleres, als diese großen, regungslosen Körper, nichts Phantastischeres, als alle diese großen Flügel, welche sich drehen; zur Seite dieser Mühlen erscheinen so zu sagen in ihrem Schatten kleine, saubere, abgestäubte, reizende rothe Häuser mit grünen Läden hinter Alleen von Bäumen mit dichtem Laube, deren Stämme mit Kalk angestrichen sind, und alles das geht mit der Schnelligkeit von zwei Hundert und zwanzig Pferden an uns vorüber; es ist ein reizendes Panorama.

Indem man sich Rotterdam nähert, vermehren sich die Gebäude, die über das Wasser gleitenden Schiffe wetteifern mit den regungslosen Mühlen auf dem Lande. Es gibt deren gleichfalls von jeder Größe, Dreimaster, Bricks, Schoopf, Fischerbarken; es gibt deren besonders, welche einen ganz eigenthümlichen Anblick mit ihrem großen ungebleichten Segel und ihrem kleinen blauen Segel auf der Höhe des Mastes haben; man könnte glauben, daß es ungeheure, noch in ihr graues und blaues Papier eingewickelte Zuckerhüte wären, die man auf den Fluß gestellt hat, um zu schmelzen, und ich sage schmelzen, weil sie in dem Maße, als sie sich entfernen, das Ansehen haben, in dem Wasser unterzugehen. Alles das ist lebendig, thätig, handelnd, man fühlt, daß man sich diesem alten Holland nähert, das nur ein unermeßlicher Hafen ist, und das jedes Jahr zehn Tausend Schiffe aussandte.

Um acht Uhr Abends hielt das Dampfschiff vor dem Kai von Rotterdam. Kaum war eine Verbindung zwischen dem Schiffe und dem Lande hergestellt, als ich meinen Namen aussprechen hörte; es war ein Commis Jacobsons, der mir meldete, daß sein Prinzipal nach Amsterdam abgereist sei, wo ich voll Ungeduld von seinem Schwager Wittering erwartet würde, bei welchem sich bereits seit dem Tage zuvor Gudin befände.

Noch eine angenehme Nachricht! Gudin kam, wie ich und Biard, um der Krönung beizuwohnen; er war nicht allein ein Freund, sondern auch noch ein College. Gudin ist zum Mindesten eben so sehr Dichter, als Maler; man erinnere sich des Schiffbrüchigen, der nur noch einen Mast hat, um sich daran zu halten, und nur einen Stern, um sich zu leiten.

Wir sprangen auf das Land; es war keine Zeit zu verlieren, die Eisenbahn ging um neun Uhr nach dem Haag ab, es war halb neun Uhr; wir gingen durch die ganze Stadt mit jener geschäftigen Miene, die nur Leuten eigenthümlich ist, welche den Dampfmaschinen naheilen.

Wie in Brüssel, kamen wir zu rechter Zeit an.

Drei Viertelstunden nachher gingen wir durch eine fröhliche Kirchweih voll Lärm, Tänze, Geschrei, Klänge von Instrumenten, Jahrmarkthütten, Buden von Schmalzkuchenverkäufern und Hütten von Essiggurkenhändlern.

Die Essiggurkenhändler und die Schmalzkuchenverkäufer sind zwei gewerbliche Eigenthümlichkeiten, welche wohl verdienen hier angeführt zu werden, weil etwas, was diesen beiden Spekulationen gleich ist, uns in Frankreich, wie anderswo, gänzlich fehlt.

In Holland berauscht man sich mit Essiggurken und mit harten Eiern, und man vertreibt sich den Rausch mit Schmalzkuchen und mit Punsch. Der, welcher sich lustig machen will, bleibt ganz einfach vor der Hütte eines Essiggurkenverkäufers stehen, er legt fünf Stüber auf eines der Gestelle, nimmt eine Gabel mit der rechten und ein hartes Ei mit der linken Hand.

Dann sticht er mit der Gabel in einen großen Kübel, in welchem, wie rothe Fische, Stücke von Gurken von der Größe einer gewöhnlichen Essiggurke schwimmen.

Er nimmt eines dieser Stücke heraus, das er verzehrt, und auf das er unmittelbar ein hartes Ei setzt.

Und so wechselt er so lange ab, bis sein Magen ruft: *genug*; um so besser für die, deren Magen doppelt, dreifach, vierfach zu sich nehmen kann; es kostet ihnen nicht mehr, als den andern.

Es kostet fünf Stüber für Jedermann. .

Die Aerzte aller Länder haben wissenschaftliche und moralische Bemerkungen über die verschiedenen Trunkenheiten angestellt: Trunkenheit von Branntwein, Trunkenheit von Wein, Trunkenheit von Bier, Trunkenheit von Wachholder, Alles ist untersucht worden.

Es gibt nur noch die Trunkenheit von Essiggurken, über welche, wie ich glaube, noch kein Bericht abgestattet worden ist.

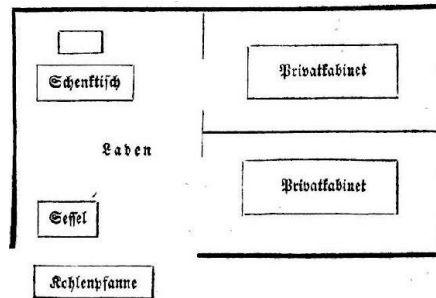
Ich will diese Lücke auszufüllen versuchen.

Kaum ist der Holländer von Essiggurken berauscht, als er das Bedürfniß empfindet, Thorheiten zu begehen.

Er nähert sich dem zu Folge den Läden der Waffelbäcker.

Diese Läden verdienen eine ganz besondere Beschreibung.

Es ist ein längliches Viereck, von dem hier der Plan ist.



Vier Frauen halten gewöhnlich diese Läden, zwei von einem ungewissen Alter, zwei junge und hübsche. Alle vier tragen das friesische Kostüm.

Das friesische Kostüm besteht aus einer mehr oder minder eleganten Jacke, aus einem mehr oder minder eleganten Kleide. Darin besteht indessen seine Originalität nicht.

Seine Originalität besteht in einer doppelten Calotte von vergoldetem Kupfer, welche die Schläfe von jeder Seite einschließt. Zwei kleine goldene Verzierungen erheben sich auf dem äußeren Ende der Augenbrauen, man könnte sie für zwei kleine Feuerblöcke halten.

In diese zwei Bleche von Kupfer sind gewöhnlich zwei bis drei Locken falscher Haare eingelegt.

Auf das Ganze setzt man eine Haube mit Spitzen.

Nun denn! im Allgemeinen macht diese seltsame Zusammensetzung von Kupfer, welches dem Kopfe das Ansehen eines vergoldeten Schädels verleiht, von Haaren, welche auf dem Kupfer wachsen, und von Spitzen, welche das zu helle Licht auf den Theilen erlöschen, ein für das Auge sehr angenehmes Ganze.

Diese Damen treiben das Gewerbe, welches die Almeen in Eghpten, und die Bayaderen in Indien treiben, ausgenommen, daß sie weder tanzen noch singen.

Die beiden Frauen von reifem Alter sitzen, die eine auf dem Sessel, der an der Thür steht, die andere auf dem Sessel, der sich hinter dem Schenktische befindet.

Sie sind dann fest gewachsen.

Die, welche sich an der Thür befindet, macht die Waffeln.

Die, welche an dem Schenktische sitzt, bedient mit Punsch.

Die beiden jungen Mädchen machen. . . . es ist ziemlich schwierig zu sagen, was sie machen, besonders nachdem wir gesagt haben, was sie nicht thun.

Sie erkennen auf den ersten Blick die von Essiggurken berauschten Leute und winken ihnen.

Wenn die Winke nicht genügen, so verlassen sie den Laden, und gehen, sie zu holen.

Sobald er einmal in den Laden eingetreten ist, verschwindet der Gast in einem der Privatkabinette.

Eine Friesländerin folgt ihm.

Dann wird eine Schüssel Waffeln und eine halbe Bote Punsch hineingebracht.

Dann fallen die Vorhänge, welche den Vorüber kommenden und den Bewohnern des Ladens das Innere der Kabinette verbergen, mit echt holländischer Ungezwungenheit herab.

Eine Viertelstunde nachher kömmt der Mann vollkommen von seinem Rausche befreit wieder heraus.

Das ist es, was wir am 10. Mai Abends sahen, gerade vier und zwanzig Stunden, nachdem wir

Paris verlassen hatten.

Dank allen den Krümmungen und Umwegen der Scheide hatten wir während dieser vier und zwanzig Stunden Hundert und sechzig französische Meilen zurückgelegt.

Da wir unsere Betten durch die Aufmerksamkeit unseres Freundes Jacquand zubereitet fanden, so legten wir uns hierauf bei dem Klange der gräßlichsten Musik, die ich jemals gehört habe, zu Bett.

XII.

Meerweibchen und Sirenen.

Gedächtniß, herrliches Geschenk des Himmels, mit dessen Hilfe der Mensch in sein vergangenes Leben zurückblickt, zauberischer Spiegel, der die Gegenstände zurückwirft, indem er ihnen die unbestimmte Poesie der Dämmerung, den lieblichen Umriß der Entfernung verleiht, besonders bei mir ist Deine Gegenwart wirklich, Deine hinreißende Gewalt unwiderstehlich. Ich ergreife die Feder in der festbeschlossenen Absicht, den Raum im Vogelfluge zu durchziehen, in der einzigen Absicht, aufzubrechen und anzukommen. Aber da hat auf der ganzen Strecke des Weges das Gedächtniß Merkpfähle aufgesteckt, die es wiederfindet. Da gehöre ich mir selbst nicht mehr an, da bin ich mit Leib und Seele der Vergangenheit. Da schwebt mein Geist, der rasch wie der Blitz den Raum durchziehen wollte, schwankend gleich der Seifenblase, welche der Hauch des Windes fortträgt, und die, indem sie sich in dem Saphir, in dem Rubin und in dem Opale badet, auf ihrer schnell vergänglichen Kugel die Häuser, die Felder, den Himmel, das heißt eine ewige Welt auf einer Welt eines Augenblickes widerspiegelt.

Es ist indessen wahr; ich wollte mit einem einzigen Kapitel Frankreich verlassen, durch Belgien gehen, die Scheide hinabfahren, Amsterdam erreichen, mich nach Monikendamm einschiffen, wo wir den Vater Olifus finden sollten. Aber da begegne ich auf dem Wege Biard, dem König der Belgier, dem Manne mit der Baßgeige, den Mühlen von Dortrecht, den Gebäuden von Asselmonde, dem Briefe von Jacobson, Jacquand, der Kirchweih im Haag, den Verkäufern von Essiggurken, den Waffelbäckern und den Friesinnen mit goldenen Hauben; da verweile ich bei jeder und bei jedem, bei den Menschen und bei den Dingen; da habe ich die Hand ausgestreckt, den Kopf umgewandt, bin langsamer gegangen, und bin daher beim Anfange meines dritten Kapitels noch wo? im Haag, am Vorabende der Krönung; da hätte ich an diesem Kapitel noch nicht genug, um von dem Könige, von der Königin, von Amsterdam mit seinen drei Hundert Kanälen, seinen dreißig Tausend Fahnen, seinen zwei Mal Hundert Tausend Einwohnern zu sprechen. Mögen meine Leser mir verzeihen; Gott hat mich so geschaffen; mögen sie mich daher nehmen, wie mich Gott geschaffen hat, oder das Buch zuschlagen.

Ich verliere indessen nicht die Hoffnung, an dem Ende des Kapitels nach Monikendamm zu kommen. — Aber der Mensch denkt und Gott lenkt.

Wie die Schiffe von Papier, welche die Kinder auf einen kleinen Wasserlauf setzen, der für sie ein Strom ist, will ich mich daher dem Laufe meiner Erzählung auf die Gefahr hin überlassen, heute zu scheitern und erst morgen anzukommen.

Ich hatte von dem Könige Hieronymus Napoleon, einen Brief für seine Nichte, die Königin von Holland. Gleich nach meiner Ankunft hatte ich diesen Brief an seine Adresse übergeben lassen, so daß ich durch einen Boten des Palastes geweckt wurde.

Ich streckte meinen Kopf aus dem Federbette, in das ich begraben war, und erkundigte mich nach der Ursache meines Erwachens.

Der Adjutant des Königs ließ mir im Auftrage Seiner Majestät eine Bevollmächtigung zukommen, mit meinen Reisegefährten den Extrazug zu nehmen, und sandte mir Karten, um auf der diplomatischen Tribüne der Krönung beizuwohnen.

Der Extrazug fuhr um eilf Uhr ab, es war neun Uhr, ich dankte dem Boten und versuchte aus

meinem Bette aufzustehen.

Ich sage, daß ich versuchte aus meinem Bette aufzustehen, und das ist der richtige Ausdruck; es ist nichts leichtes aus einem holländischen Bette aufzustehen, das in Form eines Kastens gemacht und mit zwei mit Federn ausgestopften Matratzen versehen ist, in die man seinen Körper eindrückt und die sich über uns zusammenziehen.

Es gibt etwas Unglaubliches, nämlich die Mannigfaltigkeit, welche man den Zubehörden und der Gestalt eines Möbels gegeben hat, das in allen Ländern der Welt denselben Zweck hat, das heißt den, den menschlichen Körper zu respectiren. Diejenigen welche stets an einem Orte weilen, glauben, daß man sich überall so ziemlich auf dieselbe Weise zu Bette legt; sie irren sich gewaltig.

Man stelle ein Englisches, ein Italienisches, ein Spanisches, ein Deutsches und ein holländisches Bett neben einander, lasse sie von einem gelehrten Pariser untersuchen, der niemals ein anderes, als ein französisches Bett gesehen hat, und man wird einen Band von Vermuthungen, von denen die einen merkwürdiger als die andern sind, über die verschiedene Anwendung erhalten, zu welcher diese verschiedenen Möbel angewandt werden können.

Er wird Ihnen Hundert verschiedene Bestimmungen anweisen, bevor er erräth, daß es Schlafmaschinen sind.

Glücklicher Weise bin ich seit langer Zeit mit den seltsamsten Betten vertraut, und ich hatte vollkommen gut in meinem holländischen Bette geschlafen.

Dem war nicht so mit meinem Sohne Alexander und mit Biard, welche seit sieben Uhr Morgens ein Badehaus aufsuchten. Sie hofften, daß das Wasser sie wieder von den Federn reinigen, und die Badewanne von dem Lager herstellen würde.

Sie kehrten um halb zehn Uhr zurück, indem sie drei Male die Runde von dem Haag gemacht, alle Museen und alle Trödelbuden besucht, aber nicht ein einziges Badehaus hatte entdecken können.

Freilich befindet sich das Meer nur eine Stunde weit von dem Haag.

Es blieb mir gerade noch die Zeit, selbst nach dem Museum zu gehen.

Es gab darin Etwas, das ich, abgesehen von den Rembrandts, den Van Dyks, den Hobbemas, den Paul Potters und allen den Meisterwerken der niederländischen Schule sehen wollte, das war in den unteren Sälen in Mitte des pittoresken Museums ein Glaskasten, in welchem man mehrere Proben von Meerweibchen aufbewahrt.

Das Meerweibchen ist ein Holland und seinen Kolonien eigenthümliches Erzeugniß.

Wie man weiß, oder wie man nicht weiß, theilt sich das Meerweibchen in zwei Klassen:

Die Sirene und die Nereide.

Die Sirene ist das Ungeheuer des Alterthumes mit dem Kopfe einer Frau und einem Fischeschwanze.

Es sind die Töchter der Parthenope, der Ligea und der Leucosia. Wenn man den Schriftstellern des XVI., des XVII. selbst des XVIII. Jahrhunderts glauben soll, so sind die Sirenen nicht selten. Der englische Kapitän John Smith sah im Jahre 1614 in Neuengland in Ostindien eine Sirene, welche den oberen Theil des Körpers vollkommen gleich dem einer Frau hatte. Sie schwamm mit aller möglichen Anmuth, als er sie an dem Ufer des Meeres erblickte. Ihre großen, obgleich ein wenig runden Augen, ihre wohlgestaltete, obgleich ein wenig stumpfe Nase, ihre Ohren von einer hübschen, obgleich ein wenig langen Form, machten aus ihr eine sehr angenehme Person,

welcher lange grüne Haare einen Charakter von Seltsamkeit verliehen, der nicht ohne Reiz war. Unglücklicher Weise machte die schöne Badende einen Burzelbaum, und der Kapitän John Smith, der anfangs, in sie verliebt zu werden, bemerkte, daß die Frau von dem Nabel an nur noch ein Fisch war.

Dieser Fisch hatte freilich einen doppelten Schwanz, aber ein doppelter Schwanz ersetzt nicht zwei Beine.

Der Doctor Kircher bestätigt in einem wissenschaftlichen Berichte, daß eine Sirene in dem Zuydersee gefangen und in Leyden von dem Professor Peter Paw zergliedert worden sei, und in demselben Berichte spricht er von einer Sirene, die in Dänemark gefunden wurde, und welche spinnen und die Zukunft vorhersagen lernte.

Diese Sirene hatte langes Kopfhaar, das nicht aus Haaren, sondern aus Fleischfäden gebildet war. Sie hatte ein angenehmes Gesicht, feurige und anmuthige Augen, wenig Nase, weit längere Arme, als die der Menschen, die Finger ihrer Hände waren durch Knorpel, ähnlich der an den Gänsepfoten, mit einander verbunden, sie hatte runde und feste Brüste, ihre Haut war mit so weißen und so feinen Schuppen bedeckt, daß man sie von Weitem für eine weiße und fette Haut halten konnte. Sie erzählte, daß Tritonen und Sirenen eine unterseeische Bevölkerung bilden, welche in der Geschicklichkeit dem Affen und dem Biber gleich, sich an für die Taucher unzugänglichen Orten Grotten von Felsen bauen, in welchen sie sich Betten von Sand ausbreiten, aus denen sie ausruhen, schlafen und lieben.

Johann Philipp Abelinus berichtet in dem ersten Bande seines *Europäischen Theaters*, daß im Jahre 1619 Räte des Königs von Dänemark, die zur See von Norwegen nach Kopenhagen fuhren, einen Meermann auf dem Meere herumwandern sahen, der ein Bund Gras auf seinem Kopfe davon trug. Man warf ihm eine Lockspeise zu, welche einen Angelhaken verbarg. Wie es scheint, war der Meermann gefräßig wie ein Erdmensch. Er ließ sich mit einem Stück Speck fangen, biß hinein und wurde am Bord des Schiffes gezogen. Kaum war er aber auf dem Verdecke, als er das reinste Dänisch zu sprechen und das Schiff mit seinem Untergange zu bedrohen begann. Bei den ersten Worten waren die Matrosen, wie man sich wohl denken wird, sehr erstaunt. Als er aber von einfachen Worten zu Drohungen überging, so verwandelte sich ihr Erstaunen in Entsetzen. Sie beeilten sich, den Meermann wieder in das Meer zu werfen, indem sie sich auf alle mögliche Weise entschuldigten.

Da dieses das einzige Beispiel eines Meermannes ist, der gesprochen hat, so behaupten Abelinus Ausleger freilich, daß es kein Triton, sondern ein Gespenst war.

Johnston erzählt, daß man im Jahre 1403 in einem See in Holland ein Meerweibchen fing, welches von dem Meere in denselben geworfen worden war. Sie ließ sich kleiden, gewöhnte sich daran, Brod und Milch zu essen, lernte spinnen, blieb aber stumm.

Endlich, um wie bei einem Feuerwerke mit dem schönsten Stücke zu endigen, erzählt Dimas Bosque, der Arzt des Vicekönigs der Insel Mannar, in einem in Bartholes Geschichte von Asien aufgenommenen Briefe, daß, als er mit einem Jesuiten an dem Ufer des Meeres spazieren ging, ein Haufen Fischer im vollen Laufe den Vater aufzufordern kam, in ihre Barke zu kommen, um ein Wunder zu sehen. Der Vater folgte ihrer Einladung, und Dimas Bosque begleitete ihn.

In dieser Barke befanden sich sechzehn Fische mit menschlichen Gesichtern, neun Weibchen und sieben Männchen, welche die Fischer mit einem einzigen Wurfe des Netzes gefangen hatten. Man zog sie auf das Ufer und untersuchte sie genau. Ihre Ohren waren hervorstehend, wie die unsrigen, knorpelich und mit einer dünnen Haut überzogen, Ihre Augen waren in Farbe, Gestalt

und Lage gleich den unsrigen, sie waren in unter der Stirn verborgenen Höhlen eingeschlossen, waren mit Augenlidern versehen, und hatten nicht, wie die der Fische, verschiedene Achsen der Seekraft. Die Nase wich von der menschlichen Nase nur dadurch ab, daß sie ein wenig platt, wie die der Neger, und leicht gespalten, wie die der Bullenbeißer war. Der Mund und die Lippen waren vollkommen den unsrigen gleich. Die Zähne waren breit und dicht an einander gewachsen. Sie hatten eine breite und mit einer außerordentlich weißen Haut bedeckte Brust, welche die Blutgefäße sehen ließ.

Die Weibchen hatten runde und feste Brüste, und ohne Zweifel säugten einige von ihnen, denn, indem man die Brüste drückte, spritzte eine weiße und sehr reine Milch heraus. Ihre zwei Spannen lange und weit volleren Arme, als die unsrigen, waren ohne Gelenke, die Hände waren an den Ellbogenknochen gewachsen. Endlich theilte sich der Unterleib von den Hüften an in einen doppelten Schwanz, gleich dem der Fische.

Man wird begreifen, daß ein solcher Fang großes Aufsehen machte. — Der Vicekönig kaufte diesen Fang den Fischern ab, und machte mit dieser ganzen Gesellschaft von Tritonen und von Sirenen seinen Freunden und Bekannten ein Geschenk, indem er sie vereinzelte.

Der holländische Resident empfing für seinen Theil eine Sirene, die er an seine Regierung sandte, welche sie in das Museum nach dem Haag schickte.

Man wird begreifen, daß eine wahre Sirene, eine authentische Sirene, eine in einem Museum befindliche und überschriebene Sirene, von der die Wissenschaft erklärt hat, daß sie nicht zu der Familie des Lazarille de Tormes oder des Cadet Roussel Esturgeon gehört, sondern ein authentischer Nachkomme des Flusses Achelus und der Nymphe Caliope sei, bei weitem sehenswerther war, als eine Galerie von Raben, hätte es auch zehn Tausend Raben in dieser Galerie gegeben.

Denn am Ende sieht man alle Tage Raben, und die Sirenen werden dagegen immer seltener.

So daß, da ich nicht wußte, ob ich jemals nach dem Haag zurückkommen würde, ich diese Gelegenheit, eine Sirene zu sehen, nicht verfehlen wollte.

Aber so große Eile ich auch hatte, mir dieses Vergnügen zu gewähren, so wurde ich doch sogleich bei meinem Eintritte zurückgehalten.

Ich wußte, daß sich in demselben Museum das vollständige Kostüm ausgestellt befände, welches Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, dem die Geschichte den Beinamen des Schweigsamen gegeben hat, trug, als er am 10. Juli 1584 in Delft von Balthasar Gerard ermordet wurde.

Diese historische Erinnerung hatte für mich einen bestimmten Reiz, der wohl den der Sirenen und der Meerweibchen aller Länder aufwog.

Ich bat daher den Cicerone, mir zuvor das Gefach anzudeuten, in welchem die Kleider Wilhelms enthalten waren, nachher den Schrank, in welchem die Leiche des Meerweibchens ausgestellt wäre.

Die Kleider des Gründers der holländischen Republik, des Urhebers der Utrechter Union, des Gatten der Wittve Talignys, befinden sich zur Linken beim Eintritte in den ersten Saal; seit zwei Hundert vier und sechszig Jahren sind sie der Verehrung des Volkes ausgestellt, dem Wilhelms letzter Seufzer galt.

— Herr, habe Erbarmen mit meiner Seele und mit diesem armen Volke! sagte der Schweigsame, als er fiel.

Das Wamms, die Weste und das mit Blut befleckte Hemd befinden sich da mit der Kugel, welche ihm die Brust durchbohrte, mit der Pistole, aus welcher sie kam.

Es ist ein lebendiger und ewiger Fluch gegen den Mörder.

Ich kenne Nichts, das mehr zur Betrachtung, zu dem Träumen, zu der Poesie antreibt, als der Anblick materieller Gegenstände.

Wie vieles liegt in dem Messer Ravaillacs! wie vieles in der Kugel Balthasar Gerards!

Wer vermag zu sagen, wie viel drei Zoll Stahl oder zwei Loth Blei in dem Schicksale der Völker wiegen!

Zufall, Vorsehung oder Verhängniß, die Welt wird über diese drei Worte ergrauen.

Der Sphinx, der über sie wacht, ist der Zweifel.

Ich würde allein darum nach dem Haag zurückkehren, um dieses mit Blut befleckte Hemd, diese Pistole und diese Kugel wieder zu sehen.

Aber es war drei Viertel auf eilf Uhr, ich hatte nur noch einige Minuten für mich. Ich verlangte meine Sirene zu sehen; man führte mich nach einem Kasten, welcher drei Ungeheuer enthielt; einen Faun, einen Vampyr und eine Sirene.

Die Sirene war es, welche ich sehen wollte. Ich ließ den Vampyr und den Faun bei Seite.

Sie war ausgetrocknet und ohngefähr von der Farbe eines Karaiben-Kopfes. Ihre Augen waren geschlossen; die Nase war eingefallen; die Lippen hatten sich an die selten gewordenen Zähne geklebt; der Busen war augenscheinlich, obgleich eingefallen; einige seltene und kurze Haare sträubten sich auf ihrem Kopfe; endlich endigte sich der untere Theil des Körpers in einem Fischschwanz.

Es gab nichts dagegen zu sagen; es war wirklich eine Sirene.

Von mir befragt, erzählte mir nun mein Cicerone die Geschichte des Arztes Dimas Bosque, des Jesuiten, des Vicekönigs von Monora und des holländischen Residenten, so wie ich sie erzählt habe.

Als er hierauf sah, daß ich darauf bestand, andere Umstände zu erhalten, sagte er zu mir:

— Es scheint, daß Sie begierig auf Auskünfte über diese Arten von Thieren sind.

Ich fand meinen Cicerone ziemlich unverschämt, ein Geschöpf unter die Zahl der Thiere zu stellen, das den Kopf einer Frau, die Hände einer Frau und den Busen einer Frau hatte; da ich aber keine Zeit hatte mit ihm zu streiten, so antwortete ich ihm:

— Sehr begierig, und wenn Sie mir deren geben können. . .

— Ah! nicht gerade ich; aber ich kann Ihnen angeben, wo Sie deren finden werden.

— Wo das? sagen Sie geschwind.

— In Monikendamm.

— Was ist das, Monikendamm?

— Es ist ein Flecken zwei Stunden weit von Amsterdam, in dem Hintergrunde eines kleinen Meerbusens von dem Zuydersee.

— Und dort werde ich Auskünfte über die Sirenen erhalten?

— O! ganz gewiß, über die Sirenen, über die Meerweibchen, was noch bei weitem merkwürdiger ist.

— Es befindet sich also deren eine in dem Museum von Monikendamm?

— Nein, aber es befindet sich deren eine auf dem Friedhofe; sie werden ihren Gatten und ihre

Kinder sehen, was wohl auch merkwürdig sein wird.

— Sie hat sich also verheirathet? sie hat also Kinder gehabt?

— Sie hat sich verheirathet und sie hat Kinder gehabt. Freilich verleugnen ihre Kinder sie, aber ihr Gatte wird Ihnen Alles erzählen.

— Spricht er Französisch?

— O! er spricht alle Sprachen. Er ist ein alter Seewolf.

— Und Sie nennen ihn?

— Den Vater Olifus.

— Wo werde ich ihn finden?

— Vielleicht in Amsterdam selbst; er hat ein Schiff, mit welchem er Reisende von Amsterdam nach Monikendamm überfährt; wenn Sie ihn nicht in Amsterdam finden, so werden Sie ihn in Monikendamm finden, wo seine älteste Tochter ein Wirthshaus *Zum alten Ostindienfahrer* hält.

— Sie sagen: der Vater Olifus?

— Der Vater Olifus.

— Gut.

Ich warf einen letzten Blick auf die Sirene, von der Biard eine Zeichnung entwarf, und wir sprangen mit dem Ausrufe in unsere Lohnkutsche:

— Nach der Eisenbahn.

XIII.

Das Wirthshaus Zum Alten Ostindienfahrer.

Holland ist das Vaterland der Eisenbahnen; von dem Haag nach Amsterdam haben die holländischen Ingenieure nicht einen Graben auszufüllen, nicht einen Maulwurfshügel zu durchstechen gehabt.

Uebrigens ist die Gegend immer dieselbe; eine unermeßliche, ganz mit Wasserstreifen, kleinen Gehölzen von dem frischesten Grün durchschnittene Wiese voll von in ihre Wolle gehüllter Schaaf und bunter Kühe.

Nichts ist der Wahrheit getreuer, als die Landschaften der holländischen Meister. Wenn man Hobbema und Paul Potter gesehen hat, so hat man Holland gesehen.

Wenn man Teniers und Terburg gesehen hat, so hat man die Holländer gesehen.

Und dennoch mögen die, welche Holland nicht gesehen haben, dorthin gehen; selbst nach Hobbema und Paul Potter ist Holland schön zu sehen, selbst nach Teniers und Terburg ist es gut die Holländer kennen zu lernen.

In zwei Stunden waren wir in Amsterdam.

Eine Viertelstunde nachher gingen wir die Freitreppe eines allerliebsten, auf der Kaisers Gracht gelegenen Hauses hinauf, und durch Bedienten angekündigt, welche uns erwarteten, sahen wir Madame Wittering, die Herren Jacobson und Gudin uns entgegen eilen.

Madame Wittering war immer noch die liebenswürdige Frau, welche ich bereits drei Male die Ehre gehabt hatte, schön, bescheiden, wie ein Kind erröthend, eine anmuthige Mischung der Pariserin und der Engländerin zu sehen.

Ihre Schwester, Madame Jacobson, war in London.

Während fünf Minuten fand ein Wetteifer von Umarmungen und Händedrücker statt.

Wie ich gesagt, war Gudin da, der von Schottland kam.

Der Tisch war gedeckt.

Ich habe nach meinen französischen Gewohnheiten gesprochen, indem ich sagte: der Tisch war gedeckt.

In Holland ist der Tisch immer gedeckt, dort ist das Haus in der ganzen Annahme des Wortes gastfreundschaftlich.

Jeder von uns hatte sein Zimmer in diesem reizenden Hause eingerichtet, das zu gleicher Zeit Ähnlichkeit mit einem Schlosse und einer Sennerhütte halte.

Es war ein Vergnügen, diese durchsichtigen Fensterscheiben, diese glänzenden Thürklinken, diese Teppiche in den Zimmern, auf den Gängen, auf den Treppen zu sehen; diese Bedienten, die man niemals sieht, und die man immer mit der Sauberkeit, der Eleganz und dem Wohlsein beschäftigt erräth.

Indem sie uns an den Tisch führte, erinnerte uns Madame Wittering daran, daß der König um drei Uhr seinen Einzug hielte, und daß wir bei einer ihrer Freundinnen ein Fenster hätten, um diesem Einzuge beizuwohnen.

Wir nahmen doppelte Bissen, und um drei Viertel auf drei Uhr gingen wir nach dem Hause, wo wir erwartet wurden.

Der 11. Mai war herbeigekommen. Vor sieben Tagen hatte ich in Paris das Fest des 4. Mai gesehen. Nach sieben Tagen und einer Entfernung von Hundert und fünfzig Meilen sah ich ein zweites Fest, das auf den ersten Blick eine Fortsetzung des ersten zu sein schien. In Amsterdam, wie in Paris, in Parts, wie in Amsterdam, gingen wir unter dem Geschrei des Volkes unter einem Gewölbe von dreifarbigem Fahnen durch. Nur tragen die französischen Fahnen die drei Farben senkrecht, und die holländischen Fahnen die drei Farben wagerecht; nur rief man in Paris: *Nieder mit dem Königthume!* und in Amsterdam: *Es lebe der König!*

Wir wurden unseren augenblicklichen Wirthen vorgestellt. Ihre Wohnung war eine neue Probe eines holländischen Hauses; es war ein wenig größer, als das Witterings und lag wie das seinige zwischen einem Kanale und einem Garten, die vordere Seite auf den Kanal, die Hintere auf den Garten.

Die Decke der Zimmer war mit schönen Malereien verziert.

Ich erwartete in Holland auf jedem Schritte Möbeln von Lack, Vasen von Porzellan, China und Japan, in den Speisesälen und in den Salons anzutreffen; aber die Holländer sind wie jene geringschätzenden Eigenthümer, welche das nicht schätzen, was sie haben. Ich sah viele französische Etagères, einige kleine Figuren von sächsischem Porzellan, aber wenig Kaminschirme, wenig Nachgeahmtes, wenig chinesische Spielereien.

Um ein Viertel auf vier Uhr hörten wir einen großen Lärm, der uns an die Fenster eilen ließ. Das war der Anfang des Zuges. Wir sahen zuerst die Musik kommen, dann die Cavalerie, dann Volk und Wägen untereinander gemischt, dann endlich eine Nationalgarde zu Pferde, in bürgerlichen Kleidern und ohne eine andere Waffe, als eine Reitpeitsche, ohne andere Auszeichnung, als ein großes Band von carmoisinrothem Sammet.

Dem Ganzen zogen zwei bis drei Hundert Handwerksburschen und Gassenbuben voraus, welche ihre Mützen in die Luft warfen, und die holländische Nationalhymne sangen.

Nur ist es das Merkwürdige dabei, daß die Nationalhymne der Holländer, das heißt des am meisten republikanischen Volkes der Erde, eine monarchische Hymne ist.

Während ich über alle die königlichen Einzüge nachdachte, welche ich bereits in meinem Leben gesehen hatte, kam der Zug vorüber und der König kam in Ritte von ein Dutzend Generälen oder hohen Beamten seines Palastes uns näher.

Er war ein Mann von dreißig bis zwei und dreißig Jahren, blond, mit blauen Augen, denen er wechselseitig einen erhabenen Ausdruck von Sanftmuth und von Festigkeit zu geben weiß, und einem Barte, der den untern Theil seines Gesichtes bedeckt.

Das Ganze des Gesichtes war theilnehmend, die Grüße waren herablassend und dankbar.

Als er vorüber kam verneigte ich mich, und er grüßte mich, indem er sich umwandte persönlich mit dem Auge und mit der Hand.

Ich vermogte nicht zu glauben, daß dieser doppelte Gruß sich an mich richtete; ich wandte mich daher auch um, um zu wissen, wer diese königlichen Ehrenbezeugungen erhalten hätte.

Jacobson verstand meine Bewegung.

— Nein, nein, sagte er zu mir, Sie sind es wirklich, den der König begrüßt hat.

— Ich, den der König begrüßt hat? Unmöglich, er kennt mich nicht.

— Deshalb hat er sie gerade erkannt. Er kennt alle unsere Gesichter auswendig. Er hat ein fremdes Gesicht gesehen, und er hat sich gesagt: — Das ist mein Dichter.

Das Merkwürdige dabei ist, daß es die Wahrheit war, und daß der König es mir am folgenden

Tage selbst sagte.

Der König war zu Pferde und trug die Admiralsuniform.

Ein großer vergoldeter Wagen kam hinterher; er war mit acht weißen Pferden bespannt, jedes von einem Livreebedienten am Zügel geführt. An den beiden Seiten des Wagens, im Gleichgewichte auf Kutschentritten, erkannte man die Pagen an ihrer rothen Uniform mit Gold.

Eine Frau von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, zwei Kinder von sechs bis acht Jahren saßen in dem Wagen und grüßten.

Die Kinder, ohne an Etwas zu denken, die Frau, indem sie vielleicht zu viel dachte.

Diese Frau und diese beiden Kinder waren die Königin, der Prinz von Oranien und der Prinz Moritz.

Es ist unmöglich, ein anmuthigeres und zugleich schwermüthigeres Gesicht, als das der Königin zu sehen; sie ist eine Frau in ihrer vollen Anmuth, eine Fürstin in ihrer ganzen Majestät.

Ich habe die Ehre gehabt, drei Male von ihr während der beiden Tage empfangen zu werden, die ich in Amsterdam geblieben bin; ich habe nicht ein Wort von dem vergessen, was sie mir gesagt hat.

Möge ihr Volk ihr gut und treu bleiben, und Gott ihre Schwermuth niemals in Leiden verwandeln!

Der Zug kam vorüber, entfernte sich und verschwand. Seltsame Erscheinung in dieser Zeit, in welcher die Könige mit einem verhängnißvollen Stempel bezeichnet zu sein scheinen.

Ach! wer hat von ihnen Recht, sie oder die Völker?

Das ist das große Räthsel, dem Karl I. und Ludwig XVI. geopfert worden sind.

Die Restauration von 1660 hat dem Volke Unrecht gegeben.

Die Revolution von 1848 hat den Königen Unrecht gegeben

Die Zukunft wird entscheiden. Nur mögte ich für die Völker wetten.

Sobald der Zug vorüber gekommen und verschwunden war, halte ich in Amsterdam Nichts mehr zu thun, bis am folgenden Tage um eilf Uhr. Ich beurlaubte mich daher bei meinen Wirthen, indem ich sie bat, mir Auskünfte zu ertheilen, auf welche Weise ich mich nach Monikendamm begeben könnte.

Dieser Einfall schien ihnen sonderbar. Was konnte ich in Monikendamm zu thun haben?

Ich hütete mich wohl, ihnen zu sagen, daß ich ein Meerweibchen aufsuchen wollte.

Ich beharrte nur darauf, nach Monikendamm zu gehen.

Man gab mir zu meiner Begleitung den Bruder Witterings mit.

Alexander trennte sich von mir, er wollte nach Broek gehen.

Biard blieb an mein Schicksal gefesselt, und erklärte, daß er mich nach Monikendamm begleiten würde.

Wie ich glaube, schämte sich Biard ein wenig, an dem Nordkap gewesen zu sein, von dem äußersten Ende von Europa aus zwei Meere gesehen, und in diesen beiden Meeren kein einziges Meerweibchen angetroffen zu haben.

Er rechnete auf meinen Stern in Ermangelung des seinigen.

In dem Hafen angelangt, suchte ich oder bat vielmehr meinen Führer, den Vater Olifus aufzusuchen.

Die Aufsuchung war lange vergebens; die Barke war wohl da, aber der Führer befand sich

nicht darin.

Endlich entdeckte man ihn in einer Art von abscheulicher Kneipe, in welcher er gewohnt war, sich aufzuhalten. Man benachrichtigte ihn, daß ein Reisender, der nach Monikendamm ginge, nur mit ihm fahren wollte.

Dieser Vorzug schmeichelte ihm; er willigte ein, seinen Grog zu verlassen, und schritt ganz lächelnd auf mich zu.

— Da ist der Vater Olifus, sagte der Mann zu mir, der auf die Bitte Witterings so gefällig gewesen war, diesen aufzusuchen.

Ich gab meinem Menschaufsucher einen Gulden.

Der Vater Olifus bemerkte den Gulden, und als er sah, wie gering ich den Preis desselben schätzte, wurde er lebenswürdiger als jemals.

Während dieser Zeit musterte ich ihn mit einer Neugierde, die mit seiner Wichtigkeit im Verhältnisse stand.

Biard entwarf sein Porträt.

Wie man mir gesagt hatte, war er ein alter Seewolf von sechszig bis vier und sechszig Jahren, der mehr einem Seekalbe, als einem Menschen glich. Weiße Haare und weißer Bart, beide einen Zoll lang; Haare und Bart steif wie die Borsten eines Kanonenwischers; Fayence-blaue runde Augen mit feuchten Augensternen; ein bis an die Ohren gespaltener Mund, der zwei gelbe Zähne von oben nach unten, wie die Zähne eines Seehundes, blicken ließ, feine Gesichtsfarbe war wie Mahagoniholz.

Er war in weite Hosen gekleidet, die ehemals blau gewesen waren, und in eine Art von Paletot mit Kapuze, auf dessen Nähten man noch einige Verzierungen unterscheiden konnte, welche diesem Paletot einen spanischen oder neapolitanischen Ursprung anwiesen.

Die eine seiner Wangen war durch eine ungeheure Masse Kautabak wie durch einen Rothlauf aufgeschwellt.

Von Zeit zu Zeit spie er einen Strom schwarzen Speichels mit jenem, den Tabakskauern ganz eigenthümlichen Pfeifen aus seinem Munde.

— Ah! Sie sind Franzose, sagte er zu mir.

— Woher wissen Sie das?

— Gut! es verlohnte sich der Mühe die vier Welttheile, Asien, Afrika und Amerika gesehen zu haben, wenn man nicht auf den ersten Blick einen Mann erkannte. Franzose, Franzose, Franzose!

Und er begann zu singen:

Für das Vaterland zu sterben. . .

Ich unterbrach ihn kurz.

— Ah! nicht das, Vater Olifus, he! etwas Anderes.

— Warum das nicht?

— Weil ich diesen Refrain kenne.

— Gut, wie Sie wollen. — Sie wünschen also nach Monikendamm zu gehen?

— Ja.

— Und Sie halten darauf, daß es der Vater Olifus ist, der Sie dorthin fährt, nicht übel?

— Ja.

— Wohlan! man wird Sie dorthin fahren, und das noch ohne den Preis zu bestimmen. . .

— Und warum ohne den Preis zu bestimmen?

— Weil man Augen hat und man gesehen hat, das ist genug; werden Sie in Monikendamm übernachten?

— Ja.

— Nun denn! ich empfehle Ihnen das Wirthshaus *Zum Alten Ostindienfahrer*.

— Das ist es gerade, wohin ich gehe.

— Meine Tochter Margaretha ist die Wirthin davon.

— Ich weiß das.

— Ah! äußerte der Vater Olifus, ah! Sie wissen das. Gut!

Und er schien zu überlegen.

— Nun denn! wenn wir aufbrächen, Vater Olifus?

— Ja, ja, brechen wir auf. Indem er sich hierauf nach meiner Seite umwandte, sagte er: ich weiß, warum Sie kommen.

— Sie wissen es?

— Ich weiß es; Sie sind ein Gelehrter, und Sie wollen mich plaudern lassen.

— Macht es Ihnen etwa Mühe zu sprechen, Vater Olifus, wenn man den Anfang des Gespräches mit Ratafia, die Mitte mit Rum und das Ende mit Arak begießt?

— Ei! Sie kennen die Steigerung.

— O! meiner Treue, nein, es ist zufällig.

— Wohlan! man wird sprechen, aber nicht in Gegenwart der Kinder, verstehen Sie?

— Und wo sind die Kinder?

— Sie werden sie sogleich sehen.

Und er wandte sich nach drei verschiedenen Richtungen und pfiiff.

Das Pfeifen des Vater Olifus glich sehr dem Schreie einer Locomotive.

Bei diesem Pfeifen sah ich aus den verschiedenen Richtungen fünf große junge Burschen herbeikommen, welche auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zuschritten.

Dieser gemeinschaftliche Mittelpunkt war Biard, der Vater Olifus und ich.

— Hierher, Joachim! hierher, Thomas! hierher, Johann! hierher, Simon und Judas! rief er in holländischer Sprache aus, eilen wir uns ein wenig. Da ist Kundschaft für uns und für Eure Schwester Margaretha.

Bei dem Namen Margaretha und aus der Art und Weise, mit welcher der Vater Olifus die fünf großen Burschen anredete, die auf uns zu kamen, verstand ich so ziemlich, was er gesagt hatte.

— Ah so! Vater Olifus, ist das etwa eine Probe von dieser schönen Familie, von der man mir gesprochen hat?

— Im Haag, nicht wahr, auf dem Museum? Ich müßte diesem alten Schelm da ein Trinkgeld aussetzen. Ja, es sind meine fünf Söhne.

— Dann haben Sie fünf Söhne und eine Tochter?

— Eine Tochter und fünf Söhne, gerade so viel, von denen zwei Zwillinge sind, Simon und Judas; der älteste ist fünf und zwanzig Jahre all.

— Und alle von derselben Mutter? fragte ich mit einem gewissen Zögern.

Olifus blickte mich an.

— Von derselben Mutter, ja, von dieser Seite ist es sicher. Ich mögte nicht eben so viel von Seiten. . . Aber, still! da sind die Kinder; kein Wort in ihrer Gegenwart.

Die Söhne gingen vor mir vorüber, indem sie mich grüßten und ihren Vater mißtrauisch anblickten; es hatte ihnen ohne Zweifel geschienen, daß der gute Alte bereits geplaudert hätte.

— Geschwind, geschwind, Jungens, in die Barke, sagte der Vater Olifus, und zeigen wir den Herren, daß wir auf einem Schiffe von achtzig Kanonen nicht am unrechten Platze wären.

Drei der jungen Leute stiegen ziemlich rasch in die Barke, während die beiden andern die Kette anzogen, um sie dem Ufer zu nähern.

Wir sprangen auf das Hintertheil, auf welches der Vater Olifus noch ziemlich flink hinabstieg. Dann endlich folgten uns die beiden letzten Söhne, Simon und Judas, und Mannschaft und Passagiere befanden sich vollständig. Es schien mir, als ob Simon und Judas sich niemals verließen, denn sie beschäftigten sich damit, den kleinen Mast aufzurichten, der auf dem Boden der Barke lag, während der Vater sich an das Steuer setzte, Joachim die Kette losmachte, und Johann und Thomas, jeder mit einem Ruder versehen, in Mitte der Tausende von Barken und von Schiffen manövrirten, welche den Hafen überfüllten. .

Sobald wir der Hindernisse entledigt waren, konnten wir das Segel aufspannen. Der Wind war günstig; wir fuhren rasch. Nach Verlauf von zehn Minuten hatten wir das kleine Vorgebirge umfahren, welches uns die Aussicht unterbrach, und wir segelten auf dem offenen Zuydersee.

Nach Verlauf einer halben Stunde kamen wir zwischen Tidam und der Insel Marken vorüber.

Olifus berührte mich mit der Fingerspitze.

— Betrachten Sie genau dieses hohe Schiff dort, sagte er.

— An dem Ufer der Insel? fragte ich.

— Ja.

— Nun denn! ich betrachte es.

— Dort ist es, wo ich sie gefunden habe.

— Wen?

— Still!

In der That, Joachim hatte die Bewegung gesehen, hatte sich nach unserer Seite umgewandt, und, indem er ziemlich unehrerbietig die Achseln zuckte, seinem Vater einen Blick des Vorwurfes zugeschleudert.

— Nun denn! was gibt es, Jungens? sagte dieser. . . Nichts.

Alles wurde wieder still.

Nach Verlauf von fünf Minuten befanden wir uns in dem kleinen Meerbusen, und wir fingen an das Dorf zu erblicken, das sich zu unserer Linken erhob.

Die jungen Leute hatten mehrere Male die Augen nach dem Süden geworfen, und obgleich ihre Blicke nicht besorgt waren, so waren sie doch beschäftigt,

— Was haben denn Ihre Söhne? fragte ich; sie haben das Ansehen, irgend Etwas zu erwarten.

— Ja, sie erwarten Etwas, das sie eben so gern nicht kommen sehen mögten.

— Und was erwarten sie?

— Den Wind. . .

— Den Wind?

— Ja, den Wind, den Südwind, und heute Abend werden sie wahrscheinlicher Weise auf den

Dämmen wachen müssen. Um so besser für uns. . .

— Warum um so besser für uns?

— Ja, wir werden ruhig sein und plaudern können.

— Es ist Ihnen also nicht zuwider, von der zu sprechen. . .

— Mir, im Gegentheile, das erleichtert mir das Herz. Aber es ist, als ob sie sich verabredet hätten, die Partei dieses Schindluders von Buchhold zu nehmen. Gut, da habe ich das Wort entschlüpfen lassen und sie haben es gehört. Betrachten Sie die Augen, welche mir Simon und Judas zuwerfen. Sie sind indessen die jüngsten, sie sind noch nicht zwanzig Jahre alt. Nun denn! sie sind schon wie die Andern.

— Was ist das, die Buchhold?

Die jungen Leute wandten sich um und runzelten die Stirn.

— Schön! da wiederholen Sie das Wort. Sie werden sich willkommen machen.

In der That, unsere fünf Matrosen schienen ziemlich übler Laune zu sein.

Ich schwieg.

Wir näherten uns dem kleinen Dorfe, das in dem Maße, als wir weiter kamen, aus dem Wasser hervorzukommen schien.

— Lassen Sie Sich Nichts merken, sagte der Vater Olifus zu mir, und blicken Sie nach Ihrer Linken.

Ich sah einen Friedhof.

Er blinzelte mit triumphirender Miene mit dem Auge.

— Dort ist sie, sagte er.

Ich verstand, und dieses Mal begnügte ich mich, mit einem leichten Kopfnicken zu antworten.

Aber unser, obgleich halb stummes Zweigespräch war Thomas nicht entgangen, der, ohne Zweifel im Widerspruche mit dem Gefühle der Zufriedenheit, das sein Vater zu empfinden schien, einen Seufzer ausstieß und das Zeichen des Kreuzes machte.

— Ei, Ihre Söhne sind katholisch? fragte ich ihn.

— O! mein Gott, ja! sprechen Sie mir nicht davon, diese Schelme wissen nicht, was sie erfinden sollen, um mich rasend zu machen; übrigens habe ich Unrecht, böse auf sie zu sein; es ist nicht ihre Schuld, sondern die ihrer Mutter.

— Ah! ihre Mutter war. . .

— An dem Tage, wo ich sie gefunden habe, habe ich sie einen Augenblick lang allein gelassen, und siehe da, während dieser Zeit hat sie der Pfarrer getauft.

— Mein Vater! sagte Johann, der sich uns am nächsten befand, indem er sich umwandte.

— Gut! Sagte er, man spricht von Deinem Schutzpatron, der unseren Heiland in dem Jordan getauft hat.

Indem er zu gleicher Zeit aufstand, machte er mit seiner Mühe ein Zeichen des Grußes.

— He! Margaretha!. . . he!. . . rief er einem schönen Mädchen von neunzehn bis zwanzig Jahren zu, das auf der Schwelle ihrer Thür stand, mache das schönste Zimmer zurecht, und bereite ein gutes Abendessen, ich führe Dir Kundschaft zu.

— Gehen Sie voraus und erwarten Sie mich in Ihrem Zimmer; während sie auf den Dämmen sein werden, werde ich zu Ihnen heraufkommen, und bei einer Pfeife Tabak und bei einem Glase Ratafia Ihnen die Sache erzählen.

Ich gab ihm einen Wink der Zustimmung, auf den er durch einen schlaun Blick antwortete, und nachdem ich mit Hilfe Simons und Judas an das Land gestiegen war, schritten wir auf das Wirthshaus *Zum Alten Ostindienfahrer* zu, auf dessen Schwelle uns unsere schöne Wirthin mit lächelnder Miene erwartete.

XIV.

Eheliche Widerwärtigkeiten.

Wir wurden von unserer schönen und jungen Wirthin Margaretha auf das beste aufgenommen.

Sie führte uns in ein Zimmer mit zwei Betten, und fragte uns, ob wir das Essen in unserem Zimmer angerichtet haben, oder in dem Gastzimmer essen wollten.

Die Hoffnung, daß Vater Olifus uns sein Abenteuer erzählen würde, ließ uns vorziehen in unserem Zimmer zu essen.

Aufgefordert zu erklären, was wir zu unserm Abendessen am Liebsten wünschten, erklärten wir, uns in dieser Beziehung ganz auf den guten Willen der Mademoisell, Margaretha zu verlassen.

Wohlverstanden wurde diese ganze Unterhaltung durch Zeichen gemacht; aber diese unter Männern, die ungeduldig werden, lächerlichen Zeichen, werden eine sehr angenehme Sprache, wenn sie mit einer hübschen Frau gesprochen wird, die uns zulächelt.

Es ging daraus hervor, daß wir, obgleich nicht ein Wort unter uns ausgesprochen war, uns nach Verlauf von fünf Minuten vollkommen verständigt hatten.

Der Vater Olifus hatte sich nicht geirrt; der Wind fuhr fort zu blasen, indem er an Gewalt zunahm; es war Nichts dabei zu fürchten, aber man mußte gleich, wohl aus Vorsicht auf den Dämmen wachen.

Von dem Fenster aus sahen wir drei der Söhne des Vaters Olifus nach der Küste zu gehen; die beiden andern, Simon und Judas, traten in ein Haus, in welchem sie, wie wir später erfuhren, zwei Schwestern den Hof machten.

Während wir in Mitte der ersten Schatten der Nacht, die immer finsterer wurde, mit den Augen dem Treiben der Straße und des Hafens folgten, bedeckte sich unser Tisch zuvörderst mit einer Schüssel geräucherten Rindfleisches, einer Schüssel auf dem Rost gebratenen Salmens und einer Schüssel dampfender harter Eier.

Diese Eier, von der Größe der Taubeneier, waren grün mit rothen Flecken; es sind Kiebitzeier, die man im Monat Mai im Ueberflusse findet, und die bei Weitem köstlicher sind, als Hühnereier.

Eine Flasche Bordeaux erhob sich in Mitte dieser Ausstellung nationaler Produkte wie ein schlanker und bei dem geringsten Stoße schwankender Thurm.

Wir setzten uns mit einem Appetite von Seefahrern zu Tische. Alles war vortrefflich, Wein und Eßwaaren.

Außerdem war das Abendessen für uns nur eine Nebensache; hingegen erwarteten wir mit der größten Ungeduld das Erscheinen des Vater Olifus.

Bei dem Nachtsche hörten wir auf der Treppe einen zugleich schwerfälligen und verstohlenen Gang; die Thür ging auf, und eine Flasche in jeder Hand, eine Flasche unter dem Arme und die Pfeife im Munde, hielt der Vater Olifus seinen Einzug, indem er schweigend lachte.

— Still, sagte er, hier bin ich.

— Und, wie es scheint, in guter Gesellschaft.'

— Ja. Ich habe gesagt, es sind zwei Franzosen, gehen wir zu vier hin, um in gehöriger Stärke

zu sein. Ich habe eine Flasche Ratafia, eine Flasche Rum, eine Flasche Arak genommen, und da bin ich.

— In Wahrheit, Vater Olifus, sagte ich zu ihm, je mehr ich Sie höre, desto mehr setzen Sie mich in Erstaunen; Sie sprechen das Französische in Wahrheit nicht wie ein Matrose Seiner Majestät Wilhelms III., sondern wie ein Seemann Seiner Majestät Ludwigs XIV.

— Das kommt daher, weil ich im Grunde Franzose bin, sagte der Vater Olifus, indem er mit den Augen blinzelte.

— Wie, im Grunde?

— Ja, mein Vater war Franzose und meine Mutter Dänin; mein Großvater war Franzose und meine Großmutter Hamburgerin. Was meine Kinder anbelangt, so rühme ich mich dessen, sie haben einen Franzosen zum Vater und eine Mutter. . .

O! was die Mutter anbelangt, so mögte ich nicht wagen zu sagen was sie war; was sie anbelangt, so sind sie wahre Holländer, was sich nicht zugetragen haben würde, wenn ich da gewesen wäre, um ihre Erziehung zu leiten; aber ich war in Indien.

— Sie kamen indessen von Zeit zu Zeit zurück? fragte ich lachend.

— Darüber irren Sie Sich, ich kehrte nicht zurück.

— Aber Ihre Frau besuchte Sie dort?

— Nein und ja.

— Wie, nein und ja?

— Das ist es gerade, wo sich die Sache verwickelt. Es scheint, daß die Entfernung Nichts dazu thut, wenn man eine Hexe zur Frau hat.

— Am Ende?

— Ja, das ist es. In jedem Falle will ich Ihnen Alles erzählen; aber zuvor ein Glas Ratafia, es ist ächter, ich stehe Ihnen dafür. Auf Ihre Gesundheit!

— Auf die Ihrige, mein Wackerer!

— Wie ich Ihnen sagte, bin ich also. Franzose, der Sohn eines Franzosen, Matrose von dem Vater auf den Sohn, von dem Geschlechte der Seewölfe und der Seehunde; ich bin auf dem Meere auf die Welt gekommen, und ich hoffe auf dem Meere zu sterben.

— Wie sind Sie mit diesem Berufe nicht in die Kriegsflotte eingetreten?

— O! ich habe zur Zeit des Kaisers gedient, aber im Jahre 1810, gute Nacht! ich bin gefangen genommen und nach England geschickt worden, wahrscheinlicher Weise, um dort das Englische zu lernen; wie Sie sehen werden, hat mir das späterhin genützt.

— Im Jahre 1814 kehrte ich hierher nach Monikendamm zurück; da war es, wo der Kaiser mich genommen hatte; ich war betriebsam, ich machte dort auf den Pontons alle Arten von Arbeiten aus Stroh, und verkaufte sie nachher an die englischen Damen, welche uns zu besuchen kamen, so daß ich mit einer kleinen Summe, etwa drei bis vier Hundert Gulden, hier ankam.

Ich kaufte eine Barke, wurde Schiffer und belustigte mich, Reisende nach Amsterdam, nach Purmeren, nach Edam, nach Hoorn, kurz, längs der ganzen Küste hinzufahren.

So ging es von 1815 bis 1820. Ich war fünf und dreißig Jahre alt, man sagte mir immer: Verheirathet Ihr Euch nicht, Vater Olifus? Ich sagte: Nein. Ich bin ein Seemann, und ich werde mich so lange nicht verheirathen, als bis ich ein Meerweibchen gefunden habe. — Und warum wollt Ihr ein Meerweibchen, Vater Olifus? — Ei, antwortete ich, weil die Meerweibchen nicht

sprechen.

Ich muß Ihnen sagen, daß man vor zwei bis drei Hundert Jahren ein gescheitertes Meerweibchen auf den Sande gefunden hat; man hatte ihm gelehrt aufzuwerten und zu spinnen, aber niemals hat man ihm das Sprechen lehren können.

— Ja, ich weiß es. Nun denn?

— Sie werden begreifen; eine Frau, welche aufwartet, welche spinnt und die nicht spricht, das ist ein Schatz; aber sehen Sie, die Wahrheit dabei ist, daß ich nicht an die Meerweibchen glaubte, und daß ich entschlossen war, mich nicht zu verheirathen.

Eines Tages, es war am 20. September 1823. ich werde den Datum niemals vergessen, es war am Tage zuvor stürmisches Wetter gewesen, blies der Wind von der Nordsee her. Nachdem ich einen Engländer nach Amsterdam gefahren hatte, und als ich zwischen dem Cap Tidam und der kleinen Insel Marken gerade an dem Orte vorüberkam, wo sich Schilf befand und das ich Ihnen bei unserer Herfahrt gezeigt habe, erblickten wir Etwas wie ein Thier, welches im Wasser plätscherte.

Wir ruderten; je mehr wir ruderten, desto mehr glaubten wir ein menschliches Geschöpf zu erkennen; wir riefen ihm zu: Haltet Euch gut! Muth! wir kommen! Über je mehr wir riefen, desto mehr verdoppelte sich der Lärm. Wir kamen an, und wir erblickten, was? eine Frau. welche im Wasser plätscherte.

Es befand sich ein Pariser unter der Mannschaft, ein Spaßvogel, er sagte zu mir: — Ei, Vater Olifus. ein Meerweibchen, das ist ganz Eure Sache.

Sehen Sie, bei diesem Worte hätte ich mich davon machen sollen; durchaus nicht, neugierig wie ein Meerschwein, kam ich immer näher und sagte: Es ist meiner Treue wahr, es ist eine Frau, und die dazu noch im Begriffe steht zu ertrinken; man muß sie nehmen, man muß sie fortschaffen.

— Sie ist eben nicht gekleidet, sagte der Pariser.

Sie war in der That ganz nackend.

— O! fürchtest Du Dich etwa? sagte ich zu ihm.

Und zu gleicher Zeit sprang ich in das Wasser und nahm sie in meine Arme.

Sie war in Ohnmacht gesunken.

Wir wollten sie aus dem Schilf ziehen, aber ich weiß nicht, wie sie sich darin gefangen hatte, das Gras hatte ihr eine Schleife um das Bein gemacht, wie die Seemannsschleifen.

Man war genöthigt das Gras abzuschneiden.

Wir legten sie in die Barke, bedeckten sie mit unseren Mänteln und steuerten nach Monikendamm.

Wir vermutheten, daß in der Umgegend irgend ein Schiffbruch stattgefunden hätte, und daß die arme Frau an die Küste geworfen wäre, an welcher sie sich in dem Schilf verwickelt hätte.

Der Pariser allein schüttelte den Kopf. Er sagte, daß die Frau vor Furcht ohnmächtig geworden wäre, als sie uns erblickte, und er behauptete, daß es eine Nereide, und keine Schiffbrüchige wäre.

Und hierauf hob er einen Zipfel unserer Mäntel auf, und betrachtete sie. Ich betrachtete sie gleichfalls, und ich gestehe, daß ich sogar ein Vergnügen daran fand sie zu betrachten.

Es war ein hübsches Geschöpf, das höchstens zwanzig bis zwei und zwanzig Jahre alt zu sein

schien. Schöne Arme, schöne Brust; nur spielten die Haare in das Grüne.

Da sie aber sehr weiß war, so stand ihr das ziemlich gut.

Während ich sie betrachtete, schlug sie ein Auge auf. Das Auge war gleichfalls grün. Aber es war darum nicht häßlicher.

Als ich sah, daß sie das Auge aufgeschlagen hatte, ließ ich den Mantel zurückfallen, indem ich sie über meine Unbescheidenheit um Verzeihung bat und ihr sagte, daß ich in Monikendamm das schönste Kleid von der Tochter des Bürgermeisters Vanclief borgen würde, um es ihr zu geben.

Sie antwortete nicht, ich glaubte, daß es aus Scham sei, und gab den andern einen Wink Nichts zu sagen, nur munterte ich sie auf zu rudern; plötzlich erhoben sich die Mäntel, und sie nahm ihren Anlauf, um in das Wasser zu springen. Welcher Einfaltspinsel ich gewesen bin, sie nicht gewähren zu lassen!

— Sie haben sie zurückgehalten?

— Gerade bei ihren grünen Haaren; aber nun trug sich Etwas zu, das mir die Augen hätte öffnen sollen; nämlich, daß sie, obgleich sie allein war, beinahe mit uns Allen fertig geworden wäre, die wir zu sechs waren. Der Pariser unter andern erhielt von ihr einen Schlag auf das Auge. . . ah! er hat gesagt, daß er niemals auf der Courtille etwas Aehnliches gesehen hätte.

Ich glaubte, daß sie eine Wahnsinnige wäre, die sich umbringen wollte. Ich packte sie um den Leib, und obgleich sie eine Haut so glatt wie die eines Aales hatte, gelang es mir doch, sie fest zu halten, während meine Matrosen ihr die Hände und die Füße banden.

Sobald die Hände und die Füße gebunden waren, war es vorbei, sie stieß einige Schreie aus, vergoß einige Thronen, dann entschloß sie sich, sich ruhig zu verhalten.

Es gab nicht Einen unter uns, der nicht seinen Taps bekommen hatte, aber der beste war der des Parisers; von fünf zu fünf Minuten badete er sich das Auge mit Seewasser. Wenn Sie jemals irgend einen Puff erhalten, so nehmen Sie Seewasser, das ist ein Universalmittel.

Kurz, wir landeten. Als man den Fund erfuhr, den wir gemacht hatten, eilte das ganze Dorf herbei.

Wir trugen die Frau in das Haus, und ich ließ die Tochter des Bürgermeisters Vanclief benachrichtigen, damit sie die Güte haben mögte, eines ihrer Kleider zur Verfügung der Schiffbrüchigen zu stellen. Ich beharrte darauf, sie für eine Schiffbrüchige zu halten. Dem ist nun einmal so, wenn man nicht weiß.

Die Tochter des Bürgermeisters eilte herbei, indem sie ein Kostüm mitbrachte; ich ließ sie in das Zimmer treten, in welchem sich unsere Gefangene auf einem Nette liegend und immer noch an Händen und Füßen gebunden befand.

Man muß glauben, daß sie sie für ein Geschöpf ihrer Art erkannte, denn, nachdem sie dem jungen Mädchen einen Wink gegeben hatte, ihr die Hände loszubinden, und diese sich beeilt hatte, ihr diesen Dienst zu erzeigen, begann sie dieselbe voll Neugierde anzublicken, ihre Kleider zu berühren, sie aufzuheben, wie um zu erfahren, ob sie nicht zu ihrem Körper gehörten, unter ihr Kleid und in ihr Mieder zu blicken, wozu sich die Tochter des Bürgermeisters mit der größten Gefälligkeit hergab, indem sie ihr den Unterschied zeigte, der zwischen der Leinewande und dem Fleische stattfindet, sich entkleidete und wieder ankleidete, um ihr das Geheimniß der Aehnlichkeit begreiflich zu machen, das unter ihnen stattfindet, wenn sie nackt wären, und den Unterschied, wenn sie angekleidet wären.

— O! sehen Sie, die Koketterie ist ein der wilden Frau, wie der civilisirten Frau, der

civilisirten Frau, wie dem Seeweibchen angebornes Laster; statt daß sie zu entfliehen versuchte, statt daß sie fortfuhr zu schreien und zu weinen, belustigte sich die unsrige damit, die Kleider und die Röcke, die Hauben und die vergoldeten Verzierungen des Kopfputzes zu betrachten, worauf sie ein Zeichen gab, daß sie sich ankleiden wollte; sie hatte nur ein Mal gesehen, wie Alles das aus und angezogen wurde. Bah! sie war fast eben so geschickt, als ob sie ihr ganzes Leben lang nichts Anderes gethan hätte, als sich anzukleiden und sich auszukleiden; als ihre Toilette beendigt war, suchte sie Wasser, um sich darin zu spiegeln. Die Tochter des Bürgermeisters reichte ihr einen Spiegel; sie betrachtete sich, stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, und begann wie eine Unsinnige zu lachen.

In diesem Augenblicke trat der Pfarrer ein, und begann sie auf jeden Zufall hin zu taufen. Nur hätte sie dem Pfarrer beinahe die Augen ausgerissen, als er ihr ihre Haube abnehmen wollte. Man mußte ihr begreiflich machen, daß man ihr nur für einen Augenblick lang den Kopf entblöste; aber sie ließ weder die Haube, noch die vergoldeten Verzierungen los, welche sie sich ganz allein wieder anlegte, sobald der Pfarrer sich entfernt hatte.

Ich starb vor Begierde sie zu sehen. Ich ging daher auch hinauf, indem ich die Tochter des Bürgermeisters frug, ob ich eintreten könnte; diese machte mir die Thüre auf. Meine fünf Matrosen befanden sich hinter mir; sie hielten sich auf dem Vorplatze gedrängt; der Pariser kam als der letzte mit einem Umschlage von Salzwasser auf seinem Auge.

Ich suchte, wo das Seeweibchen wäre. Ich erkannte sie nicht. Ich sah eine schöne Friesin mit ein wenig grünen Haaren, das war Alles. Aber Grün und Gold paßt sehr gut zu einander, wie Sie wissen.

Die Tochter des Bürgermeisters machte mir eine tiefe Verbeugung.

Das Meerweibchen sah zu, wie es ihre Freundin angefangen hatte, und machte es eben so. Da sieht man, was ein Weib ist, mein Herr; was für ein heuchlerisches Wesen es gibt! Es war noch keine zwei Stunden her, daß sie Bekanntschaft mit menschlichen Geschöpfen gemacht hatte, und sie weinte, lachte, betrachtete sich in einem Spiegel und machte bereits die Verbeugung. O! das hätte mich wohl aufklären müssen; aber was geschrieben steht, steht geschrieben.

Ich begann eine Unterhaltung durch Zeichen mit ihr. Ich fragte sie, ob sie keinen Hunger hätte. Ich weiß, daß man sich durch Leckerbissen bei den Thieren beliebt macht, und, dem ist nun einmal so, ich hatte den Einfall, mich von dieser Frau lieben zu lassen, wäre es auch nur aus Neugierde. Sie machte ein bejahendes Zeichen, nun brachte ich ihr Wassermelonen, Rosinen, Birnen, kurz Alles, was ich mir an Früchten verschaffen konnte.

Sie kannte Alles das. Sobald sie es sah, fiel sie darüber her. Nur wollte sie den Teller essen, als sie die Früchte gegessen hatte, und man hatte alle Mühe von der Welt, ihr begreiflich zu machen, daß sich das nicht essen ließe.

Indessen hatte bereits der Pfarrer das seinige gethan. Er hatte der Tochter des Bürgermeisters erklärt, daß wenn das Meerweibchen auch ein Fisch wäre, es ein Fisch sei, der zu sehr einer Frau gliche, um bei einem unverheiratheten Manne zu bleiben, so daß, nachdem sie ihr Mahl beendigt hatte, der Bürgermeister mit seiner Frau und seiner andern Tochter sie abholten.

Die beiden neuen Freundinnen entfernten sich Arm in Arm.

Nur ging das Meerweibchen barfuß; sie hatte die Schuh nicht anziehen können, welche man ihr gebracht hatte, nicht etwa weil sie zu klein waren, im Gegentheile; aber dieser Theil ihres Anzuges war der letzte, an den sie sich gewöhnen konnte.

Als sie an die Thüre des Hauses kam, warf sie einen Blick auf das Meer; vielleicht hatte sie Lust in ihre ehemalige Wohnung zurückzukehren, aber sie hätte durch die ganze Bevölkerung gehen müssen, welche sich aus Neugierde versammelt hatte; außerdem hätte das ihre schönen Kleider verdorben. Die Neuangekommene schüttelte den Kopf und schlug ruhig ihren Weg nach dem Hause des Bürgermeisters ein, indem ihr die ganze Bevölkerung von Monikendamm mit dem Ausrufe folgte: *Die Buchhold! die Buchhold!* was in der Volkssprache bedeutet: *das Wassermädchen*.

Da sie keinen Familiennamen hatte, so blieb ihr dieser Name.

Ich hatte Hundert Male gesagt, daß ich nur ein Meerweibchen heirathen würde. Ich war nach Wunsch bedient. Am selben Abende tranken daher auch alle meine Kameraden auf meine bevorstehende Verheirathung mit der Buchhold; sie war jung, sie war hübsch, sie hatte mich mit ihren grünen Augen auf eine gewisse Weise angeblickt, die mir nicht mißfallen hatte; meiner Treue! ich trank wie die Andern.

Drei Monate nachher verstand sie Alles das zu thun, was eine Frau zu thun versteht, ausgenommen zu sprechen; sie war in ihrem friesischen Kostüme nicht allein das hübscheste Mädchen von ganz Holland, sondern auch noch von ganz Friesland; es hatte das Ansehen, als ob sie mich nicht verschmähete, und ich war wie ein Dummkopf in sie verliebt; ich hatte alle Rechte auf sie, da ich es war, der sie gefunden hatte; es war keine Einrede von Seiten ihrer Eltern zu fürchten.

Ich heirathete sie.

Sie wurde auf der Mairie unter dem Namen Maria *die Buchhold* verheirathet, da der Herr Pfarrer, als er sie taufte, es für angemessen gehalten hatte, ihr den Namen der Mutter unseres Heilandes zu geben.

Ich gab ein großes Essen, nachher einen großen Ball, von dem die neue Maria durch Zeichen alle Honneurs machte, indem sie wie eine gewöhnliche Frau, nur stumm wie eine Schleihe, trank, aß und tanzte.

Als man sie so hübsch, so anmuthig und so stumm sah, riefen die Eingeladenen wie mit einer Stimme: wie glücklich ist dieser verteufelte Olifus!

Um Mitternacht verabschiedete ich die ganze Gesellschaft, welche sich entfernte, indem sie nochmals sagte: Wie glücklich der verteufelte Olifus ist!

Am folgenden Tage erwachte ich um zehn Uhr Morgens. Sie war bereits wach und sah mich schlafen. Ich schlug plötzlich die Augen auf, und es schien mir auf ihrem Gesichte ein seltsamer Ausdruck von Spott und von Schalkheit zu liegen. Aber, so bald sie meinen Blick sich auf den ihrigen hatte heften sehen, nahm ihr Gesicht wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck an, und ich dachte nicht mehr an den andern.

— Guten Tag, meine liebe Frau, sagte ich zu ihr.

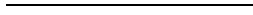
— Guten Tag, mein lieber Mann, antwortete sie. Ich stieß einen Ausruf der Verzweiflung aus; der Schweiß stieg mir auf die Stirn; meine Frau sprach.

Es schien, als ob die Ehe ihr die Zunge gelöst hätte.

Das trug sich am 22. December 1823 zu.

— Auf Ihre Gesundheit, mein Herr, sagte der Vater Olifus, indem er ein zweites Glas Ratafia austrank, und mich wie Biard aufforderte, es eben so zu machen, und heirathen Sie kein Meerweibchen.

Hierauf fuhr er mit der Rückseite seiner Hand über seine Lippen, und fuhr fort.



Zweite Heirath des Vater Olifus.

XV.

Indessen, da der Gebrauch der Zunge meiner Frau nur gekommen zu sein schien, um mir Artigkeiten zu sagen, so tröstete ich mich darüber, keine stumme Frau zu haben.

Sogar mehr noch; während eines Monats war ich ziemlich glücklich; Jedermann machte mir Glückwünsche. Es gab nur den Pariser, der, wenn ich ihm mein Glück pries, mir antwortete, indem er sang:

Va t'en voir s'ils viennent, Jean,

Va t'en voir s'ils viennent.

(Sieh doch nach, ob sie kommen, Hanns,
sieh doch nach ob sie kommen.)

Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er niemals Vertrauen zu der Buchold gehabt hatte.

Nach Verlauf eines Monates der Ruhe glaubte ich zu bewerken, daß sich das Wetter verfinsterte; es fand noch hier und da Ruhe statt, aber das war die Ruhe, welche dem Sturme vorausgeht. Wie Sie begreifen werden, kannte ich als Seemann das, und ich schickte mich an, ihm die Spitze zu bieten.

Das fing in Bezug auf eine Reise an, die ich nach Amsterdam gemacht habe; sie behauptete, daß ich einer ehemaligen Freundin von mir, welche an dem Hafen wohnte, einen Besuch abgestattet hätte, daß ich die ganze Nacht über bei ihr geblieben sei, und daß wenn diese Freundin am Tage zuvor stumm gewesen wäre, Nichts im Wege gestanden hätte, daß sie am folgenden Tage sprechen gelernt hätte.

Ah! ich muß Ihnen sagen, daß meine Frau in weniger Nigier als acht Tagen gelernt hatte Alles zu sagen, und daß sie nach Verlauf dieses Monates allen Sprachmeistern von Amsterdam, von Rotterdam und dem Haag etwas zu rathen aufgegeben hätte.

Was mich bei dem, was sie über meinen Besuch in dem Hafen von Amsterdam sagte, zornig machte, war, daß es die Wahrheit war; man hätte sagen können, daß die Hexe mir gefolgt wäre, daß sie das Haus betreten und daß sie alles das gesehen hätte, was vorgefallen war.

Ich leugnete wie ein Teufel, aber sie beharrte nichts desto weniger darauf zu glauben, was sie wollte und mir zu drohen, das erste Mal, daß mir so etwas wieder begegnen sollte, mich daran denken zu lassen.

Ich nahm die Drohung für das, was gewöhnlich die Drohung einer Frau werth ist, und da Nichts von der Welt mir unerträglicher ist, als ein mürrisches Gesicht, so schmeichelte ich der Buchold so sehr, daß sie am folgenden Tage nicht mehr daran dachte, oder zum Mindesten nicht mehr daran zu denken schien.

Vierzehn Tage verflossen ziemlich ruhig. Am folgenden fuhr ich Reisende nach Edam; sie sollten am selben Übende nach Monikendamm zurückkehren, aber es waren Maler, sie hatten Zeichnungen zu machen gefunden; sie erklärten mir, daß sie mich bis zum folgenden Tage behielten; ich konnte zurückkehren und ihnen sagen, daß, da sie ihre Uebereinkunft nicht hielten,

ich die meinige nicht zu halten brauchte. Aber, wie Sie begreifen werden, verläßt man gute Kunden nicht so; außerdem hatte ich in Edam eine ehemalige Freundin, die ich seit meiner Verheirathung mit der Buchold nicht gesehen hatte; als ich in der Straße vorbeikam, hatte sie mir hinter ihrem Vorhange einen kleinen Wink gegeben, und ich hatte mit dem Auge geblinzelt, was so viel sagen wollte, als: Es ist abgemacht, wenn ich einen Augenblick frei habe, so werde ich Dir meinen Besuch abstatten. Ich hatte mehr als einen Augenblick, ich hatte die ganze Nacht.

Und dann war ich dieses Mal vollkommen ruhig. Da meine Freundin Vorsichtsmaßregeln anzuwenden hatte, wenn ich sie vor meiner Verheirathung besuchte, so geschah dies des Nachts, indem ich über eine Gartenmauer kletterte, eine kleine Thür aufmachte, die eine Hecke verschloß, und durch ihr Fenster in das Zimmer stieg.

Niemand hatte damals Etwas von diesen nächtlichen Unternehmungen erfahren, Niemand würde jetzt etwas davon erfahren.

Um eilf Uhr, in einer kohlschwarzen Nacht, ging ich daher nach der Mauer, über welche ich stieg, nach der Thür, welche ich überschritt, nach dem Fenster, das ich erkletterte, und auf dessen Höhe ich zwei hübsche Arme fand,' die mich ganz offen empfingen.

— Bei Gott! sagte Biard, Sie haben eine Art und Weise zu erzählen, Vater Olifus, die den Mund wässerig macht. Auf die Gesundheit der Eigenthümerin dieser beiden hübschen Arme!

— O! mein Herr, trinken Sie viel eher auf die meinige, sagte der Vater Olifus mit schwermüthiger Miene, und indem er ein drittes Glas Ratafia austrank.

— Bah! und was konnte Ihnen denn in diesem kleinen Zimmer begegnen, in welchem Sie so angenehmer Weise erwartet wurden?

— Es war nicht in diesem kleinen Zimmer, mein Herr, es war als ich es verließ.

— Fahren Sie fort, Vater Olifus, wir hören Ihnen aufmerksam zu; Sie erzählen wie Sterne, fahren Sie fort.

— Nun denn! als ich es verließ, wie Sie wohl begreifen werden, war es vor Anbruch des Tages, denn sie hatte Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, wie ich Ihnen gesagt habe, und nach dem, was mir zu Haus bei meiner

Rückkehr von Amsterdam begegnet war, wünschte ich selbst nicht gesehen zu werden; nun denn! beim Fortgehen fand ich, nachdem ich die kleine Thür und die Hecke überschritten hatte, ein Hinderniß mitten in der Allee, ein Nichts, einen Bindfaden, ein Kabelgarn, etwas über meinen Weg Gespanntes, ich hatte mein Messer in der Tasche, ich machte es auf und durchschnitt den Faden.

Aber, sehen Sie, im selben Augenblicke erhielt ich einen Stockschlag auf die Rippen, aber einen Schlag! Ha! Schurke, rief ich aus und ich packte den Stock, aber es war Niemand da, als ein Birnbaum, an den der Stock auf eine sehr sinnreiche Weise befestigt war; indem ich diesen Faden durchschnitt, machte ich den Stock frei, so bald der Stock frei war, schlug er.

Ich entfloh, indem ich mir die Rippen rieb. Mein erster Gedanke war gewesen, daß der Vater oder die Brüder irgend etwas gemerkt hätten, und daß sie, indem sie es nicht wagten, mich offen anzugreifen, diesen Hinterhalt vorbereitet hätten.

Da übrigens Niemand gelacht, da Niemand ein Wort gesagt, da sich sogar Niemand gerührt hatte, so machte ich mich auf den Fußzehen davon und kehrte in das Wirthshaus zurück.

Um zehn Uhr verließen wir Edam, eine halbe Stunde nachher befanden wir uns in dem Hafen von Monikendam.

So bald ich nur in der Ferne mein Haus erblicken konnte, sah ich die Buchold unter der Thür; sie erwartete mich mit einer Miene übler Laune, die mir von schlimmer Vorbedeutung schien; ich nahm im Gegentheile ein lachendes Gesicht an, aber kaum hatte ich die Schwelle überschritten, als sie die Thür hinter mir verschloß.

— Ah! sagte sie, das ist eine hübsche Aufführung für einen Mann, der sechs Wochen verheirathet ist.

— Welche Aufführung? fragte ich mit unschuldiger Miene.

— O! er wagt noch zu fragen, sagte sie.

— Ohne Zweifel.

— Schweigt, und antwortet.

Ihre grünen Augen funkelten.

— Wo sind Sie heute Nacht um eilf Uhr gewesen? sagen Sie. Wo sind Sie von eilf Uhr bis um fünf Uhr Morgens geblieben? Was ist Ihnen begegnet, als Sie den Ort verließen, wo Sie diese sechs Stunden zugebracht haben?

— Ich weiß nicht was Sie sagen wollen.

— Ah! Sie wissen es nicht.

— Nein.

— Dann will ich es Ihnen sagen. Sie haben um eilf Uhr das Wirthshaus verlassen, Sie sind über eine Mauer geklettert, Sie haben eine Thür aufgemacht, Sie haben ein Fenster erstiegen, Sie sind in ein Zimmer getreten, in welchem Sie bis fünf Uhr Morgens gewesen sind. Um fünf Uhr Morgens sind Sie fortgegangen, Sie haben einen Stockscklag bekommen, und Sie sind in das Wirthshaus zurückgekehrt, indem Sie Sich den Rücken rieben. Sagen Sie ein wenig, ob das nicht wahr ist!

Ich leugnete trotz dem. Ich gestehe, daß ich dieses Mal nicht dieselbe Unbefangenheit hatte, als früher; außerdem trug ich meine Bestrafung mit mir, da ich die Schwiele des Stockes auf den Schultern hatte.

Aber indem ich immerhin leugnete, machte ich der Buchold freundliche Augen. Ich erwischte hier eine Hand, dort eine Wange, und indem sie immerhin noch brummte, verzieh sie mir am Ende, indem sie zu mir sagte: nehmen Sie Sich in Acht; das nächste Mal werden Sie nicht so wohlfeil davon kommen.

O! sagte ich mir in meinem Innern, das nächste Mal werde ich meine Vorsichtsmaßregeln so gut treffen, daß wir wohl sehen werden.

Sie mochte mir ein Zeichen mit dem Kopfe, welches zu sagen schien: *Ja, wir werden sehen!*

Diese Hexe von Buchold, man hätte sagen können, daß sie bis auf dem Grunde meiner Gedanken läse.

Kurz, wir söhnten uns dieses Mal wieder aus.

Acht Tage nachher fuhr ich Reisende nach Stavorin.

Die Fahrt war lang, es war keine Möglichkeit, am selben Tage zurückzukehren, ich wußte nicht, was ich mit meinem Abende anfangen sollte, als ich mich plötzlich erinnerte, daß ich eine Freundin in der Umgegend hatte.

Es war eine hübsche Müllerin, welche an dem Ufer eines hübschen, zwischen Bath und Stavorin gelegenen Sees wohnte. Wenn ich ihr ehemals Besuche abstattete, so schwamm ich über

den kleinen See, und da das Fenster auf das Wasser ging, so hatte sie mir nur die Hand zu reichen, und ich befand mich in ihrem Zimmer.

Dieses Mal war es noch bei weitem bequemer; der See war zugefroren.

Ich borgte mir ein paar Schlittschuhe. Um zehn Uhr brach ich von Stavorin auf; um ein Viertel auf elf Uhr befand ich mich an dem Ufer des Sees; um zehn Uhr fünf und zwanzig Minuten kam ich unter dem Fenster meiner Müllerin an.

Ich machte das verabredete Signal; das Fenster ging auf.

Mein Treiben war in der Mühle bekannt. Die Müllerin hatte gute Lust zu schmollen; aber sie war eine vortreffliche Frau, so daß der Streit nicht lange dauerte.

Um sechs Uhr nahm ich Abschied; ich war vollkommen ruhig; der See war gänzlich öde; Niemand hatte mich kommen sehen, Niemand würde mich fortgehen sehen. Ich nahm meinen Anlauf und brach auf.

Bei dem dritten oder vierten Stoße des Schlittschuhes schien es mir, als ob ich das Eis unter mir krachen fühlte. Ich wollte wieder umkehren, aber es war zu spät. Ich fühlte mich nach einem Orte fortgerissen, wo ich das Wasser plätschern hörte; das Eis war gebrochen worden, während ich bei meiner Müllerin war. Es befand sich etwas wie ein flüssiges Grab vor mir, vergebens stemmte ich mich auf die Absätze, ich gelangte an das Loch — und, gute Nacht! Niemand mehr, — ich lag in dem See.

Glücklicher Weise tauche ich wie ein Seehund. — Ich hielt meinen Athem an und suchte die Oeffnung. — Es ist nicht leicht, sich unter dem Eise zurecht zu finden! — Endlich sah ich eine weit durchsichtigere Streife. Ich schwamm nach der Streife, als ich plötzlich etwas fühlte, das mich bei dem Beine packte und mich auf den Grund des Wassers zog. — Ich hatte den Mund aufgemacht, um Athem zu schöpfen, aber statt einen Mund voll Luft, verschlang ich einen Schluck Wasser. — Das ist nicht dasselbe. — Ich sah Alles blau.

Ich hörte ein Brausen in den Ohren; ich sah ein, daß ich, wenn ich mich nicht auf das schnellste von dem befreite, was mich nach Unten zog, ein verlorener Mensch wäre; ich versetzte einen Fußtritt aus allen meinen Kräften, ich fühlte, daß der Fußtritt getroffen hatte; das, was mich hinunter zog, ließ mich los. Ich benutzte meine Freiheit, um wieder auf die Oberfläche des Wassers zu kommen. Noch während zwei bis drei Sekunden stieß ich gegen das Eis; endlich, erstickend, halb todt, fast ohnmächtig, gelangte ich an die Oeffnung. Ich streckte den Kopf aus dem Wasser, ich athmete mit den Augen, mit der Nase und dem Munde zu gleicher Zeit, ich klammerte mich an das Eis, aber das Eis brach in dem Maße ein, als ich wieder hinaufzusteigen versuchte. Endlich glitt ich mit einem kräftigen Schwunge auf den Bauch; da das Gewicht einen weit größeren Raum einnahm, so widerstand das Eis. Ich stand wieder auf und gab einen Stoß mit dem Schlittschuhe. O! sehen Sie! es gibt kein vor dem Winde fahrendes Schiff, das so schnell segelt, als ich fuhr. Ich legte dreißig Knoten in der Stunde zurück; als ich aber an das Ufer des Sees gelangte, hatte ich keine Kraft mehr. Ich sank ohne Bewußtsein zu Boden, und als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem recht warmen Bette und erkannte das Zimmer des Wirthshauses, aus welchem ich am Abende zuvor aufgebrochen war.

Landleute, welche auf den Markt gingen, hatten mich auf den Boden ausgestreckt, halb todt und drei Viertel erfroren gefunden; sie hatten mich auf ihren Karren gelegt und nach Stavorin zurückgebracht, wo die Wirthin, welche mich kannte, alle mögliche Aufmerksamkeit für mich gehabt hatte.

Dank einer Bole Punsch, welche ich ganz siedend austrank, dachte ich zwei Stunden nachher nicht mehr daran.

Unsere Reisenden hatten endlich gegen zehn Uhr Morgens ihre Geschäfte beendet; sie hatten Eile zurückzukehren und ich auch, denn ich war nicht ohne Besorgniß über das, was mich zu Haus erwartete. Wir segelten um eilf Uhr ab, der Wind war günstig.

Es waren ohngefähr zwölf Meilen von Stavorin nach Monikendamm; wir legten sie in sechs Stunden zurück. Das war gut gefahren.

Dieses Mal erwartete mich die Buchold nicht auf der Schwelle der Thür, sondern an dem Ufer des Meeres. Ihre grünen Augen funkelten in der Dunkelheit wie zwei Smaragde. Sie gab mir einen Wink mit der Hand ihr voranzugehen und nach Haus zurückzukehren. Fest entschlossen, ihr, wenn sie mich zu sehr langweilen sollte, einige jener kleinen ehelichen Zurechtweisungen zu geben, deren, wie man sagt, die Frauen alle drei Monate bedürfen, wenn man vollkommene Gattinnen aus ihnen machen will, machte ich keine Einwendungen. Ich kehrte also nach Haus zurück, und verschloß die Thür selbst wieder.

Indem ich mich hierauf setzte, sagte ich zu ihr:

— Nun denn! weiter?

— Wie, weiter? rief sie aus.

— Ja. Was wollen Sie von mir?

— Was ich von Ihnen will? Ich will sagen, daß Sie ein schändlicher Mensch sind, so auf die Gefahr hin sich zu ersäufen, herumzulaufen und Ihre arme Frau als Wittwe mit einem Kinde auf den Armen zurückzulassen.

— Wie, ein Kind?

— Ja, Unglückseliger, ich bin schwanger, Sie wissen es wohl!

— Meiner Treue! nein.

— Nun denn! wenn Sie es nicht wissen, so sage ich es Ihnen.

— Das macht mir Vergnügen.

— Ah! das macht Ihnen Vergnügen?

— Soll ich Ihnen etwa sagen, daß mir das leid ist?

— So antworten Sie mir, statt mich um Verzeihung zu bitten?

— Verzeihung, über was?

— Des Nachts wie ein Währwolf herumzustreichen, um den Müllerinnen den Hof zu machen. Ich frage Sie, ist es um sechs Uhr Morgens Zeit Schlittschuh zu laufen?

— Ah! sagte ich zu ihr, ich fange an genug an Ihrem Spioniren zu haben; und wenn Sie mich nicht in Ruhe lassen. . .

— Was werden Sie thun?

Ich hatte ein artiges ostindisches Bambusrohr, das sich wie ein Schilf bog, und das mir dazu diente, meine Sonntagskleider auszuklopfen. Ich nahm es aus einer Ecke, und ließ es an den Ohren der Buchold pfeifen.

— Ich sage Ihnen nur das, meine Liebe.

— O! äußerte sie, Du drohst mir? warte.

Ihre Augen schleuderten grüne Blitze. Sie fiel über meinen Bambus her, riß ihn mir aus den Händen mit eben so viel Leichtigkeit, als ich es aus denen eines Kindes gethan hätte, und, indem

sie mit den Zähnen knirschte, versetzte sie mir eine Tracht, — ah, aber! — sehen Sie, daß der Teufel die Waffen darüber ergriffen hätte.

— Bah! äußerten wir.

— Ich hatte die Geschichte des Schiffes vergessen, bei welcher sie uns, wie Sie wissen, beinahe alle sechs durchgeblät hatte; — aber bei den ersten Hieben, welche ich empfang, erinnerte ich mich daran; ich wollte Widerstand leisten, es war ein Hagel! Ich begann damit, zu drohen, zu fluchen, zu wettern, und ich bat am Ende um Verzeihung. Ich hatte mein Theil, wie man zu sagen pflegt, und sogar mehr als mein Theil.

Als sie sah, daß ich auf den Knien lag, hörte sie auf zu schlagen.

— Da, sagte sie, es ist gut! das wird dieses Mal noch so hingehen; aber daß ich Sie nicht mehr dabei erwische, oder Sie werden das nächste Mal nicht so wohlfeil davon kommen.

— Den Henker! murmelte ich, am Ende schlägt sie mich gänzlich todt.

— Still, und legen wir uns zu Bett, sagte sie; außerdem müssen Sie ermüdet sein.

Ich war mehr als ermüdet, ich war wie gerädert.

Ich legte mich zu Bett, ohne etwas zu sagen; ich wandte die Nase nach der Wand; ich schloß die Augen; ich that als ob ich schlief, aber ich schlief nicht.

Sie werden begreifen, daß ich meine Zeit nicht verlor; dieses Leben schien mir nicht zum Aushalten; ich sann über ein Mittel nach, um mich aus den Krallen der Buchold zu ziehen, und mich zugleich an ihr zu rächen. Ich wußte nicht warum, aber es ahnte mir, daß sie es wäre, welche die Geschichte mit dem Stocke in Edam angerichtet, und das Eis des Sees von Stavorin gebrochen hatte.

Noch mehr. Sie werden sich erinnern, daß ich gefühlt hatte, wie mich Etwas auf die Tiefe des Wassers zog, und daß ich mich von diesem Etwas nur durch einen gewaltigen Fußtritt befreit hatte.

Nun aber wollte es mir immer noch nicht aus dem Kopfe kommen, daß es nicht ein Gegenstand, sondern eine Person war, die mich an dem Beine gezogen hatte, und daß diese Person die Buchold gewesen.

Irgend eines Tages werde ich wohl erfahren, daß sie es ist, sagte ich mir, indem ich überlegte.

— Und wie? fragte ich ihn.

— Dam! Sie werden begreifen, ich hatte meine Schlittschuhe an den Füßen. Ich hatte nicht die Vorsicht getroffen, meine Schlittschuh abzulegen, um den Fußtritt zu versetzen. Ein Fußtritt mit einem Schlittschuh ist nicht heilbringend, besonders wenn dieser Fußtritt senkrecht trifft. Nun denn! mein Fußtritt hatte senkrecht getroffen, und wenn es die Buchold war, welche den Fußtritt erhalten hatte, so mußte sie die Spur davon irgendwo haben.

— Das ist richtig.

— Ich sagte mir also: ich muß mich verstellen, mir das Ansehen geben, als ob ich den Stockschlag von Edam, das Ersäufen von Stavorin, die Tracht Prügel von Monikendamm vergessen hätte; wenn sie es ist, so wird sie Alles mit einander bezahlen.

Als ich diesen Entschluß gefaßt, drehte ich mich um.

Als sie am folgenden Morgen noch schlief, hob ich das Betttuch auf und betrachtete sie; sie hatte nicht die geringste Spur eines Schlittschuhes an dem ganzen Körper.

Nur bemerkte ich, daß sie, statt wie gewöhnlich ihre Nachthaube aufzusetzen, ihre Haube von

Kupfer aufbehalten hatte.

Gut! sagte ich, wenn Du sie morgen nicht abnimmst, so ist das ein Beweis, daß dahinter Etwas steckt.

Aber wie Sie begreifen werden, ließ ich mir Nichts merken. Ich begann mich anzukleiden, und während ich mich ankleidete, erwachte die Buchold.

Ihre erste Bewegung war, die Hand an ihre Haube von Kupfer zu legen.

Gut! sagte ich nochmals, wir werden wohl sehen.

Aber ich sagte das in meinem Innern, indem ich dabei zu lachen schien; sie schien ihrer Seits, man muß ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sobald der erste Augenblick vorüber war, nicht mehr daran zu denken; der erste Augenblick war freilich heftig.

Der Tag verfloß, ohne daß weder die Eine, noch der Andere von uns von dem sprach, was am vorigen Tage vorgefallen war; wir hatten das Ansehen von zwei Turteltauben.

Als der Abend gekommen, legten wir uns zu Bett.

Wie am Abende zuvor, legte sich die Buchold mit ihrer Haube von Kupfer zu Bett.

Die ganze Nacht über hatte ich teuflmäßige Lust aufzustehen, die Lampe anzuzünden und die kleine Feder zu drücken, welche die verteufelte Haube öffnet; aber als geschähe es absichtlich, man hätte sagen können, daß die Buchold das Fieber hätte, sie warf sich beständig im Bette herum. Ich faßte Geduld in der Hoffnung, daß sie die folgende Nacht einen ruhigeren Schlaf haben würde.

Die folgende Nacht kam herbei; ich hatte mich nicht geirrt. Diese Nacht schlief sie wie ein bleierner Hund. Ich stand vorsichtig auf und zündete die Lampe an. Die Buchold lag gerade auf der Seite. Ich drückte die Feder, die Platte ging auf, und ich sah unter der Platte über die Schläfe einen Streif, über welchen ich mich nicht irren konnte.

Die Schiene des Schlittschuhes hatte die Haut des Kopfes durchschnitten, und ohne ihre verfluchten grünen Haare, welche den Stoß gemildert hatten, hätte sie ihr den Schädel zerschmettert.

Ich war mit mir im Reinen; meine Frau hatte nicht nur die Mechanik von Edam vorbereitet, sie war es auch, welche das Eis des Sees aufgehauen, und es war meine Frau gewesen, welche in der Absicht, mich zu ersäufen, mich bei dem Beine gezogen hatte.

Sobald ich ersäuft war, kehrte sie nach Monikendamm zurück, und da wir Alles dem zuletzt Ueberlebenden vermacht hatten, so erbte das arme liebe Kätzchen von mir.

Sie werden begreifen, daß man gegen ein solches Geschöpf keine Rücksicht mehr zu nehmen hatte. Mein Entschluß war im Voraus gefaßt. Ich hatte Alles, was ich an Geld besaß, in einen Beutel gethan, mit diesem Gelde wollte ich mich nach gleichviel welchem Lande einschiffen, und in diesem Lande würde ich, gleichviel was mir begegnen sollte, immerhin ruhig und glücklich leben, vorausgesetzt, daß ich fern von der Buchold lebte.

Entschlossen, meinen Plan auszuführen, löschte ich dem zu Folge die Lampe aus, kleidete mich geräuschlos an, nahm meinen Beutel aus dem Schranke und erreichte auf den Fußzehen die Thür.

Als ich die Hand auf den Drücker legte, fühlte ich eine Krallen, welche mich bei dem Kragen packte und mich zurückzog.

Ich wandte mich um, es war die Hexe, die Buchold; sie hatte gethan, als ob sie schlief und Alles gesehen.

— Ah! sagte sie, so greifst Du es an? nachdem Du Mich betrogen, läßt Tu mich sitzen, und indem Du mich sitzen läßt, richtest Du mich zu Grunde! warte! warte!

Sie nahm das Bambusrohr aus einer Ecke des Zimmers, aber ich nahm einen Feuerblock aus dem Kamine. Wir schlugen uns Beide zu gleicher Zeit; nur blieb ich stehen, und sie fiel wie ein Sack zu Boden.

Sie fiel wie ein Sack zu Boden, indem sie einen Schrei, oder vielmehr, indem sie einen Seufzer ausstieß, und sobald sie einmal auf dem Boden lag, rührte sie sich nicht mehr.

— Gut! sagte ich, sie ist todt; meiner Treue, um so schlimmer; ich habe ihr nur das gethan, was sie mir thun wollte!

Und indem ich fühlte, ob mein Beutel wirklich in der Tasche war, stürzte ich aus dem Hause, verschloß die Thür hinter mir, warf den Schlüssel in das Meer, und begann über die Wiese in der Richtung von Amsterdam hin zu laufen.

Eine halbe Stunde nachher befand ich mich an dem Ufer des Meeres.

Ich weckte einen mir befreundeten Fischer, der in seiner Hütte schlief. Ich erzählte ihm, daß ich so unglücklich mit meiner Frau wäre, daß ich diese Nacht beschlossen hätte, auszuwandern. Ich bat ihn dem zu Folge, mich nach Amsterdam zu fahren, wo ich die erste Gelegenheit ergreifen würde, Holland zu verlassen.

Der Fischer kleidete sich an, schob seine Barke in das Meer und steuerte nach Amsterdam.

Eine halbe Stunde nachher fuhren wir in den Hafen. Ein prachtvoller Dreimaster schickte sich an nach Ostindien abzusegeln, und lichtete in diesem Augenblicke die Anker.

Ich bin schnell entschlossen.

— Ah! bei meiner Treue, sagte ich zu meinem Freunde, da ist, was ich brauche, und wenn der Kapitän billig ist und nicht zu viel für die Ueberfahrt verlangt, so ist es möglich, ein Geschäft mit einander zu machen.

Und ich rief den Kapitän an.

Der Kapitän kam an das Geländer.

— Holla! Barke, wer ruft? fragte er.

— Ich. . .

— Wer. . . Sie?

— Jemand, der wissen möchte, ob Sie noch Platz für einen Passagier haben.

— Ja, fährt an das Steuerbord, dort werden Sie die Treppe finden.

— Das lohnt nicht der Mühe, werfen Sie mir ein Fallreep zu.

— Gut! Wie es scheint gehören Sie zum Handwerk.

— Ein Wenig.

Ich wandte mich nach dem Fischer um.

— Was Dich anbetrifft, mein Freund, sagte ich zu ihm, so will ich, daß Du auf meine Gesundheit trinkst, und hier ist ein zehn Guldenstück. — Ah! Tausend Donnerwetter, was ist das?

— Was gibt es? fragte er.

Ich hatte meinen Beutel geöffnet, und statt voll Gold zu sein, war er voller Kiesel.

— Meiner Treue, mein Freund, sagte ich zu dem Fischer, indem ich ihm meinen Beutel zeigte, wie Du siehst, war der gute Wille da. Aber ich bin bestohlen.

— Ah! bah!

— Ja, auf Ehre.

Und ich leerte meinen Beutel in die Barke aus.

— Ei nun! um so schlimmer, Vater Olifus, sagte der wackere Mann. Es ist nicht zu ändern, die gute Absicht war da; das wird mich nicht abhalten auf Eure Gesundheit zu trinken, seid unbesorgt.

— Ohe! rief eine Stimme von der Höhe des Verdeckes; hier ist das verlangte Kabeltau.

Ich gab dem Fischer eine Hand, ergriff das Tau und kletterte wie ein Eichhörnchen hinauf.

— Hier bin ich, sagte ich, indem ich auf das Verdeck sprang.

— Nun denn! sprach der Kapitän, und Eure Koffer?

— Hat man etwa Koffer nöthig, um Matrose zu sein?

— Matrose? Ihr habt gesagt Passagier.

— Passagier?

— Ja.

— Dann habe ich mich versprochen. Ich habe sagen wollen: Haben Sie noch Platz für einen Matrosen?

— Wohlan! Du siehst mir wie ein guter Bursche aus, sagte der Kapitän. — Ja, ich habe Platz für einen Matrosen, und das noch für einen Matrosen zu vierzig Gulden monatlich, da ich Kapitän im Dienste der Ostindischen Compagnie bin, und die Ostindische Compagnie gut bezahlt.

— Wenn sie gut bezahlt, so wird man ihr gut dienen, das ist Alles,

Der Kapitän sagte mir Nichts weiter, ich antwortete ihm nicht mehr; die Anwerbung war eben so gültig gemacht, als wenn alle Notare der Welt sie unterschrieben hätten.

Am zweiten Tage befanden wir uns auf offener See.

XVI.

Das erste Land, welches wir erblickten, nachdem wir die Küsten von Frankreich aus dem Gesicht verloren hatten, war die kleine, nördlich von Madeira gelegene Insel Porto-Santo. In einem weit dichteren Nebel verborgen, trat Madeira erst zwei Stunden nachher aus ihm hervor. Wir ließen den Hafen von Funchal zu unserer Linken, und setzten unsere Fahrt fort. Am vierten Tage, nachdem wir Madeira umsegelt, erblickten wir den Pic von Teneriffa, der sich in den Wogen des Dunstes zeigte und verlor, welcher seine Seilen gleich einem zweiten Meere mit Wellen zu schlagen schien. Wir fuhren vorüber, ohne anzuhalten, und wir begannen ein grünliches Meer zu befahren, das einer unermeßlichen, mit Kresse bewachsenen Fläche glich; dichte Lagen von Seegras von einem dunklen, in das Gelbe spielende Grün bedeckten die Oberfläche des Oceans, und bildeten jene Trauben, welche die Matrosen Trauben des Wendekreises nennen.

Es war nicht das erste Mal, daß ich solche Reisen machte. Ich war zwei Mal in Buenos-Ayres gewesen, und hatte das gesehen, was die Seeleute die blauen Gewässer nennen. Ich befand mich daher wieder in meinem Elemente; ich athmete wieder nach meinem ganzen Behagen. Das Schiff war ein guter Segler, und segelte sieben bis acht Knoten in der Stunde. Jeder Knoten entfernte mich um eine Meile von der Buchold, ich hatte Nichts mehr zu wünschen.

Wir passirten die Linie, es fand wie gewöhnlich ein Fest am Bord statt. Ich zeigte dabei mein von dem alten Ostindienfahrer unterschriebenes Zeugniß vor, und statt Wasser zu empfangen, goß ich es über die Köpfe der Andern.

Der Kapitän war eine gute Haut, er halte den Rum Preis gegeben, so daß ich mich ein Wenig benebelt schlafen gelegt hatte. Plötzlich befand ich mich, wie man zu sagen pflegt, zwischen Fell und Fleisch, ich schlummerte halb singend, halb schnarchend, indem ich mit der Hand die Käfer verscheuchte, welche ich für fliegende Fische hielt; da schien mir, als ob eine große weiße Gestalt durch die Luke herabkomme und auf meine Hängematte zuschreite.

In dem Maße, als sie sich näherte, erkannte ich die Buchold; vielleicht schnarchte ich noch, aber ich stehe Ihnen dafür, daß ich nicht mehr sang.

— Ah! sagte sie zu mir, nachdem Du mir zwei Male den Schädel eingeschlagen, einmal mit einem Stoße mit dem Schlittschuhe und ein anderes Mal mit einem Schlage mit dem Feuerblocke, versetzt Du Dich also in diesen Zustand, Trunkenbold! statt zu bereuen und statt Buße zu thun?

Ich wollte ihr antworten, aber es war sonderbar, Sie sprach jetzt, und ich war stumm geworden.

— O! es ist unnöthig, fuhr sie fort, Du bist nicht allein stumm, sondern Du bist auch gelähmt; Versuche einmal. Dich aus dem Staube zu machen, versuche.

Die verwünschte Buchold sah wohl, was in mir vorging, und daß ich übermenschliche Anstrengungen machte, um aus meiner Hängematte zu steigen. Aber Nichts da! mein Bein war steif wie der Fockmast, und es hätte der Schiffswinde bedurft, um mich vom Flecke zu bringen.

Ich ergab mich darein. Ich drehte mich gegen den Wind und blieb wie eine Ankerboje.

Glücklicher Weise konnte ich die Augen schließen, um nicht zu sehen, das war ein Trost; aber unglücklicher Weise konnte ich die Ohren nicht verschließen, um sie nicht zu hören. Sie sagte mir so viel, sie sagte mir so viel, daß es mir am Ende vor den Ohren summt, ohne daß ich die Worte verstand; dann hörte ich nicht einmal das Summen mehr, dann hörte ich die Stunde

schlagen; dann hörte ich den Hochbootsmann, welcher rief:

— Die zweite Quartwache auf das Verdeck!

— Sie wissen, was die Quartwachen sind? fragte mich der Vater Olifus.

— Ja, antwortete ich ihm, fahren Sie immerhin fort.

— Ich hatte also die zweite Quartwache. Ich war es, den man rief; ich hörte, daß man mich rief, und ich konnte weder Füße noch Hände rühren. Nur sagte ich mir: Deine Rechnung ist gut, Olifus, Du wirst Seising Prügel bekommen. He! Unglückseliger, man ruft Dich; he, Faulenzer, steh doch auf!

Alles das ging in meinem Innern vor sich, mein Herr. Außerhalb, gute Nacht, Nichts rührte sich.

Plötzlich fühlte ich, daß man mich schüttelte; ich glaubte, daß es die Buchold wäre. Ich machte mich klein; man schüttelte mich stärker. Endlich hörte ich einen Fluch, um das Schiff zu spalten, und eine Stimme, welche zu mir sagte:

— So stehe doch auf! bist Du todt?

Gut! ich erkannte die Stimme des Obersteuermannes.

— Nein! nein! ich bin nicht todt! nein, Valer Vidercome, hier bin ich. Nur helft mir aus meiner Hängematte zu steigen.

— Wie! ich soll Dir helfen?

— Ja, es ist mir unmöglich, mich selbst zu rühren.

— Gott verzeihe mir, ich glaube, daß er noch nicht wieder nüchtern ist. Warte, warte.

Und er nahm den Stiel irgend eines Besens, der sich in der Nabe befand.

Ich weiß nicht, ob es die Furcht war, welche mir Kräfte verlieh, oder ob meine Erstarrung vorüber war; aber ich war leicht wie ein Vogel. Ich sprang aus meiner Hängematte und sagte: — Hier bin ich! hier bin ich! Es ist die Schurkin, die Buchold. Wahrlich, dieses Geschöpf ist zu meinem Unglücke geboren.

— Buchold oder nicht, daß Dir das morgen nicht wieder begegnet, sagte der Obersteuermann; oder wir werden sehen. . .

— O! morgen, äußerte ich, indem ich meine Beinkleider anzog und die Leiter der Luke hinaufkletterte, morgen hat es keine Gefahr.

— Ja, morgen wirst Du nicht mehr betrunken sein, ich begreife es; für heute lasse ich es Dir hingehen; es ist nicht alle Tage das Fest des Wendekreises. Vorwärts, vorwärts auf das Verdeck.

Ich befand mich darauf; niemals habe ich eine ähnliche Nacht gesehen.

Es waren nicht Sterne mehr, die sich am Himmel befanden, mein Herr, es war Goldstaub. Was das Meer anbetrifft, so war es durch einen leichten Wind gekräuselt, wie man keinen andern verlangte, um in das Paradies einzusegeln.

Das war nicht Alles, das Schiff schien die Wellen zu entflammen, indem es sie spaltete. Es war Nichts zu thun. Das Schiff fuhr mit allen Beisegeln unter dem Winde, wie ein junges Mädchen Sonntags in die Messe geht.

Ich bückte mich daher über die Brüstung, und begann das Wasser zu betrachten.

Sehen Sie, Sie vermögen sich nichts Aehnliches vorzustellen. Man sagt, daß es die kleinen Fische sind, die das machen; ich ziehe es vor zu sagen, daß es der liebe Gott ist. Es war, als ob sich fünfzig Windlichter längs dem Rumpfe des Schiffes befänden und endlose Feuerwerke in

dem Fahrwasser des Schiffes anzündeten. Alles das trat auf der dunkeln Farbe der Wellen gleich einer Flammenfahne hervor, deren lange Falten man unter dem Wasser schüttelte.

Plötzlich schien es mir, als ob in Mitte dieser Flammen Etwas wie eine menschliche Gestalt spielte. Die Gestalt machte sich immer sichtbarer, und was erkannte ich? die Buchold!

Sie haben nicht nöthig mich zu fragen, ob ich einen Sprung zurückthun wollte; aber, Nichts da, an das Geländer des Schiffes gefesselt, wie ein Stockfisch daran gefesselt, war es mir unmöglich, mich davon zu entfernen. Im Gegentheile, indem sie in dem Wasser spielte, indem sie mit dem Kopfe untertauchte, indem sie bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken schwamm, winkte sie, machte Buhlereien, lächelte mir zu, daß ich meine Füße den Boden verlassen, meinen Bauch gleiten fühlte; sie zog mich wie ein Schwindel an; ich wollte mich zurückhalten, ich fand Nichts; ich wollte schreien, ich hatte keine Stimme mehr; sie zog mich immerfort an. Ha! verfluchte Sirene Ich fühlte meine Haare sich sträuben, es befand sich an jedem ein Tropfen Wasser, und ich glitt, ich glitt, und der Kopf zog den Unterleib nach, und ich fühlte, daß ich hinabstürzte. Verfluchte Sirene.

Plötzlich packte man mich bei dem Gürtel meiner Hose.

— Aber bist Du denn rasend, Olifus? sagte der Obersteuermann zu mir, indem er mich an sich zog. Zu Hilfe, zwei Mann! zwei kräftige! zwei starke! zu Hilfe!

Sie kamen; es war Zeit! ich zog ihn mit mir fort. Ich fiel wieder auf das Verdeck zurück, O weh!

Ich war in Schweiß gebadet, mein Herr, ich knirschte mit den Zähnen, ich verdrehte die Augen.

— Gut! sagte der Obersteuermann. wenn man epileptisch ist, so sagt man es zum Mindesten, das ist ein Fall, der den Vertrag aufhebt. Das ist was Schönes, ein Matrose, der Nervenanfalle hat. Zieraffe von Olifus, geh.

— Es ist wahr, mein Herr, ich zappelte mit den Beinen, indem ich dabei sagte: Nein, es ist nicht die Epilepsie, es ist die Buchold. Haben Sie sie etwa nicht gesehen?

— Wen?

— Die Buchold; sie war da, indem sie wie ein Salamander in dem Wasser und in dem Feuer spielte; sie rief mich, sie zog mich an, sie war es! Ha! verfluchte Sirene.

— Was sagst Du von einer Sirene?

— Nichts, nichts. . .

Sehen Sie, begann Vater Olifus wieder, wenn Sie lange Reisen machen, mein Herr, so müssen Sie mit dm Matrosen niemals weder von Sirenen, noch von Nereiden, noch von Meerweibchen, noch von Meermännern sprechen. Auf dem Lande geht das noch an; auf dem Lande spaßen die Matrosen darüber, aber auf dem Meere haben sie das nicht gern, es macht ihnen Furcht. So viel ist gewiß, daß ich um ein Haar untergetaucht wäre, und daß ich ohne den Obersteuermann einen Schluck aus der großen Tasse trank.

Ich setzte mich an den Fuß des Besanmastes; ich steckte meinen Arm durch ein Tauwerk und erwartete den Anbruch des Tages.

Als der Tag angebrochen war, schien es mir, als ob Alles das ein Traum wäre; nur, da ich ein heftiges Fieber hatte, so sah ich ein, daß bei alle dem etwas Wirkliches zum Grunde läge. Nun aber war die Wirklichkeit sehr einfach; ich hatte der Buchold einen Schlag mit dem Feuerblocke versetzt, so gut versetzt, daß sie daran gestorben war, und es war ihre Seele, welche kam, um

Gebete von mir zu verlangen.

Unglücklicher Weise gibt es auf den Schiffen der ostindischen Compagnie keinen Kaplan; wenn sich ein Kaplan darauf befunden hätte, so hätte ich ihn eine Messe lesen lassen, und Alles war abgemacht. Nun fiel mir ein anderes Mittel ein, ein bekanntes Mittel.

Ich nahm eine Muskatnuß, schrieb den Namen der Buchold darauf, wickelte sie in Leinwand, verschloß das Ganze in eine Büchse von verzinnem Blech, machte auf dem Deckel zwei durch einen Stern von einander getrennte Kreuze, und als der Abend gekommen war, warf ich den Talisman mit einem **De Profundis**, in das Meer, und legte mich hierauf in meine Hängematte.

Kaum befand ich mich darin, als ich rufen hörte:

— Ein Mann im Meer!

Wenn man diesen Ruf hört, so gilt er, wie Sie wissen, für Jedermann; denn auf einem Schiffe ist heute die Reihe an meinem Kameraden, und wird morgen vielleicht an mir sein. Ich sprang aus meiner Hängematte und eilte auf das Verdeck.

Es fand ein Augenblick der Verwirrung statt. Jeder sagte: Wer ist es denn? Wer ist in dem Meere? Bin ich es, bist Du es, ist er es? Aber gleichviel, da sich auf einem gut unterhaltenen Schiffe immer ein mit einem Messer versehener Mann an dem Tau der Rettungsboje, oder bei dem Haken befindet, den man loslassen muß, um die Rettungsboje in das Meer fallen zu lassen, so hatte der Mann sein Werk bereits gethan, und die Rettungsboje befand sich in dem Fahrwasser des Schiffes.

Während dieser Zeit rief der Kapitän:

— Holt das Steuer an; laßt die oberen Segel los; laßt die Hißtaue und die Schoten schießen.

Sehen Sie, das ist folgendes Manöver; wenn ein Mann ins Meer fällt, so dreht man das Schiff gegen den Wind, und wenn man, um das Schiff gegen den Wind zu drehen, nicht die Hißtaue und die Schoten schießen ließe, so würde man während der Zeit, daß es seine Wendung macht, gar viele Spieren zerbrochen und gar viele Beisegel zerrissen haben, besonders wenn es mit vollem Wind fährt.

Zu gleicher Zeit hißte man das Boot mittelst eines Taus; man nahm ein Stück altes Tauwerk, das stark genug war, um es zu tragen; man steckte das Tau von oben nach unten in eine Hißtaukette. Kurz, man ließ ein Boot in das Meer.

Während dieser Zeit befand sich Jedermann auf dem Hinterkastel; es war eine wahre Rettungsboje, die man mit einem Feuerwerke, um es zu erleuchten, herabgelassen hatte; das Feuerwerk brannte, so laß man eine Person sehen konnte, welche schwamm!

Wenn ich sage, daß man sehen konnte, so irre ich mich, nur ich allein sah, und vergebens mochte ich sagen: Seht Ihr? seht Ihr? die Andern sagten: Nein, wir sehen Nichts.

Indem sie dann um sich herumblickten, sagten die Schelme von Matrosen: — Hier bin ich, da bist Du, da ist er, wir sind Alle da.

Wer hat denn einen Mann ins Meer fallen sehen?

Jedermann sagte:

— Ich nicht, ich nicht, ich nicht.

— Wer aber hat am Ende gerufen, daß ein Mann ins Meer gefallen sei?

— Ich nicht, ich nicht, ich nicht.

Niemand hatte gesehen, Niemand hatte gerufen. Während dieser Zeit hatte der Schwimmer

oder die Schwimmende die Rettungsboje erreicht, und ich sah deutlich eine Person an dieselbe geklammert.

— Gut, sagte ich, er hält sie.

— Was?

— Die Rettungsboje.

— Wer?

— Der Mann, der im Meere ist.

— Du siebst Jemand auf der Rettungsboje?

— Ei, bei Gott!.

— Sagt doch, Olifus, wer sieht Jemand auf der Rettungsboje, sagte der Obersteuermann. Bis jetzt scheint es, daß ich gute Augen hatte, aber es scheint, daß ich mich irrte.

Das Boot war in dem Meere und ruderte nach der Rettungsboje. —

— Ohe! Ihr auf dem Boote! rief der Obersteuermann, seht Ihr Jemand auf der Rettungsboje?

— Niemand.

— Sagt doch, da fällt mir etwas ein, sagte der Obersteuermann, indem er sich nach den Matrosen umwandte.

— Was?

— Daß Olifus es ist, der gerufen hat: Ein Mann im Meere!

— Ah! das ist stark!

— Dam! Niemand fehlt. Niemand sieht die Rettungsboje besetzt; nur Olifus behauptet, daß Jemand fehlt; nur Olifus sieht Jemand auf der Boje; er muß seine Gründe dazu haben.

— Ich sage nicht, daß Jemand fehlt, ich sage, daß sich Jemand auf der Boje befindet.

— Wir werden es wohl sehen; da führt das Boot sie zurück.

In der Thor, das Boot hatte die Boje erreicht und sie all sein Hintertheil befestigt, so daß sie in dem Fahrwasser folgte.

Ich sah deutlich eine Person auf der verteuflten Rettungsboje sitzen, und je näher das Boot kam, desto deutlicher sah ich.

— Ohe! Ihr von dem Boote, rief der Obersteuermann aus, was führt Ihr uns da zu?

— Nichts.

— Wie. Nichts! rief ich aus, Ihr seht nicht? Ihr seht nicht?.

— Nun! was hat er denn? man sollte meinen, daß ihm die Augen aus dem Kopfe hervortreten würden.

In der That, sehen Sie, ich hatte so eben meine Sache erkannt, und ich sagte: Gut! mit mir ist es aus! die Person, welche sich auf der Rettungsboje befand, mein Herr, war die Buchold, welche ich in einer Büchse von verzinnem Blech in das Meer geworfen zu haben glaubte.

— Bringt sie nicht an Bord! rief ich aus. Werft sie in das Meer . . . Seht Ihr nicht, daß es eine Sirene ist? seht Ihr nicht, daß es ein Meerweibchen ist? seht Ihr nicht, daß es der Teufel ist?

— Ah! ah! sagte der Obersteuermann, er ist wahrhaftig wahnsinnig; bindet mir diesen Burschen da und benachrichtigt den Wundarzt.

In einem Nu war ich gebunden und in ein Krankenzimmer gebracht; dann kam der Wundarzt mit seiner Lancette.

— O! sagte er, es hat Nichts zu bedeuten; ein hitziges Fieber, sonst Nichts. Ich will ihm tüchtig zur Ader lassen, und wenn er in drei Tagen nicht gestorben ist, so wird Aussicht vorhanden sein, daß er davon kömmt.

Ich erinnere mich Nichts mehr, als daß ich einen Schmerz am Arme empfand, daß ich mein Blut fließen sah, und daß ich in Ohnmacht fiel.

Ich wurde indessen nicht so schnell ohnmächtig, um nicht den Kapitän ganz laut sagen zu hören:

— *Niemand*, nicht wahr?

Und die ganze Mannschaft antworten:

— Niemand.

— Ah! der Spitzbube von Olifus, ich verspreche ihm Eines, nämlich ihn auf dem ersten Lande auszusetzen, das wir antreffen werden.

Nach diesem angenehmen Versprechen verlor ich die Besinnung.

XVII.

Der Kapitän war ein Mann von Wort. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in der That auf dem Lande. Ich erkundigte mich, in welchem Welttheile ich mich befände, und ich erfuhr, daß mich der Dreimaster, *Jean de Witt*, das war der Name des Schiffes der ostindischen Compagnie, im Vorüberkommen auf Madagaskar ausgesetzt hätte.

Da ich drei und einen halben Monat am Bord des *Jean de Witt* gedient hatte, so fand ich unter meinem Kopfkissen eine Summe von Hundert und vierzig Gulden, was gerade den Lohn für meine drei und einen halben Monat ausmachte.

Sie sehen, daß der Kapitän bei Allem noch ein wackerer Mann war. Er konnte mir einen Monat abziehen, da ich seit einem Monate keinen Dienst mehr that.

Während dieses Monates, in welchem mir es unmöglich war, zu sagen, was sich zugetragen hatte, waren wir in Sanct Helena gelandet, hatten das Kap umsegelt und bei Tamatavi Anker geworfen, wo man mich ausgesetzt hatte.

Da es nicht in Tamatavi war, wo ich irgend eine Niederlassung zu gründen wünschte, sondern in Ostindien, so erkundigte ich mich bei meinem Wirthe nach einem Ueberfahrtsmittel. Eine Gelegenheit nach Ostindien war in Tamatavi ein seltenes Ereigniß. Mein Wirth rieth mir dem zu Folge Saint Marie zu erreichen, wo die Aussicht besser für mich sein würde. Ein Schiff segelte acht Tage nachher nach Point Larrée ab; ich beschloß, auf ihm Ueberfahrt zu nehmen, wenn ich mich in acht Tagen besser befände.

Ich hatte nur eine Furcht, mein Herr, es gab nur Eines, was veranlassen konnte, daß ich mich schlimmer befände; nämlich, wenn man etwa zufällig meine Frau mit mir ausgeschifft hätte.

Die erste Nacht brachte ich in Aengsten zu, daß es nicht zum Aushalten war; bei dem geringsten Geräusche, das ich hörte, sagte ich: Gut! die Buchhold! und der Schweiß trat mir auf die Stirn; dabei fand, wie Sie begreifen werden, noch ein wenig Fieber statt.

Endlich brach der Tag an. Nichts. Ich athmete wieder freier.

Die zweite Nacht, wieder Nichts.

Die dritte eben so.

Die vierte, die fünfte, die sechste, die siebente, die achte Nichts. Ich genas daher auch sichtlich, und als mein Wirth mir zu sagen kam: Nun denn, sind Sie im Stande nach Saint Marie aufzubrechen? sagte ich zu Ihm: Ich glaube wohl, und in zehn Minuten war ich bereit.

Unsere Rechnung war bald geordnet. Er wollte Nichts annehmen, und ich zahlte lieber in Dankbarkeit als in Münze, da ich besser mit der einen als mit der andern versehen war; ich bestand daher nicht darauf; wir umarmten uns und ich schiffte mich nach Point Larrée ein.

Nicht ohne Besorgnis setzte ich den Fuß wieder auf das Meer. Bei jedem Fische, den ich erblickte, glaubte ich, daß es meine Frau wäre. Man wollte unterwegs fischen, aber ich bat so sehr, daß die Matrosen nicht den Muth hatten, die Angeln auszuwerfen.

Ich war nicht eher wirklich ruhig, als bei meiner Ankunft in Point Larrée. Das Meer war das Element der Buchhold; da ich sie aber während der Ueberfahrt nicht erblickt hatte, so sagte ich mir: Gut! sie hat die Spur verloren.

Ich beschloß nichts desto weniger, daß ich von Point Larrée nur zu Lande nach Tintingue gehen wollte. Das Land war mein Element, und es schien mir, daß ich auf ihm weit stärker wäre.

Das ist sonderbar, ich, der ich vorher nicht wußte, wozu das Land dienen könnte, als etwa Wasser auf ihm einzunehmen und Fische trocknen zu lassen.

Ich wurde daher mit zwei schwarzen Führern einig, welche gegen ein Gabelmesser, das ich besaß, und' das sich in zwei Theile trennen ließ, einwilligten, mich Von Point Larrée nach Tintingue zu führen. Sie werden begreifen, daß das wieder geschah, um meine Hundert und vierzig Gulden zu sparen.

Am folgenden Tage brachen wir auf; das hieß nicht zu Lande gehen, denn mit jedem Augenblicke war der Weg von Flüssen und Morästen durchschnitten, in denen uns das Wasser bis an den Gürtel ging. Von Strecke zu Strecke erblickten wir einige Inseln festen Landes, auf denen es von Wild wimmelte. — Sind Sie Jagdliebhaber?

— Ja.

— Nun denn! wenn Sie da gewesen wären, so würden Sie Sich gut belustigt haben. Die Perlhühner, die Turteltauben, die Wachteln, die grünen Tauben, die blauen Tauben, alles das flog zu Tausenden auf, so daß wir uns mit Hilfe eines Stockes einen fürstlichen Braten verschafften. Mittags hielten wir unter Palmen an; das war die Stunde des Mittagessens. Ich rupfte unsere Perlhühner, meine Neger machten Feuer, man schüttelte einige Bäume, welche ihre Früchte gaben, wie der König von Holland deren niemals ähnliche gegessen hat.

Und wir begannen unser Mahl.

Es gab nur eines, das uns fehlte; nämlich eine gute Flasche Bordeauxwein oder Ale von Edinburg, da ich aber ein Philosoph bin, und das zu entbehren weiß, was mir fehlt, so ging ich nach dem Bache, um aus der Hand zu trinken.

Als das einer meiner Führer sah, sagte er zu mir:

— Das Wasser nicht gut, Mosje.

— Bei Gott, antwortete ich, ich weiß wohl, daß es nicht gut ist, und ich würde Wein verziehen.

— Masje würde Wein vorziehen?

— Ei ja doch, Mosje würde Wein vorziehen, erwiderte ich ungeduldig.

— Nun denn! ich will ihm Wein geben.

— Wein?

— Ja, und neuen Wein. Kommen Sie, Mosje.

Ich folgte ihm, indem ich mir in meinem Innern sagte: Ah! Spaßvogel, wenn Du mich zum Narren hast, so werden wir unsere Rechnung bei der Ankunft machen.

Ich sagte: bei der Ankunft, sehen Sie, weil unterwegs meine Schelme mir einen schlimmen Streich hätten spielen können, während einmal angekommen. . .

— Ja, ja, ich begreife.

— Ich folgte ihm also; er ging ohngefähr dreißig Schritte weit, und indem er hierauf um sich blickte, sagte er:

— Kommen Sie, kommen Sie, Mosje, da ist das Faß.

Und er zeigte mir einen Baum. Ich sagte, immer in meinem Innern: Ah! Spaßvogel, wenn Du mich zum Narren hast. . .

— Nun denn! es war ein Ravenalabaum, den er Ihnen zeigte, sagte Biard.

Olifus blickte ihn mit großen, ganz verwunderten Augen an.

— Ei, Sie wissen das?

— Bei Gott!

— Wie Sie gesagt haben, war es ein Ravenala, der den Beinamen der Baum des Reisenden hat; nun denn! ich hatte schon viele Reisen gemacht, und dennoch kannte ich diesen Baum nicht, so daß, als er ein Blatt pflückte, dem er die Form eines Glases verlieh, und als er zu mir sagte: Nehmen Sie das, Mosje, und verlieren Sie keinen Tropfen davon, ich immer noch wiederholte: Ah! Spaßvogel!!.

Mein Herr, er stieß mit meinem Messer in den Baum, und sehen Sie, es floß ein Wasser, oder vielmehr ein Wein, oder vielmehr ein Likör aus ihm heraus.

Ich nahm meinen Hut vor ihm ab, mein Herr, wie als ob dieser Affe von Neger ein Mensch wäre.

Nach mir tranken meine beiden Neger.

Nach ihnen begann ich wieder zu trinken. Ich hätte bis zu dem folgenden Tage getrunken, aber sie sagten mir, daß wir uns wieder auf den Weg begeben müßten. Ich wollte einen Zapfen in den Baum stecken, so viel Kummer machte es mir, eine so gute Flüssigkeit verloren gehen zu sehen, aber sie sagten mir, daß ich auf der ganzen Reise Ravenalas finden würde, daß es in Madagaskar Wälder von Ravenalas gäbe.

Ich hatte einen Augenblick lang Lust in Madagaskar zu verweilen, und einen dieser Wälder auszubeuten.

Am folgenden Tage kamen wir nach Tintingue; meine Führer hatten mich nicht belogen; auf dem ganzen Wege hatten wir Ravenalas gefunden, die ich angebohrt hatte.

In Tintingue wollte es der Zufall, daß ich einem reichen Chingulesen begegnete, der Handel mit Perlen trieb. Der Augenblick dieser Fischerei, welche im Monat März stattfindet, war herbeigekommen, und er war gekommen, um Taucher auf der Küste von Zanguetar und unter den Unterthanen des Königs Radhama zu suchen, welche für die kühnsten Fischer von der Welt gelten. Er erkannte mich als einen Europäer. Er suchte einen Fischereidirector. Er glaubte, daß ich für ihn passen würde; er paßte für mich vollkommen. Ich machte ihm den Antrag, mich auf Probe zu nehmen; er nahm es an. Vierzehn Tage nachher gingen wir in dem Hafen von Colombo vor Anker.

Es war keine Zeit zu verlieren; die Fischerei hatte bereits angefangen. Wir hielten uns in Colombo nicht lange auf, und segelten nach Condately, was der Bazar der Insel ist. Mein Chinguliese war einer der Hauptpächter der Fischerei; wir segelten mit einer wahren Flotte ab, und steuerten nach der Insel Mannar, in deren Umgegend die Fischerei stattfindet.

Unsere Flotte bestand aus zehn Barken, jede mit zwanzig Mann bemannt. Von diesen zwanzig Mann bilden zehn die Schiffsmannschaft, zehn sind Taucher.

Diese Barken haben eine eigenthümliche Form, sind lang und breit, haben nur einen Mast und ein Segel, und geben nicht tiefer als achtzehn Zoll im Wasser.

Ich war der Patron einer dieser Barken.

Ich hatte meinem Chingulesen im Voraus gesagt, daß ich nichts von der Perlenfischerei verstehe, daß ich aber ein Bootsmann von erster Stärke wäre, und er wurde in der That bald gewahr, daß ich meine Barke auf eine Weise führte, nach der die andern Patrone nur als dumme Teufel erschienen.

Nur wurde ich nach Verlauf von drei Tagen Eines gewahr, nämlich daß unsere Taucher, wenn

sie geschickt waren, zuweilen in einem Tage zehn Mal das verdienen konnten, was ich, ihr Patron, in einem Monate verdiente.

Das kam daher, weil die Fischer mit einem Zehntel an dem Fange interessirt sind, den sie machen, so daß, wenn ein Taucher Glück hat, wenn er auf eine schöne Austernbank geräth, er in der Fischzeit, das heißt, in zwei Monaten, zehn, fünfzehn und zwanzig Tausend Franken verdienen kann, während ich in diesen zwei Monaten einzig und allein fünf Hundert Franken verdiente.

Nun begann ich die Art und Weise zu studiren, wie es meine Leute anfangen. Am Ende war es nicht um das Meer auszutrinken.

Jeder Taucher nahm zwischen seine beiden Füße oder befestigte um seine beiden Hüften einen ohngefähr zehn Pfund schweren Stein; mit diesem Steine beschwert, der ihn auf den Grund zog, tauchte er dann in das Wasser. In der einen Hand hielt er ein Netz, und raffte mit der andern so viele Austern zusammen, als er finden konnte. Wenn er keine Lust mehr hatte, so schüttelte er das Tau, das ihn an der Barke zurückhielt, und man zog ihn wieder auf die Oberfläche des Wassers. Jeder Mann der Schiffsmannschaft wachte über ein Tau, so daß der Taucher nicht nöthig hatte, das Zeichen zwei Mal zu geben. Deshalb ist gleiche Anzahl von Matrosen nöthig als Taucher.

Der Fang war vortrefflich, und ich bedauerte nur, mich als Patron und nicht als Taucher verdingt zu haben.

In Monikendamm hatte ich einen gewissen Ruf, lange unter dem Wasser zu bleiben, und dies kam mir gut zu

Statten, als ich genöthigt gewesen war, meinen Weg unter dem Eise zu suchen, — Sie wissen, in dem See von Stavorin. — Das Einzige, was mich tröstete, war, daß ich eine gräßliche Furcht davor hatte, im Tauchen der Buchold zu begegnen, und dann, wie Sie begreifen werden, war es kein Spaß mehr. Gute Nacht, Ihr Austern! Lieber würde ich mein ganzes Leben lang Patron mit zwei Hundert und fünfzig Franken monatlich geblieben sein.

Uebrigens war das nicht das Einzige, was dabei zu fürchten stand; die Haifische kennen die Zeit der Fischerei, wie als ob sie Kalender hätten, und die Masse dieser Fische, die während der zwei Monate, welche sie dauert, in der Bai von Mannar herumzustreifen pflegen, ist unglaublich. Es gab daher auch keinen Tag, daß sich nicht Irgend ein Unfall zutrug. Aber ich muß sagen, daß, wenn nur die Haifische gewesen wären, mich das nicht abgehalten hätte zu tauchen; es war die Buchold.

Unter der Zahl unserer Taucher hatten wir einen Neger und seinen Sohn am Bord; es waren zwei Prachtvolle Afrikaner, welche meinem Chingulesen von dem Iman von Mascate selbst geschenkt worden waren; der Knabe war fünfzehn, und der Vater fünf und dreißig Jahre alt. Sie waren unsere verwegensten und unsere geschicktesten Taucher. Während der zehn bis zwölf Tage, daß die Fischerei dauerte, hatten sie allein fast eben so viele Austern zusammengerafft, als die andern acht Fischer mit einander. Ich halte Freundschaft für den kleinen Schwarzen gefaßt, und unter seinen Kameraden war er es, dem ich besonders bei seinem Untertauchen folgte; bei dem Herauskommen ans dem Wasser legte er daher seinen Fang zu meinen Füßen nieder, und ich wachte über seinen Antheil. Man nannte ihn Abel.

Eines Tages warf er sich in das Wasser. Gut! er blieb immer fünfzehn bis zwanzig Sekunden darin, ohne wieder zu erscheinen; was ungeheuer ist, kaum war er verschwunden, als er gegen seine Gewohnheit das Tau heftig schüttelte. Der Mann, der mit den. Taue beauftragt war, dachte

an andere Dinge; er hatte den armen Schwarzen so eben in das Meer springen sehen. Als ich zu ihm sagte: Aber, so zieh doch auf! Einfaltspinsel, zieh doch auf! Du siehst wohl, daß sich irgend etwas Außergewöhnliches da unten zuträgt, zieh doch auf! Geh zum Henker, es war schon zu spät. Ich sah einen großen rothen Punkt, auf die Oberfläche des Wassers steigen, und dann in Mitte der Lache den Knaben, der mit einem über dem Knie abgebissenen Beine in dem Wasser plätscherte.

Im selben Augenblicke erschien der Vater wieder; er sah das krampfhaftes Gesicht seines Sohnes, das Blut, welches das Wasser röthete. Er weinte nicht, er schrie nicht, nur wurde sein wie Ebenholz schwarzes Gesicht aschfarbig. Er stieg mit dem kleinen Abel wieder in die Barke, legte ihn mir auf den Schooß, nahm ein großes Messer, schnitt den Strick ab, der den Stein um seine Hüften befestigte, schnitt das Tau ab, das ihn an die Barke band, und tauchte gerade in dem Augenblicke unter, wo der Haifisch auf das Wasser kam.

Ich sagte: Gebt Acht, Ihr Andern, ich kenne den Mann, wir werden irgend Etwas Spaßhaftes sehen.

Kaum hatte ich ausgesprochen, als der Haifisch, dessen Rückenflossen man über dem Wasser sah, das Meer mit seinem Schwanz peitschte und gleichfalls untertauchte, und nun entstand in dem Wasser ein Geplätscher und Wirbel, ein entsetzliches Durcheinander, und der Kleine schrie mit glühenden Augen, ohne an sich zu denken: Muth, Vater, Muth! tödte, tödte, tödte, und er wollte sich mit seinem armen zerrissenen Beine wieder in das Meer stürzen. Glauben Sie mir, Sie werden niemals etwas dem Aehnliches sehen, was sich vor unseren Augen zutrug; das dauerte eine Viertelstunde, eine große Viertelstunde. Während dieser Viertelstunde kam er nur fünf Male wieder auf die Oberfläche des Wassers, um Athem zu schöpfen, um mit den Augen seinem Sohne einen Wink zu geben, wie um ihm zu sagen: — Geh, sei unbesorgt, Du wirst gerächt werden, und dann tauchte er wieder unter, und sogleich wurde das Meer wieder wie durch einen unterseeischen Sturm gepeitscht. Auf zwanzig Schritte im Umkreise war es nur ein Blutfleck; das Ungeheuer machte sechs Fuß hohe Sprünge aus dem Wasser, und man sah, wie seine Eingeweide aus dem aufgeschlitzten Bauche heraushingen; endlich begann das Meer ruhig zu werden; es war nicht mehr der Mann, der Athem zu schöpfen kam, es war das Thier. Endlich begann der Haifisch seinen Todeskampf, drehte sich um sich selbst, peitschte verzweifelt die Luft mit seinem Schwanz, tauchte unter, erschien wieder, tauchte nochmals unter, dann sah man Etwas wie Silberblitze unter den Wellen flammen; das war der Hay, der mit dem Bauche nach oben wieder herauf kam, und regungslos und steif wie ein Balken schwamm.

Der Haifisch war todt.

Nun erschien der Neger gleichfalls wieder, nahm seinen Sohn aus meinen Armen, und setzte sich mit ihm an den Fuß des Mastes.

Der Wundarzt eines französischen Schiffes, das sich in der Bai von Colombo befand, machte dem armen Abel die Amputation, und der Unternehmer der Fischerei überließ dem Vater den ganzen Antheil der Austern, die er gefischt hatte.

Indem ich den Haifisch betrachtete, der wieder auf die Oberfläche des Wassers gekommen war, und seine drei und sechzig Wunden zählte, von denen zwei das Herz durchbohrten, hatte ich folgende Betrachtung angestellt; nämlich, da man sich wohl gegen einen Haifisch vertheidigt, da man wohl mit einem Haifische fertig wird, man sich wohl auch gegen eine Frau vertheidigen, und mit einer Frau fertig werden kann, wäre es auch ein Meerweibchen. Ich schämte mich daher über meine Feigheit, und da der Antheil der Perlaustern der beiden Neger während der zehn Tage

der Fischerei auf mehr als zwölf Tausend Franken geschätzt ward, so fühlte ich mich von dem Gedanken gequält, mein Glück zu machen, so daß bei dem ersten Male, wo mein Chinguliese uns einen Besuch abstattete, was er alle vier bis fünf Tage zu thun nicht ermangelte, ich als eine Gunst von ihm verlangte, meine Stellung als Patron der Barke gegen die eines einfachen Tauchers zu vertauschen.

Dieses Verlangen schien ihm unangenehm zu sein.

— Olifus, sagte er auf Holländisch zu mir, es ist mir leid, daß Ihr das von mir verlangt, Ihr seid einer meiner guten Patrone, und wenn es nur dessen bedarf, Euren Sold zu verdoppeln, um Euch zu behalten, so will ich ihn verdoppeln.

— Sie sind sehr gütig, antwortete ich ihm, aber sehen Sie, ich bin von bretagnischem Ursprunge und dazu noch zum Holländer okulirt; wenn mir etwas in den Kopf kömmt, so setzt es sich so fest darin, daß ich selbst es nicht herauszubringen vermag. Ich habe mir in den Kopf gesetzt, Perlen zu fischen, dem ist so und dem wird so sein, es kann nicht anders sein.

— Verstehst Du zum Mindesten zu tauchen?

— O! ich bin in Dänemark, dem Vaterlande der Seehunde, geboren.

— Wohlan! laß sehen, was Du zu machen verstehst. — O! was das anbetrifft, sagte ich, das wird nicht lange dauern.

In einem Nu zog ich mich ganz nackend aus, befestigte mir einen Stein von zehn Pfund an den Füßen, nahm ein Netz in die linke Hand, wie ich es die andern Taucher machen sah, vergaß nicht, ein mit einem guten Stiele versehenes Messer, das ich in meinen Gürtel steckte, ließ mich an der Stelle des armen kleinen Abel anbinden, und sagte mir: — A bah! meiner Treue, um so schlimmer, wenn die Buchold da ist, so wird man sie sehen, und ich sprang in das Meer.

Es war ohngefähr sieben Faden tief, ich sank ziemlich rasch auf den Grund, schlug dann die Augen auf und blickte um mich, das war der Augenblick der Angst.

Keine Buchold, aber Austern, um sie mit der Schaufel aufzuraffen.

Ich füllte mein Netz und zog die Schnur, damit man mich wieder hinaufzöge. Ich war bei dem ersten Male zehn Sekunden unter dem Wasser geblieben.

Ich leerte das Netz zu den Füßen unseres Unternehmers aus.

— Da, sagte ich zu ihm, was sagen Sie dazu?

— Daß Du ein geschickter Taucher bist, daß Du in der That Dein Glück machen kannst, und daß ich nicht, das Recht habe, Dich daran zu verhindern.

Diese Bereitwilligkeit, das zu thun, was ich wünschte, verlieh mir ein wenig Scham. Ich verglich das Verfahren des Patrons der Fischerei mit dem des Patrons der Barke. Ich hatte nicht die glänzende Seite.

— Indessen, sagte ich zu ihm, da Sie mich als Patron, und nicht als Taucher angenommen haben, so haben Sie das Recht, mehr von mir, als von den Andern zu verlangen.

— Nein, sagte er, wir werden das auf eine andere Weise, und hoffentlich zur Zufriedenheit von Jedermann einrichten. Du bist ein guter Patron und ein guter Taucher. Die Taucher haben das Recht auf das Zehntel ihres Fanges; da Du mir Dienste erweistest, so gebe ich Dir den achten Theil der deinigen; das heißt, daß Du sieben Tage Patron, und am achten Tage Taucher sein wirst. Wohlverstanden, daß das Ganze dessen, was Du an diesem achten Tage fischest, Dein sein wird. Bist Du damit zufrieden?

— Ich glaube wohl, daß ich damit zufrieden bin.

— Wohlan denn! jetzt, da die Fischzeit bereits seit einigen Tagen angefangen hat, so nimm an, daß unsere Uebereinkunft seit sieben Tagen geschlossen ist, und fange morgen an.

Es war dagegen Nichts zu sagen, als ihm zu danken. Ich ergriff seine Hand und küßte sie.

Das ist die Art und Weise in diesem Lande zu danken.

Ich erwartete den folgenden Tag voll Ungeduld.

XVIII.

Nahi-Nava-Nahina.

Ich hatte mich nicht geirrt, fuhr der Vater Olifus fort, nachdem er von dem Ratafia zu dem Rum übergegangen war. Die Fischerei war vortrefflich; während der sechs Tage, in denen ich mich dieser Arbeit widmete, fischte ich ohngefähr für sieben Tausend Franken Perlen, und ich sah weder Haifisch, noch Buchold.

Die Zeit der Fischerei war beendet; ich dankte meinem Chingulesen, indem ich ihm meine Dienste für das folgende Jahr anbot, und nachdem ich meinen Gewinn in Geld umgesetzt, zog ich mich nach Negomdo zurück, einem reizenden, mit Wiesen umgebenen und mit Zimmetwäldern beschatteten Dorfe.

Ich hatte die Absicht, alle die Monate, welche zwischen den beiden Jahreszeiten der Fischerei verstießen mußten, zu irgend einem Handel zu verwenden, sei es nun mit Zimmetrinde, oder mit Shawls, oder mit Stoffen. Das konnte mir nicht schwer werden, da die vorherrschende Bevölkerung von Colombo, eine der Hauptstädte der Insel, die nur einige Stunden von Negomdo entfernt ist, noch heut zu Tage aus Holländern besteht.

Ich fing damit an, in Negomdo ein Haus zu kaufen; das ist keine große Ausgabe; für drei Hundert Franken hatte ich eines der hübschesten des Dorfes, Es war eine allerliebste Hütte von Bambusrohr, die mit Stricken aus den Fasern des Kokosnußbaumes verbunden waren, und hatte nur ein Stockwerk und drei Zimmer; aber drei Zimmer, das war Alles, was ich bedurfte. Mittelst fünf Hundert Franken hatte ich eine der bequemsten Haushaltungen der Insel. Sie bestand aus einem Bette, vier Matten, einem Mörser, um den Reis zu stoßen, sechs irdenen Schüsseln, und einem Reibeisen für die Cokosnuß.

Ich hatte bereits die Art des Handels beschlossen, den ich treiben wollte; er bestand darin, europäische Stoffe in Colombo zu kaufen, und Tauschhandel mit den Bedaths zu treiben.

Ich will Ihnen sagen, was die Bedaths sind.

Die Bedaths ist ein Stamm, der sich in den Wäldern verbirgt, der unabhängig lebt, der keinen König hat und der sich durch seine Jagd ernährt. Diese Schelme haben nicht einmal nöthig Häuser zu kaufen, da sie weder Städte noch Dörfer, nicht einmal eine einfache Hütte haben. Ihr Bett ist der Fuß eines mit dornigen Zweigen umgebenen Baumes; wenn irgend ein Elephant, irgend ein Löwe, irgend ein Tiger durch die Hecke zu dringen versucht, die sie gemacht haben, so weckt sie das Geräusch, sie klettern auf ihren Baum, und lachen von dort aus die Tiger, die Löwen und die Elephanten aus. Was die Schlangen anbetrifft, mögen es nun die *Cobra di Capellos*, die *Caravillas*, die *Ti Polongas* oder die *Bodrou Panis* sein, vier Schufte von Schlangen, welche einen Menschen wie eine Fliege tödten, so spaßen sie darüber, wie über den Trommelschlag der Schweizer, da sie Zaubermittel gegen ihre Bisse haben; es gibt also nur die *Pembera*, die freilich kein Gift hat, aber einen Menschen verschlingt, wie wir eine Auster verschlingen, über die sie sich zu beunruhigen haben; aber, wie Sie begreifen werden, sind Insecten von fünf und zwanzig bis dreißig Fuß Länge nicht gewöhnlich. Kurz, sie haben also keine Häuser, und sie kommen ohne sie zurecht.

Die Art und Weise, mit ihnen Handel zu treiben, ist folgende; wenn sie irgend einen fabricirten Gegenstand, wie Eisen oder Stoff bedürfen, so nähern sie sich den Städten oder den

Dörfern, hinterlegen an einem verabredeten Orte Wachs, Honig oder Elfenbein, schreiben in schlechtem Portugiesisch auf ein Baumblatt das, was sie dagegen wünschen, und man überbringt es ihnen.

Ich setzte mich daher mit den Bedaths in Verbindung, und trieb mit ihnen Tauschhandel gegen Elfenbein.

Inzwischen hatte ich mir eine Gesellschaft gebildet. Ich ging besonders mit einem wackeren Chingulesen um, einem rasenden Damenbretspieler, welcher Handel mit Zimmet trieb. Zehn Male hatte er sich im Spiele zu Grunde gerichtet, und zehn Male hatte er sein Vermögen wieder hergestellt, um sich nochmals zu Grunde zu richten. Er war der Mann, der sich vielleicht am besten von Allen auf der Insel auf Gewürze verstand, und bei dem bloßen Anblicke eines Zimmetbaumes sagte er: — Gut! das ist wahrer *Couroundou*, das heißt, das ist, was es Bestes gibt. Ich muß Ihnen sagen, daß es in Ceylon zehn Arten von Zimmetbäumen gibt, und daß die Erfahrensten sie nicht zu unterscheiden wissen; er irrte sich darin niemals. Woran erkannte er das? etwa an der Form des Blattes, welches dem des Orangenbaumes gleicht? an dem Dufte der Blüthe? oder an seiner kleinen gelben Frucht, ohngefähr von der Größe einer Olive? ich weiß es nicht, so viel ist gewiß, daß er die Hand an einen Zimmetbaum legte, ihm seine erste Borke nahm, die zweite spaltete, sie trocknen ließ, sie in Cokosnußleinwand rollte, seinen Namen auf den Ballen schrieb, und alles war abgemacht; man verlangte nicht einmal die Probe zu sehen.

Sobald er sein Geld in der Tasche hatte, ließ er es klingen, und wer Damenbret spielen wollte, hatte seinen Spieler bereit.

Nun aber wissen Sie oder wissen es nicht, daß die Chingulesen rasend auf das Spiel versessen sind. — Wenn sie kein Geld mehr haben, so spielen sie um ihre Möbeln; — wenn sie keine Möbeln mehr haben, verspielen sie ihre Häuser; — wenn sie keine Häuser mehr haben, setzen sie einen, zwei, drei Finger. . .

— Wie! einen, zwei, drei Finger? unterbrach ich ihn.

— Genau so! der Verlierende legt seinen Finger auf einen Stein, der Gewinnende hat ein kleines Beil, mit welchem er ihm sehr geschickter Weise das übereingekommene Glied abhaut. Sie werden begreifen, daß man nicht genöthigt ist, den ganzen Finger auf ein Mal zu setzen, man setzt ein Glied; der, welcher verloren hat, taucht seinen Finger in siedendes Oel, was die Wunde brennt, und er fährt fort zu spielen. Mein Nachbar Vampounivo hatte an der linken Hand drei Finger weniger; er war bei dem Daumen und dem Zeigefinger stehen geblieben, aber ich bürgte nicht dafür, daß sie jetzt nicht zu den Andern gegangen sind.

Wie Sie begreifen werden, kam es zwischen ihm und mir niemals so weit, ich achte meine Person zu sehr; ich spielte eine Perle oder einen Elefantenzahn gegen eine Partie Zimmet. Ich verlor oder ich gewann, gut! es hatte eine Ende.

Eines Abends, als wir unsere Partie Damenbret machten, sah ich plötzlich auf der Schwelle eine schöne junge Frau erscheinen, welche eintrat und sich Vampounivo um den Hals warf.

Es war seine Tochter; sie war sechzehn Jahre alt, und war erst fünf Mal verheirathet gewesen.

Ich muß Ihnen sagen, daß man sich in Ceylon trennen kann, nachdem man sich auf Probe genommen hat; das auf Probe-Nehmen weicht von vierzehn Tagen bis zu drei Monaten ab. Nun aber hatte die schöne Nahi-Nava-Nahina, so nannte sich die Tochter Vampounivos, fünf Proben gemacht, und, immer unzufrieden mit ihrem Gatten, war sie immer wieder in das väterliche Haus zurückgekehrt.

Ich sah, daß sie über Familienangelegenheiten zu sprechen hatten, und verließ sie bescheidener Weise.

Am folgenden Tage besuchte mich Vampounivo. Seine Tochter hatte ihn zwei bis drei Male gefragt, wer der Europäer sei, der Damenbret mit ihm spielte, wenn sie eingetreten wäre, und er wollte mich ihre Bekanntschaft machen lassen.

Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Nahi-Nava-Nahina ein köstliches Weib war; sie hatte mich auf den ersten Blick überrascht, ich hatte denselben Eindruck auf sie hervorgebracht. Daß es auf Ceylon so leicht ist, sich auf Probe zu nehmen und sich wieder zu trennen, wenn man sich nicht gefällt, verführte mich vor Allem; nach Verlauf von acht Tagen waren wir einverstanden, sie eine sechste Probe, und ich eine zweite anzustellen.

Die Verheirathung ist bei den Chingulesen etwas Schnelles und leicht Auszuführendes; man verhandelt die Mitgift, ein Astrolog bestimmt den Tag der Hochzeit, die Familien der beiden Ehegatten versammeln sich, man setzt sich um einen Tisch herum, in dessen Mitte sich eine Pyramide von auf Cokosnußblätter gestelltem Reis erhebt. Jeder schöpft mit vollen Händen von der Pyramide. Nach diesem Zeugnisse der Vertraulichkeit nähert sich die Verlobte dem Verlobten; beide haben drei bis vier Kugeln von Reis und Cokosnuß gemacht. Man tauscht diese Kugeln aus, welche man wie Pillen verschluckt. Der Verlobte bietet der Verlobten ein Stück weißes Zeug an, und Alles ist abgemacht.

Die Angelegenheit war bald beendigt. Ich gab meinem Schwiegervater für mein Theil vier Elephantenzähne, er gab mir einen Ballen Zimmet. Ein Astrolog bestimmte den Tag unserer Hochzeit. Als der Tag gekommen, aßen wir Reis mit vollen Händen, worauf ich zwei Kugeln verschluckte, welche die reizende Nahi-Nava-Nahina mir zubereitet hatte. Ich schenkte ihr ein Stück schneeweißes Zeug, und wir waren verheirathet.

Der Gebrauch in Ceylon ist, daß die Gatten abgesondert in das Hochzeitszimmer zurückgeführt werden; die Frau zuerst, der Gatte nachher. Dieses Geleit geschieht bei dem Klange von Rasseln, Trommeln und Tamtams mit einem Theile der Bevölkerung, welche die Verheiratheten begleitet.

Ich hatte das Hochzeitszimmer nach meinen besten Kräften zurecht machen lassen. Um zehn Uhr Abends kamen die jungen Mädchen, die schöne Nahi-Nava-Nahina abzuholen, welche nach dem Hause zuing, indem sie mir einen letzten Blick zuschleuderte.

O! welchen Blick!

Ich starb vor Begierde ihr zu folgen; aber ich mußte den jungen Mädchen Zeit lassen die Verheirathete nach ihrem Bette zu führen, und sie in dasselbe zu legen.

Ich blieb daher noch ohngefähr eine halbe Stunde bei meinem Schwiegervater; er bot mir eine Partie an, um die Zeit zu vertreiben.

Ah! ja doch! ob ich bei alledem wohl Lust hatte zu spielen!

Endlich kam an mich die Reihe. Ich machte mich mit einer Eile auf den Weg, daß meine Begleiter alle Mühe von der Welt hatten, mir zu folgen. Auf der Schwelle fand ich die jungen Mädchen, welche tanzten, sangen, kurz Teufelspossen trieben.

Sie wollten mich verhindern vorüber zu gehen. Ah! ja doch! ein ganzes Bataillon hatte mich nicht zurückgehalten.

Ich ging in das Zimmer hinauf; alles Licht war ausgelöscht, aber ich hörte ein leises, wie ein frischer Wind sanftes Atemholen, das aus dem Alkoven kam. Ich verriegelte die Thür,

entkleidete mich und legte mich zu Bett.

Ich fand, daß die fünf ersten Gatten der Nahi-Nava-Nahina sehr schwer zu befriedigende Schelme wären, als ich plötzlich eine Stimme hörte, die mir einen Schauer durch den ganzen Körper rieseln ließ.

— Ah, äußerte zuvörderst diese Stimme, indem sie einen Seufzer ausstieß.

— He! antwortete ich, indem ich mich auf den beiden Fäusten erhob.

— Nun denn, ja! ich bin es, sagte dieselbe Stimme.

— Wie, sie, die Buchold?

— Ohne Zweifel.

Gerade in diesem Augenblicke fiel ein Schein des Mondes durch das Fenster, mein Herr, und leuchtete uns wie ein Lichtspiegel.

— Mein Freund, fuhr die Buchold fort, ich komme, Ihnen zu sagen, daß Sie seit zwei Monaten einen Sohn haben, den ich nach dem Namen des Heiligen des Tages, an welchem ich entbunden bin, Joachim genannt habe.

— Ich habe einen Sohn seit zwei Monaten? rief ich aus. Aber wie kömmt das? wir sind erst seit neun Monaten verheirathet.

— Sie wissen, mein Freund, daß es frühzeitige Entbindungen gibt, und daß die Aerzte anerkennen, daß die Kinder, welche mit sieben Monaten geboren werden, lebensfähig sind.

— Hm! äußerte ich.

— Ich habe ihm, fuhr sie fort, den Bürgermeister Van Clief zum Pathen gewählt, bei welchem ich, wie Sie wissen, drei Monate vor unserer Verheirathung zugebracht habe.

— Ah! äußerte ich.

— Ja, und der versprochen hat, ihn zu erziehen.

— Ah! ah!

— Was wollen Sie damit sagen?

— Nichts! es ist gut, es sei für Herrn Joachim; was geschehen ist, ist geschehen. Aber warum zum Teufel mischen Sie Sich in das, was sich in Ceylon zuträgt, da ich mich nicht in das mische, was sich in Monikendamm zuträgt?

— Undankbarer, sagte sie, auf diese Weise nehmen Sie also die Beweise von Liebe auf, welche man Ihnen gibt! Haben Sie viele Frauen gesehen, welche vier Tausend Meilen zurücklegen, um eine Nacht mit ihrem Gatten zuzubringen?

— Ah! Sie kommen also nur, um eine einzige Nacht mit mir zuzubringen? fragte ich ein wenig besänftigt.

— Leider! nicht mehr, antwortete sie, wie könnte ich diesen armen Unschuldigen verlassen, der sich dort befindet?

— Das ist wahr.

— Der nur mich hat.

— Sie haben Recht.

— Und Sie empfangen mich so, Undankbarer!

— Aber ich meine, daß ich Sie nicht zu schlecht empfangen habe.

— Ja, weil Sie mich für eine Andere hielten.

Ich kratzte mir den Kopf. Was war aus dieser Anderen geworden? Das beunruhigte mich ein

wenig; was mich aber für den Augenblick, ich gestehe es, am meisten beunruhigte, war die Buchold.

Da sie nicht von dem Schlage mit dem Feuerblocke sprach, so meinte ich, daß es das Beste wäre, gleichfalls nicht davon zu sprechen; da sie kein Wort von der Muskatnuß äußerte, hielt ich es gleichfalls für das Beste, über diese Sache zu schweigen; da sie endlich versprach mit Tagesanbruche abzureisen, war es wohl das Beste, so liebenswürdig gegen sie zu sein, als ich es vermogte, so lange als es Nacht war.

Als ich diesen Entschluß gefaßt, fand kein Wortwechsel zwischen uns mehr statt.

Gegen drei Uhr Morgens schlief ich ein.

Als ich erwachte, blickte ich um mich, — ich war allein.

Nur machte man einen großen Lärm vor der Thür.

Das war der Vater der schönen Nahi-Nava-Nahina, der mit allen seinen Verwandten kam, um mir Glückwünsche über meine Hochzeitsnacht abzustatten.

Sie werden begreifen, daß, bevor ich aufmachte, es meine erste erste Sorge war, mich um das zu bekümmern, was aus der schönen Nahi-Nava-Nahina geworden wäre. Wie ich die Buchold kannte, war ich nicht zu sehr über das Schicksal der armen Frau beruhigt.

Da ich nicht laut zu rufen wagte, so rief ich leise: Nahi-Nava-Nahina!!! schöne Nahi-Nava-Nahina!!! reizende Nahi-Nava-Nahina!!! und es schien mir, als ob mir ein Seufzer antwortete.

Dieser Seufzer kam aus einem kleinen Kabinette, das an das Schlafzimmer stieß.

Ich machte das kleine Kabinet auf, und ich fand die arme Nahi-Nava-Nahina an Händen und Füßen gebunden, einen Knebel in dem Munde und einfach und allein auf eine Matte gelegt.

Ich stürzte auf sie zu, ich knüpfte ihre Bande auf, ich nahm ihr den Knebel ab, ich wollte ihr die Sache erklären; aber ich fand eine wüthende Frau, wie Sie wohl begreifen werden. Sie hatte zwar nicht verstanden, was die Buchold und ich mit einander gesprochen hatten, weil wir Holländisch sprachen, aber sie hatte nichts desto weniger errathen.

Was ich auch thun mogte, es war keine Möglichkeit sie zu besänftigen. Sie erklärte ihrer Familie, daß sie mit ihrem sechsten Versuche noch weit unzufriedener wäre, als mit den fünf andern; daß die europäischen Gatten gegen ihre Frauen weit schlimmere Manieren hätten, als die Chingulesen, und daß sie ein Haus verlassen wollte, in welchem man sie die erste Nacht ihrer Hochzeit gebunden und geknebelt auf einer Matte zubringen ließe, während ihr Gatte, zur Seite. . . Kurz. . . gleichviel.

So viel ist gewiß, daß sie Vater, Brüder, Neffen, Vettern, Nachgeschwister, Kinder gegen mich aufhetzte, und daß ich, da ich die Unmöglichkeit einsah, die für mich stattfände, nach einem solchen Abenteuer in Negomdo zu bleiben, den Entschluß faßte, dem Vater seinen Ballen Zimmet zurückzusenden, indem ich ihm dabei meine vier Elephantenzähne ließ, und in einem andern Theile von Indien mein Glück zu suchen.

Ich beeilte mich daher, mein kleines Vermögen zu Geld zu machen, das sich auf zehn bis zwölf Tausend Franken belief, und da ich ein Schiff gefunden hatte, das nach Goa unter Segel ging, so schiffte ich mich auf ihm acht Tage nach meiner zweiten Verheirathung ein, eine zweite Verheirathung, welche, wie Sie sehen, eine so seltsame Wendung genommen hatte.

Der Vater Olifus stieß einen Seufzer aus, welcher das unvergeßliche Andenken bewies, das die schöne Nahi-Nava-Nahina in ihm zurückgelassen hatte, und nachdem er ein Glas Rum ausgetrunken, fuhr er fort.

Dritter Band.

Dritte Heirath des Vater Olifus.

I.

Das Auto-da-Fe.

Nachdem Vater Olifus, wie am Schluß des vorigen Kapitels erwähnt, ein Glas Rum ausgetrunken, fuhr er in seiner Erzählung fort:

Während der acht Tage, welche ich nach meiner Verheirathung in Negombo zuzubringen gezwungen gewesen war, bin ich sehr geplagt worden. Wenn die Chingulesen böse auf Jemand sind, so haben sie zuweilen seltsame Manieren, sich an ihm zu rächen. In Italien richtet man sich so ein, seinem Feinde einen Dolchstoß versetzen zu lassen, in Spanien versetzt man ihm diesen selbst; aber in dem einen wie in dem andern Falle hat die Sache immer Unannehmlichkeiten. Bezahlt man einen Mann, um zu erdolchen, so kann dieser Mann uns angeben. Erdolcht man selbst, so kann man gesehen werden. Aber in Ceylon, dem Lande alter Civilisation, ist man viel weiter, als in unserem armen Europa.

In Ceylon tödtet man seinen Mann durch Zufall.

Im Allgemeinen entledigt man sich seines Feindes mittelst folgenden Zufalles.

Ich muß Ihnen sagen, daß Ceylon das Vaterland der Elephanten ist. In Ceylon begegnet man den Elephanten, wie man in Holland den Enten begegnet. Ceylon liefert der ganzen Welt Elfenbein und ganz Indien Elephanten.

Nun aber sind die Elephanten, wie Sie wissen, Thiere voll Verstand, welche dort alle Dienste verrichten, selbst den des Scharfrichters, und in diesem Falle lernen sie diese Rolle so gut, daß sie der ihnen gegebenen Vorschrift gemäß verfahren. Wenn der Verbrecher verurtheilt ist, geviertheilt zu werden, so reißen sie ihm Arme und Seine eines nach dem andern aus, und tödten ihn nachher. Wenn der Tod befohlen ist, so packen sie ihn mit ihrem Rüssel, werfen ihn in die Luft, und fangen ihn mit ihren Fangzähnen auf. Wenn mildernde Umstände obwalten, so heben sie den Verurtheilten mit ihrem Rüssel auf, schleudern ihn drei Male herum, wie es ein Hirt mit einer Schleuder macht, und werfen ihn in die Luft, wenn er keine Bäume antrifft, wenn er auf keinen zu harten Boden zurückfällt, so kömmt er zuweilen mit einem zerbrochenen Beine, einem verrenkten Arme oder Halse davon. Ich habe daher auch in Ceylon bemerkt, daß sehr selten ein Elephant an einem Hinkenden, einem Einarmigen oder an einem Buckeligen vorübergeht, ohne ihm ein kleines Zeichen der Bekanntschaft zu machen.

Nun aber hat Jedermann, wie Sie begreifen werden, seinen Elephanten, und jeder Elephant seinen Cornac. Man ladet irgend einen Cornac ein, eine Pfeife Opium zu rauchen, einen Mund voll Betel zu kauen oder ein Glas Branntwein zu trinken, und man sagt zu ihm:

Ich würde gern 10, 20, 30, 40, 50 Rupien dem Manne geben, der mir zu sagen käme, daß der

oder jener gestorben ist. .

Wohlverstanden bringen sie den Namen dessen an, den sie umbringen wollen.

— Wahrhaftig? sagt der Cornac.

— Auf Ehre!

— Schlagen Sie ein, und wenn ich seinen Tod erfahre, so verspreche ich Ihnen der Erste zu sein, der Ihnen denselben meldet.

Acht Tage nachher erzählt man uns, daß ein Elephant, indem er an einem wackeren Manne vorüberging, der ihm Nichts that, Plötzlich in Wuth gerathen ist, ihn mit seinem Rüssel gepackt hat, und ihn trotz dem Rufen seines Cornacs so hoch! so hoch! so hoch in die Luft geworfen hat, daß er todt war, bevor er wieder zurückfiel.

Am selben Abende rafft man den Cornac toll und voll betrunken auf, und wenn man ihn befragt, so antwortet er, daß er sich aus Verzweiflung berauscht habe.

Um folgenden Tage begräbt man den Todten nach der Weise des Landes, das heißt, man reißt einen Baum aus, höhlt ihn aus, legt die Leiche hinein, füllt die leeren Räume mit Pfeffer aus, und läßt ihn liegen, bis man die Erlaubniß erlangt hat, ihn zu verbrennen.

Das ist es also, wovor ich mich fürchtete. Während der letzten acht Tage, welche ich in Negombo blieb, sagte ich daher auch, wenn ich einen Elephanten auf der einen Seite sah: *Wir kennen das!* und ich ging auf die andere Seite.

Ich war daher sehr zufrieden, als ich mich auf einer kleinen kleinen Brigg fühlte, welche ihre acht Knoten in der Stunde zurücklegte und an der Küste von Malabar hinsegelte.

Drei Wochen nach meiner Abreise von Negombo landete ich in Goa.

Ich hatte mich auf einem portugiesischen Schiffe eingeschifft, und ich sah, wie der Kapitän seine Fahrt so beeilte, daß er selbst bei stürmischem Wetter so viel hohe Segel aufspannte, bei gewöhnlichem Wetter so viele Beisegel los ließ, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn um die Ursache einer so großen Eile zu fragen. Er antwortete mir nun, daß er ein guter Katholik sei, und daß er glaubte, es würde heilbringend für seine Seligkeit sein, wenn er zeitig genug ankommen könnte, um dem Auto-da-Fe von 1824 beizuwohnen.

Ich muß Ihnen sagen, daß in Goa die Auto-da-Fe's nur alle zwei bis drei Jahre stattfinden, aber, wie Sie begreifen werden, sind sie deshalb nur um so schöner. Dieser verteufelte Kapitän machte seine Sache so gut, mein Herr, daß wir mit Gottes Hilfe drei Tage vor der Feierlichkeit ankamen.

Durch ihn fand ich schon am Tage meiner Ankunft eine Wohnung in einer portugiesischen Familie. Ich hatte mich anfangs so einrichten wollen, mich ganz bei ihr in Pension zu geben, und die Mahlzeiten gemeinschaftlich zu nehmen, aber der Kapitän, der ein wackerer Mann war, sagte mir, ich möge warten, da die Portugiesischen Gebräuche mir vielleicht nicht behagen würden.

In der That, als ich am Tage meiner Ankunft selbst von meinen Wirthen zum Mittagessen eingeladen worden war, und ich sie Alle aus derselben Schüssel, selbst die Suppe hatte essen sehen, so beschloß ich von nun an allein zu essen, und noch am selben Abende lief ich so lange herum, bis ich ein kleines, an dem Hafen gelegenes Haus zu ermiethen gefunden hatte, welches, obgleich es wundervoll gelegen war, ein Stockwerk und einen reizenden Garten hatte, mir für zwei Rupien monatlich, das heißt, für ein wenig mehr als fünf Franken überlassen wurde.

— Wie wäre es, Biard, äußerte ich, indem ich mich nach meinem Reisegefährten umwandte, wenn wir nach Goa gingen?

— Hm! hm! antwortete Biard wie Jemand, dem der Vorschlag ziemlich gefiel.

— Nach Goa gehen, nach Goa gehen, begann Vater Olifus wieder, das ist ein schönes Land, in welches man umsonst lebt. Es gibt dort köstliche Frauen; nur nehmen Sie Sich vor dem Troa und vor der Inquisition in Acht.

— Was ist das, der Troa? fragte ich.

— Gut, lassen Sie mich erzählen, fuhr Olifus fort, die Sache wird zu seiner Zeit kommen. Als das Haus gemiethet, war es wie in Negombo, ich mußte es möbliren, das war gleichfalls dort nicht theuer. Nur war ich, da ich mein ganzes kleines Vermögen in Gold hatte, genöthigt, meine Zuflucht zu den öffentlichen Wechslern zu nehmen, deren sehr einträgliches Geschäft darin besteht, den Fremden gegen ihr Gold und ihr Silber eine abscheuliche Kupfermünze zu geben. Zwei bis drei Male nahm ich also an demselben Tage meine Zuflucht zu ihnen, und mußte also zwei bis drei Male die Hand in die Tasche stecken, so daß, da man mich jedes Mal fünf und zehn Guldenstücke aus meiner Tasche hatte ziehen sehen, es nicht mehr bedurfte, damit ich in einer armen, zu Grunde gerichteten Stadt, wie es Goa ist, das Gerücht verbreitete, daß ein Nabob daselbst angekommen sei. Noch am selben Abende erhielt ich daher auch den Besuch von zwei bis drei adeligen Damen oder Fräulein, welche mir, wie es der Gebrauch ist, ihren Bedienten sandten, um Almosen von mir zu verlangen, während sie in einem Palankin vor der Thür für den Fall warteten, daß ich sie zu sehen wünschen sollte. Ich war noch sehr ermüdet von meiner Reise, so daß ich mich damit begnügte, ihnen Alles das zu senden, was mir von meiner Kupfermünze übrig blieb, ohngefähr zwei bis drei Rupien, was die Leute in der Ansicht bestätigte, daß ich ein reicher Handelsmann wäre.

Am folgenden Tage besuchte ich die Stadt, die Kirchen, welche sehr schön sind, und besonders die von Unserer lieben Frau der Barmherzigkeit, das königliche Hospital, das an dem Flusse liegt, und das ich anfangs nicht für ein Hospital, sondern für einen Palast hielt; den Sanct Katharinenplatz; die gerade Straße, ein ewiger Markt, auf dem man Alles findet, was man nöthig hat: Möbeln, Kleidungsstücke, Gemüse, Werkzeuge aller Art, männliche und weibliche Slaven, mit denen man nicht betrogen werden kann, da man sie ganz nackt verkauft; die Statue der Lueretia, welche aus der sich beigebrachten Wunde Wasser genug gibt, um die ganze Stadt zu versorgen; die von dem heiligen Franz Xaver gepflanzten Bäume, welche wegen ihres geheiligten Ursprunges niemals weder von der Axt noch von dem Messer berührt worden sind, und ich kehrte mit der Ueberzeugung nach Haus zurück, daß das beste Geschäft, welches ich unter allen diesen Geschäften annehmen könnte, der Handel mit Früchten wäre.

Dieser Handel wird in Goa auf folgende Weise ausgeführt: Man kauft auf dem Bazar ohngefähr fünfzehn schöne Mädchen für den Preis von zwanzig bis fünf und zwanzig Thaler, man legt ihnen ein elegantes Kostüm an, steckt ihnen Ringe an die Finger, hängt ihnen Ohringe in die Ohren, gibt ihnen ein Körbchen auf den Kopf und in das Körbchen Früchte, und läßt sie dann um acht Uhr Morgens in die Stadt ziehen. Die reichen jungen Leute, welche die Früchte und die Unterhaltung lieben, lassen sie zu sich eintreten und plaudern mit ihnen. Es gibt unter ihnen welche, die ihr Körbchen acht bis zehn Male täglich leeren. Wenn jedes Mal, wo sie ihr Körbchen leeren, das dem Herrn nur eine Rupie eintrüge, so sieht man, daß dieser Handel, da der Herr ihnen nur nach seinem Belieben gibt, weil sie Slavinnen sind, ein ziemlich hübsches Einkommen ist.

Was mich anfangs überraschte, ist, daß mir die Straßen nur von Slaven, von Mestizen oder von eingebornen Indiern bevölkert schienen, freilich sieht man von Zeit zu Zeit einen von

Negern getragenen Palankin vorüberkommen, aber so fest verschlossen, daß man die Person nicht erkennen kann, welche sich darin befindet, die auf ihrer Seite Oeffnungen hat, um ganz nach ihrem Gefallen zu sehen. Ich beklagte mich von dem ersten Tage an über diese Abwesenheit von Frauen, welche die Straßen von Goa traurig und arm macht, aber man sagte mir, daß ich am zweiten Tage auf dem Sanct Lazarusfelde das sehen würde, was es bestes in der Stadt gäbe. Ich fragte, was das Sanct Lazarusfeld wäre, und man antwortete mir, daß es der Ort wäre, auf welchem das Auto-da-Fe gehalten würde.

Wie man mir gesagt hatte, war es, es sei denn, daß man hohe Protection hätte, sehr schwer, vorbehaltene Plätze zu erlangen, und für die andern Plätze mußte man sich lange Zeit vorher in die Reihe stellen; aber, wie ich gesagt habe, man hielt mich für reich, und nun ließ mir Jedermann Plätze anbieten; diese Plätze, für die man sich nicht schämte zwei bis drei Pagoden zu fordern, sanken in dem Maße im Preise, als man sah, daß ich handelte, und ich erhielt am Ende eine Eintrittskarte über der Loge des Vicekönigs für zwei Rupien.

Das Fest fand gerade an dem Tage des heiligen Dominikus, des Schutzpatrons der Inquisition, statt, und ich kann sagen, daß sich an diesem Tage, vielleicht mit Ausnahme meiner, Niemand in Goa zu Bett legte. Es gab auf der Straße nichts als Tanze, Gesänge und Ständchen, und man sah wohl, daß sich, wie ich es im Laufe des Tages zwanzig Male hatte sagen hören, irgend etwas Gott sehr Angenehmes zutragen würde.

Ich hatte meinen vorbehaltenen Platz in dem Cirkus, den man um das Auto-da-Fe herum aufgeschlagen hatte, ich konnte daher alle die Einzelheiten des Schauspieles eine nach der andern genießen. Zuvörderst sah ich die Verurteilten aus ihrem Gefängnisse kommen; es waren ohngefähr zwei Hundert.

Ich fragte, wie lange das Fest dauern würde, da eine so große Anzahl armer Sünder zum Mindesten eine Woche erfordere. Aber der, an den ich mich wandte, und der ein reicher portugiesischer Handelsmann war, antwortete mir, indem er traurig den Kopf schüttelte, daß das Inquisitionstribunal mit jedem Tage in seinem Eifer nachließe, und daß unter dieser ganzen Menge von Heiden und von Ketzern nur drei verurtheilt wären, verbrannt zu werden, indem die Andern der Strenge der heiligen Inquisition entgangen, und nur zu fünfzehn Jahren, zu zehn Jahren, zu fünf Jahren, zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt wären, und einige sogar nur um Abbitte zu thun, und um als ganze Strafe der Hinrichtung der drei Elenden beizuwohnen, die für strafbar genug gehalten worden wären, um verbrannt zu werden. Ich wünschte die zu sehen, welche bestimmt wären, verbrannt zu werden, mein gefälliger Gesellschafter antwortete mir, daß nichts leichter sei, als sie zu erkennen, da auf ihren langen schwarzen Gewändern ihr Porträt, auf Feuerbränden liegend, abgebildet sei, mit Flammen, die sich um dieses herum erheben, und mit Teufeln, welche in diesen Flammen tanzen; die, welche zum Gefängniß verurtheilt waren, hatten statt der Flammen, welche sich von dem Saume des Gewandes bis zu dem Gürtel erhoben, im Gegentheile Flammen, welche von dem Gürtel bis nach dem Saume des Gewandes hinabgingen; die, welche nur Abbitte thaten, und die als ganze Strafe der Hinrichtung beiwohnen sollten, trugen schwarze Gewänder mit weißen Streifen, ohne irgend eine aufsteigende noch herabfallende Flamme.

Alle diese Verurteilten wurden zuvörderst aus dem Gefängnisse nach der Jesuitenkirche geführt, wo man ihnen heftige Vorwürfe machte, nach denen man jedem sein Urtheil vorlas, das ohne Zweifel jeder bereits durch das Gewand kannte, mit dem er angethan war. Nach angehörter Messe und nach dem vorgelesenen Urtheil setzte sich der Trauerzug nach dem Sanct

Lazarusfelde in Bewegung.

Mein Gewürzhändler hatte mich nicht belogen, und dieses Mal hätte ich Unrecht gehabt, mich zu beklagen.

Alle adeligen Frauen, alle reichen Frauen, alle eleganten Frauen von Goa waren da in einem Raume versammelt, der so groß wie der Circus eines gewöhnlichen Stiergefechtes war, alle Stufen waren damit beladen, so daß man hätte glauben können, sie würden brechen, in der Mitte erhob sich der Scheiterhaufen mit einem dreikantig behauenen Pfahle; an jeder seiner Seilen befand sich ein eiserner Ring, um den Verurtheilten fest zu halten; und jedem Ringe gegenüber hatte man einen Altar mit einem Kreuze aufgeschlagen, damit der arme Sünder das Glück genießen könnte, Christus bis zum letzten Augenblicke zu sehen.

Mein Gewürzhändler und ich hatten große Mühe, auf unsere Plätze zu gelangen, aber am Ende gelangten wir gerade in dem Augenblicke dahin, wo die Verurtheilten ihrer Seits, durch eine mit einem schwarzen und mit Silberthänen besäeten Vorhänge behangene Thür auf den Richtplatz eintraten.

Bei ihrem Eintritte erhoben sich religiöse Gesänge von allen Seiten, und die Frauen begannen prachtvolle Rosenkränze, die einen von Ambra, die andern von Perlen, in ihren Händen zu drehen, indem sie dabei unter ihren halbaufgeschlagenen Schleiern Blicke zur Rechten und zur Linken schleuderten. Ich glaube, daß ich für den erkannt wurde, den man den reichen Perlenhändler nannte, denn nicht wenige von diesen Blicken verweilten auf mir, ich befand mich freilich über der Loge des Vicekönigs, und konnte wohl eine gute Anzahl von Blicken mir zugerechnet haben, die ihm bestimmt waren.

Die Feierlichkeit begann. Man packte die drei armen Sünder unter den Armen, und half ihnen den Scheiterhaufen zu besteigen, auf den sie mit großer Mühe gelangten; wie Sie begreifen werden, ist es kein Spaß, lebendig verbrannt zu werden. Endlich gelangten sie, halb selbstthätig, halb mit Hilfe Anderer, auf die Höhe, man befestigte sie mit eisernen Ketten an die Ringe, da gewöhnliche Stricke zu schnell verzehrt werden, und dann die armen Sünder ohne allen Zweifel von dem Scheiterhaufen auf den Boden herabspringen und ganz brennend in dem Cirkus herumlaufen würden, was ein allgemeines Aergerniß für Jedermann und ein besonderes für ihre Seelen gewesen wäre, weil sie daran denken würden, auf gute Weise zu entfliehen, und nicht auf gute Weise zu sterben; aber mittelst der eisernen Ketten, welche sie bei den Füßen, mitten um den Leib und am Halse zurückhalten, ist keine Gefahr vorhanden, daß sie eine einzige Bewegung machen.

Nur, da es bei den sinnreichsten Dingen immer eine schwache Seite gibt, so findet in Ermangelung dieser Gefahr eine andere statt, nämlich, daß die Verwandten des Verurtheilten den Scharfrichter bestechen, und daß dieser, indem er ihm die Kette um den Hals legt, sie einmal mehr umdreht und ihn erdrosselt, dann verliert das Schauspiel, wie Sie wohl begreifen werden, beinahe sein ganzes Interesse, da man eine Leiche, statt eines lebendigen Menschen verbrennen sieht. Aber an diesem Tage war der Scharfrichter ein gewissenhafter Mann, und Jedermann konnte sich überzeugen, daß die Verurtheilten wirklich lebten, da man sie länger als zehn Minuten lauter, als die Gebete Aller, um Erbarmen rufen hörte.

Als die Feierlichkeit beendigt, füllte jeder einen kleinen Beutel mit Asche an dem Scheiterhaufen. Wie es scheint, hat diese Asche dasselbe Vorrecht, als der Strick eines Gehenkten, und bringt den Familien Glück.

Als ich meinen Beutel wie die Andern gefüllt hatte, fühlte ich, daß man mir ein Billet in die

Hand steckte. Ich wandte mich um. eine alte Frau legte ihren Finger auf ihren Mund, sprach die einzigen Worte aus: Lesen Sie. und entfernte sich.

Ich gerieth einen Augenblick in Verlegenheit, hierauf schlug ich das Billet auf und las:

*»Heute Abend um zehn Uhr sind Sie in dem Garten des dritten Hauses zur Rechten des Teiches erwartet. Das Haus hat grüne Läden, zwei Cocosnußbäume erheben sich vor seiner Thür. Sie werden über die Mauer steigen und unter dem **traurigen Baume** verweilen, wo dieselbe Duegna, welche Ihnen dieses Billet übergeben hat, Sie abholen wird.«*

Ich wandte mich nach der Seite der Duegna um; sie war in der Entfernung stehen geblieben. Ich gab ihr mit der Hand einen Wink der Zustimmung, sie antwortete durch eine Verbeugung und verschwand.

II.

Donna Ines.

Ich wußte ohngefähr, wo der Ort des Rendezvous lag. Von der Höhe der Mauer der alten Stadt hatte ich die ganze Umgegend entdeckt, und besonders als einen reizenden Spaziergang die Ufer des kleinen Teiches bemerkt, an welchem alle reichen Portugiesen mit Gärten umgebene Landhäuser haben. Was die Baumart anbelangt, welche man den *traurigen* Baum nannte, weil er nur des Nachts blüht, so kannte ich ihn, weil ich einen in dem Garten des von mir gemietheten Hauses gesehen hatte.

Um halb zehn Uhr verließ ich Goa; ich hatte drei bis vier Perlen bei mir, die schön genug waren, damit das Geschenk, wenn ich zufälliger Weise ein Geschenk zu machen hätte, nicht verschmäht würde. Ich steckte auf jeden Zufall hin einen Chingulesischen Dolch unter meine Weste, und beschloß, herzhaft die Gefahren meines nächtlichen Ausganges zu laufen.

Um drei Viertel auf zehn Uhr gelangte ich an das kleine Haus, das ich vollkommen an der Beschreibung erkannte, welche mir davon gemacht worden war. Ich ging um dasselbe herum, um eine Stelle der Gartenmauer zu suchen, welche ich ohne zu große Schwierigkeit übersteigen konnte, als ich eine Thüre fand und die Hoffnung in mir aufstieg, daß man diese Thüre vielleicht offen gelassen hätte, um mir die Mühe des Uebersteigens zu ersparen; ich irrte mich nicht, indem ich sie drückte, gab sie nach, und ich befand mich in dem Garten.

Einmal eingetreten, war es nicht schwierig, den Ort zu finden, wo ich warten sollte. Von seinem wundervollen Wohlgeruche geleitet, war ich nach Verlauf eines Augenblickes unter dem dichten Schatten verborgen, den der traurige Baum um sich herum verbreitete. Seine Blumen, welche sich um zehn Uhr Nachts öffnen, um sich vor Tagesanbrüche wieder zu schließen, schüttelten ihre duftigen Kelche, und unter dieser Menge von Blüthen, mit denen er bedeckt war, fielen einige wie Schneeflocken um mich herum, und luden mich ein, mich auf ihre duftige Streu zu lagern. Obgleich ich, wie Sie werden bemerkt haben, von ziemlich wenig poetischer Natur bin, so vermogte ich mich dennoch nicht zu enthalten, mich dem Zauber dieser schönen Nacht hinzugeben, und wenn ich jetzt, wo ich Ihnen davon spreche, ein Bedauern habe, so ist es das, daß ich Ihnen wie ein alter Seewolf, der ich bin, davon spreche, und nicht wie ein Dichter, der Sie, oder wie ein Maler, wie Ihr Begleiter ist. Biard und ich verneigten uns.

— Wahrlich, Vater Olifus, sagte ich zu ihm, Sie haben Unrecht, sich zu entschuldigen. Sie erzählen wie Herr Bernardin von Saint-Pierre.

— Ich danke Ihnen, sagte Vater Olifus, denn, obgleich ich Herrn Bernardin von Saint-Pierre nicht kenne, so vermuthe ich doch, daß es ein Kompliment ist, welches Sie mir machen. Ich fahre also fort.

Ich befand mich dort, und wartete seit ohngefähr einer Viertelstunde, als ich das Rauschen eines Stoffes und das Geräusch eines Schrittes hörte, wonach ich eine Gestalt erblickte, welche sich furchtsam näherte. Ich rief leise, meine Stimme beruhigte meinen Führer, der nun gerade auf mich zukam, mir einen Zipfel des Gürtels zuwarf, von dem er das andere Ende hielt, und, indem er vor mir zu gehen begann, mich, ohne ein einziges Wort zu sagen, nach dem Hause zuführte.

Mit Ausnahme von zwei bis drei Fenstern, deren inneres Licht durch die Spalten des Ladens drang, war das Haus gänzlich dunkel, und diese Dunkelheit trat um so mehr hervor, als man, da

es roth angestrichen war, in der Finsterniß der Nacht seine Umrisse nicht unterschied. Sobald ich die Schwelle überschritten, wurde die Dunkelheit noch schwärzer. Nun zog die Duegna den Gürtel an sich, bis daß sie meiner Hand begegnete; sie ergriff meine Hand, ließ mich eine Treppe hinauf und über einen Vorplatz geben, und indem sie eine Thüre an sich zog, aus deren Oeffnung ein Strom von Licht fiel, schob sie mich in ein Zimmer, in welchem eine vollkommen hübsche Frau von zwanzig bis zwei und zwanzig Jahren auf einer Matratze lag, die mit einem prachtvollen Chinesischen Stoffe überzogen und von einem Ruhebette von Bambus getragen war.

In der Mitte des Zimmers, dessen Luft durch einen großen, von der Decke herabhängenden Fächer erfrischt ward, der sich von selbst zu bewegen schien, stand ein mit eingemachten Früchten und Backwerken beladener Tisch.

Zu jener Zeit war ich jung, war ich ein schöner junger Mann, nicht schüchtern, im Gegentheile. Ich machte der Dame mein Kompliment; sie nahm es wie eine Frau auf, welche es am Ende gesucht hatte. Ich setzte mich neben sie.

In Ceylon und in Buenos Ayres hatte ich ein wenig Spanisch Kauderwälschen gelernt, das Spanische und das Portugiesische sind einander ähnlich; dann gibt es am Ende der Sprache der Worte, welche man zuweilen nicht versteht, die Zeichensprache, die man immer versteht. Sie zeigte mir das Abendessen, das mich seit einer Stunde erwartete, man durfte es nicht länger warten lassen. Wir setzten uns zu Tisch. Der Gewohnheit bei dem unter vier Augensein in Spanien und in Portugal gemäß, befand sich nur ein Glas auf dem Tische. Der Porto und Madeira glänzten in zwei Flaschen, der eine wie ein Rubin, der andere wie ein Topas. Ich hatte die beiden Flüssigkeiten bereits gekostet, ich fand sie von der besten Auswahl, und ich stand im Begriffe, das Backwerk und die eingemachten Früchte anzugreifen, als plötzlich die Duegna ganz entsetzt eintrat, und ihrer Gebieterin einige Worte ins Ohr sagte.

— He! fragte ich, was gibt es?

— Nichts, antwortete meine Schöne ruhig, es ist mein Gatte, den ich noch für drei bis vier Tage in Gondapour glaubte, und der uns mit einem Male über den Hals kömmt. Er macht es immer so, der abscheuliche Mestize.

— Ah! ah! äußerte ich. Und ist Ihr Gatte etwa eifersüchtig?

— Wie ein Tiger.

— So daß, wenn er mich hier fände. . .

— Er Sie umbringen würde.

— Gut, daß ich dieß weiß, sagte ich, indem ich meinen Dolch aus meinem Busen zog und ihn auf den Tisch legte, man wird seine Vorsichtsmaaßregeln treffen.

— O! was machen Sie denn? sagte sie.

— Dam! Sie sehen es, es gibt ein Sprichwort, welches sagt, daß es besser sei, den Teufel zu tödten, als daß der Teufel uns tödtet.

— O! man muß Niemand tödten, sagte sie lachend und indem sie bei diesem Lachen Perlen zeigte, neben denen die, welche ich in meiner Tasche hatte, schwarz geschienen hätten.

— Wie das?

— Ich übernehme Alles.

— O! dann ist es sehr gut.

— Nur treten Sie in dieses Kabinet, es führt auf eine Terrasse, und verlieren Sie das nicht aus

dem Gesicht, was sich hier zutragen wird. Wenn mein Gatte einen Schritt auf das Kabinet zu thut, was nicht wahrscheinlich ist, so erreichen Sie die Terrasse und springen Sie von ihr hinab. . sie ist nur zwölf Fuß hoch.

— Gut!

— Geben Sie! ich werde mein Möglichstes thun, damit die Rückkehr Nichts in unsern Plänen ändert.

— Um so besser!

— Seien Sie unbesorgt, gehen Sie, ich höre seinen Schritt auf der Treppe.

Ich eilte in das Kabinet; sie hatte während dieser Zeit durch ein offenes Fenster den Porzellanteller und das Silbergesteck geworfen, welche meine Anwesenheit verrathen konnten, indem sie hierauf aus ihrem Busen ein kleines mit Silber gesticktes Säckchen zog, nahm sie aus demselben ein kleines Fläschchen, das eine grünliche Flüssigkeit enthielt, und goß davon einige Tropfen auf die der Backwerke, welche den Gipfel der Pyramide bildeten, worauf sie aufstand und die Hälfte des Weges zurücklegte, um nach der Thüre zu gehen. In diesem Augenblicke ging die Thüre auf.

Der, den sie einen abscheulichen Mestizen nannte, war ein prachtvoller Indier, mit bronzefarbiger Haut und kurzem und wolligen Barte.

Er trug ein reiches muselmännisches Kostüm, obgleich er Christ war.

Ah! mein Herr, unterbrach sich Vater Olifus, ich weiß nicht, ob Sie die Frauen studirt haben, aber, irdische Frauen oder Meerweibchen, ich glaube, je hübscher sie sind, desto falschere und heuchlerischere Thiere sind es. Diese, welche schön wie ein Amor war, lächelte ihrem Gatten mit demselben Lächeln zu, mit dem sie mir einen Augenblick zuvor zugelächelt hatte. Aber trotz diesem Lächeln schien der Neuangekommene ziemlich mißtrauisch; er blickte zuvörderst um sich, dann schnüffelte er wie ein Währwolf, der frisches Fleisch sucht. Es schien mir, als ob seine Augen sich auf das Kabinet hefteten. Er that einen Schritt nach meiner Seite, ich that deren zwei zurück. Er berührte den Schlüssel der Thüre; ich ließ mich zwischen den Zweigen eines dicht belaubten Baumes von der Terrasse hinabgleiten. Ich sah Etwas wie einen schwarzen Schatten sich über meinen Kopf neigen; ich hielt meinen Athem an, der Schatten verschwand. Ich athmete wieder auf, und indem ich wieder vorsichtig hinaufstieg, befand sich mein Kopf bald wieder auf der Höhe der Terrasse; sie war leer.

Nun bemächtigte sich meiner die Neugierde, das zu sehen, was sich in dem Zimmer zutrüge, das ich so eben verlassen hatte. Ich stieg mit der Behendigkeit und Geschicklichkeit eines Seemannes wieder auf die Terrasse, und näherte mich auf den Fußzehen, um, wenn es möglich wäre, durch die geöffnet gebliebene Thüre zu sehen.

Unsere beiden Gatten saßen neben einander bei Tische, indem die Frau den Gatten verliebter Weise mit ihren Armen umschlungen hielt, während der Gatte begierig die kleinen Kuchen aß, auf welche seine Frau das grüne Wasser geschüttet hatte.

Der Gatte wandte mir den Rücken, die Frau saß in Bezug auf mich zur Seite, sie erblickte ohne Zweifel einen Theil meines Gesichtes durch die Spalte der Thüre und gab mir mit dem Auge einen Wink, welcher sagen wollte: Sie werden sehen, was sich zutragen wird.

In der That, fast im selben Augenblicke begann der Gatte sein Glas zu erheben und schwärmerischer Weise die Gesundheit seiner Gattin auszubringen. Als die Gesundheit ausgebracht, begann er ein kleines Lied, das mit großem Orchester der Teller und der Flaschen

endigte, auf die er mit seinem Messer schlug; endlich stand er auf und begann den Tanz der Bayaderen zu tanzen, indem er sich mit seiner Serviette drapirte.

Nun stand die Frau vom Tisch auf, kam nach der Thüre, hinter welcher ich versteckt diesem seltsamen Schauspiele zusah, machte diese Thüre auf und sagte ruhig zu mir: — Kommen Sie.

— Kommen Sie. . . kommen Sie. . . antwortete ich, das ist allerliebste! aber. . .

— Gehen Sie doch! sagte sie, indem sie mich bei der Hand zog, wenn ich Ihnen sage zu kommen!

Ich zuckte die Achseln und folgte ihr.

In der That, ganz mit dem Charaktertanze beschäftigt, den er angenommen hatte, setzte ihr Gatte sein einsames Ballet fort, indem er mit seiner Serviette alle Arten von Stellungen annahm.

Dann, da die Serviette sehr klein für die Draperien war, mit denen seine anmuthigen Stellungen halb verschleiert sein sollten, wickelte er seinen Turban ab, und begann den Shawltanz.

Während dieser Zeit hatte seine Frau mich auf das Kanapee geführt, auf welchem sie lag, als ich eingetreten war, und bei jeder Bemerkung, welche ich ihr machte, zuckte sie die Achseln. Als ich das sah, machte ich ihr keine mehr.

Nach Verlauf von Dreiviertelstunden des Tanzes schnarchte der Gatte, der sich seiner Seits gleichfalls sehr belustigt zu haben schien, wie eine Orgelpfeife.

Ich benutzte den Umstand, um eine Erklärung über diese kleinen, auf das Backwerk gegossenen grünen Tropfen zu verlangen, indem ich mir wohl dachte, daß diese große Liebe des Gatten für das Singen und für das Tanzen daher rührten.

Diese grünen Tropfen waren *Troa*.

— Sehr wohl, lieber Herr Olifus, antwortete ich. Erklären Sie mir jetzt, was *Troa* ist. Sie haben mir, wie ein geschickter Erzähler, gesagt, daß Sie mir zu seiner Zeit diesen Dienst erweisen würden; ich glaube, daß die Zeit gekommen ist.

— Mein Herr, der *Troa* ist ein Kraut, das in Indien im Ueberflusse wächst. Man drückt den Saft von ihm aus, wenn es noch grün ist, oder man stößt den Samen zu Pulver, wenn er reif ist; dann mischt man diesen Saft oder dieses Pulver unter das Essen der Person, deren man sich für den Augenblick entledigen will. Die Person vertieft sich dann in sich selbst, singt, tanzt, schläft ein, ohne mehr das zu sehen, was sich um sie herum zuträgt, und da sie das Gedächtniß dessen, was sich zugetragen, gänzlich verloren hat, so erzählt man ihr bei ihrem Erwachen die erste beste Lüge, und sie nimmt sie an.

Das ist der *Troa*; wie Sie sehen, etwas sehr Bequemes; man versichert daher auch, daß die Frauen von Goa immer Saft des *Troa* in einem Fläschchen, oder Samen des *Troa* in einem Säckchen bei sich tragen.

Um fünf Uhr Morgens bat mich meine schöne Portugiesin, ihr zu helfen, ihren Gatten zu Bett zu legen; dann, da der Tag anzubrechen begann, nahmen wir von einander mit dem Versprechen Abschied, uns wieder zu sehen.

Ich hatte einen Augenblick lang den Gedanken, eine Ladung *Troa* zu sammeln, und sie mit einer ausführlichen Beschreibung der Kräfte dieser Waare nach Europa zu senden, aber man versicherte mir, daß sie auf dem Meere verderbe, was mich auf meine Speculation verzichten ließ, die indessen, wie ich glaube, nicht schlecht gewesen wäre.

Inzwischen gedieh meine Speculation auf die Früchte; meine zehn Slavinnen trugen mir

einen Tag in den andern sechs Rupien reinen Nutzen ein, das heißt sechs und dreißig bis vierzig Franken nach unserem Gelde, was ein ungeheures Einkommen für Goa ist, wo man Alles fast umsonst hat. Mein Freund, der Gewürzhändler, ließ daher auch in meiner Gegenwart einige Worte von einer Verheirathung mit seiner Tochter, Donna Ines, fallen, einer lebenswürdigen jungen Person, die frommer Weise in dem Kloster von Maria Verkündigung erzogen war, und die ich ein bis zwei Male bei ihm gesehen hatte.

Donna Ines war sehr schön, Donna Ines schien sehr bescheiden. Ich fing an, meine Portugiesin, müde zu werden, die allmählig alle meine Perlen an sich zog. Dann, sehen Sie, war ich für die Ehe geboren, bevor die Frauen mir einen Ekel gegen sie gemacht haben. Ich ging daher gänzlich in den Antrag meines Freundes, des Gewürzhändlers, ein, und man ließ Donna Ines dieses Mal in der Absicht aus dem Kloster kommen, damit wir einander näher kennen lernen könnten.

Donna Ines war immer noch das schöne und bescheidene junge Mädchen, das ich gesehen und bemerkt hatte; nur hatte sie rothe Augen.

Ich erkundigte mich, woher diese Röthe käme, welche viele vergossene Thränen andeutete; aber man sagte mir, daß Donna Ines noch so unschuldig wäre, daß sie in Thränen zerschmolzen wäre, als man ihr davon gesprochen hätte, ihr Kloster zu verlassen.

Ich erkundigte mich bei ihr nach diesem Schmerze, und das lebenswürdige Wesen sagte mir in der That, daß sie durchaus keine Sehnsucht nach der Ehe hätte, daß sie ihr Kloster, in welchem sie im Allgemeinen alles das fände, was sie wünschen könnte, mit wahren Kummer verliesse.

Ich begann über diese lebenswürdige Unschuld zu lächeln, und da ich nicht zweifelte, daß die Ehe auf sie dieselbe Wirkung hervorbringen würde, welche die Reise auf den Reisenden hervorbringt, das heißt, durch die Neuheit der Aussichten reizte, sie anziehen würde, so bekümmerte ich mich weder um dieses Bedauern, sowie um seine Ursache.

Meine Verheirathung mit Donna Ines wurde daher nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft zwischen meinem Freunde, dem Gewürzhändler, und mir beschlossen; wir setzten die Bedingungen der Aussteuer fest, und nachdem wir alle vorläufigen Förmlichkeiten erfüllt, wurden wir drei Wochen nachher mit großem Gepränge in der Kathedralkirche verheirathet.

Ich will nicht bei den Feierlichkeiten der Verheirathung verweilen, sie sind so ziemlich dieselben, wie in Frankreich. Donna Ines schien außerdem ihr Kloster gänzlich vergessen zu haben. Sie war so fröhlich, als der Anstand es erlauben konnte, und als der Augenblick gekommen war, uns zurückzuziehen, bat sie mich mit einer lebenswürdigen Züchtigkeit um die Erlaubniß, sich in das Schlafzimmer zurückzuziehen, indem sie nur eine Viertelstunde des Aufschubes von mir verlangte, um sich auszukleiden und sich zu Bette zu legen.

Eine Viertelstunde ist in gewissen Augenblicken eine Ewigkeit, aber am Ende! . . .

Außerdem war, um mir zu helfen Geduld zu fassen, ein so gut zubereitetes, so sauber in Schüsseln von chinesischem Porcellan angerichtetes kleines Abendessen, eine Flasche Muscato do san Lucar vorhanden, der mit so feurigen Strahlen in seinem Krystallgefängnisse glänzte, daß ich Philosophischer Weise auf die Gesundheit meiner schönen Vermählten zu trinken begann. Niemals halte ich ähnlichen Wein getrunken, mein Herr, und ich verstehe mich doch auf Wein.

Ich begann einige Früchte zu essen. Wie Sie wissen, handelte ich mit Früchten. Nun denn! niemals hatte ich ähnliche Früchte gegessen.

Der Wein war Nektar, die Früchte waren Ambrosia.

Und dann hatte alles das einen gewissen aufregenden Geschmack, eine gewisse reizende Säure, welche veranlaßte, daß ich die ganze Nacht über getrunken und gegessen hätte, wenn ich mich nicht bei dem ersten Glase Wein und bei der ersten Banane so vergnügt und so zufrieden gefühlt hätte, daß ich ein Schiffslied zu singen begann.

Ich muß Ihnen sagen, mein Herr, daß ich niemals singe, weil ich eine so falsche Stimme habe, daß ich vor mir selbst einen Abscheu habe, wenn ich das geringste Lied anzustimmen versuche. Nun denn! mein Herr, an diesem Abende schien es mir, als ob ich ganz wie eine Nachtigall sänge, und ich fand ein so großes Vergnügen daran, meine eigene Stimme zu hören, daß mich die Beine kitzelten, daß meine Füße Pas und Entrechat's schlugen, — daß ich fühlte, daß ich mich von selbst von dem Boden erhöbe, wie als ob ich statt ein Glas Muscat getrunken zu haben, ein Faß entzündbare Luft getrunken hätte. Kurz, die Versuchung wurde so stark, daß ich zu tanzen begann, indem ich mit einem Messer auf den Boden meines Tellers den Tact schlug, der wie eine Handtrommel erschalle, — und ich sah mich in einem Spiegel tanzen, und ich war zufrieden mit mir, — und je mehr ich mich sah, desto mehr Lust hatte ich, mich zu sehen, bis daß durch das viele Singen meine Stimme erlosch, durch das viele Tanzen meine Beine müde wurden, und ich dadurch, daß ich mich beständig betrachtete, nur noch blaue und rosige Flammen sah, und daß ich mich durch das viele Jubiliren auf ein großes Kanapee legte, indem ich der glücklichste Mensch von der Welt zu sein glaubte.

Ich weiß nicht, wie lange ich schlief, aber ich erwachte mit einer angenehmen Empfindung von Frische an meinen Fußsohlen. Ich streckte die Arme aus, ich fühlte meine Frau an meiner Seite, ich meinte, daß sie es wäre, der ich den Zustand des Wohlseins verdankte, in welchem ich mich befand, und, meiner Treue!. . . ich war ihr dankbar dafür.

— Ah! äußerte sie mit einem tiefen Seufzer.

Mein Herr, die Betonung dieses Seufzers erinnerte Mich dermaßen an den Seufzer, den ich bereits in Negombo in meiner Hochzeitsnacht mit der schönen Nahi-Nava-Nahina gehört hatte, so daß ich von Kopf bis zu den Füßen darüber erbebte.

— He! rief ich aus.

— Nun denn! ich sage ah! sagte sie.

Mein Herr, ich wurde auf der Stelle kalt wie Eis, meine Zähne klapperten und zwischen meinen klappernden Zähnen murmelte ich: Die Buchold! die Buchold!

— Nun denn! ja! die Buchold, welche Dir, mein lieber guter Gatte, zu melden kömmt, daß Du Vater von einem zweiten, wie die Liebesgötter schönem Sohne bist, der morgen sechs Monat alt sein wird, und den ich zum Andenken an den Tag, wo ich gekommen bin, um Deine Verheirathung mit der schönen Nahi-Nava-Nahina zu verhindern, Thomas genannt habe. Er hat den Ingenieur der Dämme, den ehrenwerthen Van-Broek zum Pathen gehabt, der mir versprochen, ein zweiter Vater für das liebe Kind zu sein.

— In Wahrheit, sagte ich zu ihr, meine liebe Frau, die Nachricht ist angenehm, ich gebe es zu, aber da ich, um sie zu erfahren, bereits fünf bis sechs Monate gewartet hatte, so hätte ich wohl auch noch zum Mindesten fünf bis sechs Tage gewartet.

— Ja, ich begreife das, sagte die Buchold, ich hätte zum Mindesten Deine Hochzeit mit der schönen Donna Ines nicht gestört.

— Nun denn! das ist es gerade, das ich es Ihnen sagen muß.

— Undankbarer!

— Wie, Undankbarer?

— Ja; wenn ich mich im Gegentheile eile, um zu verhindern, daß Du nicht auf eine schändliche Weise betrogen wirst.

— Wie, schändlicher Weise betrogen?

— Gewiß, schändlicher Weise betrogen? Hat Deine Frau nicht eine Viertelstunde von Dir verlangt, um sich zu Bett zu legen?

— Ja.

— Hast Du nicht einstweilen, bis diese Viertelstunde verflösse, ein Glas Muscato do San-Lucar getrunken, und eine Banane gegessen?

— In der That, ich glaube mich dessen zu erinnern.

— Und wessen erinnerst Du Dich von diesem Augenblicke an?

— Nichts.

— Nun denn! mein lieber Freund, in diesem Weine befand sich Saft des *Troa*; auf dieser Banane befand sich Pulver des *Troa*.

— Ah! Sapperment!

— So daß während Du wie ein Trunkenbold schliefest, Du wie ein Neger schnarchtest. . .

— Was?

— Deine züchtige Gattin. . .

— He? meine züchtige Gattin. . .

— Eine sehr fromme Person, welche jede Woche zu der Zeit, wo sie sich in ihrem Kloster befand, einem schönen Franziskaner beichtete. . .

— Nun denn! nun denn! meine züchtige Gattin. . .

— Nun denn! willst Du sehen, was sie während dieser Zeit machte?

— Sollte sie etwa beichten? rief ich aus.

— Ganz recht, sieh.

Und sie führte mich an eine Oeffnung des Verschlages, welche mir erlaubte, das zu sehen, was sich im Schlafzimmer zutrug.

Das, was ich sah, mein Herr, war dermaßen demüthigend für einen Gatten, besonders während einer ersten Hochzeitsnacht, daß ich ein Bambusrohr ergriff, welches sich wie ein Wunder im Bereich meiner Hand befand, daß ich die Thüre aufmachte und mit Prügeln über den Beichtier der Donna Ines herfiel, der entflo, indem er wie die Verbrannten schrie, welche ich am dritten Tage meiner Ankunft gesehen hatte.

Was meine Frau anbetrifft, so wollte ich ihr Vorwürfe über ihr Betragen machen.

Aber sie sagte mit der größten Kaltblütigkeit:

— Es ist gut, mein Herr, beklagen Sie Sich bei meinem Vater, und ich werde mich bei der Inquisition beklagen.

— Und worüber werden Sie Sich beklagen, liederliche Dirne? fragte ich.

— Darüber, daß Sie meine religiösen Uebungen unterbrechen, indem sie einen frommen Mann schlagen, der seit drei Jahren als mein Beichtvater bekannt ist. Gehen Sie, mein Herr, Sie sind ein Ketzer, und da ich mit keinem Ketzer leben will, so kehre ich in mein Kloster zurück.

Und nach diesen Worten entfernte sie sich stolz wie eine Königin,

Was mich betrifft, sehen Sie, so hatte mich bei diesem einzigen Worte Ketzer die Furcht ergriffen; ich sah mich bereits mit einem schwarzen, mit aufsteigenden Flammen bemalten Gewande angethan; ich fühlte mich bereits bei den Füßen, bei dem Halse und mitten um den Leib an den Pfahl des Sanct-Lazarusfeldes gefesselt, so daß ich mich nicht lange besann, meinen alten Schatz nahm, ihm zwei bis drei Tausend Franken hinzufügte, welche ich in meinem Handel mit Früchten seit meiner Ankunft in Goa gespart hatte, und da ich mich erinnerte, daß ich im Laufe des Tages auf der Rhede ein nach Java absegelndes Schiff gesehen hätte, so ließ ich mich auf der Stelle dorthin führen, indem ich Haus, Garten und Möbeln dem überließ, der sie nehmen wollte.

Glücklicherweise erwartete das Schiff, um den Hafen zu verlassen, einen leichten, von der Ebbe begleiteten Ostwind. Ich gelangte mit dem Winde in der einen, und der Ebbe in der andern Hand am Bord. Ich kam mit dem Kapitän für zehn Pagoden für meine Ueberfahrt überein, und hatte die Freude, in dem Augenblicke, wo die ersten Strahlen des Tages die Giebel der Kirche von Goa bleichten, den Wind und die Ebbe zu fühlen, welche mich unmerklich in das offene Meer fortrugen.

Die Vorsichtsmaßregel war nicht nutzlos, zwei Jahre nachher wurde ich im Bilde auf dem Sanct-Lazarusfelde verbrannt.

Einschaltung.

III.

James Rousseau.

Ich habe meinen Lesern gesagt, daß das Buch, welches ich in diesem Augenblicke herausgebe, ganz persönlich ist; außer meinen Erinnerungen enthält es gewisse tägliche Ereignisse, welche auch ihrer Seits Erinnerungen bilden werden, und ich ergieße in meine Erzählung nicht allein die Summe von Talent, welche Gott mir verliehen hat, sondern auch einen Theil meines Herzens, meines Lebens und meiner Persönlichkeit.

Daher kömmt es, daß ich heute von etwas Anderem sprechen werde, als von dem Vater Olifus, und daß ich unseren würdigen Abenteurer auf dem dunkeln und geheimnißvollen Oceane schwimmend lassen werde, um der entflohenen Seele eines Freundes zu folgen, die jetzt auf dem bei weitem dunkleren und bei weitem geheimnißvollen Oceane der Ewigkeit reiset.

Ich hatte den Abend in der ersten Vorstellung des Schauspiels Harmental zugebracht. Es war, glaube ich, das vierzigste Mal, daß sich für mich die Prüfung des Kampfes der Gedanken gegen den Stoff, der Absonderung gegen die Menge erneuerte, ein schreckliches Spiel, das mich geheilt hat, jemals irgend ein anderes Spiel zu spielen, denn ich wage darin nicht blos eine Summe Goldes, die der gleich ist, welche die stärksten Spieler setzen, sondern auch noch den seit zwanzig Jahren auf dem unermeßlichen Felde der Literatur erlangten Ruhm, auf dem so viele Leute stoppeln, auf dem aber nur Wenige ernten.

Und man bemerke, daß, wenn ein Mann auf dem Theater fällt, er nicht von der Höhe des eben gelieferten Werkes fällt, sondern von der Höhe der zwanzig, dreißig oder vierzig Erfolge, die er gehabt hat; so daß, je größer die bisherigen Erfolge gewesen, der Abgrund um so tiefer ist, und er dem zu Folge Gefahr läuft, sich durch den Fall zu toben.

Nun denn! die Bemühungen, welche ein ganzes Schauspielhaus macht, um einen Verfasser von der Höhe seines Ruhmes herabzustürzen, Bemühungen, die ich studirt habe, wenn sie gegen meine Collegen angestellt wurden, diese Bemühungen habe ich auch den Muth zu studiren, wenn sie gegen mich angewandt werden.

Ich versichere Ihnen, daß dieser Kampf etwas Merkwürdiges für ein Herz ist, das Gott mit einem dreifachen, hinlänglich festem Stahle bedeckt hat, um ihn zu bestehen, in welchem ein Werk allein achtzehn Hundert Zuschauern eine Herausforderung zuwirft, während sechs Stunden Leib gegen Leib mit ihnen kämpft und sich zuweilen wie ein ermüdeter Athlet beugt, sich wieder aufrichtet, wiederum das Publikum sich beugen läßt, und es zu Boden geworfen und keuchend unter seinem Knie hält, bis es um Gnade gerufen und den Namen seines unbekanntes, oder nur zu bekannten Ueberwinders verlangt hat, denn in dieser vorläufigen Kenntniß des Namens liegt sehr oft das Geheimniß der Erbitterung des Publikums bei den ersten Vorstellungen.

In der That, man muß wissen, daß das Publikum der ersten Vorstellungen ein ganz besonderes, aus Elementen die sich versammeln, ohne sich zu vermischen, und die man nur an diesem Tage vereinigt befindet, bestehendes Publikum ist, ein Publikum, das indessen immer dasselbe ist, und das man bei jeder Feierlichkeit dieser Art in seinem Ganzen und in seinen Einzelheiten wieder

erkennt, wenn man nur das Gedächtniß der Gesichter und die der Erinnerung der Eindrücke hat.

Die Elemente, aus denen das Publikum eines Schauspielhauses an dem Tage einer ersten Vorstellung besteht, sind folgende:

Fünf bis sechs Hundert Personen, Männern und Frauen von Welt, von denen ein Theil zeitig genug dazu gethan hat, um Plätze zu erhalten, und sie zu dem feststehenden Preise erhalten hat; von denen der andere Theil zu spät dazu gethan hat, und sie zu dem Preise der Billethändler erhalten hat.

Dieser letztere Theil ist gänzlich mürrisch, einen Platz, der fünf Franken kostet, mit fünfzehn, zwanzig, dreißig und zuweilen fünfzig bezahlt zu haben.

Dieser Theil des Publikums begnügt sich daher nicht mehr damit, für fünf Franken zerstreut zu werden, er will für fünfzig Franken belustigt sein.

Dieser letzte Theil hat noch Unterabtheilungen von Leuten, welche nicht für das Schauspiel gekommen sind, welche gekommen sind, um zu kommen, die Einen, weil Madame ***, oder Fräulein X*** dahin kam, und die, da sie keinen Platz in der Loge des Fräulein X*** oder von Madame *** haben konnten, und Madame *** oder Fräulein X*** zu sehen wünschten, um mit ihr irgend ein, für Alle unbemerkliches, für sie allein bemerkbares Zeichen auszuwechseln, wohl diese Ausgabe machen mußten, um zu kommen.

Eine oft übermäßige Ausgabe, welche in dieser glückseligen Zeit allgemeiner Geldnoth den, welcher sie gemacht hat, einen Monat lang auf die Cigarre der Regie, acht Tage lang auf das Mittagessen der englischen Taverne herabsetzt.

Das ist also ein erster aus sechs Hundert Personen bestehender Theil des Publikums, unter denen drei Hundert gleichgültig, und drei Hundert übler Laune sind.

Geben wir zu den Andern über.

Dreißig bis vierzig Zeitungsschreiber, Freunde oder Feinde des Verfassers oder der Verfasse, eher Feinde als Freunde, welche viel Witz haben werden, wenn das Stück fällt, weil sie einen Theil dieses gefallen Witzes aufraffen, um sich daraus Pfeile zu machen, während, wenn das Stück Glück macht, sie nur den Witz haben, den sie selbst besitzen.

Dreißig bis vierzig dramatische Schriftsteller, welche die zu anhaltenden Erfolge von zweien ihrer Collegen in ihrem Stolze demüthigen, welche thun, als ob sie klatschten, ohne daß sie die Hände einander nähern, indem sie dabei ihrem Nachbarn zuflüstern: — Das ist erbärmlich! das ist abscheulich! immer dieselben Mittel, dieselben Berechnungen, dieselben Fäden! — So daß sie leise Beifall klatschen, und laut murren.

Dreißig bis vierzig Schauspieler der benachbarten Theater, welche nicht kommen, um das Stück zu sehen, sondern um zu sehen, wie die Schauspieler spielen, welche dieselben Stellen als sie ausfüllen, und die fast immer die seltenen Augenblicke wählen, wo das Publikum schweigt, um über die Kunst des Schauspielers die einsichtsvollsten Bemerkungen zu äußern, begleitet von Commentaren über die Art und Weise, mit der sie selbst bei dem oder jenem Umstande und mit dem größten Erfolge eine Rolle gespielt haben, welche der, ähnlich ist, die der auf der Bühne befindliche Schauspieler spielt; nur war die Rolle bei weitem weniger schön, so daß darunter natürlicher Weise wohlverstanden bleibt, daß es eines ganz andern Talentes bedurft, um sie zu spielen.

Dreißig bis vierzig Demoiselles, halb Loretten, halb Künstlerinnen, die immer Antrittsrollen spielen, und sich niemals engagiren. Diese kommen weder wegen des Stücks noch wegen der

Schauspieler, sie kommen wegen der Zuschauer, streifen während einer oder zwei Scenen von den Vorbühnen nach dem Orchester und von dem Orchester nach dem Balkon, und lassen sich am Ende nieder; nun entstehen die telegraphischen Linien, deren drei hauptsächlichste Zeichen die Lorgnette, der Fächer und der Blumenstrauß sind, wenn das Stück beendigt, haben sie von dem ganzen Stücke Nichts gesehen, als das Kleid der ersten Liebhaberin und den Stoff, aus dem dieses Kleid gemacht war. Wenn der Stoff hübsch war, so wird man sie drei Tage nachher bei einer andern ersten Vorstellung mit einem ähnlichen Stoffe sehen.

Zwei bis drei Hundert Bürgersleute, welche mit der Ueberzeugung kommen, daß das moderne Theater ein Gewebe von Unmoralitäten ist, die mit großer Mühe ihre Frauen mitgebracht und ihre Töchter schmollend zu Hause gelassen haben, die während fünf bis sechs Auftritten die Unmoralitäten suchen, welche man ihnen versprochen hat, und die, da sie dieselben nicht finden, sehr geneigt sind, darüber zu murren, daß man ihnen nicht Wort gehalten hat.

Diese sind aus ziemlich bildsamen Teige und lassen sich von dem Interesse durchdringen, sie erstatten dem Verfasser in Thränen und in Gelächter die Vorschüsse, welche er ihnen gemacht hat, selten hat sich der Verfasser über sie zu beklagen.

Endlich drei bis vier Hundert wackere Söhne des Volkes ohne Voreingenommenheit, ohne Vorurtheile, welche, ihr Brod unter dem Arme, ihre Wurst in ihrer Tasche, um zwei Uhr gekommen sind, sich in die Reihe zustellen, welche ganz kurz *Dumas, Maquet, das Historische* sagen, die kommen, um sich zu belustigen, die Beifall klatschen, wenn sie sich belustigen, die pfeifen, wenn sie sich langweilen. Diese sind die guten Richter, es ist der verständige Theil der Gesellschaft, denn ihr Verstand ist weder durch den Haß, noch durch den Neid, weder durch die Eitelkeit, noch durch das Interesse, noch durch den Leichtsinn verdunkelt.

Füge man dem Hundert und fünfzig bezahlte Beifallklatscher hinzu, die nur da zu sein scheinen, um sich bei jedem Male, wo sie klatschen, sagen zu lassen:

— Nieder mit den Klatschern!

Das ist also ein Schauspielhaus der ersten Vorstellung, das der Gerichtshof, vor welchem das Genie aller Zeiten erscheint; das sind die Centimanen mit zwei Tausend Köpfen, und mit vier Tausend Armen, gegen die ich am Donnerstag Abend mit meiner gewöhnlichen Ruhe, aber mit einer noch weit größeren Traurigkeit, als gewöhnlich, zum vierzigsten Male kämpfte.

Ich sage, noch weit größeren Traurigkeit, als gewöhnlich; ja, denn ich wiederhole es, Nichts ist trauriger, als dieser selbst siegreiche Kampf, den man genöthigt ist gegen den übelwollenden Theil dieses Publikums zu unterhalten, den man bei jeder ersten Vorstellung wiederfindet, indem er gegen das Gelächter wirkt, indem er gegen die Thränen wirkt, und sich bei dem ersten Zeichen von Schwäche oder von Verwirrung, das er bemerkt oder vor sich zu bemerken glaubt, bereit hält, vollständig anzugreifen.

Wenn dann alle diese Menschen sich entfernen, und uns um so abgesonderter lassen, je größer der Erfolg gewesen ist; alle diese Freunde davon eilen, indem sie uns die Hand zu drücken vergessen, die vielen Lichter noch eher erlöschen, als die letzten Zuschauer sich entfernt haben; der Vorhang auf einer leeren und kalten Bühne sich wieder erhebt, dieses Schauspielhaus, dessen Seele entschwunden, nur noch eine Leiche ist; ein einziges Licht alle diese Feuer ersetzt, ein Schweigen auf alle dieses Geräusch folgt, so liegt darin wohl Stoff, die, innigste Traurigkeit, die tiefste Entmuthigung zu begründen.

Wie oft, mein Gott, bin ich selbst an den Tagen, wo die Traurigkeit nur oberflächlich ist, wo die Entmuthigung sich nicht bis in das Herz herabläßt, nach meinen schönsten, meinen am

meisten Aufsehen erregenden, am meisten unbestrittenen Erfolgen, nach *Heinrich III.*, nach *Antony*, nach *Angele*, nach *Fräulein von Bel-Isle*, mit beklommenem Herzen, feuchtem Auge, bereit, meine bittersten Thränen zu vergießen, nach Haus zurückgekehrt, wo die Hälfte der Zuschauer sagte:

— Wie glücklich ist er in diesem Augenblicks!

Nun denn! als ich, wie gesagt, am Donnerstage Abend noch weit trauriger als gewöhnlich zurückkehrte, fand ich meinen Sohn in meinem Zimmer, der mich erwartete, und zu mir sagte:

— Unser armer James Rousseau ist gestorben.

Ich senkte den Kopf, ohne etwas zu antworten. Seit einiger Zeit ertönen dieselben Worte sehr schmerzlicher Weise um mich herum.

Mademoiselle Mars ist gestorben, Friedrich Soulis ist gestorben, Madame Dorval ist gestorben, Rousseau ist gestorben.

Es gibt einen ganzen Zeitabschnitt des Lebens, den ersten Zeitabschnitt, diesen Theil des von der Morgenröthe vergoldeten Daseins, der verfließt, ohne daß etwas Aehnliches ihn betrübt. Der Klang des Grabgeläutes scheint nicht bis zu unserem Ohre gelangen zu können. Alle Stimmen, welche zu uns sprechen, richten freundliche Worte an uns, alles Gemurmelt ist Zwitschern; das kommt daher, weil man noch diesen schönen Berg des Lebens ersteigt, der so lachend auf der Seite ist, auf welcher man ihn ersteigt, so unfruchtbar auf der, auf welcher man hinabgeht.

Sei daher begrüßt, schwermüthige Stunde, in welcher man, auf den Gipfel des Berges gelangt, verweilt, um einen Ruhepunkt in seinem Leben zu machen, wo das Auge sich zugleich auf den blühenden Abhang richtet, den man erstiegen hat, und auf den trostlosen Abhang, den man hinabzuschreiten im Begriffe steht, — und auf welchem uns mir dem Nordwinde des Winters das erste Echo des Grabes zukömmt, das uns sagt: Eine Mutter, ein Verwandter, ein Freund ist Dir gestorben.

Dann sagt den ungetrübten Freuden dieser Welt Lebewohl, denn dieses Echo wird Euch nicht mehr verlassen, dieses Echo wird vielleicht anfangs ein Mal, dann zwei Male, dann drei Male jährlich erschallen; Ihr werdet wie jener Baum sein, dem ein erstes Sommergewitter ein Blatt raubt, und der sagt: — was liegt mir daran? ich Habe so viele Blätter, — dann folgen sich die Gewitter, dann kömmt der Herbstwind, dann kömmt der erste Winterfrost, der Baum ist kahl, seine Zweige sind nackend, und, ein abgezehrttes Skelett, erwartet er selbst nur noch die tönende Axt des Holzhauers, um von der Oberfläche des Bodens zu verschwinden.

Ist übrigens dieses allmähliche Verlassen alles dessen, uns uns liebte, und alles dessen, was wir liebten, nicht eine Wohlthat des Himmels? Ist es nicht, wenn man sich selbst der Erde zuneigt, besser, daß die am besten bekannten, und die am meisten geliebten Stimmen uns aus der Erde zukommen? Ist es nicht tröstend, daß, wenn man unvermeidlicher Weise einer unbekanntten Welt zuschreitet, man gewiß ist, dort zum Mindesten alle jene Erinnerungen zu finden, welche, statt uns zu folgen, uns vorangegangen sind?

Unser armer James Rousseau ist gestorben, hatte mir mein Sohn gesagt.

Sagen wir jetzt, an welche Erinnerung meines Lebens sich derjenige knüpfte, dessen Tod man mir meldete.

IV.

James Rousseau.

Ich war achtzehn Jahre alt, war ohne Aussicht, ohne Ausbildung, ohne Vermögen. Ich war zweiter Schreiber eines Notars in der Provinz, und ich verabscheute das Notariat. Ich schickte mich an, mich um die Stelle eines Steuereintnehmers in irgend einem Dorfe zu bewerben, in welchem mein Leben in der Niedrigkeit und unbekannt verfließen würde, als ich bei der Kirchweih eines kleinen Fleckens, eine Stunde weit von Villers-Cotterets, Namens Corcy, drei Personen erblickte, die von dem entgegengesetzten Ende des Fußpfades kamen, den ich ging, und denen ich nach Verlauf von dreißig bis vierzig Schritten notwendiger Weise begegnen mußte.

Diese drei Personen waren, ein junger Mann meines Alters, eine junge Frau von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, und ein junges Mädchen von fünf Jahren;

Der junge Mann war meinen Erinnerungen gänzlich fremd; die beiden andern Personen, das heißt, die junge Frau und das kleine Mädchen, mischten sich unter die ersten Ereignisse meines Lebens.

Die junge Frau war die Baronin Capelle.

Das junge Mädchen war Maris Capelle, später Madame Lafarge.

Mein Gott! wer hätte damals gesagt, wenn er diese schöne junge Frau und dieses fröhliche Kind herankommen sah, von denen die eine der Andern kaum in dem Leben voranging, die eine liebenswürdig, die Andere indem sie es zu werden versprach, wer hätte damals gesagt, daß es in der Zukunft einen vorzeitigen Tod für die Mutter, und für die Tochter ein Unglück gäbe, das weit schlimmer als der Tod sei?

Ein warmer Strahl der Junisonne drang durch die hohen Bäume, und ließ auf den heiteren Stirnen und auf den weißen Kleidern der Mutter und des Kindes den Schatten des durchliefen frischen Wind leicht bewegten Laubes zittern, der bei dem Herannahen des Abends durch die Wälder zieht.

Ich habe gesagt, daß ich diese junge Frau kannte. Ich kannte sie in der That durch alle die guten Gefühle meines Herzens, durch die Freundschaft und durch die Dankbarkeit.

Ich war mit drei Jahren Waise, ihr Vater war mein Vormund geworden; außer meiner Mutter und meiner Schwester, welche mir übrig blieben, fand ich auf dem Schlosse Villers-Hellon eine zweite Mutter und drei andere Schwestern wieder. Ich wende mich nach der Vergangenheit zurück, und grüße Euch mit der Hand und mit dem Herzen, Hermine und Louise; ich habe Euch seit zwanzig Jahren nicht wieder gesehen, meine Schwestern, man sagt mir, daß Ihr immer noch jung, immer noch schön seid, und ich sage Euch von dem Grunde meines seinen Erinnerungen so getreuen Herzens, daß Ihr immer noch geliebt seid.

O! gar oft denke ich an Euch; wenn meine Augen, von der glühenden Sonne ermüdet, welche das Leben des Dichters verzehrt, die Strahlen meines Mittags durchdringen und sich auf dem bläulichen Horizonte meiner jungen Jahre ausruhen, dann sehe ich Euch wieder so, wie Ihr waret, duftige Blumen meiner frühesten Kindheit, wie Lilien an das Ufer des Wassers geneigt, wie Rosen unter die Gebüsche gemischt, wie Veilchen in dem hohen Grase verloren; ach! Ihr denkt nicht an mich; der Wind hat mich in eine andere Welt fortgetragen, als die Eurige; Ihr

schleicht nicht mehr, und weil Ihr mich vergeßt, so glaubt Ihr, daß ich Euch vergesse.

Das waren also die junge Frau und das junge Mädchen, welche an einem schönen Junitage gegen vier Uhr Nachmittags mir entgegen kamen, das heißt, einem armen Kinde, dessen Zukunft in den Augen Aller bei weitem niedriger war, als die ihrige.

Sagen wir jetzt, wer der junge Mann war, auf dessen Arm Madame Capelle sich stützte, und der wie ein deutscher Student gekleidet war.

Er war der Sohn eines Mannes, dessen Name verhängnißvoller und glänzender Weise in der Geschichte bleiben wird, eines Mannes, welcher der Freund von Ankarströms und von Horns war, er war der Sohn des Grafen von Ribing; es war der, den Alle unter dem Namen Adolph von Löwen kennen, ein Name, mit dem er späterhin einige der schönsten und der einträglichsten Erfolge der komischen Oper und des Vaudeville unterzeichnen sollte.

Ich erreichte diese drei Personen, welche zusammen sechs und vierzig Jahre zählten, gerade das Alter, das eine dieser Personen heut zu Tage hat.

Madame Capelle stellte mich ihrem Begleiter vor; wir waren beide junge Leute von demselben Alter, wir begannen an diesem Tage' eine Freundschaft, welche seit dem kein trauriger oder glücklicher Tag gestört hat, und wenn wir uns jetzt begegnen, so grüßen wir uns noch mit demselben vergnügten Lächeln, mit demselben sympathischen Herzklopfen, mit denen wir uns vor fünf und zwanzig Jahren begrüßten.

Das kömmt daher, ich bin genöthigt, es selbst in dieser Zeit der Gleichheit zu sagen, weil Adolph von Löwen nicht allein ein Schriftsteller, sondern vor Allem ein Schriftsteller von Adel ist.

Er war mit seiner Familie verbannt, er mußte in einem Umkreise von zwanzig Meilen von Paris entfernt bleiben; von der älteren Linie der Bourbons geächtet, war Paris seiner Familie untersagt.

Aber, so jung er auch sein mogte, hatte er den Boden der Hauptstadt mit dem Fuße berührt, er hatte seine Lippen in diesen berausenden Becher getaucht, aus welchem man zuerst die Hoffnung, dann den Ruhm, dann die Bitterkeit trinkt; er hatte bis jetzt nur die Hoffnung davon gekostet.

Er hatte versucht, für das Theater Gymnase zu arbeiten, auf welchem er Perlet, den vortrefflichen Schauspieler, kannte, den alle Leute von fünf und dreißig bis vierzig Jahren gekannt haben; dann ein schönes junges Mädchen, mit einem Namen, der sich wie eine Rose entfaltete, Fleuriet, welche, wie man sagt, vergiftet starb.

Alle diese Namen waren mir, dem armen Provinzbewohner, sehr unbekannt, der ich meine Vaterstadt nur verlassen hatte, um im Jahre 1807 einen Ausflug nach Paris zu machen, und alle Erinnerungen von demselben beschränkten sich darauf, wie durch eine Wolke eine Vorstellung von *Paul und Virginie*, von Michu und von Frau von Saint Aubin gespielt wieder zu sehen.

Und dennoch waren unter alle diesem, jene großen Buchen des Waldes von Villers-Cotterets, welche Franz I. und Frau von Erampes gepflanzt hatten, unter die sich Heinrich IV. und Gabriele gesetzt, diese großen Buchen mit ihrem dunkeln Laube, ihrem dichten Schatten, ihrem langen Gemurmeln nicht stumm für mich geblieben.

Die Dichter jener Zeit waren Demoustier, Parny und Legouvé.

Alle drei waren unter dem frischen und beweglichen Gewölbe dieses großen, heut zu Tage wie alle erhabenen Dinge niedergehauenen Parkes vorübergekommen., und wenn ich als Kind unter

diesem Gewölbe herumeilte, indem ich Schmetterlinge verfolgte oder Blumen pflückte, so war es mir mehr als ein Mal begegnet, stehen zu bleiben, um die Verse zu lesen, welche sie mit ihren Händen auf die silberfarbige Borke geschrieben hatten, und welche die allgemeine Verehrung vor jeder Verstümmelung schützte.

Die ersten Verse, welche ich las, habe ich daher nicht in Büchern gelesen; ich las sie auf Bäumen, auf denen sie gewachsen zu sein schienen, wie die Blüten und die Früchte wachsen.

Und mehr als ein Mal hatte ich, wie die Schwingungen einer durch den Hauch des Windes oder wie eine durch die beseelten Harfenfinger des Musikers belebte einsame, stumme, in irgend einem Winkel verlorene oder an irgend einer Wand aufgehängte Laute erzittert, mehr als ein Mal hatte ich in Mitte der Schöpfung meine ersten unerfahrenen und mißtönenden Dichterschreie ausgestoßen.

Wenn daher unter einem dieser allen Baume sitzend, von deren hundertjährigem Schatten übergossen, der uns beide beschattete, wie deren Väter an den beiden Enden der Welt geboren waren, und die der Zufall vereinigte, damit der eine auf die Bestimmung des Andern Einfluß ausüben sollte; wenn statt der bescheidenen und ruhigen Zukunft eines Angestellten der Provinz, von Löwen einen Zipfel des Schleiers erhob, der mir das Leben von Paris ver barg, wenn, mit jenem Vertrauen der Jugend, ein goldenes Gewand, das jeder Tag des reifen Alters unscheinbarer macht, und ihm seinen Glanz entzieht, er mieden Kampf, das Aufsehen, den Ruf, diese Beifall klatschenden Zuschauer, diese erhabenen Entzückungen des Erfolges zeigte, die so schmerzlich sind, daß ihre Genüsse Martern, und ihr Gelächter dem Stöhnen gleichen, sank mein Kopf in meine Hände und ich murmelte:

— Ja, ja, Sie haben Recht, von Löwen, wir müssen nach Paris gehen, denn es gibt nur Paris.

Erhabenes Vertrauen des Kindes zu Gott. Was fehlte uns in der That, um nach Paris zu gehen?
Ihm die Freiheit.

Mir das Geld.

Er war verbannt; ich war arm.

Aber wir waren jeder neunzehn Jahre alt, neunzehn Jahre, das ist Freiheit, das ist Reichthum; das ist mehr als Alles das, es ist die Hoffnung.

Von diesem Augenblicke an lebte ich nicht mehr in der Wirklichkeit, sondern in einem Traume, wie ein Mensch, der in die Sonne geblickt hat, und der mit verschlossenen Augen das verblendende Gestirn noch sieht. Meine Augen hefteten sich auf ein Ziel, von dem sie sich keinen Augenblick lang abzuwenden vermogten, nach welchem sie aber nach jedem Abwenden weit beharrlicher als jemals zurückkehrten.

Nach Verlauf eines Jahres wurde die Verbannung des Grafen von Ribing aufgehoben. Adolph eilte herbei, um mir diese Nachricht zu überbringen, er kehrte mit seinem Vater und seiner Mutter nach Paris zurück.

Ich war nur noch der einzige Verbannte.

Von diesem Augenblicke an hatte meine arme Mutter keine Ruhe mehr. Das Wort Paris war in allen meinen Gesprächen, in allen meinen Liebkosungen, in allen meinen Küssen.

Ich habe anderswo erzählt, wie dieser so glühende Wunsch sich verwirklichte, wie auch ich nach Paris kam, und wie ich von der Diligence in einem kleinen Hotel der Straße des Vieux Augustins mit drei und fünfzig Franken in meinem Beutel eingekehrt bin, und vertrauensvoll und stolz war, wie als ob ich die Wunderlampe Aladins besessen hätte, welche man zur Zeit meiner

Ankunft gerade in der Oper spielte.

Nach Verlauf von drei Monaten hatte meine Mutter das zu Gelde gemacht, was sie zu Gelde hatte machen können, vielleicht Hundert Louisd'or, und sie war zu mir gekommen.

Ich hatte zwölf Hundert Franken Gehalt.

Die Hundert Louisd'or meiner Mutter, vermehrt durch die zwölf Hundert Franken Gehalt, dauerten zwei Jahre.

Nun begann der Kampf.

Kaum hatte ich die ersten Bekanntschaften mit Leuten von Verstand gemacht, als ich gewahr wurde, daß ich Nichts verstände, weder Griechisch, noch Lateinisch, noch Mathematik, weder fremde Sprachen, noch selbst meine eigene Sprache, nichts in der Vergangenheit, nichts in der Gegenwart, weder die Tobten noch die Lebenden, weder die Geschichte noch die Welt, bei den ersten Stoße fiel daher auch mein Selbstvertrauen; aber Gott gab zu, daß mir der Wille blieb, und daß in dem Schooße dieses Willens die Hoffnung erblühte.

Indessen hatte mich von Löwen, mein Einführer sowohl in der wirklichen, als erdichteten Welt, nicht verlassen. Wir hatten uns an das Werk gemacht. O! für den Augenblick war mein Ehrgeiz nicht groß. Es handelte sich darum, ein Vaudeville für das Theater Gymnase anzufertigen. Nun denn! so gering dieses Werk auch war, so waren wir doch, wenn wir uns nach zwei Stunden einer Arbeit, die uns den Kopf zerbrach, anblickten, gezwungen, uns selbst zu gestehen, daß wir nicht die Kraft hätten, es allein auszuführen.

Eines Tages stellte mir von Löwen den Antrag, uns einen seiner Freunde zuzugesellen, einen liebenswürdigen, mit Desaugiers befreundeten Liederdichter, dessen Ruf von Witz sprichwörtlich war.

Er kannte außerdem alle Direktoren von Paris, las vortrefflich und riß einen Ausschuß fort.

Ich erkannte, wie er, unsere Unzulänglichkeit; ich nahm das Anerbieten an, das er mir machte. Am selben Abend lasen wir unser Vaudeville unserem zukünftigen Mitarbeiter vor, auf dessen Gesichte ich voller Bangigkeit allen den Eindrücken folgte, welche dieses Gesicht verrieth. Es war von Löwen, welcher vorlas. Ich hätte nicht zu lesen vermocht, so sehr war ich bewegt.

— Das ist gut, sagte er, als von Löwen, geendigt hatte, wir müssen uns daran machen. Es läßt sich vielleicht Etwas daraus machen.

In der That, unter der Feder unseres Mitarbeiters, die weit geübter war, als die unsrige, rundeten sich die Sätze, die Verse schärfen sich, einige Funken sprühten hier und da aus den Gesprächen, und nach Verlauf von acht Tagen war das Werk vollendet.

Wir, oder vielmehr unser Mitarbeiter, verlangten die Vorlesung in dem Theater Gymnase, und erlangten sie:

Wir wurden einstimmig abgewiesen.

Wir verlangten die Vorlesung in dem Theater Porte Saint Martin.

Wir erhielten sechs schwarze und zwei weiße Kugeln.

Wir lasen in dem Theater Ambigu Comique.

Wir erhielten eine glänzende Aufnahme.

Das war ein sehr großer Strich durch meine Rechnung, nicht für meinen dramatischen Stolz, ich habe niemals gewußt, was Theateraristokratie wäre, sondern für meine Geldberechnungen: je weiter wir kamen, desto mehr waren meine Mutter und ich in Geldverlegenheit. Ich hatte indessen Beförderung in meinem Bureau erlangt, ich hatte fünfzehn Hundert Franken jährlich,

statt zwölf Hundert Franken, aber, weniger Neuling in gewissen Dingen, als in andern, hatte ich auch, während wir große Mühe hatten, zu drei ein Vaudeville zu Stande zu bringen, für mich ganz allein ein Kind erzeugt, die Geburt Alexanders glich nun aber die Erhöhung von fünf und zwanzig Franken monatlich wohl aus, welche ich der Freigebigkeit des Herzogs von Orleans verdankte. Der Ruhm, den mir mein Drittel des Vaudeville eintragen sollte, war ohne Zweifel nicht zu verschmähen, aber ich muß gestehen, daß das erste Einkommen als Verfasser dieses Drittels von meiner Tasche mit eben so vieler Ungeduld erwartet war, als das erste Lächeln des Rufes von meiner Stirn.

Nun aber war das Einkommen der Verfasser für ein in dem Theater Ambigu gespieltes Vaudeville zwölf Franken für den Abend, und sechs Franken in Billetten.

Was uns auf den Mann für den Abend, die Billette um den halben Preis verkauft, eine Summe von fünf Franken ausmachte.

Ein vortrefflicher Mann, der für die dramatischen Schriftsteller von Paris mehr gethan hat, als jemals die Herren Sosthenes de la Rochefaucauld, Cavé und Charles Blanc gethan haben, Herr Porcher borgte mir auf dieses zukünftige Einkommen eines Tages, wo kein Geld mehr zum Mittagessen im Hause vorhanden war, fünfzig Franken.

Dieses Darlehen von fünfzig Franken war das erste Geld, welches ich mit meiner Feder verdiente.

Das, was man mir jeden Monat an der Kasse des Herrn Herzogs von Orleans auszahlte, verdiente ich mit meiner Schreibearbeit.

Endlich kam der wichtige Tag herbei, unser Vaudeville wurde mit einem Erfolge der Achtung gespielt.

Einem Erfolge der Achtung im Theater Ambigu von 1826, verstehen Sie, und der mir für meinen Theil Hundert und fünfzig Franken eintrug.

Das Stück hatte den Titel: *Die Jagd und die Liebe*.

Was unseren Mitarbeiter anbetrifft, so nannte er sich *James Rousseau*.

Welches seltsame Zusammentreffen! Drei und zwanzig Jahre nachher, gleichfalls am Abende eines Erfolges, erwartete mich mein Sohn Alexander, ein im Jahre 1826 kaum schreiendes Kind, in meinem Zimmer, um mir zu sagen:

— Unser armer James Rousseau ist gestorben.

Was war während dieser drei und zwanzig Jahre das Leben für Dich, armer James Rousseau gewesen, der Du so gut, so geistreich, so liebevoll warest?

Ich will es erzählen.

V.

James Rousseau.

Findet man nicht, daß es mit den Jahrhunderten wie mit den Menschen ist, und daß sie ihre ausgelassene Jugend, ihr ernstes, reifes Alter, und ihr mürrisches Greisenalter haben? Die ausgelassene Jugend des achtzehnten Jahrhunderts ist in der That der Theil mit seiner Regentschaft, dem Herrn von Orleans, der Frau von Berry, Frau von Prie, dem Herrn Herzog, der Frau von Châteaurour und Richelieu, das reife, ernste Alter, der Theil, welcher den Ruf des Marschalls von Sachsen, des Herrn von Lowendhal, von Chevert aufblühen sieht, der die Schlachten von Fontenoy und von Raucoux gewinnt; das mürrische Alter, der Theil, welcher mit den Kriegen von Canada, mit dem Vertrage von Paris, mit dem Krebschaden des Königs beginnt, der das Königthum erreicht und der mit dem Blutbade der Abtei, den Schaffotten des Revolutionsplatzes und den Orgien des Directoriums endigt.

Dem war eben so mit unserem neunzehnten Jahrhunderte. Waterloo hatte es zuerst traurig gemacht, wie ein verwaistes Kind, aber die Restauration, am Ende eine ziemlich gute Mutter, gab ihm bald seine Sorglosigkeit und seine Ausgelassenheit wieder. Von 1816 bis 1826 schreiben sich die letzten Blitze der französischen Heiterkeit, diese letzten Lieder der Keller Kaffés her, diese Lieder von Liederdichtern, welche noch nicht die Anmaßung hatten, Lieder von Dichtern zu sein, diese Armand Gouffé, Désaugiers, Rougemont, Rochefort, Romieu und Rousseau unterzeichneten Lieder.

In dieser Zeit glänzten Potier, Brunet, Tiercelin. Tiercelin spielte die *Straßenecke*, Brunet, *Jocrisse der Herr*, und *Jocrisse der Bediente*, Potier, *Ich treibe meine Possen*.

Es war in der That die Zeit der Possen, diese Ueberlieferung des Witzes der veralteten Schule, die wir Männer von vierzig Jahren allmählig, Seufzer vor Seufzer, Athemzug vor Athemzug, haben sterben sehen, wie man einen Greis an Erschöpfung und an Auszehrung sterben sieht., '

Man aß zu jener Zeit noch zu Mittag, es gab Restaurateurs, welche Künstler waren, und die mit den Herren Brillat-Savarin und Grimod de la Reynière ernsthaft über Küche sprachen, wie Herr von Condé mit Vatel sprach. Sie waren Küchenmeister, die Einen bei Cambaceès, die Andern bei Aigrefeuille gewesen, sie nannten sich Borel und Beauvilliers.

Heut zu Tage ißt man noch bei dem Restaurant, aber man ißt bei ihnen nicht mehr zu Mittag.

Damals aß man nicht allein zu Mittag, sondern man aß auch noch zu Nacht, ein anderes Herkommen des vorigen Jahrhunderts, das in dem unsrigen so ziemlich erloschen ist. Wer vermögte zu sagen, was der französische Geist bei der Aufhebung dieses reizenden Mahles verloren hat, das bei dem Scheine der Kerzen zu der Stunde gehalten wurde, wo man träumt, kurz, zu der Stunde, wo alle Arbeiten, alle Sorgen, alle Geschäfte, diese Gespenster des Tages, verschwunden sind?

Romieu, Rousseau und Heinrich Monnier waren in ihren jungen Jahren gewaltige Liebhaber des Nachtessens, und indem sie oft mit weit größerem Appetit, als vollem Beutel hatten, dieses unstäte Leben führten, das zugleich an den Zigeuner und an den Studenten erinnert, war es für sie nicht nöthig, daß das Schild des Restaurants einen berühmten Namen in der Geschichte der Kochkunst führte, um bei ihm ihr Zelt aufzuschlagen. Nein, die erste beste Schenke genügte; man setzte sich vor einer Pastete, vor einem Cotelette, vor einer Schüssel Fische mit polnischer

Sauce an den Tisch, man ließ in Ermangelung von Champagnerwein Pouilly bringen, in Ermangelung von Chambertinwein Beaugency. Man sang *die Laube der Aufrichtigkeit*, — *Je mehr Thoren bei einander sind, desto mehr lacht man*, — *was man glücklich ist, keinen Sous zu haben!* dann entfernte man sich um zwei Uhr Morgens durch den Wein, durch das Lachen, durch die Lieder erhitzt, und die *Possen* begannen.

Diese Posen sind für das Geschlecht, welches uns folgt, nur noch als Sagen bekannt; es gibt die Sage von dem Lämpchen, die Sage von dem Pförtner, von dem man seine Haare verlangt; alles das mit an die Schellen gebundenen Katzen, zerbrochenen Laternen, gespannten Seilen, nächtlichen Episoden untermischt, welche am Ende fast immer den Spaßvogel vor den Polizeicommissär des Quartiers brachten, in welchem ihre Heldenthaten stattgefunden hatten.

Aber die Polizeicommissäre paßten zu der Zeit: sie selbst waren zu ihrer Zeit Spaßvögel gewesen, eine ganz väterliche Strafpredigt war gewöhnlich die einzige Strafe für diese häufigen Übertretungen der Vorschriften der Municipalpolizei; jeder hatte seinen Polizeicommissär, den er vorzog, und zu dem er geführt zu werden verlangte.

Rousseau hatte den von dem Quartier des Odeons angenommen. Sechs Male in derselben Woche, sechs Male von dem Montag bis zum Sonnabend, das heißt, ein Mal jede Nacht, hatte er sich diesem wackeren Manne anempfohlen, der am Ende müde, immer zu derselben Stunde, durch denselben Mann und durch dieselbe Ursache geweckt zu werden, that, als ob er böse würde.

Rousseau hörte mit großer Zerknirschung und tiefer Beschämung die Strafpredigt an, dann, als der Polizeicommissär geendigt hatte, antwortete er:

— Das ist gerecht, Herr Polizeicommissär, morgen werde ich mich zu einem Andern führen lassen. Sie müssen sich wohl zum Mindesten am Sonntage ausruhen.

Dieses lustige Leben dauerte so lange, als die Restauration dauerte. Das war eine gute Zeit für Jeden, der Witz hatte, und Rousseau hatte davon besonders beim Nachtsche so viel, daß Jedermann Rousseau kannte, obgleich er niemals Etwas hatte drucken lassen, ausgenommen die *Jagd und die Liebe*, denn alle diese allerliebsten Aufsätze, welche in dem *Figaro*, in der *Pandora* und in dem Journal *Rose* erschienen, und die reichlich zu alle diesen Nachtsessen, zu alle diesen Mittagessen beitrugen, unterzeichnete Niemand, man machte sie gemeinschaftlich, wie man sie gemeinschaftlich verzehrte.

Die Julirevolution kam herbei, das war eine unter die Schaar der Singvögel geworfene Bombe, die Politik zog diese, die Geschäfte jene an, die Kunst bemächtigte sich einiger.

Romieu wurde zum Unterpräfecten gemacht, Monnier wurde Schauspieler, Rousseau blieb allein und abgesondert.

Von diesem Augenblicke an hörten die Nachtsessen auf.

Ein Distichon bestätigt, daß es die Abwesenheit Romieus war, welche das Aufhören der Nachtsessen herbeiführte, da seine Rückkehr nach Paris nach einer vierjährigen Verbannung in die Provinz dort diese Gewohnheit wieder aufleben ließ.

Hier ist das Distichon zum Beweise dessen, was wir behaupten:

Loresque Romieus revient du Monomotapa,
Paris ne soupait plus, et Paris ressoupa.

(Als Romieus von Monomotapa zurückkehrte, aß Paris nicht mehr zu Nacht, und Paris aß wieder zu Nacht.)

Romieu kehrte mit dem Rufe eines vortrefflichen Unterpräfecten zurück. — Es fand wohl die

Geschichte einer Kindern gegebenen Unterweisung statt, die keine Laterne einwerfen konnten. Es fand wohl das Märchen von dem Uhrmacher und der Uhr statt. Aber alles das bewies Eines, was bis dahin noch nicht bewiesen worden war, nämlich daß man ein Mann von unendlichem Verstande sein, und trotz dem einen vortrefflichen Unterpräfecten abgeben könnte.

Das wurde so klar bewiesen, daß Romieu wieder als Präfect abging.

Was Rousseau anbelangt, so war das Alter gekommen, und ohne Etwas von seinem liebenswürdigen Witze, noch von seinem vortrefflichen Herzen zu nehmen, hatte es seinem Verstande Etwas hinzugefügt. Er war immer noch der Mann des Nachtsches, der Sänger voller Laune, der fröhliche Trinker, aber er war auch der Mann der täglichen Arbeit. Mit dem Nachtschen hatten die Possen aufgehört. Die bei der Julirevolution gewechselten Polizeicommissäre kannten seinen, bei den Polizeicommissären der Restauration berühmten Namen nicht. Er hatte sich zum Redacteur der Gazette des Tribunaux gemacht. Er ist es, der in dieser vortrefflichen Zeitung mit einem Witze, der nur ihm angehörte, alle diese Geschichten von Vagabunden, von Tapis-francs, von Diebstählen erzählte, in denen jeder Handelnde einen Charakter, eine Haltung, fast ein Gesicht annahm.

Im Jahr 1839, wie ich glaube, verheirathete sich Rousseau. Wie man sieht, war Rousseau gänzlich vernünftig geworden. Er that mehr, er bezog eine Wohnung in Neuilly.

Von diesem Augenblicke an gab es keine Sorglosigkeit in diesem ehemals so sorglosen Leben, keine Trägheit mehr in diesem so trägen Leben. Rousseau hatte eingesehen, daß er wie ein Philosoph die Entbehrungen ertragen konnte, als er allem lebte, aber daß er nicht das Recht hätte, diese Entbehrungen der Frau aufzuerlegen, welche ihr Leben mit dem seinigen vereinigt hatte, und dennoch hatte das Leben trotz der Arbeit, trotz der monatlichen und festen Bezahlung dieser Arbeit, seine Erfordernisse, und Rousseau befand sich zuweilen weit ärmer als zu der Zeit, wo in Ermangelung des Geldes die Fröhlichkeit blieb. Rousseau sang an diesem Tage nicht mehr: *Was man glücklich ist, keinen Sous zu haben!* Rousseau nahm an diesen Tagen nicht einmal den Omnibus, er ging zu Fuß nach Paris, kam zu mir und sagte:

— Du stehst immer noch gut mit dem Herzoge von Orleans, nicht wahr?

Ich wußte, was das bedeutete. Ich machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen, und gab ihm auf die Kasse meines theuren und vortrefflichen Prinzen eine Anweisung von Hundert, von zwei Hundert oder von drei Hundert Franken, Je nach den Bedürfnissen. Asseline honorirte diese Anweisungen, und Rousseau kam wieder bei mir vorbei, drückte mir die Hand und sagte:

— O! Dich, siehst Du, Dich werde ich bis zu meinem Tode besuchen, um mich begraben zu lassen.

Armer Rousseau, er glaubte nicht, daß er die Wahrheit so richtig gesagt hätte.

Der Prinz kam um das Leben; eine große und gefällige Hilfequelle versiegte Rousseau.

Aber in Ermangelung des Prinzen blieben die Minister.

Wenn die Noth sich zu sehr in der Haushaltung von Neuilly fühlen ließ, so sah ich Rousseau wieder.

— Wie stehst Du mit dem Minister des öffentlichen Unterrichts? fragte er mich.

— Gut, antwortete ich, wenn Herr von Salvandy am Ministerium war, schlecht, wenn es Herr Villemain oder Herr Cousin waren.

Und wenn es Herr von Salvandy war, so gab ich Rousseau einige Zeilen für Herrn von Salvandy, und Herr von Salvandy honorirte sie aus prinzlichem Herkommen.

Und wenn es die Herren Villemain oder Cousin waren, so zog ich meine Schublade auf, und sagte:

— Nimm, mein Freund.

Und Rousseau nahm ohne Zögern aus meiner Schublade, wie ich aus der seinigen genommen hätte, wenn Rousseau eine Schublade gehabt, aus der ich Etwas hätte nehmen können.

Man gehe übrigens nicht so weit, zu glauben, daß sich das oft erneuerte, kaum ein Mal alle zwei Jahre; höchstens ein Mal jährlich.

Die Februarrevolution kam herbei, der Gehalt Rousseaus wurde von drei Hundert Franken auf Hundert Franken herabgesetzt. Ach! und keinen Prinzen und fast keine Minister mehr.

Dann zeigte sich mit dem eine grausame Krankheit, Etwas wie eine Brustkrankheit, von der sich die Aerzte keine Rechenschaft ablegten, Beklemmungen, welche den Athem unterbrachen, welche die Stimme entstellten.

Damals konnte man sehen, was dieses so gute Herz, diese so liebevolle Seele an Aufopferung und an Muth enthielt! dermaßen leidend, daß er genöthigt war, alle fünfzig Schritte stehen zu bleiben, um wieder Athem zu schöpfen, ging Rousseau jeden Morgen aus, um nach seinem Bureau *der Gazette des Tribunaux* zu gehen, indem er zuweilen that, als ob er zehn Sous in seiner Tasche hätte, den Omnibus zu nehmen, um seine Frau nicht zu beunruhigen, und da er diese zehn Sous nicht hatte, so machte er den Weg hin und zurück zu Fuß.

Das dauerte länger als ein Jahr. Ich sah ihn länger als ein Jahr nicht wieder.

Armer Freund, er wußte wohl, welchen Widerwillen ich haben würde, von denen Etwas zu verlangen, welche am Ruder sind, und aus Furcht, daß ich Nichts hätte, wollte er von mir Nichts verlangen.

Endlich kam er vor vierzehn Tagen; es war keine Möglichkeit mehr, länger zu warten.

— Kennst Du dm Minister der. . .? fragte er mich.

Ich kannte ihn nicht, aber wenn James auf diese Weise zu mir kam, so mußte das Bedürfniß so dringend sein, daß ich nicht zögerte.

— Ich kenne ihn nicht, sagte ich zu ihm. Aber er muß mich kennen, und ich will ihm schreiben.

Und ich schrieb an den Minister der. . . um ihn um eine Unterstützung für James Rousseau zu bitten, den Gelehrten, den dramatischen Schriftsteller und Zeitungsschreiber.

Rousseau aß mit mir zu Mittag, drückte mir die Hand und überbrachte den Brief.

Am Donnerstag Morgen empfang ich ein Billet von dem Minister der. . . Er verlangte Auskünfte von mir über Herrn James Rousseau.

Am Donnerstag Abend erwartete mich, wie ich gesagt habe, mein Sohn bei meinem Nachhausekommen, um mir die traurige Neuigkeit zu melden.

Ich ergriff die Feder und schrieb an den Minister der. . .

»Herr Minister,

Die einzige Auskunft, welche ich Ihnen über Herrn James Rousseau zu geben vermag, ist, daß er heute Morgen gestorben, und ohne Unterstützung gestorben ist.

Sehen wir jetzt, wie Rousseau gestorben ist:

Er war zu Fuß nach Paris gekommen, indem er sich nach der Straße Harlay begab, wo sich das

Bureau der Gazette des Tribunaux befindet. Um ein Viertel auf eilf angekommen, war er in das Redaktionszimmer getreten, und las daselbst die Zeitungen, als er plötzlich einen Seufzer ausstieß, aufstand, die Arme ausstreckte, den Mund öffnete, Blut brach und stammelte:

— Ein Schlagfluß! Ich bin nicht unglücklich.

Dann fügte er hinzu:

— Meine arme Frau! . . .

Und er fiel mit dem Gesichte auf den Boden.

Er war todt.

Er hatte fünf Sous in seiner Westentasche, und das war Alles, was er besaß.

— Sie haben Recht, Herr L. . . .; die Schriftsteller sterben nicht vor Hunger, sie haben sogar Ueberfluß, da man bei ihrem Tode noch fünf Sous in ihrer Westentasche findet.

Am Morgen um zwei Uhr war Alexander in Neuilly; er überbrachte der Wittve unseres armen Freundes den ersten Trost, daß sie sich um Nichts zu bekümmern hätte, und daß alle die traurigen Umstände, welche dem Tode einer geliebten Person folgen, uns, seine Freunde anginge.

Aber so sehr Alexander sich auch beeilt hatte, so waren ihm doch bereits andere Freunde zugekommen; es waren die Redakteure der Gazette des Tribunaux, welche die fromme Ehre in Anspruch nahmen, die Leiche ihres Collegen in eine Wohnung niederzulegen, welche ihm für die Ewigkeit angehört.

— Nein, Herr L. . . ., die Gelehrten sterben nicht vor Hunger; aber man trägt sie auf der Bahre der Armen in ihre Wohnung zurück, weil man sie mit fünf Sous nicht in einem Fiaker nach Haus fahren kann. — Nein, die Gelehrten sterben nicht vor Hunger; aber wenn Sie zu dem Begräbnisse der Gelehrten gingen, so würden Sie die Gerichtsboten die Fortschaffung der Leiche abwarten sehen, um die Pfändung anzustellen, und sie könnten Ihnen das sagen, was ich ihnen sage:

»Warum pfänden Sie die Leiche nicht, meine Herren, man würde Ihnen dafür *Sieben Franken* auf der Anatomie geben?«

O arme, schlecht eingerichtete Gesellschaft, in welcher der Lebende kein Stück Brod, der Tobte kein Grab findet, und in welcher man abwartet, daß die Leiche des Gatten fortgetragen ist, um das Haus der Wittve zu plündern! Sei unbesorgt, arme Frau, weine und bete in Frieden, arme Wittve; wenn Du in diese traurige Wohnung zurückkehrst, aus der man Dich ohnmächtig fortgetragen hat, so wirst Du darin, ich sage es Dir, jedes Möbel an der Stelle wiederfinden, wo Du es gelassen hast.

Nur unser Freund wird Dir fehlen, aber auch ihn wirst Du dort, auf diesem reizenden Friedhofe wiederfinden, wo wir ihn nahe am Wege wie einen müden Wanderer niedergelegt haben, der sich ausruhet und der erwartet.

Gott gebe Dir Frieden in dem Leben! — Gott habe Erbarmen mit ihm im Tode.

Vierte Heirath des Vater Olifus.

VI.

Eine Sutti.²

Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Dieses Sprichwort, das wahrste von allen Sprichwörtern, scheint recht eigentlich für den Seefahrer gemacht worden zu sein.

Wir segelten in den ersten Tagen des Juni von Goa ab, der Zeit, in welcher der Winter beginnt; wer nun aber die Stürme der Küste von Malabar nicht gesehen hat, hat Nichts gesehen.

Einer dieser Stürme verschlug uns nach Calicut, und gern oder ungerne mußten wir wohl dort bleiben.

Indessen ist es das Gemächliche bei den Wintern in Indien, daß sie nicht im Mindesten von Kälte begleitet sind, sondern nur von Winden, von Wolken und von Blitzen, was macht, daß die Früchte zum Reifen eben so gut den Winter, als den Herbst benutzen.

Uebrigens haben die, welche des Winters müde sind, keine große Strecke zurückzulegen, um eine andere Jahreszeit zu suchen. Sie haben nur über die Gebirge von Gate zu gehen, welche sich von Norden nach Süden ziehen. In zwei Tagen befinden sie sich, statt auf der Küste von Malabar zu sein, auf der Küste von Coromandel, und statt von dem Winter des persischen Meerbusens durchnäßt zu werden, werden sie durch die Sommerhitze des bengalischen Meerbusens gebraten.

Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß es nichts Schöneres gibt, als diese ganz mit immer grünen, immer belaubten Palmen und Kokosnußbäumen bedeckte Küste, welche sich bei großem Winde wie die Bogen einer Brücke beugen. Nichts Schöneres, als diese Ebenen, als diese Wiesen, als diese Flüsse, als diese Seen, in denen sich um die Wette Städte, Dörfer und Landhäuser spiegeln, und die sich von dem Gebirge Comorin bis nach Mangalore erstrecken.

Als ich sah, daß wir uns an der Küste befänden, und der Kapitän mir sagte, daß vor drei bis vier Monaten es keine Möglichkeit wäre, wieder in die See zu gehen, so ergab ich mich darein, und da ich bereits drei Viertel Hindu war, so entschloß ich mich, eine Niederlassung in Calicut zu bilden, und das mit um so mehr Ruhe, als ich in Calicut, das in der Gewalt der Engländer stand, Welche Protestanten sind, Nichts von meinem verteufelten Inquisitor von Goa zu fürchten hatte. Außerdem hatte ich zehn Stunden weit von Calicut, Mahe, das eine französische Faktorei ist, von der ich mich zurückfordern lassen konnte.

Was mich zuerst überraschte, war die Länge der Ohren, welche ich antraf. Ich hatte bis dahin geglaubt, daß ich Ohren von ziemlich artigem Umfange hätte, und ich verdankte diese Zierde der Freigebigkeit, welche mein Vater und meine Mutter immer darauf verwandt hatten, mich in meiner Jugend an ihnen zu ziehen, aber ich bemerkte, daß meine Ohren nicht den vierten Theil des Umfanges erlangt hatten, den menschliche Ohren erlangen können. Das kömmt daher, weil man den Kindern von Calicut sie in dem Augenblicke durchsticht, wo sie auf die Welt kommen, und die erfinderischen Eltern von dieser Stunde an in die Oeffnung ein getrocknetes und zusammengerolltes Palmenblatt stecken, das, indem es sich beständig zu entrollen trachtet, das Loch außerordentlich erweitert, so daß es einige dieser Ohren gibt, durch welche man die Faust stecken kann. Sie werden begreifen, wie stolz die sind, welche diese Art von Schönheit genießen,

sie sind die Stutzer des Landes.

Als ich den Fuß auf das Land setzte, war meine erste Sorge, einen Nair zu nehmen, daß heißt, eine Art von Janitscharen, um die Stadt und die Umgegend zu besuchen, und um mir bei den Miethungen und bei den Anläufen zu helfen, welche ich zu machen hatte.

Wir gingen also nach Calicut. Aber unterwegs wurden wir von einem solchen Ungewitter überfallen, daß ich mich genöthigt sah, mich in eine malabarische Pagode zu flüchten. Es war gerade die, welche vier Hundert Jahre vor mir Vasco de Gama betreten hatte.

Da das Innere des Tempels mit Bildern ausgeschmückt war, so hielten sie Vasco und seine Gefährten für eine christliche Kirche, und da in weiße Baumwolle gekleidete Männer, das heißt Männer, welche Priestern im halben Feiergewande glichen, ihnen Wasser und Asche auf den Kopf schütteten, so bestätigte sie das um so mehr in diesem Glauben.

Einer der Gefährten Vasco de Gamas, der durch den Anblick aller dieser Götzen mit seltsamen Gesichtern beunruhigt war, und der seine Seligkeit nicht gefährden wollte, begleitete indessen sein Gebet mit folgendem Vorbehalte:

— Möge ich nun in dem Hause des Teufels sein oder nicht, es ist Gott, an den ich mein Gebet richte.

Da ich nun ein wenig ein Heide bin, so richtete ich weder an Gott, noch an den Teufel ein Gebet. Ich wartete ab, daß der Regen vorüber wäre, und das war Alles.

Ich hatte immer von einem in Calicut sehr gebräuchlichen Handelsumstande sprechen hören, welcher in dem Augenblicke, wo ich im Begriffe stand, dort irgend ein Geschäft zu gründen, nicht unterließ, mich sehr zu beschäftigen. Ein Gläubiger, der seinem Schuldner begegnet, hatte, wie man mir gesagt, nur einen Kreis um ihn herum zu beschreiben, und man hatte mir versichert, daß dieser ihn bei Todesstrafe nicht verlassen konnte, bevor er die Schuld bezahlt, für welche er eingesperrt worden war. Noch mehr. Einmal, immer wie man mir versichert hatte, war der König selbst einem Kaufmanne begegnet, den er seit drei Monaten von einem Tage zum andern vertröstete; dieser zog einen Kreis um das Pferd des Königs; der Monarch blieb regungslos wie eine Reiterstatue, bis man ihm aus dem Palaste die Summe überbracht hatte, deren er bedurfte, um sich auszulösen.

Das Abenteuer war wahr, aber es hatte vor grauen Zeiten stattgefunden, und das Gesetz, welches wir angeführt haben, war so ziemlich außer Gebrauch gekommen.

Aber ein Gesetz, welches immer noch bestand, obgleich die Engländer erklärt hatten, daß die Frauen der Hindus nicht mehr gezwungen wären, sich ihm zu unterwerfen, war das, welches den Frauen befiehlt, sich auf der Leiche ihrer Gatten zu verbrennen. Nun aber, wie als ob ich bestimmt wäre, den verschiedenen Arten von Auto-da-Fes beizuwohnen, welche an der westlichen Küste von Indien gefeiert werden, hatte ich mich kaum in Calicut eingerichtet, als man meldete, daß ein Bramine gestorben wäre, und daß sein Frau entschlossen sei, sich auf seinem Grabe zu verbrennen.

Ich kam daher ganz zur rechten Zeit, um einem Sutti beizuwohnen.

Das war für einen Europäer ein Schauspiel, das merkwürdig genug war, um diesen Europäer nicht dabei fehlen zu lassen, besonders wenn er eine Frau hatte, welche, statt sich auf seinem Grabe zu verbrennen, zuverlässig an dem Todestage ihres Gatten ein Freudenfeuer angezündet hätte.

Ich nahm daher meinen Nair für einen Monat.

Er war ein verständiger Mensch, der für einen halben Faron, das heißt, für fünf oder sechs Sous täglich, mit mir einig wurde, und der es übernahm, mir an dem Tage des Schauspieles Platz machen zu lassen.

Der Tag des Schauspieles fiel auf den folgenden Sonntag, und die Feierlichkeit ging auf einer Ebene, eine Viertelstunde weit von der Stadt, vor sich. Der aus den am meisten brennbaren Stoffen und den am leichtesten zu entzündenden Holze gebildete Scheiterhaufen war, ich sage nicht aufgerichtet, sondern in einem Graben eingerichtet, so daß der Feuerheerd ein Loch gleich dem eines Kraters bot.

Auf dem Scheiterhaufen lag die Leiche des Gatten auf eine Weise einbalsamirt, um die Frau zu erwarten, ohne einstweilen zu sehr in Verwesung überzugehen.

Zu der bestimmten Stunde, das heißt, gegen zehn Uhr Morgens, verließ die Wittve des Braminen mir bloßen Füßen, mit bloßem Kopfe und den Körper in ein langes, weißes Gewand gehüllt, das eheliche Haus unter dem Klange von Flöten, Trommeln und Tam Tams und wurde unter großem Gepränge nach dem Scheiterhaufen ihres Gatten geführt. Sobald sie die Stadt verlassen, fand sie auf dem Wege einen englischen Officier mit ohngefähr zwölf Mann, welche von dem Gouverneur von Calicut dort aufgestellt waren.

Der Officier näherte sich ihr, und sagte in Hinduistischer Sprache zu ihr, welche ich vollkommen verstand:

— Sterben Sie freiwillig?

— Ja, antwortete sie, ich sterbe freiwillig.

— Für den Fall, wo Ihre Verwandten Sie zwingen sollten, bin ich da, um Ihnen Beistand zu leisten, fordern Sie meinen Beistand, und ich führe Sie im Namen meiner Regierung mit mir fort.

— Niemand zwingt mich, ich verbrenne mich aus freiem Willen. Lassen Sie mich daher vorüber.

Wie ich gesagt habe, war ich denen nahe genug, welche mit einander sprachen, um ihr Gespräch zu hören, und ich gestehe, daß ich bei dem Anblicke einer solchen Entschlossenheit von Bewunderung ergriffen wurde. Freilich sprach die Wittve zu einem Christen, vor welchem es ihr sehr angenehm war, mit ihrer Religion zu prahlen, und alle diese Dämonen von Braminen betäubten sie, indem sie ihr ihre Litaneyen in die Ohren sangen.

Sie setzte daher ihren Weg nach dem Scheiterhaufen ziemlich standhafter Weise fort; an dem Rande des Grabens angelangt, der zu flammen begann, wurde sie von den Braminen umringt, welche sie ein Getränk trinken ließen, das ihr Kräfte zu verleihen schien. Mein Nair sagte mir, daß der, welcher ihr dieses Getränk trinken ließ, und der sie am meisten aufmunterte, ihr Onkel wäre. Wie dem auch sein mogte, die Braminen traten zur Seite, und die arme Frau, nachdem sie von den Anwesenden Abschied genommen, nachdem sie ihren Schmuck unter ihre Freunde vertheilt, wich um vier Schritte zurück um ihren Anlauf zu nehmen, und sprang unter den ermutigenden Zurufen der Priester, bei dem Klange einer höllischen Musik in die Gluth.

Aber kaum befand sie sich darin, als sie, wie es scheint, die Atmosphäre ein wenig zu heiß fand, und sie, trotz des Opiums, das sie getrunken hatte, trotz der Gesänge der Priester, trotz der Tam Tams der Musikanten, lautes Geschrei ausstieß, und das Feuer weit schneller wieder verließ, als sie in dasselbe gesprungen war.

Da bewunderte ich die Vorsicht meiner guten Inquisitoren von Goa, welche in Mitte des Scheiterhaufens einen Pfahl errichten, und an diesen Pfahl einen eisernen Ring befestigen, um

den Verurtheilten fest zu halten.

Man muß übrigens den Anwesenden Gerechtigkeit wiederfahren lassen, bei dem Anblicke dieser Wittwe, welche, so gegen alle ihre Pflichten fehlte, stießen sie einen Schrei des Unwillens aus, und jeder stürzte der Flüchtigen entgegen, um sie in die Flammen zurückzutreiben.

Ich hatte besonders eine liebenswürdige kleine Calicuterin von zehn bis zwölf Jahren vor mir, welche wüthend war, und die erklärte, daß, wenn an sie die Reihe käme, sich zu verbrennen, sie keine solchen Umstand, machen würde, sie rief daher auch aus allen ihren Kräften:

— Ins Feuer mit der Renegatin! Ins Feuer! 'ins Feuer! ins Feuer!

Da jeder, mit Ausnahme von nur, dasselbe Geschrei ausstieß, der englische Officier und seine zwölf Mann, die Alles thaten, was sie vermogten, um bis zu der armen Verdammten zu gelangen, aber, wie man wohl begreifen wird, leicht von alle diesem rasenden Pöbel zurückgedrängt wurden, so wurde die Renegatin, wie sie meine hübsche kleine Calicuterin nannte, ergriffen, aufgehoben, an den Graben zurückgeführt, und mitten in die Flammen geworfen, hierauf warf man sogleich alles, was man von Wellen, Holz, Reiseren und dürrem Grase finden konnte, auf sie, was sie nicht verhinderte, dieses ganze Flammengrüst von sich zu werfen, ein zweites Mal die Gluth zu verlassen, und, eine lebendige Feuersbrunst, mit der Kraft der Verzweiflung, indem sie Jedermann zurückstieß, sich in den kleinen Bach zu werfen, der fünfzig Schritte weit von dem Scheiterhaufen floß.

Sie werden das Aergerniß begreifen; zum Mindesten nach dem, was die Anwesenden sagten, hatte man so Etwas niemals gesehen. Zum mindesten vermogte meine kleine Calicuterin sich von ihrem Erstaunen darüber nicht zu erholen, daß eine Frau in diesem Grade ihre Pflichten gegen ihren Gatten vergessen könnte.

Es ging so weit, daß sie nur die Worte auszustoßen vermogte:

— O! ich!. . . o! ich!. . . Wenn ich es wäre!

Sie lief daher auch mit aller Welt nach dem Bache, in den sich die halbverbrannte Schuldige geflüchtet hatte. Ich folgte ihr, denn ich fühlte bereits eine große Bewunderung für sie.

Als wir an das Ufer des Baches gelangten, rief das arme Geschöpf:

— Meine Herren Engländer, zu Hilfe! zu Hilfe! zu Hilfe! Dann, da die von allen Seiten zurückgedrängten Engländer ihr keinen Beistand zu leisten vermogtes, erblickte sie ihren Onkel, denselben, der sie so sehr antrieb, sich zu verbrennen:

— Mein Onkel, rief sie aus, zu Hilfe! haben Sie Erbarmen mit mir! Ich werde meine Familie verlassen, ich werde als eine Verfluchte leben, ich werde betteln.

— Wohlan! es sei, antwortete ihr der Onkel mit einer schmeichelnden Miene. Laß mich Dich in dieses feuchte Tuch hüllen, und ich werde Dich nach Hause zurücktragen.

Und indem er das sagte, blinzelte der Onkel mit den Augen, wie um den Braminen zu sagen:

— Lassen Sie mich handeln, sobald sie in dem Tuche ist, so wird es mit ihr aus sein.

Ohne Zweifel sah auch sie den Blick und verstand ihn, denn statt ihrem Onkel zu trauen, rief sie aus:

— Nein! nein! ich will nicht! entfernen Sie Sich! Ich werde allein gehen! lassen Sie mich! lassen Sie mich!

Aber der Onkel wollte nicht mit Schande bestehen; er hatte ohne Zweifel für seine Nichte gebürgt, und er hielt darauf, daß sie sein Wort auslöse.

Er schwur daher seiner Nichte bei dem Wasser des Ganges, daß er sie nach Haus zurückführen

würde.

Der Schwur ist so heilig, daß die arme Frau daran glaubte. Sie legte sich auf das feuchte Tuch, in welches sie ihr Onkel wie eine Mumie wickelte. Dann, als die Arme und die Beine eingewickelt waren, lud er sie auf seine Schultee, indem er ausrief: — Nach dem Scheiterhaufen! nach dem Scheiterhaufen!

In der That, er begann nach dem Graben zu laufen, indem ihm die ganze Bevölkerung mit dem Ausrufe folgte:

— Nach dem Scheiterhaufen! nach dem Scheiterhaufen!

Meine kleine Calicuterin war auf den Gipfel der Bewunderung. Als der Bramine den geheiligten Schwur ausgesprochen hatte, stand sie auf dem Punkte, ihn mit dem Namen Paria zu schimpfen; als sie aber sah, daß der Schwur keinen andern Zweck hatte, als seine Nichte zu täuschen, und daß der Bramine seinen Schwur brach, rief sie in die Hände klatschend aus:

— O! der rechtschaffene Mann! der würdige Mann! der heilige Mann!

Ich begriff nicht recht, wie man ein wackerer Mann, ein heiliger Mann, ein würdiger Mann wäre, wenn man seinen Schwur bräche; aber meine kleine Hindu sagte das mit einer so überzeugten Miene, es lag so viel Anmuth und so viel Treuherzigkeit in ihrer ganzen Person, daß ich am Ende mir selbst von dem männlichen Stolze unten stützt sagte, daß diese arme Wittwe wirklich sehr strafbar wäre, so zu zögern, sich auf der Leiche ihres Gatten zu verbrennen.

Ich vereinigte daher meinen Beifall mit dem allgemeinen Beifall der Menge, als ich diesen rechtschaffenen Onkel, diesen heiligen Onkel, diesen würdigen Onkel seine elende Nichte wieder in die Gluth werfen sah, welche dieses Mal so eingewickelt war, daß die Flamme, welche Mühe sie sich auch gab, in fünf bis sechs Minuten mit ihr fertig war.

Meine kleine Calicuterin war voll Entzücken. Diese eheliche, in dem Herzen eines jungen Mädchens vorher bestehende Treue rührte mich in dem Grade, daß ich sie frug, wie sie hieße, und wer sie wäre.

Sie hieß Amarou, was, wie Sie sehen ein sehr hübscher Name ist, und ihr Vater gehörte der Kaste der Veissiahs an, das heißt, der der Direktoren des Ackerbaues und des Handels.

Amorous Vater gehörte daher der dritten Kaste an, indem er nur die Kasten der Rajahs und die der Braminen über sich, und unter sich die der Sudras hatte.

Der Posten, den er in Calicut einnahm, war gleich dem eines Hafenverwalters.

Er war ein Mann, der mir sehr nützlich sein konnte, und da mein Nair ihn kannte, so wurde verabredet, daß er mich ihm am folgenden Tage vorstellen sollte.

VII.

Die Pantoffeln des Braminen.

Das Resultat meines Besuches bei dem Vater der schönen Amarou war, daß ich mich entschloß, mich in Calicut niederzulassen, und daselbst einen Gewürzhandel zu gründen.

Meine erste Sorge war ein Haus zu kaufen. Die Häuser sind in Calicut noch weniger theuer, als in Goa. Freilich ist das solideste Haus in Calicut von getrocknetem Lehm, und das höchste ist acht Fuß hoch.

Für zwölf Thaler war ich daher auch der Eigenthümer eines Hauses, das mir von dem Verkäufer mit drei, zu dem Eigenthume gehörenden Schlangen abgetreten wurde.

Ich sagte ihm, daß ich wenig auf seine Schlangen hielte, und daß es meine erste Sorge sein würde, ihnen den Hals umzudrehen, aber er forderte mich auf, mich wohl vor einer solchen Unvorsichtigkeit zu hüten. Die Schlangen versehen in Calicut den Dienst, den die Katzen in Europa versehen, indem sie die Ratten und die Mäuse vertilgen, von denen ohne sie die Häuser belästigt wären.

Ich verlangte, daß die Schlangen, deren Käufer ich wurde, mir vorgestellt würden, damit ich Bekanntschaft mit ihnen machte.

Es war in der That für mich und für sie wichtig, uns gut zu verständigen, damit keine nicht in das Haus gehörigen sich einschlichen.

Mein Verkäufer pfiß ihnen, und sie eilten wie Hunde herbei.

Durch zwei bis drei Näpfe Milch, mit denen ich ihnen freigebiger Weise ein Geschenk gemacht hatte, waren wir nach Verlauf von drei Tagen die besten Freunde von der Welt,

Indessen gestehe ich, daß die ersten Male, wo ich die eine oder die andere beim Schlafengehen oder beim Erwachen in meinem Bette fand, diese Vertraulichkeit mir einigen Widerwillen einflößte; aber allmählig wurde ich es gewohnt und bald dachte ich nicht mehr daran.

Der Handel, dem ich mich besonders gewidmet halte, war der mit Cardamome, eine Art von Pfeffer, der sich bei uns nur bei den Apothekern findet, auf den aber die Bewohner der indischen Inseln höchst lecker sind. Während meines Aufenthaltes in Ceylon hatte ich den Werth dieser Waare kennen gelernt, und ich beschloß, aus ihm den Hauptzweig meiner Speculation zu machen.

Ich war gerade in der Regenzeit angekommen, welche die gute Zeit ist, um den Boden urbar zu machen, auf dem man Cardamome pflanzen will. Das Urbarmachen ist übrigens leicht; während des Winters wächst auf dem Boden der Umgegend von Calicut ein wahrer Wald von Kräutern, welche der Erde zum Dung dienen, in den man Pflanzen oder säen kann; man pflanzt oder man säet, und vier Monate nachher erntet man.

Ich pachtete daher eine große Strecke Land in der Umgegend von Calicut, und begann meine Urbarmachung, nicht wie man sie in diesem Lande macht, indem man sich auf einige zwanzig Sudras verläßt, welche fern von dem Auge des Herrn ihn um die Wette in der Verwendung ihres Tages betrügen, sondern indem ich sie alle selbst beaufsichtigte, und damit diese Aufsicht um so thätiger wäre, so begann ich damit, mir an den vier Ecken meines Gutes vier Hütten zu bauen, was mir etwas Leichtes und wenig Kostspieliges war, da ich eine große Anzahl von Cokosnußbäumen auf meinem Bezirke hatte, und dieser Baum, wie Jedermann weiß, eine Gabe

des Himmels für jene Gegenden ist, da man mit seinem Holze die Häuser baut, mit seinem Laube sie bedeckt, aus seiner Rinde Matten flechtet, mit seinem Marke sich ernährt, aus seinen Knospen, Wein, aus seiner Nuß, Oel, und aus seinem Saft Zucker macht.

Indem ich nun diesen Wein auf der Blase abzog, machte ich daraus eine Art von Branntwein, mit Hilfe dessen ich meine Sudras Alles thun ließ, was ich wollte.

Meine Einte empfand daher auch meine Vertheilungen von *Tari*. Man hatte in Calicut niemals etwas Aehnliches gesehen; meine Ernte von meinen zehn bis zwölf Morgen Cardamome war nicht allein reichlich, sondern auch noch von erster Qualität, und als ich das Resultat sah, beschloß ich, diesem Betriebe fünf bis sechs Jahre zu widmen, nach Verlauf von fünf bis sechs Jahren war mein Glück gemacht, besonders wenn ich selbst in Ceylon das verkaufte, was ich selbst in Calicut geerntet hatte. Dazu handelte es sich einfach und allein darum, ein kleines Schiff zu miethen, und gegen das Ende des Sommers nach Ceylon zu gehen, sobald ich eine hinlängliche Ladung hätte. Nun aber mußten mir zwei Ernten genügen, um ein Schiff zu beladen, und in Calicut macht man jährlich zwei Ernten.

Während dieser Zeit fuhr ich fort, meinen alten Freund Nachor, und meine junge Freundin, die schöne Amarou, zu besuchen. Ich hatte nicht vergessen, daß der Vater mir bei meinem Patente, bei meinen Steuern der Douane, u. s. w., sehr nützlich sein könnte, und ich gestehe, daß die große Treue in Bezug auf ihre ehelichen Pflichten, welche die Tochter an dem denkwürdigen Tage der Sutti entfaltetete, mich tief im Heizen gerührt hatte. Nun aber war der Papa Nachor kein Dummkopf; er hatte mich das Alles baar bezahlen sehen, was ich gekauft oder gepachtet hatte. Nach der Weise, wie ich mein Geschäft betrieb, zweifelte er nicht, daß ich auf dem Wege wäre, mir Vermögen zu erwerben, so daß er mich wie einen Mann empfing, welcher wünscht, daß derjenige, den er empfangt, das Haus gut findet, damit er so oft als möglich in das Haus zurückkehrt.

Ich kehrte so oft dahin zurück, daß nach Verlauf von acht bis zehn Monaten, vorbehaltlich der Einwilligung der schönen Amarou, welche ich indessen mehr als ein Mal in ihren Augen zu lesen geglaubt hatte, Alles so ziemlich zwischen mir und dem Vater Nachor beschlossen war.

Ein Ereigniß, das die bedauernswerthesten Folgen haben konnte, führte im Gegentheile eine weit schnellere Beendigung der Dinge herbei, welche wir vielleicht Alle wünschten, die aber die Züchtigkeit der schönen Amarou durchblicken zu lassen verhinderte. Eines Tages, als ich den Vater und die Tochter eingeladen hatte, meine Pflanzungen zu besuchen, und als ich, indem ich den ganzen lag in der Ebene zuzubringen gedachte, artiger Weise vier Mahlzeiten in meinen vier Hütten hatte anrichten lassen, stieß die schöne Amarou, welche unmittelbar dem Slaven folgte, der die beiden Seiten des Fußpfades mit einem Stocke schlug, um die giftigen Schlangen von ihm zu entfernen, einen lauten Schrei aus. Eine kleine grüne Schlange von der schrecklichsten Art, deren Biß immer tödtlich ist, war aus dem Grase hervorgesprungen, und hatte sich an ihren Shawl geklammert. Ich hatte die Schlange herauspringen sehen, ich hatte den Schrei gehört, und mit einem Schlage des Stöckchens, das ich in der Hand hielt, hatte ich sie so glücklich getroffen, daß sie losließ, dann hatte ich ihr, da ich Stiefel trug, den Kopf mit einem Stoße des Absatzes zerschmettert.

Aber, obgleich sie der Gefahr entgangen war, befand sich die schöne Amarou deshalb in keinem besseren Zustande. Statt an einem Gifte zu sterben, schien sie im Begriffe vor Schrecken zu sterben. Wie eine schöne Lilie des Ufers auf einem meiner Arme zurückgeworfen, war sie bleich und bebend wie diese. Ich hob sie auf, und indem ich sie an meine Brust drückte, trug ich

sie bis nach der Hütte, in welcher uns das Frühstück erwartete. Uebrigens lastete das liebenswürdige Kind, das kaum zwölf Jahr alt war, auf meinen Armen eben nicht mehr, als ein Traum oder ein Dunst, ihr Herz allein bestätigte die Wirklichkeit, im dem es an dem meinigen schlug.

Sobald sie in die Hütte eingetreten war, sobald man auf allen Seiten nachgesehen, begann die schöne Amarou sich ein Wenig zu beruhigen und willigte ein, einige Körner Reis zu essen; als man sich aber wieder auf den Weg begeben mußte, bemächtigte sich derselbe Schrecken ihrer, und sie erklärte, daß sie entschlossen wäre, nicht mehr zu Fuß zu gehen.

Nichts konnte mir angenehmer sein, als eine solche Erklärung. Ich bot ihr dasselbe Beförderungsmittel an, das sie dahin geführt hatte, wo sie sich befand. Sie blickte ihren Vater an, der ihr einen Wink gab, daß sie es annehmen könnte. Ich nahm Amarou wieder in meine Arme, und wir begaben uns auf den Weg.

Da sie fürchtete, zu schwer zu sein, so hatte sie dieses Mal ihren Arm um meinen Hals geschlungen, was ihr Gesicht dem meinige, ihre Haare den meinigen, ihren Athem dem meinigen näherte, alles Dinge, denen es, wie es scheint, nicht unlieb war, genähert zu sein, da sie sich immer mehr mit einander vereinigten, und daß sie, je mehr sie sich vereinigten, desto mehr sich einander näherten. Bei der ersten Hütte hoffte ich geliebt zu sein; bei der zweiten war ich sicher, es zu sein, bei der dritten halte Amarou mir ihre Liebe gestanden, endlich bei der vierten war unsere Verheirathung verabredet, und es blieb nur noch übrig, die Zeit zu bestimmen.

Diese Zeit bestimmte Nachor.

Nachor war ein vorsichtiger Mann, er hatte die Ernte wohl auf dem Stengel gesehen, aber er wollte sie in der Scheuer sehen. Er bestimmte daher die Verheirathung für den Monat Juli.

Düse Zeit behagte mir ziemlich, es war die, wo ich mein kleines Schiff nach Ceylon zu senden, oder vielmehr es selbst dorthin zu führen gedachte, und es war mir nicht unlieb, Jemand zurückzulassen, der die Arbeit und die Pflanzung meines Feldes beaufsichtigte. Mit ihrer Furcht vor den grünen Schlangen war Amarou nicht im Stande, den Dienst eines Aufsehers zu versehen, aber Nachor hatte mir bewiesen, daß er sich darauf verstünde, und wenn es sich darum handelte, für die Interessen seiner einzigen Tochter zu sorgen, so war kein Zweifel vorhanden, daß diese Interessen, welche ganz natürlicher Weise die meinigen waren, vollkommen gewahrt wären.

Nun aber befanden wir uns am Ende des Monats Mai, ich war daher zu keinem langen Warten verdammt.

Nachor und Amarou gehörten der Religion der Hindu an. Es wurde verabredet, daß wir uns nach dem Ritus der Braminen verheirathen sollten.

Dem zu Folge, obgleich Alles unter uns beschlossen war, suchte ich einen Braminen, um bei Nachor in meinem Namen um die Hand Amarous anzuhalten. Das war der Gebrauch, und ich sah nichts Unpassendes darin, mich dem Gebrauche zu fügen.

Ich hatte keine Bekanntschaft unter den Braminen; Amarou deutete mir einen großen Schelm an, der seine Nichte in ein Tuch gewickelt, nachdem er bei dem Wasser des Ganges einen falschen Schwur geleistet, und der sie trotz ihres Geschreis und ihres Flehens in die Gluth geworfen hatte. Ich hatte Nichts gegen ihn, als daß ich fand, daß er ein ziemlich schlechter Verwandter wäre. Aber da der Auftrag, den er für mich bei Nachor ausführte, ihn nicht zu meinem Onkel machte, so kümmerte mich das wenig.

An dem Verabredeten Tage ging er daher von mir weg, um zu Amarou zu gehen, kehrte zwei

Male in verschiedenen Zwischenräumen unter dem Vorwande zurück, daß er immer auf dem Wege schlimme Vorbedeutungen gefunden hätte. Aber da das dritte Mal die schlimmen Vorbedeutungen verschwunden waren, um im Gegentheile glücklichen Vorbedeutungen Platz zu machen, so handelte es sich nur noch darum, einen Tag zu wählen, der Brama angenehm wäre, und er kehrte zurück mir zu sagen, daß Amarous Hand mir bewilligt sei.

Ich antwortete, daß mir alle Tage recht wären, und daß dem zu Folge der Tag Bramas der meinige sein würde. Der Bramine wählte den Freitag.

Ich hatte Lust einen Augenblick lang Schwierigkeiten zu nahen; Sie wissen, daß bei uns Vorurtheile über den Freitag herrschen; aber ich hatte geprahlt, ich hatte geprahlt, daß mir alle Tage recht wären, ich wollte mein Wort nicht zurücknehmen, und ich antwortete: Es sei für den Freitag, vorausgesetzt, daß es der nächste ist.

Dieser glückselige Freitag kam herbei, die Verheirathung ging bei Nachor vor sich. Gegen fünf Uhr Abends begab ich mich dorthin. Wir überreichten uns gegenseitig Betel. Wir zündeten das Feuer Homan mit dem Holze Novasitou an. Der große Schuft von Bramme, immer der Onkel der Verbrannten, nahm drei Hände voll Reis und warf sie Amarou auf den Kopf. Er nahm davon drei andere, welche er auf den meinigen warf, worauf Nachor Wasser in ein große hölzerne Mulde goß, mir die Füße wusch, und hierauf seiner Tochter die Hand reichte. Amarou legte ihre Hand in die ihres Vaters, Nachor goß einige Tropfen Wasser darauf, legte drei bis vier Geldstücke hinein und stellte mir Amarou vor, indem er zu ihr sagte:

— Ich habe Nichts mehr mit Dir zu thun, ich übergebe Dich der Gewalt eines andern.

Nun nahm der Bramme aus einem Beutel das wahre Band der Verheirathung hervor, das heißt den *Tali*, eine Art von Band, an welchem ein goldener Kopf hängt, er zeigte ihn der Gesellschaft, und gab ihn mir nachher zurück, damit ich ihn um den Hals meiner Frau knüpfte.

Als das Band geknüpft, waren wir verheirathet.

Aber der Gebrauch ist, daß die Feste fünf Tage lauern, während welcher der Gatte kein Recht auf seine Frau hat. Während der vier ersten Tage wurde ich daher auch von den jungen Leuten und von den Mädchen so scharf beaufsichtigt, daß ich kaum den kleinen Finger der schönen Amarou küssen konnte. Ich versuchte ihr durch meine Blicke auszudrücken, wie lang mir die Zeit schiene; sie machte ihrer Seits Augen, welche zu sagen schienen: Es ist wahr sie ist nicht kurz, aber Geduld! Geduld!

Und auf dieses Versprechen hin faßte ich Geduld.

Endlich brach der fünfte Tag an, verfloß, endigte; die Nacht kam herbei, und man führte uns bis nach meinem Hause. In dem ersten Zimmer war ein Mahl angerichtet; ich bewirthete damit unsere Freunde, während man meine Frau entkleidete und zu Bette legte. Dann, nach Verlauf eines Augenblickes, als ich glaubte, daß Niemand auf mich achtete, schlich ich mich nach der Thür des Schlafzimmers, indem ich mit Vergnügen den übrigen Theil des Hauses meinen Gästen überließ, vorausgesetzt, daß sie mir das kleine Zimmer überließen, in welchem mich die schöne Amarou erwartete.

Aber an der Thür war ich sehr erstaunt an etwas zu straucheln, ich legte die Hand an den Gegenstand, der mich hatte straucheln lassen, und fand ein Paar Pantoffeln.

Ein Paar Pantoffeln vor der Thür Amarous, was sollte das bedeuten?

Das beschäftigte mich einen Augenblick lang, aber ich warf bald die Pantoffeln zur Seite und wollte die Thür aufmachen.

Die Thür war verschlossen.

Ich rief mit meiner sanftesten Stimme, Amarou, Amarou, Amarou, indem ich immer glaubte, daß sie mir aufmachen würde; aber obgleich ich sehr gut hörte, daß sich Jemand, oder vielmehr sogar zwei Personen in dem Zimmer befänden, so antwortete man mir doch nicht.

Sie werden meinen Zorn begreifen; wenn sich nicht diese verteufelten Pantoffeln da befunden hätten, so hätte ich noch zweifeln können; aber, da ich nicht zweifelte, so wollte ich anfangen, aus allen meinen Kräften zu klopfen, als ich fühlte, daß man mich bei dem Arme ergriff.

Ich wandte mich um, und erkannte Nachor.

— Ah! bei Gott, sagte ich zu ihm, Sie sind willkommen, Sie werden mir helfen, Ihrer liederlichen Tochter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

— Was wollen Sie damit sagen? fragte Nachor.

— Ich will damit sagen, daß Sie mit einem Manne eingeschlossen ist, nicht mehr und nicht weniger.

— Mit einem Manne? rief Nachor aus, in diesem Falle verleugne ich sie als meine Tochter, und wenn es wahr ist, so können Sie sie ins Gefängniß werfen und selbst sie tödten, das ist Ihr Recht.

— Ah! um so besser! ich bin sehr froh, daß das mein Recht ist, und ich werde es benutzen, ich stehe Ihnen dafür.

— Aber was läßt Sie das glauben?

— Bei Gott, das Geräusch, welches ich in dem Zimmer höre, und dann diese Pantoffeln.

Und ich stieß mit dem Fuße die Beweisstücke Nachor zwischen die Beine.

Nachor raffte einen Pantoffel auf, dann den andern, und indem er sie aufmerksam betrachtete, rief er aus:

— O! glückseliger Olifus! o! glücklicher Gatte! o! was unsere Familie bevorrechtigt ist! Mein Schwiegersonn, danken Sie Wishnu und seiner Frau Lackemy, danken Sie Siva und seiner Frau Parvaty; danken Sie Brama und seiner Frau Saraswaty; danken Sie Indra und seiner Frau Avitty, danken Sie dem Baume Kalpa, der Kuh Kamaderu und dem Vogel Garruda: Ein heiliger Mann geruht für Sie das zu thun, was er gewöhnlich nur für den König des Landes thut; er erspart Ihnen die Mühe, die Sie sich nehmen wollten, und wenn die acht großen Götter Indiens ihre Blicke nicht von uns und von ihrer Frau abwenden, so werden wir in neun Monaten einen Braminen in unserer Familie haben.

— Verzeihung! Verzeihung! rief ich aus, ich halte durchaus nicht darauf, einen Braminen in meiner Familie zu haben. Ich bin nicht faul, und die Mühe, welche sich unser heiliger Mann gibt, hätte ich mir mit Vergnügen selbst gegeben. Ich bin nicht König des Landes, und betrachte es dem zu Folge nicht als eine Ehre, daß sich in der ersten Nacht meiner Hochzeit ein Priester mit meiner Frau einschließt. Ich werde weder dem Vogel Garruda, noch der Kuh Kamaderu, noch dem Baume Kalpa, noch Indra, noch Brama. noch Siva, noch Wishnu danken, aber ich werde Ihrem Schuft von Braminen die Rippen zerschlagen, der seine Nichte verbrannt hat, nachdem er bei dem Wasser des Ganges geschworen, daß er sie nach Haus zurückführen würde.

Und indem ich diese Worte sagte, ergriff ich einen Bambus, fest entschlossen, meine Drohung in Ausführung zu bringen.

Aber auf das Geschrei Nachors eilten die ganzen Hochzeitsgäste herbei, als ich das sah, warf ich meinen Bambus weg und eilte in ein Kabinet, dessen Thür ich hinter mir verschloß.

Dort konnte ich meinem Zorne freien Lauf lassen. Ich stürzte mich auf den mit Matten bedeckten Fußboden, und wälzte mich, indem ich tüchtig schwor und fluchte. Indem ich mich wälzte, indem ich schwor, indem ich fluchte, befand ich mich zwischen Armen, die mich umschlangen und an einem Munde, der mich küßte.

Das verwunderte mich nicht zu sehr. Unter meinen Sklavinnen der vierten Kaste, das heißt unter der Kaste der Sudras, befand sich ein hübsches Mädchen von vierzehn bis fünfzehn Jahren, das ich zuweilen wie meine Matten fangenden Schlangen in meinem Bette gefunden hatte, und die ich, wie ich sagen muß, mit mehr Vergnügen darin angetroffen hatte.

Diese Treue in meinem Unglücke, an demselben Übende, wo ich das arme Mädchen gänzlich vergessen hatte, rührte mich.

— Ach! meine arme Holoaheni, sagte ich zu ihr, ich glaube, daß wirklich ein Zauber über mir und meinen Frauen obwaltet. Ich schwöre daher auch, mich künftig hin nicht mehr zu verheirathen, und wenn ich eine schöne Geliebte, wie Du, habe, mich auf sie zu beschränken.

Nimm daher, und ich erwiderte ihr den Kuß, den sie mir gegeben hatte.

— Ah! äußerte sie nach Verlauf von fünf Minuten.

— Den Henker! rief ich aus, das ist Holoaheni nicht, wer ist es denn? Ach! mein Gott! mein Gott! wäre es wieder. . .

Und jener wohlbekannte Schweiß, den ich bereits bei drei ähnlichen Umständen bestätigt habe, stieg mir wieder auf die Stirn.

— Ei ja! Undankbarer! ich bin es wieder, ich bin es immer; ich bin es, die nicht ermüdet, wenn sie auch zurückgewiesen, beleidigt, betrogen wird, und die jedes Mal zurückkehrt, wenn ich Dir eine angenehme Nachricht mitzutheilen habe.

— Gut! äußerte ich, indem ich mich aus ihrer ehelichen Umschlingung losmachte, die angenehmen Nachrichten sind bekannt, Sie kommen, mir zu melden, daß ich Vater eines dritten Kindes bin, nicht wahr?

— Das ich zum Gedächtnisse des Tages, wo ich gekommen bin, Sie zu benachrichtigen, daß Ihre dritte Frau Sie betröge, Philipp genannt habe. Heute habe ich nicht nöthig gehabt, Sie zu warnen, Sie haben es selbst bemerkt, mein armer Freund!

— Ah so! rief ich unwillig aus, das ist sehr schön, aber jetzt habe ich drei Söhne auf dem Rücken, ich meine, daß das wohl genug sei.

— Ja., und Sie mögten eine Tochter haben, sagte die Buchold; wohlan! wir haben heute den 20. Juli, den Sanct Margarethentag, hoffen Sie, daß auf die Anempfehlung dieser guten Heiligen Ihre Wünsche erhört werden.

Ich stieß einen Seufzer aus.

— Jetzt, lieber Freund, fuhr sie fort, werden Sie begreifen, daß, wenn man eine Familie, wie die meinige hat, man nicht lange von seinem Hause abwesend sein kann, und wenn ich nicht den sehr ehrenwerthen Herrn, Van Tigel, Senator von Amsterdam gehabt hätte, der versprochen hat, unseren armen Philipp zu lieben und zu beschützen, wie als ob er sein eigener Sohn wäre, und der so gütig ist, während meiner Abwesenheit sich mit ihm und mit seinen Brüdern zu beschäftigen, so hätte ich Ihnen nicht einmal diesen kleinen Besuch abstatten können.

— Demnach also reisen Sie ab? sagte ich zu ihr.

— Ja, aber indem ich abreise, lassen Sie mich Ihnen einen Rath geben.

— Geben Sie.

— Sie sind böß auf diesen armen lieben Mann von Braminen, der, in der Meinung, Ihnen einen Dienst zu erweisen, ihre. . . .

— Es ist gut, es ist gut.

— Rächen Sie Sich an ihm, das ist zu gerecht. Aber rächen Sie Sich auf eine geschickte Weise, wie man sich in diesem Lande hier rächt; rächen Sie Sich, ohne sich einer Gefahr auszusetzen. Sie sind Sich Ihrer Frau und Ihren Kindern schuldig.

— Ich sage nicht das Gegentheil. . . äußerte ich; der Rath ist gut. Aber wie mich rächen?

— O! mein Gott! Sie kennen die Worte des Evangeliums: »Suche und Du wirst finden.« Suchen Sie und Sie werden finden. Sie haben ein ganz beladenes Schiff, eine gute Ladung, welche zwei bis drei Tausend Rupien in dem Lande werth ist, das Doppelte in Ceylon, das Dreifache in Java. Gehen Sie nach Trinquemale oder nach Batavia, und ich verspreche Ihnen einen sicheren Verkauf. Leben Sie wohl, lieber Freund, oder vielmehr auf Wiedersehen, denn ich fürchte sehr, daß Sie mich zwingen werden, noch eine oder zwei Reisen in das indische Meer zu machen. Glücklicher Weise bin ich nicht wie Mahomet, und wenn der Berg nicht zu mir kömmt, so gehe ich zu dem Berge. Apropos, vergessen Sie nicht bei der ersten Gelegenheit der heiligen Margaretha eine Kerze anzuzünden.

— Ja, sagte ich zu ihr ganz zerstreut, sein Sie unbesorgt. . . ich werde trachten, mich für Sie und für unsere Kinder zu erhalten. . . Und wenn ich auf meinem Wege eine Kapelle der heiligen Margaretha antreffe. . . Ah! ich habe es gefunden, rief ich aus.

Ich erwartete, daß die Buchhold mich fragen würde, was ich gefunden hätte, aber sie hatte sich bereits entfernt. Was ich gefunden hatte, war meine Rache. Ich rief einen meiner Slaven, der sehr berühmt wegen seiner Art, die Schlangen zu bezaubern war, und ich versprach ihm zehn Farons, wenn er mir vor dem folgenden Morgen eine grüne Schlange brächte.

Eine halbe Stunde nachher brachte er mir die verlangte Schlange in einer Büchse. Es war das, was es Bestes in der Art gab, ein wahres Halsband von Smaragden.

Ich gab ihm zwölf Farons, statt zehn, und er entfernte sich, indem er mich den acht großen Göttern Indiens anempfahl.

Was mich anbetrifft, so fing ich damit an, Alles das einzustecken, was ich an Münze, Kleinodien und Perlen halte. Ich ging auf den Fußzehen nach dem Zimmer meiner Frau, und machte die Büchse, in welcher sich meine Natter eingesperrt befand, gerade über dem Pantoffel meines Braminen auf; das Thier, welches ein Nest fand, das für dasselbe gemacht schien, rollte sich ruhig darin zusammen, und ich ging nach meinem kleinen Schiffe, das sich in dem Hafen mit seiner Ladung Cardamome schaukelte.

Freilich verließ ich ein Haus, das zwölf Thaler, und ein Mobiliar, das acht Thaler werth war. Aber, meiner Treue! bei wichtigen Veranlassungen muß man einen kleinen Verlust zu ertragen wissen.

Meine Mannschaft, welche benachrichtigt war, daß sie von einem Augenblicke zum andern den Befehl erhalten würde, unter Segel zu gehen, war ganz bereit. Wir hatten daher nur die Anker zu lichten und die Segel aufzuspannen, was wir in aller Stille thaten.

Als der Tag anbrach, waren wir bereits mehr als zehn Meilen weit von der Küste.

Ich habe niemals von meinem großen Schurken von Braminen sprechen hören, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß er in diesem Augenblicke für immer und seit ohngefähr zwanzig Jahren von der Thorheit geheilt ist, seine Pantoffeln vor der Thüre zu lassen, wenn er irgendwo eintritt.

Meiner Treue, sagte der Vater Olifus, indem er die Leiche seiner zweiten Flasche betrachtete, ich glaube, daß der Rum uns im Stiche gelassen hat, und daß es Zeit ist, zu dem Arak überzugehen.

Fünfte und letzte Heirath des Vater Olifus.

VIII.

Wie man wohl begreifen wird, hatte der Erzähler die Erzählung seiner vier ersten Heirathen nicht mit einer Flasche Brantwein und einer Flasche Rum begossen, ohne daß das Andenken an die Vergangenheit, vermischt mit den gegenwärtigen Trankopfern, einige Gemüthsbewegung über seinen Bericht verbreitet hatte. Biard und ich waren daher auch überzeugt, daß, wenn er uns noch eine sechste oder siebente Heirath zu erzählen hätte, wir genöthigt sein würden, uns entweder zu Wächtern der Flasche Aral zu machen, oder das Ende der ehelichen Odyssee des Ulysses von Monikendamm auf den folgenden Tag zu verschieben.

Glücklicher Weise beruhigte er uns selbst, indem er, nachdem er seinen Schluck Aral getrunken, mit der Rückseite der Hand über seine Lippen fuhr und in dem Tone eines Mannes sagte, der eine Meldung macht:

— Fünfte und letzte Heirath des Vater Olifus!

Hierauf fuhr er mit seiner gewöhnlichen Stimme fort:

Ich war also mit meinem kleinen Schiffe, das nur eine Art von Fischerbarke war, und nur sechs Mann Besatzung hatte, nicht mehr auf gut Glück hin abgesegelt, entschlossen, das Vorgebirge Comorin zu umfahren, und wenn der Wind gut, und das Meer schön wäre, Cylon am Backbord zu lassen, und Sumatra und Java zu erreichen. Es lag mir wenig daran, ob es die eine oder die andere dieser Inseln wäre, denn je mehr ich mich dem stillen Oceane näherte, desto sicherer war ich den Verkaufes meiner Cardamome.

Am siebenten Tage nach unserer Abreise waren wir im Angesichte von Ceylon; mit Hilfe meines Fernrohres konnte ich sogar die Häuser des Hafens von Wallis unterscheiden. Ader was! der Wind war frisch, und wir hatten ungefahr noch für einen Monat schönes Wetter.

Ich wandte den Kopf von diesem verteufelten Lande ab, das uns anzog, und steuerte auf Achem, indem ich meine Nußschale durch den indischen Ocean mit eben so viel Philosophie segeln ließ, als wenn sie der erste Dreimaster von Rotterdam gewesen wäre.

Während der ersten fünf Tage und selbst nachher ging Alles gut, wie Sie sehen werden; nur gegen die zweite Quartwache der sechsten Nacht hatte uns Alle beinahe ein kleiner Unfall Perlen auf dem Grunde des bengalischen Meerbusens fischen lassen.

Während der vorhergehenden Nächte hatte ich das Steuer geführt, und Allen war gut gewesen; aber, meiner Treue! wir waren fern von jedem Lande, kein Felsen, keine Bank war auf unserem Wege bezeichnet. Dank unseren niedrigen Masten und den wenigen Segeln, welche unser Schiff trug, mußten wir besondere des Nachts, dem Auge der Seeräuber entgehen, so scharf es auch sein mogte; ich stellte daher den geschicktesten meiner Leute an das Steuer, ging in das Zwischendeck hinab, legte mich auf meine Ballen und schlief ein.

Ich weiß nicht, seit wie lange ich schlief, als ich plötzlich durch einen großen Lärm geweckt wurde, der über

Meinem Kopfe entstand. Meine Leute liefen von dem Hintertheile nach dem Vordertheile; sie schrien oder heulten vielmehr, und in diesem Geheul unterschied ich zugleich Gebete und Flüche. Was ich daher auch am klarsten bei alle dem sah, war, daß wir irgend eine Gefahr liefen, und daß die Gefahr groß wäre.

Je größer die Gefahr war, desto mehr erforderte sie meine Gegenwart. Ohne daher zu untersuchen, welcher

Art sie sein könnte, eilte ich nach der Luke und stürzte auf das Verdeck.

Das Meer war prachtvoll, der Himmel voller Sterne, ausgenommen auf einem Punkte, wo eine ungeheure, fast über unserem Kopfe hängende Masse, die bereit schien, auf das Schiff herabzufallen, durch seine Undurchsichtigkeit das Licht der Sterne unterbrach.

Die Augen aller meiner Leute waren auf diese Masse geheftet, alle ihre Bemühungen hatten zum Zwecke, sie zu vermeiden.

Nun, was war diese Masse?

Ein Gelehrter hätte sich daran gemacht, das Problem zu lösen, und wäre verschlungen worden, bevor er es gefunden. Ich hatte diese Anmaßung nicht.

Ich sprang an das Steuerruder, legte es ganz Backbord, dann, da, ohne Zweifel von dem lieben Gotte gesandt, ein hübscher frischer Nord-Nord-West-Wind vorüber zog, so fing ich ihn in meinem Vorder-, und Hintersegel zu gleicher Zeit auf, was unser Schiff wie einen erschreckten Widder springen ließ. So daß in dem Augenblicke, wo die Masse herabfiel, statt gerade auf uns herabzufallen, wie sie es zu thun drohte, sie unser Hintertheil streifte, und wir es nun waren, welche uns auf dem Berge befanden, statt in dem Thale zu sein.

Das, was uns beinahe vernichtet hätte, war eine ungeheure chinesische Jonke mit rundem Bauche, gleich dem einer Kürbisflasche, welche auf uns kam, ohne zu sagen: Habt Acht!

Ich hatte sowohl in Ceylon, als in Goa, einige Worte Chinesisch gelernt, es waren vielleicht nicht die höflichsten, aber es waren zuverlässig die kräftigsten. Ich er, griff mein Sprachrohr und sandte sie wie eine Salve den Unterthanen des erhabenen Kaisers zu.

Aber zu unserem großen Erstaunen antwortete Niemand.

Nun wurden wir gewahr, daß die Jonke auf träge Weise schwamm, wie als ob sich Niemand auf dem Verdecke befände, um sie zu leiten, kein Licht leuchtete weder aus den Stückpforten noch an dem Compaß, man hätte glauben können, daß es ein todter Fisch, die Leiche des Leviathan sei.

Ohne zu rechnen, daß nicht ein Segel in dem Wind war.

Die Sache war ungewöhnlich genug, um unsere Aufmerksamkeit zu verdienen. Wir kannten die Chinesen als sehr nachlässig, aber so nachlässig sie auch sein mögen, so sind sie doch nicht gewöhnt, so ruhig zum Teufel zu gehen. Ich sah ein, daß dem Schiffe oder der Mannschaft irgend etwas Ungewöhnliches zugestoßen wäre, und da wir nur noch anderthalb bis zwei Stunden den Tag abzuwarten hatten, so manövrirte ich so, um mit der Jonke zu fahren, was nicht schwer war, da sie wie ein Ballen rollte, und nur eine Vorsichtsmaßregel zu treffen war, nämlich nicht an sie anzustoßen.

Ein einfaches Segel, das wir behielten, genügte, um uns vor diesem Unfalle zu bewahren.

Allmählig brach der Tag an; in dem Maße, als die Dunkelheit verschwand, versuchten unsere

Augen irgend ein Leben in der ungeheuren Maschine zu erkennen, aber nicht ein Mann rührte sich; entweder war die Jonke leer, oder ihre Mannschaft schlief.

Ich näherte mich so viel, als es mir möglich war. Ich sprach alles das aus, was ich an chinesischen Worten wußte. Einer meiner Leute, der zehn Jahre in Macao gewesen war, sprach und rief gleichfalls, Niemand antwortete.

Nun beschlossen wir, um die Jonke herum zu fahren, um zu sehen, ob dasselbe Schweigen an dem Steuerborde wie an dem Backborde herrschte.

Dasselbe Schweigen, nur hing von dem Steuerbord ein Fallreep herab. Ich manövrirte, um mich so viel als möglich dem ungeheuren Rumpfe zu nähern; es gelang mir, das Fallreep zu packen, und in fünf Minuten befand ich mich auf dem Verdecke.

Es war augenscheinlich, daß sich dort irgend etwas zugetragen hatte, was nicht angenehm für die Bewohner der Jonke war; zerbrochene Gerätht, wallende Fetzen von Zeug, hier und da Blutflecken; Alles deutete einen Kampf an, und einen Kampf, in welchem ohne allen Zweifel die Chinesen unterlegen waren.

Während ich auf dem Verdecke Musterung hielt, schien es mir, als ob ich erstickte Klagen aus dem Inneren dringen hörte. Ich wollte in das Zwischendeck hinabgehen, die Luken waren verschlossen!

Ich blickte um mich, und sah an dem Fuße der Spille eine Art von Brecheisen, das bestimmt schien, vortrefflich dem Zweck zu dienen, welchen ich mir vornahm. In der That, mit Hilfe eines Druckes sprengte ich die Fallthür einer der Luken, und das Licht drang in das Zwischendeck.

In derselben Zeit, als das Licht hineinfiel, gelangten weit deutlichere Klagen bis zu mir. Ich gestehe, daß ich mit einem gewissen Zögern hinabging, aber auf der Hälfte der Leiter war ich beruhigt.

Auf dem Fußboden des Zwischendeckes lagen, wie Mumien geordnet, und wie Würste gebunden, ohngefähr zwanzig Chinesen, welche mit mehr oder weniger Grimmassen, je nachdem die Natur sie mit einem weniger oder mehr geduldigen Temperamente begabt hatte, an ihren Knebeln nagten.

Ich ging zu dem, welcher mir der Angesehenste schien, er war mit dickeren Stricken gebunden, und kaute an einem dickeren Knebel. Ehre dem Ehre gebührt.

Ich entledigte ihn seiner Bande und seines Knebels so schnell als ich es vermögte, er war der Eigenthümer der Jonke, der Kapitän Ising-Fong; er fing damit an, seine sehr aufrichtigen Danksagungen an mich zu richten, wie ich es zum Mindesten zu verstehen glaubte, dann bat er mich, ihm zu helfen, seine Gefährten ihrer Bande und ihrer Knebeln zu entledigen.

In weniger als zehn Minuten war das Werk beendet.

In dem Maße, als ein Mann losgebunden und enthebelt war, eilte er in den untern Schiffsraum, wo er verschwand; ich war neugierig, zu sehen, was sie mit so vieler Eile in dem untern Raume des Schiffes machten, und ich sah die Unglücklichen, welche eine Tonne Wasser eingeschlagen hatten, und die aus ihr tranken.

Seit drei Tagen hatten sie weder getrunken, noch gegessen; da sie aber bei weitem mehr von Durst, als von Hunger gelitten hatten, so war es der Durst, mit dessen Stillung sie sich zuerst beschäftigten.

Zwei tranken so viel, daß sie daran starben; ein dritter aß so viel, daß er davon platzte.

Die Geschichte dieser unglücklichen Jonke, welche uns anfangs so unbegreiflich geschienen

hatte, war indessen ganz natürlich.

Des Nachts von malabarischen Seeräubern überfallen, war die Mannschaft nach einem kurzen Widerstande gefangen genommen worden.

Dieser Widerstand war es, von dem wir die Spuren auf dem Verdecke bemerkt hatten.

Dann, um in ihrem Handelsbesuche nicht gehindert zu werden, hatten die Seeräuber die Mannschaft gebunden, geknebelt, und ihren Kapitän an der Spitze in das Zwischendeck gelegt, worauf sie von der Ladung alles das genommen hatten, was ihnen zu nehmen angenehm war, indem sie einen Theil dessen, was sie nicht hatten mitnehmen können, verdarben oder ins Wasser warfen.

Hierauf, ohne Zweifel in der Hoffnung eine zweite Reise nach der Jonke zu machen, hatten sie alle Segel angeschnürt, welche sie weiter kommen lassen konnte, und hatten sie ihrem Schicksale überlassen.

In diesem Zustande wäre sie uns beinahe auf den Kopf gefallen.

Man wird die Freude des Kapitäns und seiner Mannschaft begreifen, als sie sich durch uns, oder vielmehr durch mich, nach drei Tagen der Angst aus ihrer sehr wenig angenehmen Lage befreit sahen. Man warf meinen Leuten eine Art von Leiter zu, von denen vier auf das Verdeck stiegen, während die beiden andern die Fischerbarke an das Hintertheil der Jonke befestigten, wo sie nicht größer schien, als ein Boot im Gefolge einer gewöhnlichen Brigg.

Als die Fischerbarke befestigt war, kamen die beiden letzten Leute meiner Mannschaft zu uns.

Es handelte sich darum, der chinesischen Mannschaft zu helfen, sich wieder in Stand zu sehen. Die Unterthanen des erhabenen Kaisers sind weder die herzhaftesten, noch die gewandtesten Seeleute der Erde, so daß sie lautes Geschrei ausstießen, große Anstrengungen machten, aber in Nichts weiter gekommen wären, wenn wir nicht ihre Arbeit vollzogen hätten.

Als die Arbeit vollbracht, die Verwundeten verbunden, die Todten in das Meer geworfen, die Jonke unter Segel war, beschloß man, daß, da die Ladung an Bord der Seeräuber übergegangen war, es unnöthig wäre, den Weg nach Madras fortzusetzen. Außerdem war der Kapitän Ising-Fong entschlossen, wieder umzukehren. Das kam daher, weil er in Madras eine Ladung Cardamome einzunehmen gedachte, und ich gerade mit Cardamome beladen war; nur wird man begreifen, daß das, was die Seeräuber zuerst besucht hatten, die Kasse des Kapitän Ising-Fong war. Da die Kasse sich nicht im Stande befand, mir die acht Tausend Rupien auszubezahlen, welche meine Ladung geschätzt war, so wurde verabredet, daß wir mit einander bis nach Manila segeln wollten, wo der Kapitän Ising-Fong einen Correspondenten hatte, und wo wir dem zu Folge, Dank dem Credite, den er von der Meerenge von Malacca bis zur Meerenge von Corea genoß, unsern Handel würden schließen können. Da ich keinen Vorzug für irgend einen Ort der Welt, und besonders nichts Persönliches gegen die Philippinen hatte, so nahm ich den Antrag an, nur unter der Bedingung, daß ich über das Manöver berathen würde, weil ich durchaus keine Lust hatte, Bekanntschaft mit den Seeräubern zu machen.

Sei es nun aus Eigenliebe, oder sei es aus Mißtrauen, der Kapitän Ising-Fong machte anfangs einige Schwierigkeiten. Als er aber gesehen hatte, daß, Dank meiner Manöver, seine Maschine, welche bis dahin wie ein Faß rollte, das Wasser wie ein Fisch zu spalten begann, faltete er die Hände über seinem Bauche, begann den Kopf auf und ab zu senken, sprach zwei bis drei Male die doppelte Sylbe aus Hi-o-hi-o, was sagen will, vortrefflich, und bekümmerte sich um Nichts mehr.

So daß wir ohne Unfall durch die Meerenge von Malacca kamen, daß wir ferner ohne Unfall durch den Archipel der Arambas fuhren, und daß wir, nachdem wir die kleine, wie eine Schildwache am Eingange der Bucht aufgestellte Insel Corregidor umsegelt, in die Mündung des Passig einfuhren, und wohlbehalten bei eingebrochener Nacht dem Lagerhause der Douane gegenüber vor Anker gingen.

IX.

Der Bezoarstein.

Der Kapitän Ising-Fong hatte mir kein eitles Versprechen gemacht, und gleich am Tage unserer Ankunft führte er mich zu seinem Correspondenten, einem reichen Cigarrenfabrikanten, der mir anbot, mir meine acht Tausend Rupien baar auszuzahlen oder mir für eine gleiche Summe Waaren zu einem Preise zu geben, um welchen er sie mir wegen der Ausdehnung seines Handels und der Vielfältigkeit seiner Geschäfte allein liefern konnte.

In der That, die Philippinischen Inseln können als die Niederlage der Welt angesehen werden, man findet dort das Gold und das Silber Perus, die Diamanten von Golkonda, die Topase, die Saphire und den Zimmet von Ceylon, den Pfeffer von Java, die Gewürznelke und die Muscatnuß der moluckischen Inseln, den Campher von Borneo, die Perlen von Mannar, die persischen Teppiche, Benzoe und das Elfenbein von Camboie, Moschus von Liquios, die bengalischen Stoffe und das chinesische Porzellan.

Es war an mir, eine Wahl unter allen diesen Waaren zu treffen, und mich für die zu bestimmen, welche mir den sichersten und den schnellsten Nutzen zu bieten schienen.

Uebrigens, da Nichts mich beeilte, da ich einen ziemlich hübschen Gewinn aus meiner Cardamome gezogen, so beschloß ich, einige Zeit lang in Manila zuzubringen, und während meines Aufenthalts auf den Philippinen den Handelszweig zu studiren, der für einen Mann der einträglichste sein könnte, welcher, indem er mit Hundert und vierzig Franken angefangen, einige dreißig Tausend Livres bar in dem Handel anzulegen hatte.

Meine erste Sorge war, die beiden Städte zu besuchen:

Manila, die spanische Stadt;

Bidondo, die tagalische Stadt.

Die spanische Stadt ist eine Zusammensetzung von Klöstern, von Kirchen und von viereckigen ohne Ordnung gebauten Häusern, mit dicken und hohen Mauern, mit auf den Zufall hin gebrochenen Schießscharten, mit Gärten, welche sie von einander absondern, mit Mönchen, Nonnen, Spaniern in Mänteln bevölkert, die sich in schlechten Palankins tragen lassen, oder, der Zigarre im Munde, ernster Weise wie alte Castilianer aus der Zeit Don Quichottes de la Manche gehen. Die Stadt, welche Hundert Tausend Einwohner enthalten kann, und die nur acht Tausend enthält, bietet daher auch einen höchst traurigen Anblick.

Das war es nicht, was ich bedurfte, und nachdem ich Manila besucht, indem ich dabei verächtlich den Kopf schüttelte, beschloß ich, Bekanntschaft mit Bidondo zu machen.

Am folgenden Morgen, nachdem ich meine Chokolade getrunken, ging ich daher nach der bürgerlichen Stadt, und in dem Maße, als ich mich ihr näherte, gelangte das in diesem Grabe, das man Manila nennt, gänzlich abwesende Geräusch des Lebens bis zu mir. Ich athmete weit freier, und ich fand das Grün weit frischer und die Sonne weit lichtvoller.

Ich beeilte mich daher auch, die Festungswerke und die Zugbrücke der militärischen Stadt zu überschreiten, und wie Jemand, der aus einem unterirdischen Gange kommt, befand ich mich plötzlich heiter, fröhlich und munter auf dem, was man die steinerne Brücke nennt. Dort begann das Leben, oder vielmehr von dort an war das Leben im Ueberflusse verbreitet.

Die Brücke war mit Spaniern in Palankins, mit zu Fuße gehenden Mestizen, die mit großen

Sonnenschirmen versehen, waren, mit Creolen, denen ihre Diener folgten, mit Landleuten, die aus den benachbarten Dörfern gekommen, mit chinesischen Kaufleuten und malaiischen Arbeitern überfüllt; das war ein Lärm, ein Geschrei, ein Bunt durcheinander, das zu sehen einem Manne Vergnügen machte, der sich für gestorben halten konnte, da er zwei Tage lang in Manila begraben gewesen war.

Lebewohl daher der traurigen Stadt, Lebewohl den langweiligen Häusern, Lebewohl den edlen Herren, und guten Tag der fröhlichen Vorstadt, guten Tag Bidondo mit seinen Hundert und vierzig Tausend Einwohnern, guten Tag den eleganten Häusern, der geschäftigen Bevölkerung, guten Tag dem Kai, auf dem die Krahen knarren, auf dem die Ballen der vier Enden der Welt rollen, an dem die chinesischen Jonken, die Piroguen von Neu-Guinea, die malaiischen Proas, die europäischen Briggs, Corvetten und Dreimaster vor Anker gehen. Dort gibt es keine Klassen, keine Ausschließungen, keine Kasten; der Mensch wird nach dem geschätzt, was er ist, er ist nach dem geachtet, was er besitzt; man erkennt ihn auf den ersten Blick an seinem Kostüme, bevor man ihn an seiner Aussprache erkennt. Malaien, Amerikaner, Chinesen, Spanier, Holländer, Madegassen, Indier sind beständig damit beschäftigt, den Strom der Eingebornen zu spalten. Dieser Ocean von Tagalen, Männern und Frauen, welche die Bevölkerung der Insel bildeten, als die Spanier sie eroberten, und die man, die Männer an ihrem fast normannischen Kostüme, an ihrem Hemde, das wie ein Kittel über das Beinkleid von Leinwand herabhängt, an ihrem nachlässig umgeschlagenen Halstuche, an dem Filzhute mit abgegriffenen Rändern, an den Schnallenschuhen, an dem Rosenkranze, der seinen Hals umgibt, und an der kleinen Schärpe, die er wie einen Plaid trägt, erkennt; die Frauen an ihren durch einen hohen spanischen Kamm zusammengehaltenen Haaren, an ihrem nach hinten wallenden Schleier, an dem Kragen von weißer Leinwand, der auf ihrer Brust spielt, und den Theil des Körpers entblößt läßt, welcher sich unter dem Busen bis auf den Nabel erstreckt; an der bis an die Knöchel gewickelten Cambaye, an dem buntscheckigen, über der Cambaye gewickelten Teppiche, an den unmerklichen Pantoffeln, welche den Fuß fast bloß lassen, an der immer an ihren Lippen hängenden Cigarre, welche durch die Rauchwolke, die sie verbreitet, ihre Augen noch weit feuriger macht.

Ah! das war ganz das, dessen ich bedurfte. Gute Nacht, Manila! und, es lebe Bidondo!

Ich kehrte daher auch nur nach Manila zurück, um mein ganzes Gepäck nach Bidondo bringen zu lassen.

Der Correspondent meines chinesischen Kapitäns zollte meinem Entschlusse Beifall, der nach seiner Meinung der eines vernünftigen Mannes war; er hatte selbst ein Haus in Bidondo, wohin er des Sonntags kam, um sich von seiner Langenweile der Woche auszuruhen. Er bot mir sogar eine Art von kleinem Pavillon an, der zu diesem Hause gehörte, und die Aussicht auf den Kai hatte, aber ich wollte ihn nur als Miether annehmen, und wir kamen überein, daß ich ihn für dreißig Rupien jährlich, ohngefähr achtzig Franken, genießen und, wie man in Europa sagt, über sein Inneres und was dazu gehörte, verfügen würde.

Uebrigens wurde ich nach Verlauf von drei Tagen der Beobachtung gewahr, daß der Haupterwerbszweig des Tagalen der Hahnenkampf ist.

Es ist unmöglich, von dem einen Ende des Kais von Bidondo nach dem andern zu gehen, ohne auf zehn, fünfzehn, zwanzig, um zwei gefiederte Kämpen gebildete Gruppen zu stoßen, an deren Schicksal sich das Schicksal von zwei, drei, vier, fünf tagalischen Familien knüpft, denn nicht allein lebt eine tagalische Familie, welche einen Hahn von guter Rage besitzt, von dem Ertrage

dieses Hahnes, sondern auch die Verwandten, und die Nachbarn, welche für den Eigenthümer des Hahnes wetten, leben auch noch zu gleicher Zeit, als er, durch ihn. Die Frau hat Schildkrötenkämme, goldene Rosenkränze, Halsbänder von Glas, der Mann Geld in seiner Tasche und die Cigarre im Munde; der Hahn ist daher auch das verzogene Kind des Hauses; eine tagalische Mutter bekümmert sich nicht um ihre Kinder, sondern um ihren Hahn; sie macht seine Federn glänzend, sie schärft seine Sporen. Was den Gatten anbetrifft, so vertraut er ihn in seiner Abwesenheit Niemand, nicht einmal seiner Frau an; geht er aus, so nimmt er ihn unter seinen Arm, geht mit ihm zu seinen Geschäften, und besucht mit ihm seine Freunde, begegnet er auf seinem Wege einem Gegner, so werden die Herausforderungen ausgewechselt und die Wetten geschlossen, die Eigenthümer setzen sich einander gegenüber, reizen ihre Hähne zum Kampfe an, und da ist ein Kreis gebildet, in dessen Mitte sich die beiden grimmigsten Leidenschaften des Menschen bekämpfen; das Spiel und der Krieg. Ah! meiner Treue! das Leben von Bidondo ist ein schönes Leben.

Es besteht bei den Tagalen ein anderer Gewerbszweig, der ziemlich der Aufsuchung des Steines der Weisen gleicht, es ist der der Aufsucher des Bezoarsteines; nun aber hat die Natur, wie sie die Philippinen zur Niederlage aller Gifte der Welt gemacht, dort auch den Bezoarstein niedergelegt, der das Universalgegift ist.

— Oh! bei Gott! äußerte ich, indem ich den Vater Olifus unterbrach, da Sie das Wort Bezoar ausgesprochen haben, so wäre es mir nicht unlieb, zu wissen, woran ich mich in dieser Beziehung zu halten habe. Ich habe, besonders in Tausend und eine Nacht, viel von dem Bezoar sprechen hören, ich habe die seltensten Steine gesehen, ich habe den blaßrothen Rubin, ich habe den ungeschliffenen Granat, ich habe den Karfunkel gesehen, aber ich habe vergebens gesucht, und niemals den Bezoar gesehen. Niemand hat mir jemals, das geringste Stückchen davon zeigen können.

— Nun denn! ich, mein Herr, antwortete mir der Vater Olifus, ich habe ihn gesehen, ich habe ihn berührt, ich habe ihn sogar verschluckt, sonst würde ich nicht, wie Sie sehen werden, in diesem Augenblicke die Ehre haben, ein Glas Arak auf Ihre Gesundheit zu trinken.

Und der Vater Olifus schenkte sich in der That ein Glas Arak ein, das er in einem Zuge auf die Gesundheit Biards und auf die meinige austrank.

— Ah! begann er wieder, wir sagten also, daß der Bezoar besteht, aber es gibt auch noch drei Sorten Bezoar. Den Bezoar, den man in den Eingeweiden der Kühe findet, den Bezoar, den man in den Eingeweiden der Ziegen findet, und den Bezoar, den man in den Eingeweiden der Affen findet.

Der Bezoar, den man in dem Bauche der Kühe findet, ist der am wenigsten kostbare. Zwanzig Gran dieses Bezoar sind nur so viel werth, als sieben Gran dessen, den man in dem Bauche der Ziegen findet, eben so wie sieben Gran des Bezoar, den man in dem Bauche der Ziegen findet, nur so viel werth sind, als ein Gran dessen, den man in dem Bauche der Affen findet.

Besonders in dem Königreiche Golkonda trifft man Ziegen an, welche den Bezoar erzeugen. Sind sie von einem besondern Geschlechte? Nein, denn unter zwei jungen Ziegen von derselben Mutter erzeugt die eine Bezoar, und die andere erzeugt keinen. Die Hirten haben nur nöthig, ihnen den Bauch auf eine gewisse Weise zu befühlen, um zu wissen, woran sie sich über diese Art von Fruchtbarkeit ihrer, Ziegen zu halten haben, durch das Fell zählen sie in den Eingeweiden die Anzahl der Steine, welche sie enthalten, und erkennen, ohne sich jemals zu irren, den Werth dieser Steine. Man kann also den Bezoar wie das Korn auf dem Halme kaufen.

Nun hatte ein Handelsmann von Goa zu der Zeit, wo ich die Küste von Malabar bewohnte, eine merkwürdige Erfahrung gemacht. Er kaufte in den Gebirgen von Golkonda vier Bezoartragende Ziegen, er brachte sie Hundert und fünfzig Meilen weit von ihrem Geburtsorte, schlachtete auf der Stelle zwei davon, und fand noch die Bezoarsteine in ihrem Körper, die aber an Umfang abgenommen hatten. Zehn Tage nachher schlachtete er eine andere. Bei der Untersuchung des Thieres erkannte man, daß es Bezoar getragen hatte, aber der Bezoar war verschwunden. Endlich schlachtete er die vierte nach Verlauf von einem Monate, und diese hatte keine Spur von dem kostbaren Steine mehr, der gänzlich verschwunden war.

Das könnte beweisen, daß es in den Gebirgen von Golkonda einen besondern Baum, oder ein besonderes Kraut gibt, dem die Kühe und die Ziegen die Bildung des Bezoar verdanken.

Wir sagen also, daß einer der Erwerbszweige der Tagalen darin besteht, auf die Jagd der Affen zu gehen, welche den Bezoar tragen, der im Behältnisse und im Vergleiche mit den andern Bezoaren eben so kostbar ist, als es der Diamant in Bezug auf den Rheinkiesel, Straß oder Bergkrystall ist.

Ein einziger Bezoar von einem Affen ist Tausend, zwei Tausend, zehn Tausend Livres werth, da eine Prise geriebenen und in einem Glas Wasser aufgelösten Bezoar als Gegengift gegen alle die schrecklichsten Gifte der Philippinen, und selbst gegen den Upas von Java dienen kann.

Nun aber ist es unglaublich, welcher Gebrauch von Gift von Lucon bis nach Mindanao besonders zu den Zeiten der Cholera gemacht wird, weil, da die Symptome dieselben sind, man im Allgemeinen die Zeiten der Seuche benutzt, die Gatten, um sich ihrer Frauen zu entledigen, die Frauen, um sich ihrer Gatten zu entledigen, die Neffen ihrer Onkel, die Schuldner ihrer Gläubiger u. s. w., u. s. w., u. s. w.

Aber das Menschengeschlecht, welches sich in Bidondo am reichlichsten befindet, sind die Chinesen. Sie besitzen das schöne Quartier an den Ufern des Passig; ihre Häuser sind bald aus Stein, halb aus Bambus gebaut, sie sind schön, luftig, zuweilen außerhalb mit Malereien verziert, mit Gewölben und Läden im Erdgeschosse; und welche Läden, und welche Gewölbe! Sehen Sie, nur wenn man daran vorübergeht, steigt einem das Wasser in den Mund, ohne eine Menge kleiner Chinesinnen zu rechnen, welche vor ihren Thüren sitzen, und die, indem sie den Kopf bewegen, den Vorüberkommenden Augen zuwerfen. . . Kurz!

Da ich einem chinesischen Kapitän, einer chinesischen Schiffsmannschaft das Leben, und eine chinesische Jonke vom Untergange gerettet hatte, so war ich in Bidondo ganz empfohlen. Außerdem trieb der Correspondent des Kapitän Ising-Fong, der, welcher mir den Pavillon vermietet hatte, den ich bewohnte, seinen Haupthandel mit den Unterthanen des erhabenen Kaisers.

Der erste Sonntag, an welchem er nach Bidondo kam, wurde mir gänzlich gewidmet. Er fragte mich, ob ich Jäger wäre. Auf jeden Zufall hin antwortete ich ihm mit ja. Er sagte mir also, daß er für den folgenden Sonntag mit einigen seiner Freunde eine Jagd verabredet hätte, und daß ich mich, wenn ich daran Theil nehmen wollte, um Nichts zu bekümmern hätte, indem ich bei meiner Ankunft auf dem Landhause dieses Freundes eine vollständige Jagdausrüstung finden würde.

Ich nahm es mit großem Vergnügen an.

Die Jagt sollte, indem man den Passig hinauf fuhr, in der Umgegend eines reizenden Binnensees, die la Laguna genannt, stattfinden.

Am folgenden Sonnabend brachen wir von Bidondo in einer mit sechs kräftigen Ruderern bemannten Barke auf, und ich stehe Ihnen dafür, es bedurfte deren nicht weniger, um den Passig hinaufzufahren.

Uebrigens war diese Spazierfahrt reizend; die beiden Ufer des Flusses boten nicht allein den mannigfaltigsten Anblick, sondern auch noch die zu unserer Rechten und zu unserer Linken den Fluß hinab- und hinauffahrenden Piroguen boten das reizendste Gemälde, das man sehen konnte.

Nach dreistündiger Fahrt hielten wir an einem hübschen Fischerdorfe an, dessen Bewohner des Abends den Ertrag des Fischfanges von dem Tage in Bidondo verkaufen, und das seine von dem Winde bewegten Reisfelder, seine Palmengruppen, seine Bambusgesträuche und seine Hütten mit spitzigen Dächern, welche in der Luft aufgehängten Kästchen gleichen, in dem Wasser spiegelt.

Dieser Halt hatte zum Zwecke, unsere Ruderer sich ausruhen, und uns selbst zu Mittag essen zu lassen. Als das Mahl eingenommen war, und unsere Ruderer sich ausgeruht hatten, begaben wir uns wieder auf den Weg.

Endlich sahen wir in dem Augenblicke, wo die Sonne unterging, den See Laguna, der dreißig Stunden im Umkreise hat, gleich einem unermesslichen Spiegel vor uns glänzen.

Gegen sieben Uhr Abends fuhren wir in den See ein; zwei Stunden nachher befanden wir uns bei dem Freunde unseres Correspondenten.

Der Freund unseres Correspondenten war ein Franzose Namens Herr de la Gèronnière, seit fünfzehn Jahren bewohnte er an dem Ufer des Sees Laguna ein reizendes Gut Namens Hala-Hala. Er empfing uns mit einer ganz indischen Gastfreundschaft, als er aber erfuhr, daß ich ein Europäer von französischem Ursprünge wäre, als wir einige Worte in einer Sprache ausgewechselt hatten, welche er, ausgenommen in seiner Familie, nicht ein Mal des Jahres Gelegenheit fand, zu sprechen, verwandelte sich die Gastfreundschaft in ein wahres Fest.

Alles das ging um so besser, als ich weder den Hidalgo, noch den Aristokraten, noch den Großprahler spielte, ich sagte, Sie erzeigen mir viel Ehre, ich bin ein armer Matrose von Monikendamm, ein armer Barkenpatron von Ceylon, ein armer Handelsmann von Goa, man hat eine derbe aber offenherzige Hand, man hatte die Wahl, mich zu nehmen, oder zu lassen, und man nahm den Vater Olifus als das, was er war, das heißt, als einen wackeren Mann, der sich nicht ziert.

Am Abend war ich meinem Grundsatz getreu, das heißt, daß ich mich weder gegen die Flasche, noch gegen das Bett zierte; man hatte mich meine Abenteuer erzählen lassen, und meine Abenteuer hatten das größte Glück gemacht; nur hatten sie einen einfältigen Gedanken in dem Kopfe von dem Correspondenten meines Chinesen entstehen lassen, nämlich den, mich ein fünftes Mal zu verheirathen.

Aber ich erklärte ihm, daß ich in meiner Weisheit fest beschlossen hätte, den Frauen nicht mehr zu trauen, da die schöne Nahi-Nava-Nahina, die schöne Inès und die schöne Amarou mich von dem Geschlechte geheilt hätten.

— Bah! sagte mir mein Correspondent, Sie haben unsere Chinesinnen von Bidondo noch nicht gesehen; wenn sie dieselben gesehen haben, werden Sie anders darüber sprechen.

Daraus ging hervor, daß ich mich wider meinen Willen mit Heirathsgedanken zu Bett legte, und daß ich träumte, daß ich eine chinesische Wittwe heirathete, die einen so kleinen, so kleinen, so kleinen Fuß hatte, daß ich nicht glauben konnte, daß sie Wittwe wäre!

X.

Die Jagd.

Um fünf Uhr Morgens wurde ich durch das Bellen der Hunde und das Schmettern der Hörner gedeckt. Ich glaubte noch in dem Haag an einem Tage der Jagd König Wilhelms in dem Parke von Loo zu sein.

Durchaus nicht; ich befand mich ohngefähr vier Tausend Stunden weit von Holland an dem Ufer des Sees Laguna. und wir sollten in den Gebirgen der Philippinen jagen.

Das Wild, das wir verfolgen sollten, war der Hirsch, der Eber und der Büffelochs; das Wild, das uns viel leicht verfolgen würde, war der Tiger, das Krokodil und die Ibitin.

Für den Tiger war ich gewarnt, wenn ich entweder einen einzelnen Pfau, oder eine Schaar von Pfauen aufjagte, so mußte ich mich vor dem Tiger in Acht nehmen, da niemals fern ist. Was das Krokodil anbelangt, so handelte es sich jedes Mal, daß ich mich dem See nähern würde, darum, auf die an dem Ufer liegenden Baumstämme zu achten. Diese Baumstämme sind fast immer Krokodile, die einen sehr leichten Schlaf haben, und die uns bei einem Arme, bei einem Beine, oder bei einem Hinterbacken in dem Augenblicke erwischen, wo man an ihnen vorüber kömmt.

Was die Ibitin anbelangt, so ist es etwas anderes, sie ist eine dreißig Fuß lange Schlange, ein Geschwisterkind der Boa, die sich wie eine dicke Liane um die Bäume schlingt, regungslos bleibt, und sich dann in dem Augenblicke, wo man am Wenigsten daran denkt, auf den Hirsch, den Eber oder den Büffelochsen herabstürzt, ihn, Knochen und Fleisch, an einem Baume zermalmt, ihn im Zermalmen ausstreckt und ihn am Ende ganz verschlingt.

Es versteht sich von selbst, daß sie den Menschen nicht vernachlässigt, und daß sie, wenn die Gelegenheit sich dazu bietet, ohne Unterschied den Tagalesen, den Chinesen oder den Europäer verspeiset.

Für den Menschen ist das Mittel, sich von ihr zu befreien, sehr einfach, nur muß man es anzuwenden wissen, es genügt, an seinem Gürtel einen, wie ein Rasiermesser scharfen Hirschfänger zu tragen, da die Ibitin nicht giftig ist, und sich damit begnügt, ihre Beute zu ersticken, so steckt man zwischen sich und eine der Umschlingungen, welche sie um den Körper bildet, genannten Hirschfänger, und, krack! indem man es zur Seite biegt, schneidet man sie in zwei Stücken.

In dem Augenblicke des Aufbruches umgürtete mich daher mein Wirth auch mit einem prachtvollen Hirschfänger, mit dem er bereits für seine Rechnung zwei oder drei Ibitins durchschnitten hatte.

Was die giftigen Schlangen anbelangt, so war es, da es keine Mittel gegen ihre Wunden gibt, nicht der Mühe werth, deren zu suchen.

Seit zwei Monaten hatte der Herr de la Gèronnière eine liebenswürdige Tagalesin von sechzehn bis achtzehn Jahren verloren, von der er vermuthete, daß sie von einem Tiger fortgetragen, von einem Krokodile verzehrt oder von einer Schlange erstickt worden wäre.

So viel war gewiß, daß, eines Abends ausgegangen, die arme Schimindra nicht wieder zurückgekehrt war, und daß, welche Nachforschungen man seitdem auch angestellt, man Nichts von ihr hatte sprechen hören.

Ich gestehe, daß ich, als mein Wirth mir alle die Gefahren erzählte, welche wir auf unserer

Jagdparthie des Tages laufen würden, fand, daß die Jagd ein sonderbares Vergnügen wäre.

Wir gingen zu Pferde bis nach dem Orte, wo das Treiben anfangen sollte. Dort stiegen wir ab, und begannen in den Wald zu dringen.

Das erste Wild, das ich aufjagte, war ein prachtvoller Schwarm Pfauen. Ich bemerkte mir den Ort genau, von dem sie aufgestiegen waren, machte einen großen Umweg, und hatte das Vergnügen, den Tiger nicht zu stören, den mir der Aufflug dieser stolzen Vögel verkündete.

Nach Verlauf von zehn Minuten fiel ein Schuß. Herr de la Gèronnière hatte einen Hirsch geschossen.

Ich meiner Seits hörte einen großen Lärm unter meinen Füßen, ich sah das Gestrüpp sich zehn Schritte weit von mir bewegen, und feuerte meinen Schuß auf den Zufall hin ab. Ich will nicht sagen, daß meine Kugel dem Eber begegnete, aber der Eber begegnete meiner Kugel.

Jedermann wünschte mir Glück, ich hatte einen Prachtvollen Schuß gethan.

Ich hatte mit einem Schusse einen Einsiedler niedergestreckt. Es scheint, daß man so bei Ihnen die alten Eber nennt.

Ich machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen.

Man weidete meinen Eber aus, legte ihn auf die Schultern von vier Tagalesen, und forderte mich auf, meine Heldenthaten fortzusetzen, indem man mir versicherte, daß ich mit dem ersten Schusse Meister geworden wäre.

Es gibt Nichts, mein Herr, das dem Menschen mehr ins Verderben stürzt, als die Schmeichelei.

Jetzt, wo ich einen Eber geschossen hatte, schien es mir, als ob ich einen Tiger, ein Rhinoceros, einen Elephanten würde tödten können; ich setzte meinen Weg durch den Wald weiter fort, und wünschte Nichts mehr, als Leib gegen Leib mit allen Ungeheuern der Philippinen zu kämpfen.

In meinem Eifer bemerkte ich daher auch nicht, daß ich mich allmählig von der Jagd entfernte. Man hatte mir gesagt, daß wir ohngefähr zwei Stunden lang Berg auf gehen müßten, und nach Verlauf von kaum drei Viertelstunden befand ich mich an einem Abhange.

Plötzlich hörte ich dreißig Schritte weit von mir ein schreckliches Brüllen.

Ich wandte mich nach der Seite um, von woher das Brüllen kam und erblickte einen Büffelochsen.

Ah! das war ein schöner Schuß. Nur, da mein Gewehr, ich weiß nicht warum, ein wenig in meinen Händen zitterte, so lehnte ich es an einen Baumzweig und drückte ab.

Kaum hatte ich abgedrückt, als ich zwei blutige Augen sah, welche auf mich zukamen, während die Schnauze des Thieres den Boden wie ein Pflug aufwühlte.

Ich feuerte meinen zweiten Schuß ab, aber statt die Schnelligkeit des Thieres zu mäßigen, schien mein zweiter Schuß sie zu steigern.

Ich halte nur die Zeit, mein Gewehr wegzuwerfen, einen Zweig des Baumes zu ergreifen, unter welchem ich mich befand, und mich durch einen gymnastischen Schwung zu der Höhe dieses Zweiges zu erheben, von wo aus ich die oberen Zweige erreichte.

Aber dort angelangt, war ich weit davon entfernt, von meinem Büffelochsen befreit zu sein; da er mir nicht auf die Zweige meines Baumes folgen konnte, so begann er den Stamm desselben zu bewachen. Während der ersten zehn Minuten sagte ich zu ihm: Kehre um, kehre um, mein Guter, ich lache über Dich, geh.

Aber während der andern zehn Minuten fing ich an zu bemerken, daß die Sache ernster wäre, als ich es anfangs geglaubt hatte.

Nach Verlauf einer Stunde ersah ich aus der Ruhe, mit welcher er seine Runde um den Baum herum machte, daß er entschlossen war, sich zu meinem Wächter zu machen, bis daß er mein Henker würde.

In der That, von Zeit zu Zeit erhob er den Kopf zu mir, blickte mich mit seinen blutigen Augen an, brüllte auf eine drohende Weise, und begann dann um meinen Raum herum zu grasen, wie um mir zu sagen: — Du siehst, ich habe Alles, was ich bedarf; Gras, um Mich zu nähren, Morgen- und Abendthau, um meinen Durst zu stillen, während Du, da Du ein Fleisch fressendes Thier bist, und noch nicht die Gewohnheit angenommen hast, Dich mit Laub zu nähren, eines oder des andern Tages wirst herabsteigen müssen, und wenn Du herabsteigen wirst, so wirst Du unter meinen Füßen und zwischen meinen Hörnern eine schlimme Viertelstunde zubringen.

Glücklicher Weise ist der Vater Olifus ein Mann, der sich nicht lange besinnt, wenn es sich darum handelt, einen Entschluß zu fassen; ich sagte mir: — Olifus, mein Freund, je länger Du wartest, desto mehr wirst Du Deine Lage verschlimmern. Du wirst Deinem Büffelochsen eine Stunde geben, damit er sich davon macht, und wenn er sich in einer Stunde nicht davon gemacht hat, wohlan! wenn er sich nicht davon gemacht hat, so werden wir sehen.

Ich sah nach meiner Uhr, es war eilf Uhr. Ich sagte: Gut, um zwölf Uhr haben wir es mit einander zu thun.

Wie ich es mir gedacht hatte, setzte der Büffelochs, statt den Baum zu verlassen, seine Schildwache fort, indem er von Zeit zu Zeit die Nase in die Luft erhob und aus allen seinen Kräften brüllte. Ich sah von zehn Minuten zu zehn Minuten nach meiner Uhr und trank einen Schluck aus meiner Kürbisflasche. Bei der fünfzigsten Minute sagte ich zu ihm: Nimm Dich in Acht, mein Freund, Du hast nur noch zehn Minuten, und wenn Du in zehn Minuten nicht allein aufgebrochen bist, so werden wir mit einander austreten. Aber bei der neun und fünfzigsten Minute legte er sich, statt aufzubrechen, indem er seinen Kopf nach der Seite des Baumes ausstreckte, seine Nasenlöcher öffnete, und von Zeit zu Zeit rachsüchtige Blicke nach mir erhob, welche mir zu sagen schienen: O! wir haben eine Weile Zeit, nicht wahr, sei unbesorgt.

Ich hatte beschlossen, daß die Sache auf andere Weise verlaufen sollte. Bei der sechszigsten Minute verschluckte ich alles das, was mir noch an Rom in meiner Kürbisflasche blieb, einen guten Schluck. Ich nahm mein Jagdmesser zwischen meine Zähne, und hopp! sprang ich, indem ich meine Entfernung so berechnete, um zwei Schritte weit hinter ihm auf den Boden zu fallen, und ihn mit der linken Hand bei dem Schwanze zu packen, wie ich es die Torreros von Cadix und von Rio Janeiro es hatte machen sehen.

So flink der Büffelochs auch sein mogte, ich war eben so flink als er, und als er wieder aufstand, war ich in seinen Schwanz geklammert. Er drehte sich zwei bis drei Male um sich selbst, was mir dazu diente, seinen Schwanz noch fester um meinen Arm zu wickeln. Nun, da ich sah, daß, so lange als ich fest an seinen Hintern geklammert bliebe, er mich nicht mit seinen Hörnern würde treffen können, begann ich mich ein wenig zu beruhigen, während er dagegen aus allen seinen Kräften zu brüllen begann; freilich war es vor Zorn.

— Warte! warte! sagte ich zu ihm, ah! Du brüllst vor Zorn, mein Freund. Wohlan! ich will Dich vor Schmerz brüllen lassen.

Und indem ich mein Jagdmesser nahm, stieß ich es ihm in den Bauch.

Ah! für dieses Mal hatte ich ihn, wie es scheint, an dem empfindlichen Orte getroffen, denn er richtete sich wie ein sich bäumendes Pferd auf, und sprang mit einem so unerwarteten Stoße voran, daß er mir beinahe den Arm ausgerissen hätte; aber ich hielt fest; ich ließ mich forttragen und durchbohrte ihn in einem Fort mit meinem Hirschfänger. Das war ein Rennen, das ich Ihnen nicht zu machen wünsche. Sehen Sie, das dauerte eine Viertelstunde, und in einer Viertelstunde legte ich mehr als zwei Meilen durch Gestrüpp, Moräste und Bäche zurück; es wäre eben so gut gewesen, an den Schwanz einer Locomotive gebunden zu sein. Und ich stieß immer zu, indem ich sagte: Ah! Schurke! ah! Schuft! ah! Bösewicht! Du willst mich aufspießen! warte! warte! Er war daher auch nicht mehr wüthend, er war rasend, so rasend, daß er, auf den Gipfel eines steilen Felsens gelangt, sich nicht besann und hinab sprang, aber ich hatte den Streich gesehen, und ließ ihn los. Ich blieb oben stehen, während er plumps! plumps! plumps! hinabrollte.

Ich streckte den Kopf vor, blickte über den Felsen; mein Thier lag todt in dem Abgrunde ausgestreckt. Was mich anbelangt, so muß ich wohl sagen, daß mir es eben nicht besser war; ich war zerschlagen, erschöpft, zerfleischt, mit Blut bedeckt, nur hatte ich Nichts gebrochen.

Ich stand, so gut ich es vermogte, wieder auf, hieb einen kleinen Baum ab, um mich darauf zu stützen, und ging nach einem Bache, den ich Hundert Schritte weit von mir durch die Bäume glänzen sah.

An dem User angelangt, kniete ich nieder und begann mir das Gesicht zu waschen, als ich eine Stimme hörte, welche auf Französisch rief: — Zu Hilfe! zu Hilfe! zu Hilfe!

Ich wandte mich nach der Seite um, von woher diese Rufe kamen, und sah ein junges, so ziemlich nacktes Mädchen, das mit ausgebreiteten Armen, und indem sie Zeichen des heftigsten Schreckens von sich gab, auf mich zu kam. Sie war von einer Art von Neger verfolgt, der einen Stock in der Hand hielt, und der mit einer solchen Behendigkeit lief, daß er, obgleich er mehr als Hundert Schritte weit von ihr war, sie in einem Augenblicke eingeholt, sie in seine Arme geschlossen und sie nach dem grüßten Dickicht des Waldes fortgetragen hätte.

Der Anblick dieses jungen Mädchens, das in französischer Sprache um Hilfe rief, der schmerzhafteste Ausdruck, mit dem sie mich zu Hilfe gerufen hatte, die Rohheit dieses Elenden, der sie auf seine Schulter geladen hatte und sie nach der Tiefe des Waldes forttrug, Alles trug dazu bei, mir meine Kräfte wieder zu geben; ich vergaß meine Ermüdung und eilte ihm auf seiner Spur nach, indem ich ausrief. . — Halt! halt!

Aber als er sich nun auch verfolgt sah, verdoppelte der Entführer seine Energie. Trotz der Last, welche er trug, schien sein Lauf kaum gehemmt. Ich begriff nicht, wie ein Mensch mit einer solchen Kraft begabt sein könnte, und ich sagte mir im Stillen, daß in dem Augenblicke, wo wir uns begegnen würden, ich es wohl bereuen könnte, dem fahrenden Ritter zu machen, wie ich ihn machte.

Inzwischen kam ich dem Neger kaum näher, und ich weiß nicht einmal, ob ich ihn trotz der Art von Wuth, welche ich darauf verwandte, ihn zu verfolgen, jemals eingeholt haben würde, wenn nicht die unglückliche Frau, die er forttrug, indem sie an einem Zweige vorüberkam, sich mit einer solchen Kraft an denselben geklammert hätte, daß ihr Entführer plötzlich stehen blieb, sie umschlang und sich alle Mühe gab, ihr den Zweig zu entwenden, während sie fortfuhr zu rufen: — Zu Hilfe! zu Hilfe! im Namen des Himmels, verlassen Sie mich nicht!

Ich war nur noch fünf und zwanzig bis dreißig Schritte von ihr, als plötzlich der Neger, welcher sah, daß er angegriffen werden würde, beschloß, zuerst anzugreifen, und indem er die Frau losließ, mit erhobenem Stocke auf mich zu kam.

In drei Sprüngen befand er sich mir gegenüber. Ich stieß einen Ausruf des Erstaunens aus; das, was ich für einen Neger gehalten hatte, war ein Affe.

Glücklicher Weise hatte auch ich einen Stock, und da ich ihn ziemlich geschickt anzuwenden verstand, so setzte ich mich bald in Vertheidigungsstand, denn von dem Angreifenden war ich der Angegriffene geworden.

Was die Frau anbelangt, so hatte sie, so bald sie sich frei gefühlt, einen Kreis beschrieben und eine Zuflucht hinter mir gesucht, indem sie dabei ausrief: — Muth! Muth! mein Herr! befreien Sie mich von diesem Ungeheuer! verlassen Sie mich nicht!

Indem ich immerhin das Rad schlug, um zu pariren, und indem ich ihm Stöße auf die Brust versetzte, die ihn stöhnen, aber nicht die Lust verlieren ließen, betrachtete ich meinen Gegner genau. Er war ein großer, ganz behaarter Affe, der beinahe sechs Fuß groß war, einen grauen Bart hatte, und der den Stock mit einer Geschicklichkeit und einer Thätigkeit handhabte, welche ihm beinahe den Vortheil gegeben hätte. Glücklicher Weise für die Ehre der Wissenschaft geschah dem nicht so. Nach Verlauf von zehn Minuten des Kampfes begann er mit zerschmetterten Fingern, eingestoßenem Magen und blutender Schnauze sich zurückzuziehen; aber dieser Rückzug hatte nur zum Zwecke, einen Baum zu erreichen, auf den er rasch kletterte, nicht um sich auf demselben fest zu sitzen, sondern um von seiner Höhe aus auf mich herabzustürzen. Glücklicher Weise sah ich die Bewegung, errieth den Plan, zog meinen Hirschfänger, und streckte ihn mit der ganzen Länge meines Armes über meinem Kopfe aus. Die beiden Bewegungen des Angriffes von Seiten des Affen und der Vertheidigung von der meinigen waren gleichzeitig. Ich fühlte auf meinen Kopf eine Last fallen, die ich nicht zu ertragen vermogte, mein Gegner und ich rollten beide auf den Boden. Nur stand ich allein wieder auf, der Hirschfänger hatte ihm das Herz durchbohrt.

Das Thier stieß einen Schrei aus, biß mit seinen Zähnen in das Gras, wühlte mit seinen Nägeln den Boden auf, machte zwei bis drei krampfhaftige Bewegungen, und verschied.

O! was die Jagd für eine schöne Sache ist! rief ich aus, wenn man mich jemals wieder dazu bringt, so soll mich der Teufel holen.

— Bedauern Sie denn, auf die Jagd gekommen zu sein? sagte hinter mir eine liebliche Stimme.

— O! mein Gott, nein, sagte ich, indem ich mich umwandte, da ich Ihnen habe nützlich sein können, mein schönes Kind. Aber wie der Teufel befinden Sie Sich in dem Walde? welches Vergnügen finden Sie daran, mit einem Affen zu leben? und woher kömmt es, daß Sie Französisch sprechen?

— Ich bin in dem Walde, weil ich dahin getragen worden bin, ich fand kein Vergnügen daran, mit einem Affen zu leben, da ich Sie zu Hilfe gerufen habe, um mich von ihm zu befreien, und ich spreche Französisch, weil ich Kammerjungfer bei Frau de la Gèronnière war.

— Dann, rief ich aus, heißen Sie Schimindra?

— Ja.

— Sie sind dieses junge Mädchen, das vor jetzt bald zwei Monaten verschwunden ist?

— Ja, aber wie wissen Sie meinen Namen, wie wissen Sie mein Abenteuer?

— Bei Gott, weil Herr de la Gèronnière mir Ihr Abenteuer erzählt und mir Ihren Namen gesagt hat.

— Sie kennen Herrn de la Gèronnière?

— Ich jage mit ihm. Er befindet sich in dem Walde; aber in welchem Theile des Waldes? ich weiß es nicht, denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich vollkommen verirrt habe.

— O! das darf Sie nicht beunruhigen, ich kenne meinen Weg.

— Warum sind Sie dann, da Sie Ihren Weg kennen, nicht nach der Wohnung zurückgekehrt?

— Weil dieses abscheuliche Thier mich weder bei Tage noch bei Nacht aus dem Gesicht verlor. Ich habe zwanzig vergebliche Versuche gemacht, um zu entfliehen, und wenn die Vorsehung Sie nicht an diesen Bach geführt hätte, so ist es wahrscheinlich, daß ich die Häuser der Menschen niemals wiedergesehen hätte.

— Nun denn! sagte ich zu ihr, wenn Sie mir folgen wollen, so lassen Sie uns so schnell als möglich die Häuser der Menschen wieder erreichen, da ich Ihnen gestehen muß, daß ich mich dort mehr in Sicherheit halte, als hier.

— Es sei, und ich bin bereit, Ihnen zu folgen, aber zuvor lassen Sie mich Ihnen ein Geheimniß sagen, in welchem Sie die Belohnung für die gute That finden werden, die Sie so eben vollbracht haben.

— Ah! Bah!

— Dieser abscheuliche Orang-Outang, von dem sie mich so eben befreit haben, gehört gerade diesem Affengeschlechte an, von dem Sie vielleicht haben sprechen hören, und aus dem man den reinsten Bezoar gewinnt.

— Wahrhaftig!

— Sie können sich davon überzeugen, während ich mit Hilfe einiger Cokosblätter die Verwirrung meiner Toilette herstellen werde.

Ich betrachtete die schöne Schimindra, deren sehr in Unordnung gerathene Toilette in der That nöthig hatte, wieder hergestellt zu werden, und ich gestehe, daß es nichts Geringeres bedurfte, als des Gedankens, daß diese Unordnung von einem Affen herrührte, um mir die Lust zu benehmen, sie noch zu vermehren.

Ich gab daher der schönen Schimindra einen Wink, daß sie sich der Ausbesserung hingeben könnte, welche sie wünschte, und begann voller Neugierde, Furcht und Hoffnung mit Hilfe des Jagdmessers, das mir an diesem Tage so wichtige Dienste erwiesen hatte, zu der Zergliederung meines Feindes zu schreiten.

Schimindra hatte mich nicht betrogen; ich fand in den Eingeweiden des Thieres einen schönen blauen Stein mit goldenen Adern von der Größe eines Taubeneies.

Das war einer der schönsten Bezoare, die man sehen konnte.

— Wenn ich Ihnen jetzt einen Rath zu geben habe, sagte Schimindra, so ist es der, sich gegen Niemand zu rühmen, daß Sie einen solchen Schatz besitzen, da Sie ihn nicht lange besitzen würden, müßte man Sie auch ermorden, um Ihnen denselben zu nehmen.

Ich dankte Schimindra für den Rath, und da die Kokette sich eine hübsche Schürze von Cokosblättern gemacht hatte, da Nichts uns, weder den einen, noch die andere im Walde zurück hielt, da ich im Gegentheile das heißeste Verlangen empfand, ihn zu verlassen, so forderte ich, Schimindra auf, mir zum Führer zu dienen, und den kürzesten Weg einzuschlagen, um nach den Pflanzung zurückzukehren.

Zwei Stunden nachher kamen wir in Hala-Hala zum großen Erstaunen, und besonders zur großen Freude aller Bewohner der Pflanzung an, welche mich wie Schimindra für verloren hielten, und die mich mit ihr zurückkehren sahen.

Ich erzählte meine Abenteuer, Schimindra erzählte die ihrigen, aber weder der eine noch die andere von uns sagte ein Wort von dem Bezoar.

XI.

Vanly-Tching.

Acht Tage nachher war ich in Bidondo eingerichtet, und da ich durchaus einer Art von Haushälterin bedurfte, um sie an die Spitze meines Haushaltes zu stellen, so hatte ich die schöne Schimindra von Herrn de la Gèronnière verlangt, der sie mir artiger Weise bewilligt hatte.

Meine Wahl war getroffen. Der Handelszweig, den ich zu treiben beschlossen hatte, war die Cigarre von Manila.

In der That, die Cigarre von Manila macht selbst in Europa der Havannacigarre ernste Concurrrenz und in den indischen Meeren wird sie ihr vorgezogen.

Was mir besonders diesen Gedanken eingegeben hatte, war, daß bei Herrn de la Gèronnière die schöne Schimindra mit dem Fache der Cigarren beauftragt war. Ich beschloß daher, damit der Nutzen weit wirklicher wäre, statt ganz fertige Waare zu kaufen, sie selbst anfertigen zu lassen, und Schimindra an die Spitze des Geschäftes zu stellen.

Nichts war leichter. Man baute eine Art von Schoppen in dem Garten; Schimindra nahm zehn junge Tagalesen an, von denen einige aus der königlichen Fabrik von Manila kamen, und von dem folgenden Tage an hatte ich das Vergnügen, mein Unternehmen in voller Thätigkeit zu sehen.

Dank der thätigen Aufsicht Schimindras, Dank ihrer Kenntniß des Geschäftes, hatte ich Nichts mehr zu thun, als spazieren zu gehen, das war es, was mich ins Verderben stürzte.

Es ist unglaublich, wie sehr ein hingeworfenes Wort, hätte es auch keinen gesunden Verstand, sich zuweilen in dem Kopfe festsetzt und darin Wurzel schlägt. Man wird sich jener Paar Worte erinnern, welche mein Correspondent bei dem Abendessen des Herrn de la Gèronnière über die Chinesinnen und über diese fünfte, von ihm projektirte Heirath gesagt hatte, nun denn! es gab keinen Tag und besonders keine Nacht, wo ich nicht daran dachte. Kaum lag ich zu Bett, kaum hatte ich die Augen geschlossen, kaum war ich eingeschlafen, als eine wahre Prozession von Chinesinnen vor meinem Bette vorüberzog, indem sie mir Füße zeigten. . . Aber Füße, denen der Pantoffel Aschenbrödels zum Schlappen hätte dienen können, und Was das Merkwürdigste dabei ist, daß ich Schimindra bei mir hatte, welche das war, was man eine wahre Schönheit nennen konnte, daß ich in meiner Cigarrenfabrik zehn kleine Schelminnen hatte, von denen die häßlichste mit ihren großen schwarzen Augen, mit ihren langen sammetnen Augenwimpern, mit. . . kurz, mit alle dem, was sie hatten, einem Pariser den Kopf verdreht hätten, und indem sie alles das halten, träumte ich doch nur von Chinesinnen.

Daraus ging hervor, daß, sobald ich aufgestanden, ich in das chinesische Quartier ging, indem ich in alle Läden eintrat, Fächer, Porzellane, Schirme erhandelte, hier ein Paar Worte Chinesisch, dort ein Paar Worte Cochinchinesisch lernte, alle Arten von Komplimente den kleinen Füßen kauderwälschte, welche mir in den langen Kleidern verborgen blieben, und des Abends weit entschlossener als jemals zurückkehrte, mir meine chinesische Laune zu gewähren.

Bei alle diesem hatte ich eine liebenswürdige kleine Theehändlerin angetroffen, welche einen der hübschesten Läden von Bidondo besaß, die mich besonders durch die Art und Weise angezogen hatte, mit welcher sie ihren Reis mit Hilfe jener kleinen Stricknadeln aß, die den chinesischen Damen zu Löffeln und Gabeln dienen; es war keine Geschicklichkeit mehr, es war

Gaukelei, und ich glaube in Wahrheit, daß die schöne Vanly-Tching aus Koketterie Pilau bringen ließ, wenn Fremde da waren.

Beiläufig werden Sie bemerken, daß die beiden Worte: Vanly-Tching, *zehn Tausend Lilien* sagen wollen; Sie sehen, daß die Pathen meiner Chinesin Gerechtigkeit widerfahren, und ihr einen Namen gegeben hatten, der in Uebereinstimmung mit ihrer Schönheit stand.

Ich zog bei meinem Korrespondenten Erkundigungen über die schöne Chinesin ein; bei dem ersten Worte, das ich aussprach, erhob mein Correspondent seinen Finger zu der Höhe meines Auges, und rief aus:

— Ah! Schelm!

Was so viel sagen wollte, als: — Schön, schön, Sie haben keine unglückliche Hand, auf den ersten Blick den Finger auf diese gelegt zu haben; gut!

Ich verstand Alles das, und drang deshalb nur um so mehr in ihn; nun erfuhr ich, daß die schöne Vanly-Tching eine kleine chinesische Waise wäre, welche von einem berühmten Arzte aufgenommen worden sei, der verliebt in sie geworden, als sie noch nicht zwölf Jahre alt war, und sie geheirathet hatte, obgleich er fünfundsechzig alt war. Die Vorsehung hatte daher auch nicht gewollt, daß eine so unverhältnißmäßige Ehe lange dauerte. Nach Verlauf von drei Monaten war der gute Arzt an einer Krankheit gestorben, in welcher er selbst nicht klar gesehen hatte, aber er war sehr glücklich gestorben, denn nicht ein Mann konnte sich rühmen, in seiner Krankheit so verpflegt worden zu sein, wie er von seiner jungen und würdigen Frau verpflegt worden war; er hatte ihr daher auch Alles vermacht, was er besaß, was sich auf zwei bis drei Tausend Rupien belief. Das war eine sehr armselige Belohnung für die Aufopferung, welche die Wittve während der Krankheit entfaltet hatte, und besonders für den Schmerz, den sie nach dem Tode hatte ausbrechen lassen.

Nur hat die junge Wittve mit diesen drei Tausend Rupien, die sie geerbt hatte, in dem am wenigsten scheinbaren Quartiere der Stadt einen kleinen Hantel mit Fächern gegründet, der durch ihre Sparsamkeit und ihre Umsicht auf eine wunderbare Weise zu gedeihen begann.

Was aber besonders merkwürdig bei der vorzeitigen Wittwenschaft der schönen Vanly-Tching war, ist, daß sie, statt auf alle die Anträge der Eleganten von Bidondo zu hören, statt durch irgend eine Unvorsichtigkeit den Ruf von Sittsamkeit zu verlieren, den sie sich erworben hatte, niemals andere Aufmerksamkeiten, als die eines alten Mandarinens, eines Freundes ihres Gatten, annehmen wollte, welcher alle Tage kam, um mit ihr den Verlust zu beweinen, den sie erlitten hatte. Aus diesen täglichen Besuchen ging hervor, daß die Wittve und der Mandarin die Gewohnheit annahmen mit einander zu weinen; die eine über ihren Gatten, der andere über seinen Freund, so daß man eines Morgens erfuhr, daß die beiden Untröstlichen sich Verheirathen würden, um den Seligen mehr nach ihrer Bequemlichkeit zu beweinen.

Ein Jahr nach dem Tode ihres ersten Gatten hatte die schöne Vanly-Tching also den Mandarin geheirathet; aber sobald sie einmal vereinigt, sobald sie sich einmal vom Morgen bis zum Abend einander gegenüber befunden, scheint es, daß die beiden Neuverehelichten so viel weinten, so viel weinten, daß der Mandarin, der fünfzig Jahr alt war, diesem Strome von Thränen nicht zu widerstehen vermogte, und daß er nach Verlauf von zwei Monaten starb.

Die schöne Vanly-Tching, welche erst fünfzehn Jahre alt war, ertrug natürlicher Weise den Schmerz besser, so daß sie, obschon sie zugleich ihren ersten und ihren zweiten Gatten zu beweinen hatte, bald durch ihre Thränen weit schöner und weit strahlender als jemals wieder erschien.

Sie hatte von ihrem Mandarin fünf bis sechs Hundert Pagoden geerbt, so daß sie mit diesem Zuwachse von Vermögen in ein weit anständigeres Quartier ziehen, und einen weit ausgedehnteren Handel treiben konnte. Sie ging daher von dem Fächer zu dem Porzellan über, und der Ruf der schönen Handelsfrau begann sich in Bidondo zu verbreiten.

Dieser Ruf verbreitete sich dermaßen, daß der Civildichter von Bidondo, der den ersten und den zweiten Gatten der schönen Vanly-Tching gut gekannt hatte, und der dem zu Folge hatte würdigen können, wie sehr der Doctor während der drei Monate, und der Mandarin während der zwei Monate, welche sie mit ihr gelebt hatten, glücklich gewesen waren, sich unter ihre Bewerber reihte, um sie zu trösten. Vanly-Tching erklärte, daß sie so schmerzlich betroffen wäre, daß sie die Sache für unmöglich hielte; aber der Civilrichter beharrte, und sie antwortete am Ende, daß sie es wohl versuchen wollte

Die Verheirathung fand nach Verlauf von einem Jahr statt; denn, obgleich diese Frist nicht durchaus nothwendig ist, so war Vanly-Tching doch eine so treue Beobachterin der Schicklichkeit, daß sie um Nichts auf der Welt hätte versuchen mögen, sich vor dem Ziele zu trösten. Aber der Civilrichter hatte nicht die Freude, zu einer vollständigen Tröstung zu gelangen, da er ohngefähr einen Monat nach seiner Verheirathung, am Morgen nach dem Tage, wo er eine ziemlich beträchtliche Summe von einem entfernten Verwandten geerbt, den er in Macao hatte, und wo er einigen Freunden ein Mittagessen gegeben, um dieses glückliche Ereigniß zu feiern, an einer Unverdaulichkeit an Schwalbennestern starb.

Bevor er aber starb, erklärte er, daß der letzte Monat der glücklichste seines Lebens gewesen wäre. Da er gerade die Summe eingenommen hatte, als er erfuhr, daß die Summe ihm vermacht worden wäre, so konnte die schöne Wittwe, Dank dieser Einnahme, ihren Handel ausdehnen, und in der Hauptstraße von Bidondo den Prachtvollen Theeladen gründen, in welchem ich sie hatte den Kopf bewegen und Reis essen sehen.

Wie Sie wohl begreifen werden, verdrehten alle diese Auskünfte mir vollends den Kopf. Die schöne Vanly-Tching war sehr oft Wittwe, aber sie war so wenig verheirathet gewesen, daß sie nothwendiger Weise die Huri sein mußte, von der ich so angenehm geträumt hatte. Ich eröffnete daher meinem Correspondenten das sehr lebhaftes Verlangen, das ich empfand, ihr vierter Gatte zu werden, und sie zu meiner fünften Frau zu nehmen.

Man sagt den Frauen nie etwas Neues, wenn man ihnen sagt, daß man sie liebt, weil sie unsere Liebe immer vor uns bemerkt haben. Die schöne Vanly-Tching zeigte daher auch kein Erstaunen bei meiner Bewerbung, sondern antwortete, daß sie es erwartet hätte.

Diese Geistesstimmung in welcher sie sich befand, erlaubte ihr sogar, mich nicht auf ihre Entscheidung warten zu lassen. — Ihre Entscheidung war günstig, ich mißfiel ihr nicht, da sie aber immer die Eigenliebe gehabt hatte, wegen ihrer selbst geliebt zu sein, so hielt sie darauf, daß ich ihr eine kleine Berechnung meines, Vermögens aufstellte. Wenn mein Vermögen dem ihrigen gleich käme oder es überstiege, so würde sie an meine Liebe glauben; wenn aber mein Vermögen geringer wäre, so würde sie glauben, daß eine niedrige Habgierde, und nicht die Liebe mich handeln ließen.

Das schien mir vernünftig geurtheilt. Ich ließ sie fragen, ob sie wünsche, daß ich meine Rechnung in Franken, in Rupien oder in Pagoden aufstellte; sie antwortete mir, daß ihr das gleich wäre, da sie mit der Rechnungsweise aller Länder vertraut sei. Da ich im Rechnen weniger stark war, als sie, so zog ich die Franken vor, und sandte ihr am folgenden Tage folgende Berechnung:

Genau Aufstellung von dem, was Hieronymus Franz Olifus in Indien gewonnen hat und von dem, was er besitzt.

In Ceylon mit dem Perlenfischfange	Fr. 13,500
In Goa mit dem Früchtehandel	7,400
In Calicut mit dem Anbau von Cardamome	22,500
In Bidondo Cigarrenfabrik.	
Dieser letzte Punkt war der Erinnerung wegen aufgeführt. Die Untersuchung des Nutzens war noch nicht gemacht, war aber leicht zu machen.	Summa Fr. 43,400

Sie sehen, daß das eine ziemlich hübsche Summe war, und daß ich seit den vier Jahren, seit welchen ich Monikendamm verlassen, meine Zeit nicht verloren hatte.

Sie machte gleichfalls ihre Berechnung und sandte sie mir.

Hier ist sie:

Aufstellung dessen, was Vanly-Tching, die Theehändlerin von Bidondo, in den verschiedenen von ihr ausgeübten Handelszweigen erworben hat.

In dem Handel mit Fächern	Fr. 4,000
In dem Handel mit Porzellan	17,000
In dem Handel mit Thee	22,037
Summa:	Fr. 43,037

Man sieht, daß bis auf 363 Franken unser Vermögen gleich war; ich hatte sogar den Vortheil, da ich nahe an zwei Mal Hundert Tausend Cigarren zum Liefern bereit auf dem Lager hatte.

Aber, ich gestehe, statt stolz auf diesen Vorzug zu sein, war ich glücklich, einige Geldüberlegenheit über die schöne Vanly-Tching zu besitzen, um alle die physischen Ueberlegenheiten auszugleichen, welche sie über mich hatte.

Als diese Ueberlegenheit aufgestellt und es deutlich dargethan war, daß ich Vanly-Tching wegen ihrer schönen Augen und nicht wegen der schönen Augen ihrer Kasse heirathe, wurde die Hochzeit in drei Monaten und sieben Tagen festgesetzt, was Stunde vor Stunde der Ablauf der Trauerzeit für den dritten Gatten der schönen Vanly-Tching war.

Sie hatte das Zartgefühl gehabt, indem sie dabei dem Gedächtnisse des Civilrichters getreu blieb, mich keine Minute warten zu lassen.

XII.

Die Cholera.

Das Gerücht von meiner bevorstehenden Verheirathung mit Vanly-Tching war bald in Bidondo verbreitet, und machte natürlicher Weise einen verschiedenen Eindruck auf die Bewohner dieser Stadt, die seit zwei bis drei Jahren daran gewohnt waren, sich um das geringste Treiben der schönen Chinesin zu bekümmern. Die Einen tadelten sie, die Andern billigten sie; endlich schüttelten Viele den Kopf, indem sie sagten, daß der erste Gatte nach Verlauf von drei Monaten, der zweite nach Verlauf von zwei Monaten, der dritte nach Verlauf von einem Monate gestorben wäre, und daß ich, um die nekrologische Berechnung nicht Lügen zu strafen, wahrscheinlicher Weise in der ersten Nacht meiner Hochzeit sterben würde.

Aber die Person, welche die Sache am schmerzlichsten traf, war die arme Schimindra. Die Güte, welche ich für sie gehabt, hatte sie während einiger Zeit die Hoffnung fassen lassen, meine Frau zu werden. In einem Augenblicke der Verzweiflung gestand sie mir, bis wie weit ihr Ehrgeiz gegangen wäre, aber ich machte ihr bald und leicht begreiflich, welchen Vorzug die schöne Vanly-Tching, Wittwe eines Doctors, Wittwe eines Mandarinen, Wittwe eines Civilrichters, vor ihr hätte, die nur die Wittwe eines Affen wäre.

Es ging daraus hervor, daß Schimindra in ihre Demuth zurückkehrte, offen gestand, daß sie niemals daraus hätte hervorgehen sollen, und da sie wußte, daß ihre Nebenbuhlerin eine Aufstellung meines Vermögens von mir verlangt hatte, sich darauf beschränkte, mich flehentlich zu bitten, den in Rede stehenden Bezoar nicht in meinem Aktivstande aufzuführen.

Da mein Vermögen ohne den Bezoar dem meiner schönen Zukünftigen gleichkam und dasselbe sogar überstieg, so hatte ich keine Mühe, das zu versprechen, was Schimindra von mir verlangte, und der in einem kleinen ledernen Beutel an meinem Halse hängende Bezoar blieb fortwährend ein Geheimniß zwischen Schimindra und mir.

Ich war alle Abende zugelassen, meiner Zukünftigen den Hof zu machen, so daß die Zeit rasch verfloß; da ich wenig Chinesisch, und sie sehr wenig Hindostanisch, durchaus nicht Holländisch und durchaus nicht Französisch sprach, so fanden unsere Unterhaltungen besonders durch Geberden statt, was mir zuweilen eine Kühnheit des Ausdruckes verlieh, welche ich nicht mit der Sprache gehabt hätte, aber ich muß zur Ehre der schönen Vanly-Tching sagen, daß sie den tugendhaften Ruf, den sie sich erworben hatte, unangetastet erhielt, und indem sie mir immerhin gewisse Kleinigkeiten ohne Wichtigkeit bewilligte, ließ sie mich niemals eine ernste Abschlagszahlung auf die Ehe nehmen.

Endlich kam der Tag herbei.

Zwei Tage zuvor halte ich eine große Furcht empfunden, mehrere Cholerafälle waren in Cavite und einer oder zwei in Bidondo angezeigt worden, so daß ich fürchtete, daß die Gegenwart der Seuche Vanly-Tching bestimmen mögte, unsere Verheirathung aufzuschieben; aber die schöne Chinesin war ein Freigeist, und dieses Ereigniß hatte keinen Einfluß auf sie.

Der 27. Oktober war der wichtige Tag. Der 27. Oktober war ein Fest für die ganze Stadt Bidondo. Von dem Morgen an fand ein Gedränge vor der Thür von Vanly-Tching statt. Das war das vierte Mal, daß man die schöne Chinesin im Brautkostüme durch die Stadt ziehen sah, und man wurde es nicht müde, sie zu sitzen.

Der Gebrauch ist, daß die chinesische Braut mit einem Gefolge von Musik und Gesang durch die Stadt zieht, das gleicht ziemlich, wie mir ein gelehrter Holländer gesagt hat, der Manila bewohnte, den alten griechischen Zügen; nur trägt die Braut bei ihrer ersten Verheirathung einen dichten Schleier zum Zeichen der Jungfräulichkeit über das Gesicht. Wenn sie zu einer zweiten, dritten oder vierten Ehe schreitet, so wird die chinesische Gattin mit entblößtem Gesichte herumgeführt.

Man führte daher meine Braut mit entblößtem Gesichte, und das zu meiner großen Zufriedenheit, denn ich hörte überall um mich herum sagen: Glücklicher Olifus, geh! Schelm von Olifus, geh! Spitzbube von Olifus!

Das Uebrige der Feierlichkeit gleicht sehr dem, wie es in Siam der Gebrauch ist. Wenn die Verlobten einig sind, so überreichen die Eltern des jungen Mannes den Eltern des jungen Mädchens sieben Schachteln Betel, acht Tage nachher kömmt der Verlobte selbst, und überbringt deren vierzehn; dann wohnt er in dem Hause des Schwiegervaters einen Monat lang, um seine Zukünftige zu sehen, und sich an sie zu gewöhnen, worauf an dem Tage, an welchem die Schließung der Ehe stattfinden soll, die Verwandten sich mit den ältesten Freunden versammeln, und in einen Beutel, der Eine Armbänder, der Andere einen Ring, der Andere Geld thun; einer von ihnen hält eine angezündete Kerze, trägt sie sieben Male um die Anwesenden herum, während alle Anderen lautes Freudengeschrei ausstoßen, indem sie den Verlobten ein langes Leben und eine vollkommene Gesundheit wünschen.

Hierauf kommt ein großes Festmahl, dem ein kleines Mahl unter vier Augen folgt, dem selbst die wirkliche Vollziehung der Ehe folgt.

Was Vanly und was mich anbetrifft, so hatten wir uns alle dieses Ceremoniels entbunden. Sie hatte mir die Kasse gezeigt, in welcher ihr kleines Vermögen enthalten war. Ich halte ihr meine von dem Correspondenten meines chinesischen Kapitäns unterzeichneten Handelspapiere gezeigt, die nach Sicht und an den Ueberbringer zahlbar waren; wir vermachten uns jeder auf den letzten Ueberlebenden vierzig Tausend Franken, das war wohl eben so viel werth, als sieben Schachteln Betel und selbst vierzehn.

Was die Verwandten anbetrifft, so hatten wir deren weder der Eine noch die Andere. Die Ceremonie des Betels und der Armbänder, die der angezündeten und sieben Male um die Anwesenden herumgetragenen Kerze, die des Freudengeschreis, das uns ein langes Leben und eine vollkommene Gesundheit wünschte, wurde daher weggelassen.

Wir blieben bei einem großen Festessen und bei dem kleinen vertrauten Mahle stehen.

Das Festessen war prachtvoll, Vanly hatte es befolgt; es bestand aus den ausgewähltesten Gerichten, es gab dabei Mäuse mit Honig, Haifisch mit Kraftbrühe von Kellerwürmern, Würmer in Oel des Wunderbaumes, Schwalbennester mit gestoßenen Seekrebsen, Bambussalat, das Ganze mit Canchou benetzt, den mit ungeheuren silbernen Kaffeekannen beladene Diener uns jeden Augenblick einschenkten; man trank auf die Gesundheit des Kaisers von China, des Königs von Holland, der englischen Compagnie, auf unsere glückliche Verbindung, das alles, indem man die Tassen mit beiden Händen ergriff, und *Tchin Tchin* machte, das heißt, indem Man den Kopf von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten, wie die Magots, bewegte, dann zeigte jeder den Boden der Tasse, um zu beweisen, daß sie leer wäre.

Während des Mittagessens schien die schöne Vanly mich, voll Besorgniß anzublicken, und sprach leise mit ihren Nachbarn. Zwei bis drei Male redete sie mich an, um mich mit der sanftesten Stimme von der Welt zu fragen:

— Wie befinden Sie Sich, mein Freund?

— Sehr gut! antwortete ich ihr, sehr gut!

Aber trotz dieser Versicherung schüttelte sie den Kopf und stieß solche Seufzer aus, daß ich anfang über mich selbst besorgt zu werden, und daß ich beim Aufstehen vom Tische mich in einem Spiegel betrachtete.

Die Untersuchung beruhigte mich, ich strahlte vor Freude und Gesundheit.

Es scheint indessen, daß ich der Gesellschaft nicht so gesund schien, denn zwei oder drei Gäste kamen, bevor sie mich verließen, zu mir, um mich zu fragen:

— Leiden Sie etwa? Und trotz meiner verneinenden Antwort entfernten sie sich, indem sie mir auf eine betrübte Weise die Hand drückten.

Ich glaubte sogar mit leiser Stimme das Wort Cholera aussprechen zu hören, als ich aber fragte, ob irgend Jemand unserer Bekannten von der Cholera befallen worden wäre, antwortete man mir mit nein, und ich glaubte falsch verstanden zu haben.

Unter alle dem suchte ich meine schöne Braut, welche mit der Besorgniß in den Augen zu mir kam. Ich wollte sie über den Gegenstand dieser Besorgniß befragen; aber sie begnügte sich, mich anzublicken, sich abzuwenden, indem sie eine Thräne abtrocknete und indem sie flüsterte: — Armer Freund!

Ich nahm Abschied von den Gästen, die es mich drängte verschwinden zu sehen, indem ich meine Nase an der ihrigen rieb, wie es der Gebrauch ist. Mein Correspondent war der letzte. Ich rieb ihm die Nase mit einem doppelten Eifer, weil, wie man sich erinnern wird, er es war, welcher der Vermittler meiner Verheirathung gewesen war, und da ich ihm mit einem schlaun Lächeln die schöne Vanly zeigte, welche ganz langsam nach dem Schlafzimmer ging, wohin ich ihr durch einen Wink andeutete, daß ich ihr folgen würde, sagte er zu mir:

— Sie würden besser thun, den Arzt holen zu lassen. Und indem er die Augen gen Himmel erhob, entfernte er sich gleichfalls.

Ich wußte nicht mehr, was ich davon denken sollte.

Es fiel mir indessen nicht ein, mich darum zu bekümmern, was alles das sagen wollte. Ich verschloß die Thür, und trat rasch in das Schlafzimmer ein.

Die schöne Vanly befand sich bereits an dem Tische, auf welchem ein reizendes, mit Blumen und Früchten untermischtes Mahl angerichtet war, indem sie sich damit beschäftigte, eine rosige Flüssigkeit aus einer Flasche in eine untere zu gießen.

Ich hatte nichts Einladenderes gesehen, als diese rosafarbige Flüssigkeit; man hätte sie für abgezogenen Rubin halten können.

— Ah! theure Freundin, sagte ich im Eintreten zu ihr können Sie mir erklären, in was meine Lage, die mir durchaus Nichts zu wünschen übrig läßt, Jedermann Mitleiden zu erregen scheint? Man fragt mich, wie ich mich befände, man fragt mich, ob ich mich nicht besser fühle; man gibt mir den Rath, den Arzt holen zu lassen, so daß ich auf Ehre jener Person eines französischen Lustspieles gleiche, das ich in Amsterdam habe spielen sehen, die alle Welt überreden will, daß sie das Fieber hat, und der man es so lange und so oft wiederholt, daß sie es am Ende glaubt, und nachdem sie Jedermann gute Nacht gewünscht, sich zu Bett legt.

— Ach! flüsterte Vanly, wenn Sie nur das Fieber hätten, so würde man Sie mit Chinarinde davon befreien.

— Wie! wenn ich nur das Fieber hätte! Aber ich habe kein Fieber, ich bitte Sie, es zu glauben.

— Mein lieber Olifus, sagte Vanly, jetzt, wo wir beide mit einander allein sind, jetzt, wo Sie nicht mehr nöthig haben, sich Zwang anzuthun, sagen Sie mir offenherzig, was Sie empfinden.

— Was ich empfinde? Ich empfinde das glühendste Verlangen Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und besonders es Ihnen zu. . .

— Und nicht den mindesten Magenkrampf? fragt, Vanly.

— Nickt den mindesten.

— Nicht die mindeste Erkältung?

— Im Gegentheile.

— Nicht die mindeste Kolik?

— Gehen Sie doch! liebe Freundin, wenn ich die Cholera hätte, so würden Sie keine anderen Fragen an mich richten.

— Wohlan! gerade, weil Sie das Wort ausgesprochen haben. . .

— Weiter?

— Man hat während dem Abendessen zu bemerken geglaubt. . .

— Was?

— Daß Sie die Farbe wechselten, daß Sie mehrere Male die Hand auf Ihren Magen legten, und daß späterhin. . .

— Ah! ich muß Ihnen sagen, daß ich mich zuerst nicht an den Anblick Ihrer Mäuse mit Honig habe gewöhnen können; nachher, sehen Sie, Ihre Kraftbrühe von Kellerwürmern. . . Wir sind an diese Kraftbrühen bei uns nicht gewöhnt. Endlich Ihr Oel des Wunderbaumes. . . Ihr Oel des Wunderbaumes. . . Aber das ist mit Hilfe von ein wenig Lust vergangen. Ah! das ist ein drolliger Einfall, zu glauben, daß ich gerade in meiner ersten Hochzeitsnacht die Cholera haben würde! Gut! gut! Gut!

— Nun denn, mein lieber Freund, dieser Gedanke ist der von Jedermann gewesen, und ich bin vollkommen überzeugt, daß unter den dreißig Freunden, welche uns verlassen, neu und zwanzig überzeugt sind, daß Sie morgen früh todt sein werden.

— An der Cholera gestorben?

— An der Cholera,

— Ah! warum nicht gar!

— Dem ist so.

— Sagen Sie an, offenherzig. . . ist etwa?. . .

— He! he! . . .

O! o! mein Herr, es ist etwas Sonderbares um die Einbildung. Befühlte ich mir nicht, nachdem ich über Basilius gelacht, den man überredete, daß er das Fieber hätte, den Magen, befühlte ich mir nicht den Bauch, und war ich nicht ganz bereit zu glauben, daß ich bereits Krämpfe hätte, und daß ich Kolik bekommen würde?

In jedem Falle war etwas unbestreitbar, nämlich, daß ich erkaltete, o! aber sichtlich.

— Armer Freund, sagte Vanly zu mir, indem sie mich voller Mitleiden anblickte, glücklicher Weise hat das Uebel noch keine großen Fortschritte gemacht, und mein erster Gatte hat mir ein unfehlbares Heilmittel hinterlassen. . .

— Gegen die Cholera?

— Gegen die Cholera, ja.

— O! der würdige Mann! Wohlan! theure Vanly, die Gelegenheit bietet sich, Gebrauch von Ihrem Heilmittel zu machen.

— Ah! Sie gestehen also!

— Ja, ich fange an zu glauben. O! was ist das?

— Eilen Sie Sich, lieber Freund, eilen Sie Sich, da kömmt das Knurren im Leib.

— Wie! das Knurren im Leib?

Ich muß Ihnen sagen, daß das Wort in unserer Sprache bereits nicht übel barbarisch klingt, nicht wahr? aber im Chinesischen ist es noch weit ärger, so daß, als sie mir sagte: *Da kömmt das Knurren im Leib!* es war, als ob sie mir gesagt hätte: »Da sind die Kosacken!«

— Das Knurren im Leib! wiederholte ich, indem ich mich auf einen Stuhl fallen ließ. Nun denn! theure Vanly, was ist dagegen zu thun?

— Sie müssen auf der Stelle ein Glas von diesem rothen Likör trinken, den ich zubereitete, als Sie eingetreten sind, und das, armer Olifus, in der Voraussicht dessen, was Ihnen zustößt.

— Dann geschwind das Glas, dann geschwind den rothen Likör. Ah! da kömmt das Knurren im Leib wieder. Geschwind, geschwind, geschwind.

Vanly schenkte den rothen Likör in ein Glas und überreichte es mir.

Ich nahm das Glas mit zitternder Hand, setzte es in meinen Mund, und stand im Begriffe den rothen Likör von dem ersten Tropfen bis zu dem letzten auszutrinken, Als ich Vanly erbleichen und die Augen auf die Thür des Zimmers heften sah.

Zu gleicher Zeit hörte ich eine wohlbekanntete Stimme, welche zu mir sagte:

— In des Himmels Namen, Olifus, trinken Sie nicht.

— Schimindra! rief ich aus, was der Teufel machen Sie hier?

— Ich komme, Ihnen das zu vergelten, was Sie für mich gethan haben, Ihnen das Leben zu retten.

— Ah! liebe Schimindra, Sie haben also auch ein Geheimniß gegen die Cholera?

— Ich habe kein Geheimniß gegen die Cholera, und dieses Geheimniß würde außerdem unnöthig sein.

— Wie! unnöthig?

— Ja.

— Ich habe also nicht die Cholera?

— Nein.

— Wenn ich nicht die Cholera habe, was habe ich denn sonst?

— Sie haben, — Schimindra blickte Vanly an, welche immer mehr erbleichte, — Sie haben eine Giftmischerin geheirathet, das ist Alles.

Vanly stieß einen Schrei aus, wie als ob sie eine Schlange gebissen hätte.

— Eine Giftmischerin? wiederholte ich.

— Wollen Sie etwa auf dieses Weib hören? fragte sie mich.

— Schimindra, meine liebe Freundin, äußerte ich, indem ich den Kopf schüttelte, es scheint mir, daß Sie ein wenig zu weit gehen.

— Eine Giftmischerin, wiederholte Schimindra.

Vanly wurde todtentbleich.

— Zählen wir die, welche Sie vergiftet haben, Madame, sagte Schimindra, und sehen wir, wie Sie dieselben vergiftet haben.

— O! kommen Sie, kommen Sie! Olifus! rief Vanly aus.

— Nein, bleiben Sie und hören Sie! sagte Schimindra.

Indem sie sich hierauf nach Vanly umwandte, sagte sie:

— Sie haben Ihren ersten Gatten, den Doctor, mit der Sanct Ignatiusbohne vergiftet, die in Mindanao so häufig ist, Sie haben Ihren zweiten Gatten, den Mandarin, mit dem amerikanischen Ticunas vergiftet. Sie haben Ihren dritten Gatten, den Civilrichter, mit der Vooara, von Guyanna vergiftet. Endlich standen Sie heute Abend im Begriffe, Ihren vierten Gatten, Olifus, mit dem Upas von Java zu vergiften.

— Sie lügen, Sie lügen, rief Vanly aus.

— Ich lüge, sagte Schimindra, wohlan! wenn ich lüge, so trinken Sie diesen rosafarbenen Likör, den Sie Ihrem Gatten so eben unter dem Vorwande eingeschenkt haben, daß er die Cholera hätte.

Und sie nahm das Glas, das ich auf den Tisch gestellt hatte, und überreichte es Vanly.

Ich erwartete, daß Vanly ihr das Glas aus den Händen reißen, und das trinken würde, was es enthielte, aber durchaus nicht, sie wich zurück, erreichte im Zurückweichen die Thür, machte sie auf und entfloh.

Ich sprang ihr nach.

— O! theure Vanly, rief ich aus, fürchten Sie Nichts, kommen Sie zurück, ich glaube es nicht, es ist nicht möglich!

— Es ist nicht möglich? rief Schimindra voll Verzweiflung darüber aus, daß ich ihr nicht glaubte, es ist nicht möglich!

— Nein, und wenn man mir keinen Beweis liefert. . .

— Und wenn man Ihnen einen Beweis liefert? rief Schimindra aus.

— Dam!

— Werden Sie glauben?

— Ich müßte es wohl.

— Sie werden glauben, daß dieses Weib eine Giftmischerin ist, nicht wahr?

— Ohne Zweifel.

— Und Sie werden sie nicht mehr lieben?

— Wie! ich werde sie nicht mehr lieben? Ich werde sie nicht allein nicht mehr lieben, sondern ich werde sie anzeigen, ich werde sie auch noch verfolgen, ich werde auch guillotiniern, hängen, viertheilen lassen.

— Sie schwören es?

— Ich schwöre es.

— Wohlan! sagte Schimindra, dieser Beweis, — hier ist er.

Und sie trank das Glas rosafarbenen Likör in einem Zuge, in einem Athem aus, bevor ich Zeit gehabt hatte zu sagen:

— Nun denn! aber was machen Sie denn?

Ich stieß nun auch einen lauten Schrei aus, denn am Ende hatte ich gegen die arme Schimindra durchaus Nichts, als diesen unglückseligen Affen. . . Aber mit Ausnahme dieses Vorfalles liebte

ich sie von ganzem Herzen.

— Jetzt, sagte sie, indem sie in meine Arme sank, werden Sie begreifen, warum man unter Ihren Gästen das Gerücht in Umlauf gebracht hatte, daß Sie von der Cholera befallen wären.

In der That, kaum halte Schimindra diese Worte ausgesprochen, als ich sie erbleichen sah, und indem sie die Hand auf ihre Brust legte, Zeichen des heftigsten Schmerzes von sich gab.

XIII.

Schluß.

Bei diesem Anblicke blieb mir kein Zweifel mehr übrig. Vanly war wirklich strafbar, und Schimindra war wirklich vergiftet.

Ich hatte nur noch einen Wunsch, nämlich den, die arme Frau zu retten, welche sich für mich geopfert hatte.

— Zu Hilfe! zu Hilfe! rief ich aus. Einen Arzt! einen Arzt!

Dann, da Niemand antwortete, weil Vanly ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, und das Haus vollkommen verlassen war, machte ich das Fenster auf.

— Zu Hilfe! wiederholte ich, zu Hilfe! einen Arzt! einen Arzt!

Glücklicher Weise ging ein Lasträger auf dem Kai vorüber. Er hörte meine Rufe, erkannte mich und stellte sich zu meiner Verfügung.

— Einen Arzt! rief ich ihm zu, indem ich ihm ein Goldstück zuwarf.

Er raffte das Goldstück auf, machte ein Zeichen mit dem Kopfe, und begann aus allen Kräften zu laufen. Fünf Minuten nachher kam er mit einer Art von Bonzen zurück, der die Arzneikunde umsonst für das Volk trieb, und der einen großen Ruf der Wissenschaft und der Heiligkeit unter den Leuten des Hafens hatte.

Aber obgleich kaum zehn Minuten seitdem verflossen waren, daß Schimindra das Gift getrunken, so hatte das Uebel doch bereits schreckliche Fortschritte gemacht. Das Athemholen war geräuschvoll und durch Schluchzen unterbrochen, die Muskeln des Unterleibes und der Brust fingen an sich zusammenzuziehen, der Mund wurde schäumend, der Kopf warf sich zurück und das Erbrechen begann.

Ich eilte dem Arzte entgegen, und führte ihn zu Schimindra.

— O! o! rief er aus, das ist eine Frau, welche die Cholera hat, oder. . .

Er zögerte.

— Oder? wiederholte ich.

— Oder die vergiftet ist.

— Mit was?

— Mit dem Upas von Java, recht, rief ich aus, ja, ja, sie ist mit dem Upas von Java vergiftet worden. Welches Mittel gibt es dagegen?

— Es gibt kein Mittel dagegen, oder vielmehr, wenn es eines gibt. . .

— Weiter?

— Ist es so selten. . .

— Kurz, welches ist dieses Mittel?

— Man müßte Bezoar haben.

— Bezoar?

— Ja, aber keinen Bezoar von Kühen, keinen Bezoar von Ziegen. . .

— Bezoar von einem Affen?

— Ohne Zweifel, aber wo sich ihn verschaffen?

Ich stieß einen Freudenschrei aus.

— Hier, sagte ich zu ihm, hier.

Und ich nahm meinen Bezoarstein aus seinem ledernen Beutel.

Schimindra erhob den Kopf.

— Ah! sagte sie, er liebt mich also noch ein wenig!

— O! o! äußerte der Bonze, blauen Bezoar, wahren Affenbezoar.

— Ja, wahren, ich bürge Ihnen dafür, da ich ihn selbst geerntet habe, aber verlieren Sie keine Zeit, Sie sehen, Sie sehen. Und ich zeigte ihm Schimindra, welche sich in den Krämpfen des Todeskampfes wand.

— O! jetzt, sagte er, sein Sie ruhig, wir haben Zeit.

— Aber in fünf Minuten wird sie todt sein, rief ich aus.

— Ja, wenn sie in drei Minuten nicht gerettet ist. Und in der That, der Bonze begann mit derselben Ruhe, wie er es mit einem Stück Zucker gemacht hätte, den Bezoar in ein Glas Wasser zu reiben.

Das Wasser nahm auf der Stelle eine schöne Himmelblaue Farbe an, die sich allmählig in Regenbogenfarben verwandelte, und einen Schein von Gold zurückwarf.

Das war ohne Zweifel der Punkt, zu welchem das Gegengift gelangt sein mußte, denn, indem er mir einen Wink gab, Schimindra aufzuheben, steckte der Bonze zwischen ihre bereits durch die Krämpfe zusammengepreßten Zähne den Rand des Glases, das sie beinahe zerbrach.

Aber bei den ersten Tropfen, welche den Gaumen der Sterbenden benetzten, gaben die Muskeln nach, der Kopf schaukelte sich behaglich auf den Schultern, die steif gewesenen Arme sanken wieder an ihre Seite zurück, das Röcheln hörte auf, und eine leichte Feuchtigkeit Perlte auf ihrer trockenen Stirn.

Schimindra trank das Glas aus.

Dann, als das Glas ausgetrunken war, sagte sie:

— O! mein Gott! Sie haben mich das Leben trinken lassen.

Indem sie nun einen letzten Blick auf mich warf, mir mit einem letzten Lächeln dankte, mich mit einer letzten Geberde zu berühren suchte, stieß sie einen Seufzer aus, schloß die Augen und verfiel in eine Schlafsucht, welche nichts Beunruhigendes hatte, da man unter diesem Scheine des Todes das Leben wieder entstehen fühlte.

Ich konnte sie nicht bei Vanly-Tching lassen, ich wollte selbst nicht dort bleiben; mein Haus war nur fünfzig Schritte weit von dem, in welchem wir uns befanden. Ich schloß Schimindra in meine Arme, verließ mit dem Bonzen das Haus, verschloß die Thür und übergab den Schlüssel davon dem Bonzen, indem ich ihn bat, ihn auf der Stelle zu dem Civilrichter, dem Nachfolger des vorletzten Gatten Vanly-Tchings zu bringen, und ihm alles das zu erzählen, was er gesehen hätte, während ich Schimindra nach meinem Hause trüge, die nach der Aussage des Doctors nur noch eines ruhigen Schlummers bedurfte.

Dann, als ich Schimindra auf ihr Bett gelegt hatte, ging ich gleichfalls zu Bett.

Ihnen zu sagen, was sich in meinem Geiste zutrug, so bald einmal das Licht ausgelöscht war, und ich mich, von der Ermüdung besiegt, in jenem Zustande des Träumens befand, der noch

nicht der Schlaf, und der bereits nicht mehr das Wachen ist, wäre unmöglich. Meine vier Frauen schienen sich an dem Fuße meines Bettes ein Rendezvous gegeben zu haben. Es war Nahi-Nava-Nahina, es war Donna Inès, es war Amarou, es war Vanly-Tching, indem sie mich Alle zurückforderten, mich zerrten, mich bei weitem eher nach der Weise der Furien, als mit den Manieren zärtlicher Gattinnen sich einander streitig machten, während die arme Schimindra, welcher der Tod ohne Zweifel Flügel gegeben hatte, über mir schwebte, mich nach ihren Kräften vertheidigte, indem sie sie zurückstieß, sie entfernte, sie fortjagte; aber aus der Thür geworfen, kehrte diese endlose Reihe von Gattinnen wieder durch die Fenster zurück, warf sich wieder auf mein Bett, riß sich um mich, so daß ich mich in Stücken zergehen fühlte, und ich den Augenblick voraus sah, wo die eine mir einen Arm, die andere ein Bein, diese da ein Glied, jene da ein anderes nehmen würde.

Plötzlich ging die Thür auf, und ich sah etwas wie ein verschleiertes Gespenst erscheinen, vor dem meine vier indischen Frauen verschwanden, und welches, indem es Schimindra mit einer einzigen Geberde entfernte, sich ruhig neben mich zu legen kam.

Ah! meiner Treue, die zuletzt gekommene erwies mir einen so großen Dienst, daß ich mich in ihre Arme flüchtete, in denen ich nach einer Aufregung, die noch einige Augenblicke dauerte, entschlief.

Am folgenden Morgen erweckte mich der erste Strahl des Tages, indem er gerade auf mein Gesicht fiel, ich schlug die Augen auf, und stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus.

Ich lag neben der Buchold.

Aber neben der so bleichen, so veränderten Buchold, daß ich nicht den Muth hatte, ihr Vorwürfe über ihren Besuch zu machen, so sehr schien sie mir nur noch kurze Zeit zu leben zu haben.

Außerdem erinnerte ich mich des Dienstes, den sie mir in der Nacht erwiesen hatte.

— Wie! Sie sind es? sagte ich zu ihr.

— Ja, ich bin es, welche, so leidend ich auch bin, nicht gezögert hat, Ihnen eine angenehme Nachricht zu überbringen.

— Ah! ja, Sie sind ins Kindbett gekommen? sagte ich zu ihr.

— Mit einem Mädchen, einem lebenswürdigen kleinen Mädchen; wie ich es Ihnen versprochen, habe ich sie Margaretha genannt.

— Und wer ist der Pathe von dieser da?

— O! Sie werden stolz auf ihn sein, mein Freund, es ist ein berühmter Professor der Universität von Leyden, der Doctor Van Holstentius.

— Ja, ich kenne ihn.

— Nun denn! er hat mir versprochen, das liebe Kind zu lieben, wie als ob er sein Vater wäre, aber. . .

— Aber, was?

— Ich fürchte sehr, daß, wenn ich nicht mehr da sein werde. . .

— Wie! wenn Sie nicht mehr da sein werden? haben Sie denn Monikendamm verlassen, um nicht mehr dahin zurückzukehren?

— Nicht doch, im Gegentheile, mein Freund, und ich werde ohne Verzug wieder abreisen, sein Sie unbesorgt, aber wir sind nicht unsterblich, und wenn ich zufälliger Weise sterben sollte, unsere armen Kinder. . .

— Werden sie nicht jedes seinen Pathen haben, der sie liebt, wie als ob er ihr Vater wäre, werden sie nicht den Bürgermeister Van Clief, den Ingenieur Van Brock, den ehrwürdigen Van Cabel, den Doctor Van Holstentius haben, u. s. w., u. s. w., u. s. w?

— Ach! antwortete die Buchold, ich weiß durch das, was mir mit Ihnen selbst begegnet ist, wie sehr man auf die Versprechungen der Männer bauen kann. Es lagen mehr eitle Versprechungen als Wirklichkeit in den von unseren berühmten Beschützern übernommenen Verpflichtungen, so daß ich jetzt ohne ihren Gevatter Simon Van Groot, den Hafenvächter von Monikendamm, nicht weiß, was aus mir, den Kindern, welche ich habe, und denen, die ich noch bekommen kann, werden würde.

— Wie! die Sie bekommen können? den wievielsten des Monats haben wir?

— Den 28. Oktober.

— Ja, aber welche Heilige, oder welcher Heilige ist der Patron dieses Tages?

— Zwei große Heilige, mein Freund, Sankt Simon und Sankt Judas.

— Ah! das ist zu stark, rief ich aus, dieses Mal werde ich nicht ohne Zwillinge davon kommen.

— In jedem Falle, sagte die Buchold, werden es die letzten sein.

— Wie das?

— Ja, sehen Sie nicht, wie ich verändert bin? In der That, diese Veränderung hatte mich, wie ich bereits gesagt habe, auf den ersten Blick überrascht.

— Es ist wahr, sagte ich zu ihr, was haben Sie?

Sie lächelte traurig.

— Glauben Sie, sagte sie, daß Reisen, gleich denen, welche ich mache, nicht ermüden? Ich habe Sie vier Male besucht, ohne Vorwurf gesagt; hin und zurück, ist das Etwas, wie zwei und dreißig Tausend Meilen; vier Male die Reise um die Welt; finden Sie denn viele Frauen, welche eben so viel für. . . für einen Bösewicht von Mann thun, der nur daran denkt, sie zu betrügen? Ach!

Und die Buchold vergoß einige Thränen.

Das, was sie mir da sagte, war so wahr, daß ich davon gerührt wurde.

— Nun denn! warum kommen Sie? fragte ich sie.

— Ei, weil ich Sie, am Ende genommen, liebe. Ach! wenn Sie in Monikendamm geblieben wären, hätten wir so glücklich sein können!

— Mit Ihrem lebenswürdigen Charakter! gehen Sie doch.

— Was wollen Sie? Was mir den Charakter verdorben hat, ist die Eifersucht. Und woher kam diese Eifersucht? von dem Uebermaße meiner Liebe. Nun denn, werden Sie jetzt, wo fünf Jahre verflossen sind, sagen, daß Ihre Reisen nach Amsterdam, nach Edam, nach Stavorin unschuldig waren?

Ich kratzte mich hinter den Ohren.

— Dam! antwortete ich, um nicht zu lügen.

— Sie sehen wohl, daß Sie im Unrecht waren. Was haben Sie mir Aehnliches vorzuwerfen?

— Nichts, ich weiß es wohl, so lange als ich dort gewesen bin.

— Aber ich meine, daß seitdem. . .

— Seitdem wird es ein wenig dunkel. Aber am Ende ist dagegen noch Nichts zu sagen, da

zum Mindesten für mich der Schein vorhanden ist und die Daten übereinstimmen, nicht wahr?

— Tag vor Tag.

Ich stieß einen Seufzer aus.

— Ah! wahr ist es, sagte ich mit einer Rückkehr der Philosophie, daß man sehr weit geht, um das Glück zu finden. . .

— Ja, und damit man Frauen findet, nicht wahr? Lassen wir Ihre Frauen ein wenig die Musterung Passiren.

— Nein, es lohnt nicht der Mühe, ich kenne sie; ich bin daher auch von der Heirath, oder vielmehr von den Heirathen geheilt.

— Ah! mein armer Freund, es geht Nichts über das Haus, über den Heerd, über die Kinder; kehren Sie zurück, und Sie werden Alles das finden, ausgenommen mich vielleicht.

— Gehen Sie doch!

— Ich weiß, was ich sage, äußerte sie, indem sie den Kopf schüttelte, und einen Seufzer ausstieß. Aber ich würde ruhig sterben, wenn ich die Hoffnung hätte, daß meine armen Kinder, in Ermangelung der Mutter. . .

— Es ist gut, es ist gut, machen wir uns nicht reich; man wird Alles das sehen; kehren Sie nach Haus zurück.

— Ich muß es wohl.

— Und melden Sie mich.

— O! wahrhaftig?

— Einen Augenblick Geduld, ich verpflichte mich nicht. Ich werde thun, was ich vermag, das ist Alles.

— Leben Sie wohl! ich reise in dieser Hoffnung ab.

— Gehen Sie, liebe Freundin. Wer leben wird, wird sehen.

— Ja, wer leben wird. . . Leben Sie wohl.

Und die Buchold umarmte mich ein letztes Mal, stieß einen Seufzer aus und entfernte sich.

Diese Erscheinung der Buchold hatte einen ganz anderen Eindruck bei mir zurückgelassen, als ihre vorhergehenden Erscheinungen. Außerdem war, wie ich es ihr gesagt hatte, der Vergleich der holländischen Frauen mit den Chingulesischen, Spanischen, Malabarischen und Chinesischen Frauen nicht zum Vortheile dieser letztern; es gab also nur die arme Schimindra, welche dem europäischen Einflüsse das Gleichgewicht halten konnte, aber, wie Sie begreifen werden, hatte sie die Geschichte mit dem elenden Affen gegen sich! . . .

Kurz, soviel ist gewiß, daß ich nur noch an Eines dachte, nämlich meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und nach Europa zurückzukehren.

Bevor ich aber abreiste, war meine erste Sorge das Loos Schimindras zu sichern.

Ich überließ ihr meine Cigarrenfabrik, die in vollem Gange war, und den Rest meines Bezoars, der freilich angebrochen war, der aber angebrochen, wie er war, wohl noch zwei bis drei Tausend Rupien werth war, und das um so unbestreitbarer, als er erprobt worden war.

Was Vanly-Tching anbetrifft, so war sie verschwunden, indem sie ihre Kasse mitgenommen hatte, und während der fünf Monate, welche ich noch in Bidondo blieb, hörte Niemand von ihr sprechen.

Endlich, am 15. Februar 1829, ohngefähr sechs Jahre nach meiner Ankunft in Indien, verließ

ich Bidondo, nachdem ich eine Summe von fünfundvierzig Tausend Franken zu baarem Gelde gemacht hatte, die mein chinesischer Correspondent einkassierte, indem er mir dagegen vortreffliche Wechsel auf die ersten Häuser von Amsterdam gab.

Wegen der Windstille, welche wir unter dem Aequator fanden, dauerte die Ueberfahrt lange und sechs Monate nach meiner Abreise von Manila meldete man das Kap Finisterre, dann umsegelten wir Cherbourg, dann fuhren wir in den Kanal, dann endlich gingen wir am 18. August 1829 in dem Hafen von Rotterdam vor Anker.

Ich hatte keinen Grund mich dort aufzuhalten; ich nahm daher noch am selben Tage den Wagen nach Amsterdam, hierauf, in Amsterdam angekommen, ein Schiff, das mich nach Monikendamm führen sollte.

Es war gerade das meines Freundes, des Fischers, der mich vor sechs und einem halben Jahre an Bord des *Jean de Witt* gefahren hatte, dem ich meine Ueberfahrt nicht hatte bezahlen können, und der mir nichtsdestoweniger versprochen, auf meine Gesundheit zu trinken, ein Versprechen, das er gewissenhafter Weise gehalten hatte.

Statt eines Beutels voll Kiesel hatte ich dieses Mal eine Briefftasche, welche gute fünfundvierzig Tausend Franken enthielt.

So daß ich ihm bei meiner Landung in Monikendamm, da ich ihm nicht allein die letzte Ueberfahrt, sondern auch noch die erste mit den Zinsen und den Zinsen von den Zinsen während sechs Jahren schuldig war, ihm fünfundzwanzig Gulden gab, was eine Summe war, wie er lange keine eingenommen hatte.

Hierauf ging ich nach meinem Hause.

Vor der Thür sah ich von Weitem eine Amme in Trauer, welche zwei Kinder säugte.

Ich begriff Alles.

Ich trat in das Wohnzimmer, in welchem sich meine drei Söhne und meine Tochter befanden.

Die drei Knaben entflohen, als sie mich sahen.

Was das Mädchen anbelangt, so war sie, da sie noch nicht allein gehen konnte, wohl genöthigt zu bleiben.

Ich sah ein, daß ich für diese armen Unschuldigen ein Fremder wäre; ich nahm meine kleine Margarethe in meine Arme, welche lautes Geschrei ausstieß, und kehrte nach der Thür zurück, um mich von irgend einem Nachbar erkennen zu lassen.

Gerade war Simon van Groot, welcher erfahren hatte, daß ein Fremder angekommen und nach dem Hause der Buchhold gegangen wäre, herbeigeeilt, indem er sich die Wahrheit dachte, und er kam, indem er die drei Kinder, welche flohen, und dann die Amme mit den beiden Säuglingen wieder gesammelt hatte.

In einem Augenblicke war Alles aufgeklärt.

— Und die arme Buchhold? fragte ich.

— Du kömst zwei Monate zu spät, mein lieber Olifus, antwortete Simon van Groot, die Buchhold ist gestorben, indem sie Deine beiden Zwillinge auf die Welt setzte.

— Ja, Simon und Judas.

— Wie Du es gesagt. In Deiner Abwesenheit habe ich für die Familie gesorgt. Die Gläubiger hatten das Haus verkauft, ich habe es zurückgekauft. Ich wußte wohl, daß Du eines Tages zurückkehren würdest, und ich wollte, daß Du außer den Kindern, die Sachen in dem Zustande wiederfändest, in welchem Du sie verlassen hattest.

— Ich danke, Van Groot.

— Nur unsere arme Buchhold! . . .

— Das ist nicht zu ändern, Simon, wir sind alle sterblich.

— Ach! Du wirst niemals eine Gleiche wiederfinden, Olifus.

— Das ist wahrscheinlich.

Wir, Van Groot und ich, umarmten uns weinend, dann schlossen wir unsere Rechnungen ab.

Ich zahlte ihm den Preis des Hauses und der Möbeln zurück, welches ich als den Antheil Margarethens behielt.

Dann legte ich für jeden der Knaben sechs Tausend Franken an, wovon ich mir nur die Zinsen bis zu ihrer Volljährigkeit vorbehielt.

Endlich behielt ich neun Tausend Franken für mich, um niemals Jemand zur Last zu sein, und nur nöthig zu haben in meine Tasche zu greifen, um aus ihr eine Flasche Ratafia, Rum, und Arak zu nehmen.

— Und Sie haben die Buchhold niemals wiedergesehen? fragte ich ihn.

— Doch, ein Mal Sie ist gekommen mir zu erzählen, daß ich ihrer für immer entledigt wäre, weil sie sich mit Simon van Groot wieder verheiratet hätte, den man am Tage zuvor begraben, und der verlangt hatte, der alte Spitzbube, neben ihr begraben zu werden. So daß ich, fügte der Vater Olifus hinzu, indem er das letzte Glas Arak leerte, ihrer für diese und für jene Welt entledigt bin, wie ich es zum Mindesten hoffe.

Hierauf brach der Vater Olifus in ein Gelächter aus, das ihm ganz eigenthümlich war, und ließ sich unter den Tisch gleiten, von wo aus fast sogleich ein Schnarchen erschallte, das uns keinen Zweifel über den ungetrübten Schlaf übrig ließ, dem dieses reine und von Gewissensbissen freie Herz sich hingeeben hatte.

Im selben Augenblicke ging die Thür auf, ich wandte den Kopf um, und eine sanfte und klangvolle Stimme ließ sich hören.

Diese Stimme war die Margarethens, welche mit einer Lampe in der Hand auf der Schwelle des Zimmers erschien.

— Es ist Zeit, daß Sie zu Bett gehen, meine Herren, sagte sie. Ich will Sie nach Ihrem Schlafzimmer führen. Mein armer Vater wird Sie mit seinen Geschichten sehr gelangweilt haben, nicht wahr? Aber man muß Einige Nachsicht mit ihm haben. Er ist sechs Jahre lang zu den Lebzeiten unserer armen Mutter in dem Irrenhause von Horn gewesen, und er hat es nicht ganz geheilt verlassen. Es sind Einfälle und Märchen, welche ihm im Kopfe herumgehen, besonders wenn er zu viel starke Getränke zu sich genommen hat, was ihm oft begegnet. Aber, wie immer, wird beim Erwachen sein Verstand zurückkehrt im, und er wird seine Reise nach Ostindien vergessen, Reisen, die niemals anders, als in seiner Einbildung bestanden haben.

Nach dieser Erklärung, welche uns unendlich wahrscheinlicher als Alles das schien, was uns der Vater Hieronymus Franz Olifus erzählt hatte, gingen wir zu Bett. Am folgenden Morgen verlangten wir ihn zu sehen, m Abschied von ihm zu nehmen. Aber man sagte uns, daß er mit Tagesanbruche aufgebrochen wäre, um einen Eisenden nach Stavorin zu fahren.

So daß wir Monikendamm verließen, ohne zu wissen im wer uns belogen hatte, der alte zahnlose Mund des Vaters Olifus, oder der frische und hübsche Mund seiner Tochter Margaretha.

Indessen nahm uns Eines gegen die hübsche Wirthin des *alten Ostindienfahrers* ein, nämlich

daß sie am Tage zuvor nur durch Zeichen mit uns gesprochen hatte, und daß sie am folgenden Tage mit einem Male französisch sprechen konnte, um uns die Erklärung zu geben, welche wir hier niedergeschrieben haben.

Es ist an den Personen, welche in Ostindien gewesen sind, zu beurtheilen, ob der Vater Olifus wirklich die Länder gesehen hat, die er beschrieb, und die wir nach ihm wieder beschrieben haben, oder ob er Madagascar, Ceylon, Negombo, Goa, Calicut, Manila und Bidondo nur ganz einfach von dem Irrenhause von Horn aus gesehen hat.

Ende der Heirathen des Vater Olifus.

Vierter Band.

Das

T e s t a m e n t

des

Herrn von Chauvelin.³

I.

Das Haus der Straße Vaugirard.

Wenn man von der Straße Cherche-Midi nach der Straße Notre-Dame-des-Champs geht, so findet man zur Linien, einem Brunnen gegenüber, der die Ecke der Straße du Regard und der Straße Vaugirard bildet, ein kleines Haus, das in den Munizipalregistern der Stadt Paris unter No. 84 eingeschrieben ist.

Und jetzt, bevor wir weiter gehen, ein Geständniß, das ich zu machen zögerte. Dieses Haus, in welchem mich die offenherzigste Freundschaft fast bei meiner Ankunft aus der Provinz aufgenommen hat, dieses Haus, das mir drei Jahre lang ein brüderliches war, dieses Haus, an welches ich in allen Glücks- oder Unglücksfällen meines Lebens damals mit geschlossenen Augen geklopft hätte, gewiß, daß es sich meinen Thränen oder meiner Freude öffnen würde; dieses Haus bin ich, um seine topographische Lage meinen Lesern genau anzudeuten, so eben selbst genöthigt gewesen auf einem Plane der Stadt Paris wieder erstehen zu lassen.

Mein Gott! wer hätte mir das vor zwanzig Jahren gesagt.

Das kömmt daher, weil auch seit zwanzig Jahren so viele Ereignisse gleich einer immer steigenden Fluth den Menschen unserer Generation die Erinnerungen ihrer Jugend geraubt haben, so daß man sich nicht mehr mit dem Gedächtnisse erinnern muß, — das Gedächtniß hat seine Dämmerung, in welcher sich die fernen Erinnerungen verlieren, — sondern mit dem Herzen.

Wenn ich daher mein Gedächtniß bei Seite lasse, um mich in mein Herz zu flüchten, so finde ich darin, wie in einem geheiligten Tabernakel, alle die geheimen Erinnerungen wieder, welche eine nach der andern meinem Leben entschlüpft sind, wie das Wasser durch die Spalten einer Vase Tropfen vor Tropfen dringt, in dem Herzen gibt es keine immer finsterer werdende Dämmerung, sondern eine Morgenröthe, welche immer glänzender wird, das Gedächtniß richtet sich nach der Dunkelheit, das heißt nach der Vergänglichkeit, das Herz richtet sich nach dem Lichte, das heißt, nach Gott.

Kurz, dieses kleine Haus ist da, durch eine graue Mauer eingeschlossen, hinter welcher es sich halb versteckt, zu verkaufen, wie man mir sagt, bereit, den gastfreundlichen Händen zu entgehen, welche mir seine Thüren geöffnet haben! Lassen Sie mich Ihnen erzählen, wie ich dasselbe betreten habe; das führt uns, ich weiß es wohl, auf einem Umwege zu der Geschichte, welche ich Ihnen erzähle; aber gleichviel; folgen Sie mir, wir werden unterwegs plaudern, und ich werde trachten, daß Ihnen der Weg weniger lang scheint, als er es in der Wirklichkeit ist.

Es war, wie ich glaube, gegen das Ende des Jahres 1826. Wie Sie sehen, gab ich Ihnen nur zwanzig Jahre an, und jetzt ist es zwei und zwanzig Jahre her. Ich war so eben drei und zwanzig alt geworden.

Bei Veranlassung des armen James Rousseau habe ich Ihnen meine literarischen Träume erzählt. Im Jahre 1826 waren sie bereits weit ehrgeiziger geworden. Es war nicht mehr die *Jagd und die Liebe*, welche ich unter Mitarbeit Adolphs von Leuven verfaßte; es war nicht mehr *die Hochzeit und das Begräbnis*, welche ich mit Vulpian und Lassagne schrieb, es war Christine, über welche ich allein träumte. Ein schöner Traum! ein ganz glänzender Traum, der mir in meinen jugendlichen Hoffnungen diesen Garten der Hesperiden öffnen sollte, einen Garten mit goldenen Früchten, dessen Drache die Kritik ist.

Inzwischen hatte mir armen Herkules die Göttin Necessitas eine Welt auf die Schultern gelegt. Was für eine boshafte Göttin Necessitas ist, welche nicht einmal, wie für Atlas, den Vorwand hatte, sich eine Stunde lang auszuruhen, indem sie mich erdrückte!

Nein, die Noth erdrückte mich, mich und so viele Andere, wie ich einen Ameisenhaufen zertrete. Warum? Wer weiß es? Weil ich mich unter ihrem Fuße befand, und weil, die Augen verbunden, die kalte Göttin mit eisernen Extremitäten mich nicht sah.

Diese Welt, welche sie mir auf die Schultern gelegt hatte, war mein Bureau.

Ich verdiente monatlich 125 Franken, und für 122 Franken monatlich war ich genöthigt, Folgendes zu thun:

Ich kam gegen zehn Uhr auf mein Bureau, ich verließ es um fünf Uhr; aber im Sommer kehrte ich um Sieben Uhr Abends dahin zurück, und verließ es um zehn.

Warum dieses Uebermaaß von Arbeit im Sommer, zu dieser Stunde, das heißt in dem Augenblicke, wo es so angenehm gewesen wäre, die reine Landluft oder die berauschende Atmosphäre der Theater einzuathmen?

Ich will es Ihnen sagen. Es war das Portefeuille des Herzogs von Orleans zu besorgen.

Dieser Adjutant von Dumouriez bei Jemappes und bei Valmy, dieser Geächtete von 1792, dieser Professor des Collegiums von Reichenau, dieser Reisende des Kap Horns, dieser Bürger Amerikas, dieser fürstliche Freund der Foys, der Manuels, der Laffittes und der Lafayettes, dieser König von 1830, dieser Geächtete von 1848, nannte sich zu jener Zeit noch, »Herzog von Orleans.«

Das war die glückliche Zeit seines Lebens; wie ich meinen Traum hatte, so hatte er den seinigen. Mein Traum war ein Erfolg; sein Traum war der Thron.

Mein Gott, sei dem Könige barmherzig! Mein Gott, gib dem Greise Frieden? mein Gott! gib dem Gatten und dem Vater alles das, was für ihn an väterlichem und ehelichem Glücke in den unendlichen Schätzen Deiner Güte noch aufbewahrt ist.

Ach! in Dreux habe ich diesen gekrönten Vater auf dem Grabe dieses Sohnes, der eine Krone tragen sollte, sehr bitterlich weinen sehen.

Nicht wahr, Sire, Ihre verlorene Krone hat Ihnen nicht so viel Thränen gekostet, als Ihr gestorbenes Kind?

Kommen wir auf den Herzog von Orleans und auf sein Portefeuille zurück.

Dieses Portefeuille enthielt die Briefe des Tages und die Zeitungen des Abends, welche nach Neuilly geschickt werden mußten.

Dann, wenn das Portefeuille durch einen Eilboten zu Pferde abgesandt war, so mußte man die Antwort abwarten.

Der zuletzt auf dem Bureau Angenommene war immer mit dieser Arbeit beauftragt, und da ich der Jüngste auf demselben war, so war sie mir zugefallen.

Mein Kamerad Ernst Bochet war mit dem Portefeuille des Morgens beauftragt.

Wir besorgten nach der Reihe das Sonntagsportefeuille.

Also, eines Abends, als ich zwischen dem Abgesandtenportefeuille und dem Portefeuille, das zurückkehren sollte, einige Verse von *Christine* schrieb, ging die Thür meines Bureaus auf, ein feiner Kopf mit blonden und gelockten Haaren streckte sich durch die Oeffnung, und eine Stimme mit etwas spöttischem Ausdrucke ließ in einem ein wenig schreienden Tone folgende drei Sylben hören:

— Bist Du da?

— Ja, antwortete ich rasch, tritt ein!

Ich hatte Cordellier Delanoue erkannt, der, wie ich, der Sohn eines alten Generals der Republik, wie ich, ein Dichter war. Warum ist es ihm in der Laufbahn, welche wir mit einander durchwandert haben, weniger gut geglückt, als mir? Ich weiß es nicht; er hat zuverlässig eben so viel Verstand, als ich, und er macht unbestreitbar bessere Verse, als ich.

Eine Laune des Zufalles, Alles ist auf dieser Welt Glück und Unglück; erst in dem Augenblicks unseres Todes werden wir wissen, wer von uns beiden, er oder ich, Glück oder Unglück gehabt hat.

Der Besuch Cordellier Delanoues war etwas Angenehmes. Wie alle Leute, welche ich geliebt habe, liebte ich ihn damals, liebe ich ihn noch jetzt; nur liebe ich ihn mehr, und ich bin überzeugt, daß es von seiner Seite eben so ist.

Er kam, mich zu fragen, ob ich nach dem Athenäum gehen wollte, um, ich weiß nicht welche gelehrte Abhandlung über, ich weiß nicht was zu hören.

Der Sprecher war Herr von Villenave.

Ich kannte Herrn von Villenave nur dem Namen nach; ich wußte, daß er eine geschätzte Uebersetzung des Ovid geliefert hatte, daß er ehemals Sekretär des Herrn von Malesherbes und Lehrer der Kinder des Herrn Marquis von Chauvelin gewesen war.

Zu jener Zeit waren das Schauspiel und die Zerstreung etwas Seltenes für mich. Alle Thüren der Theater oder der Salons, welche sich seitdem vor dem Verfasser *Heinrichs III.* und der *Christine* geöffnet haben, waren damals noch dem mit dem Abendportefeuille des Herrn Herzogs von Orleans beauftragten Commis mit 1500 Franken Gehalt verschlossen. Ich nahm es an, bat aber Delanoue, mit mir die Rückkehr des Eilboten zu erwarten.

Inzwischen las er mir eine Ode vor, die er so eben gemacht hatte. Das war eine Vorbereitung für die Sitzung des Athenäums.

Der Eilbote kehrte zurück, ich war frei und wir gingen nach der Straße Valois.

Ihnen zu sagen, an welchem Orte der Straße Valois das Athenäum seine Sitzungen hielt, wäre mir unmöglich, wie ich glaube, war dieses Mal das Einzige, daß ich hin ging. Ich bin niemals ein sehr großer Freund von diesen Versammlungen gewesen, in denen eine einzige Person spricht, und in denen Jedermann zuhört.

Die Sache, über welche man spricht, muß sehr interessant oder sehr unbekannt sein; der, welcher über diese Sache spricht, muß sehr beredt oder sehr pittoresk sein, damit ich an dieser Rede ohne Einrede, bei welcher der Widerspruch eine Unschicklichkeit, die Kritik eine Unhöflichkeit ist, einen Reiz finde.

Ich habe niemals einen Redner, welcher spricht, oder einen Prediger, welcher Predigt, bis ans Ende anhören können. Es gibt immer einen Punkt seiner Rede, an welchem ich mich anklammere, und der mich einen Halt in meinen eigenen Gedanken machen läßt, während er seinen Weg fortsetzt. Einmal angehalten, fasse ich die Sache natürlicher Weise aus meinem Gesichtspunkte auf, so daß ich meine Rede oder meine Predigt im Stillen halte, während er sie laut hält. Beide an das Ziel gelangt, befinden wir uns beide oft Hundert Meilen weit auseinander, obgleich wir von demselben Punkte ausgegangen sind.

Dem ist eben so mit Theaterstücken. Es sei denn, daß ich einer ersten Vorstellung eines für Arnal, für Grassot oder für Ravel geschriebenen Stückes beiwohne, das heißt, eines Werkes, das gänzlich außer meinen Gewohnheiten liegt, und zu dessen Anfertigung ich offenherzig mein Unvermögen anerkenne, bin ich der schlechteste Zuschauer einer ersten Vorstellung den es auf der Welt gibt. Wenn das Stück eine Erfindung ist, so sind die Personen kaum aufgetreten, als sie nicht mehr die des Verfassers, sondern die Meinigen sind. In dem ersten Zwischenakte nehme ich sie, eigne ich sie mir an. Statt dem Unbekannten, das mir in den vier andern Akten kennen zu lernen übrig bleibt, führe ich sie in vier Akte von meiner Composition ein; ich verwende ihren Charakter, ich benutze ihre Originalität; wenn der Zwischenakt nur zehn Minuten dauert, so ist das mehr, als ich bedarf, um Ihnen das Kartenschloß zu bauen, in welches ich Sie führe, und es geht mit meinem dramatischen Kartenschlosse wie mit der Rede oder mit der Predigt, von denen ich so eben sprach. — Mein Kartenschloß ist fast niemals das des Verfassers; so daß, da ich aus meinem Traume eine Wirklichkeit gemacht habe, die Wirklichkeit mir wie ein Traum erscheint; ein Traum, den ich ganz bereit bin zu bekämpfen, — indem ich sage: »So ist es nicht, Herr Arthur; — so ist es nicht, Fräulein Honorine. — Sie gehen zu rasch oder zu langsam; — Sie wenden sich zur Rechten, statt zur Linken, — Sie sagen ja, wo Sie nein sagen müßten. — O! o! o! das ist ja unerträglich.«

Bei historischen Stücken ist es noch schlimmer. — Ich mache mein Stück natürlicher Weise ganz nach dem Titel, — und, da es natürlicher Weise mit meinen Mängeln gemacht ist, das heißt mit Ueberfluß der einzelnen Umstände, gänzlicher Strenge des Charakters, doppelter, dreifacher, vierfacher Intrigue, — so ist es sehr selten, daß mein Stück im Mindesten dem gleicht, welches man vorstellt. — Was mir ganz natürlicher Weise eine Marter aus dem macht, was für die andern eine Belustigung ist.

Da sind meine Collegen jetzt benachrichtigt; wenn sie mich zu ihren ersten Vorstellungen einladen, so wissen sie jetzt unter welcher Bedingung.

Ich that an jenem Abende mit Herrn von Villenave das, was ich bei Jedermann thue; da ich indessen in dem letzten Viertel seiner Rede ankam, so begann ich damit, ihn zu betrachten, statt ihn anzuhören.

Er war groß, damals ein Greis von vier bis fünfundsechzig Jahren, mit schönen silberweißen

Haaren, mit bleicher Gesichtsfarbe, mit schwarzen und feurigen Augen, er hatte in seinem Anzuge jene Art zerstreuter Sorgfalt der arbeitsamen Männer, welche sich wöchentlich nur ein oder zwei Mal ankleiden, nicht mehr, und die während der übrigen Zeit in einem alten Beinkleide, einem alten Schlafrocke und alten Pantoffeln in dem Staube ihres Arbeitszimmers bleiben. Diese Toilette der wichtigen Tage mit dem fein gefältelten Hemde, mit dem Busenstreif, mit der gebügelten Halsbinde, bereitet die Frau oder die Tochter, kurz die Haushälterin des Hauses zu. Daher rührt diese Art von Prostration, welche diese wohl ausgeklopfte, wohl ausgebürstete Toilette gegen die tägliche Toilette ausspricht, die einen Abscheu gegen den Rohrstock und gegen die Bürste hat.

Herr von Villenave trug einen blauen Frack mit vergoldeten Knöpfen, ein schwarzes Beinkleid, eine weiße Weste und eine weiße Halsbinde.

Welche seltsame Maschine der Gedanke, das geistige Räderwerk ist, die wider unsern Willen geht oder stehen bleibt, weil es die Hand Gottes ist, welche sie aufzieht, eine Uhr, welche nach seiner Laune die Stunden der Vergangenheit und zuweilen die der Zukunft schlägt.

Bei was war mein Gedanke stehen geblieben, als ich Herrn von Villenave sah? war es, wie ich so eben sagte, an einer Stelle seiner Rede? nein, es war bei einem Punkte seines Lebens.

Ich hatte ehemals, — wo? ich wußte es nicht, — eine im Jahre 1794 von Herrn von Villenave herausgegebene Brochüre gelesen unter dem Titel: *Erzählung der Reise von Hundert zwei und dreißig Nantesen*.

An diese Episode aus dem Leben des Herrn von Villenave hatte sich mein Geist gefesselt, als ich Herrn von Villenave zum ersten Male sah.

In der That, Herr von Villenave hatte im Jahre 1793 Nantes bewohnt, das heißt, zu gleicher Zeit mit Johann Baptist Carrièr blumigen Andenkens.

Dort hatte er den Proconsul, welcher die Urtheile zu lang und die Guillotine zu langsam fand, die außerdem nutzlosen Prozesse, da sie niemals den Schuldigen retteten, aufheben und an die Stelle der Guillotine, Schiffe mit Klappen einrichten sehen; vielleicht war er auf dem Kai der Loire, als Carrièr am 15. September 1793 als ersten Versuch *seiner republikanischen Badereien und seiner vertikalen Deportationen* (das war der Name, welchen er der neuen, von ihm erfundenen Hinrichtungsart gab), vierundneunzig Priester unter dem Vorwande einschiffen ließ, sie nach Belle-Isle zu bringen; vielleicht war er an dem Ufer des Flusses, als der entsetzte Fluß die vierundneunzig Leichen der Gottesmänner auf seine Ufer zurückwarf; vielleicht empörte er sich damals bei diesem Schauspiele, welches nach Verlauf von einiger Zeit, indem es sich jede Nacht erneuerte, das Wasser des Flusses in dem Grade verdorben hatte, daß man verbot, es zu trinken; vielleicht half er, noch weit unvorsichtiger Weise irgend einem dieser ersten Opfer, denen so viele Opfer folgen sollten, das Begräbnis zu geben, aber es halte sich zugetragen, daß Herr von Villenave eines Morgens verhaftet, in das Gefängniß geworfen und gleichfalls wie seine Gefährten bestimmt worden war, seinen Beitrag zur Verderbung des Flusses zu geben, als Carrièr sich eines andern besonnen hatte; er hatte eine Auswahl von Hundert zwei und dreißig Gefangenen getroffen, die alle verurtheilt waren, und sie nach Paris als eine Huldigung der Schaffotte der Provinz für die Guillotine der Hauptstadt gesandt; dann, als sie aufgebrochen waren, war Carrièr nochmals anderen Sinnes geworden, die Huldigung hatte ihm ohne Zweifel nicht genügend geschienen, und er hatte dem Kapitän Boussard, dem Commandanten der Bedeckung, den Befehl gesandt, seine Hundert und zwei und dreißig Gefangene bei seiner Ankunft in Ancenis erschießen zu lassen.

Boussard war ein wackerer Mann, der nicht darauf achtete, und der seinen Weg nach Paris fortsetzte.

Als Carrièr das erfuhr, sandte er dem Conventsmitgliede Hentz, welcher Proconsul in Angers war, den Befehl, Boussard bei seiner Durchkunft zu verhaften und die Hundert und zwei und dreißig Nantesen in's Wasser werfen zu lassen.

Hentz ließ Boussard verhaften; als es sich aber darum handelte, die Hundert und zwei und dreißig Gefangenen zu ersäufen, schmolz das Erz seines revolutionären Herzens, das, wie es scheint, nicht dreifach war, und er befahl den Opfern, ihren Weg nach Paris fortzusetzen.

Was Carrièr sagen ließ, indem er verächtlich den Kopf schüttelte: Ein armseliger Ersäufer, dieser Hentz, ein armseliger Ersäufer!

Die Gefangenen setzten daher ihre Reise fort. Von den Hundert zwei und dreißig kamen sechsunddreißig um, bevor sie nach Paris gelangten, und die sechsundneunzig, welche ankamen, kamen glücklicher Weise für sie gerade zur rechten Zeit an, um als Zeugen in dem Processe Carrièrs auszusagen, statt als Angeklagte in ihrem eigenen Processe zu antworten.

Das kam daher, weil der neunte Thermidor herbeigekommen war, weil der Tag der Repressalien angebrochen war, weil die Reihe, gerichtet zu werden, für die Richter kam, und weil der Convent nach einem Monate des Zögerns *den großen Ersäufer* in Anklagestand versetzt hatte.

Daraus ging hervor, daß ich bei der Erinnerung an die Brochüre, welche Herr von Villenave vor fünfunddreißig Jahren in seinem Gefängnisse herausgegeben halte, die Kette der Vergangenheit wieder hinaufgegangen war, und daß das, was ich sah, daß das, was ich hörte, nicht mehr eine literarische, von einem Professor des Athenäums ausgesprochene Rede war, sondern eine schreckliche, kräftige, tödtliche Anklage des Schwachen gegen den Starken, des Angeklagten gegen den Richter, des Opfers gegen den Henker war.

Und so groß ist die Gewalt der Einbildungskraft, daß Saal, Zuschauer, Rednerbühne, Alles sich umgestaltet hatte, daß der Saal des Athenäums der Saal des Convents geworden war, daß die friedlichen Zuhörer in erzürnte Rächer verwandelt waren, und daß der beredte Professor mit freundlichen Worten eine öffentliche Anklage donnerte, indem er den Tod Carrièrs verlangte und sich beklagte, daß er nur ein einziges, unzulängliches Leben hatte, um die fünfzehn Tausend Leben zu bezahlen, die er zerstört hatte.

Und ich sah Carrièrs mit seinem finsternen Blicke, wie er die Anklage mit seinem Blicke vernichtete, und ich hörte ihn, wie er mit seiner schneidenden Stimme seinen ehemaligen Collegen zurief:

— Warum mich heute über das tadeln, was Ihr mir gestern befahlet? Indem Ihr mich anklagt, klagt der Convent sich an; meine Verurtheilung ist die Verurtheilung von Euch Allen; bedenkt es, Ihr Alle werdet in der Achtserklärung begriffen sein, welche mich treffen wird. Wenn ich strafbar bin, so ist Alles hier strafbar; ja, Alles, Alles, Alles, bis auf die Glocke des Präsidenten!.

..«

Und trotz dem stimmte man ab; trotz dem wurde er verurtheilt. Derselbe Schrecken, der in der Schreckenszelt angetrieben hatte, trieb in der Zeit der Gegenwirkung an, und nachdem sie das Blut der Verurtheilten getrunken trank die Guillotine gleichgültig das Blut der Richter und der Henker!

Ich hatte den Kopf in meine Hände sinken lassen, wie als ob es mir widerstanden hatte, so

entsetzlich mörderisch dieser Mann auch war, ihm den Tod geben zu sehen, den er so freigebiger Weise über die Menschheit verbreitet hatte.

Delanoue klopfte mir auf die Achsel.

— Es ist beendet, sagte er.

— Ah! antwortete ich, er ist also hingerichtet?

— Wer?

— Dieser abscheuliche Carrière.

— Ja, ja, ja, sagte Delanoue, und es ist jetzt bald vier und dreißig Jahre her, daß sich dieses kleine Unglück zugetragen hat.

— Ah! sagte ich zu ihm, Du hast sehr wohl gethan, mich zu wecken! ich hatte einen schweren Traum.

— Du schiefst also?

— Ich träumte zum Mindesten.

— Den Teufel? das werde ich Herrn von Villenave nicht sagen, zu dem ich Dich führe, um eine Tasse Thee zu trinken.

— Ah! Du kannst es ihm sagen, thue es! Ich werde ihm meinen Traum erzählen, und er wird nicht böse auf mich sein.

Hierauf führte mich Delanoue, der noch ungewiß war, ob ich wirklich oder nicht recht erwacht wäre, aus dem leeren Saale in ein kleines Wartezimmer, in welchem Herr von Villenave die Glückwünsche seiner Freunde empfing.

Dort angelangt, wurde ich zuerst dem Herrn von Villenave, dann Frau Melanie Waldor, seiner Tochter, dann Herrn Theodor von Villenave, seinem Sohne vorgestellt.

Hierauf gingen Alle zu Fuß über den Pont-des-Arts nach der Faubourg Saint-Germain.

Nach einer halben Stunde Weges waren wir angekommen, und wir verschwanden einer nach dem andern in diesem Hause der Straße Vaugirard, von welchem ich im Anfange dieses Kapitels gesprochen habe, und von dessen Innern ich eine Beschreibung zu geben versuchen will, nachdem ich das Aeußere flüchtig geschildert habe.

II.

Ein Pastellbild von Latour.

Das Haus hatte seinen eigenen, dem Charakter dessen, der es bewohnte, entliehenen Charakter.

Wir haben gesagt, daß die Mauern des selben grau waren, wir hätten sagen können, daß sie schwarz waren.

Man trat durch eine große, neben dem Hause des Pförtners in die Mauer gebrochene Thür ein; dann befand man sich in einem Garten ohne Rabatten, überall festgetreten, mit Geländern ohne Reben, Lauben ohne Schatten, Bäumen fast ohne Laub. Wenn zufällig eine Blume in einer Ecke wuchs, so war es eine jener wilden Blumen, die sich fast schämen, sich in der Stadt zu zeigen, welche, da sie diesen dunkeln und feuchten Raum für eine kleine Einöde gehalten hatte, aus Irrthum darin gewachsen war, indem sie sich weit ferner von der Wohnung der Menschen glaubte, als sie es in der Wirklichkeit war, und die fast sogleich von einem liebenswürdigen rosigen Kinde mit blonden und gelockten Haaren gepflückt wurde, welches einem vom Himmel gefallenem und in diesem Winkel der Erde verlorenen Cherubim glich.

Von diesem Garten, der vierzig bis fünfzig Quadratfuß groß sein konnte, und der an dem Hause in einen breiten gepflasterten Streif endigte, trat man in eine mit Steinplatten belegte Hausflur.

Auf diese Hausflur, in deren Hintergrunde sich eine Treppe befand, öffneten sich vier Thüren; zuvörderst zur Linken, die des Speisesaales, — dann zur Rechten, die eines kleinen Zimmers.

Dann nochmals zur Linken, die der Küche, — und zur Rechten, die der Speisekammer.

Dieses dunkle und feuchte Erdgeschoß war eben nur zur Stunde der Mahlzeiten bewohnt.

Die wahre Wohnung, die, in welche wir eingeführt wurden, befand sich im ersten Stockwerke.

Dieser erste Stock bestand aus dem Vorplatze, einem kleinen Salon, einem großen Salon, dem Schlafzimmer der Madame Waldor und dem Schlafzimmer der Frau von Villenave.

Der Salon war merkwürdig durch seine Form und sein Amöblement.

Es war ein längliches Viereck, das in jeder seiner Ecken einen Pfeilerschrank und eine Büste hatte.

Eine dieser Büsten war die des Herrn von Villenave.

Zwischen den beiden Büsten stand in dem Hintergrunde auf einem Pfeilertische, welcher sich dem Kamine gegenüber befand, das wichtigste Stück der Kunst und der Archäologie des Salons.

Es war die Urne von Erz, in welcher sich das Herz Bayards befunden hatte; ein kleines Basrelief, das sich um seinen Umfang herum wand, zeigte den Ritter sonder Furcht und Tadel, wie er das Kreuz seines Schwertes küsste.

Dann kamen zwei große Gemälde, wovon das eine Anna Boleyn vorstellte, das andere eine italienische Landschaft von Claude Lorrain.

Ich glaube, daß die beiden Rahmen, welche sich diesen Gemälden gegenüber befanden, der eine ein Porträt der Frau von Montepan, und der andere ein Porträt der Frau von Sevigné oder der Frau von Grignan einfaßten.

Ein Amöblement von Utrechter Sammet bot den Freunden des Hauses seine großen Kanapees mit weißen und dünnen Lehnen, und den Fremden seine Sessel und seine Stühle.

Dieses Stockwerk war ganz besonders das Gebiet der Madame Waldor, welche dort ihr Vicekönigthum ausübte.

Wir sagen, ihr Vicekönigthum, weil, trotz dem, daß ihr Vater ihr diesen Salon überlassen hatte, sie in der Wirklichkeit nur die Vicekönigin desselben war; so bald Herr von Villenave in denselben eintrat, so nahm er das Königthum wieder an, und von nun an gehörten die Zügel der Unterhaltung ihm.

Herr von Villenave hatte etwas Despotisches in seinem Charakter, das sich von der Familie auf die Fremden erstreckte. Wenn man zu Herrn von Villenave eintrat, so fühlte man, daß man ein Theil von dem Eigenthume dieses Mannes wurde, der so viel gesehen, so viel studirt hatte, kurz, der so viel wußte. Dieser Despotismus, obgleich er durch die Artigkeit des Herrn vom Hause gemäßigt ward, lastete gleichwohl auf eine unangenehme Weise auf dem Ganzen der Gesellschaft. Vielleicht war in Anwesenheit des Herrn von Villenave die Unterhaltung *besser geleitet*, wie man ehemals sagte, aber zuverlässig war sie weniger frei, weniger belustigend, weniger geistreich, als wenn er nicht anwesend war.

Es war ganz der Gegensatz von dem Salon Nodiers. Je mehr Nodier zu Haus war, desto mehr war Jedermann zu Haus.

Glücklicher Weise kam Herr von Villenave selten in den Salon herab. Herr von Villenave hielt sich gewöhnlich in seiner Wohnung auf, das heißt auf dem zweiten Stockwerke, und an den gewöhnlichen Tagen erschien er nur zum Mittagessen; dann, wenn er nach dem Mittagessen einen Augenblick lang geplaudert hatte, wenn er mit seinem Sohne ein wenig moralisirt, mit seiner Gattin ein wenig gebrummt hatte, streckte er sich in seinem Sessel aus, schloß die Augen, ließ sich von seiner Tochter seine Haare aufwickeln, und ging wieder in seine Wohnung hinauf.

Diese Viertelstunde, während welcher ihn der Zähne des Kammes sanft den Kopf kratzte, war die Viertelstunde täglicher Glückseligkeit, welche sich Herr von Villenave erlaubte.

Aber wozu diese Haarwickeln? wird der Leser fragen.

Zuvörderst war es vielleicht nur ein Vorwand, um sich den Kopf kratzen zu lassen.

Dann war Herr von Villenave, wie wir gesagt haben, ein stattlicher Greis, der ehemals ein liebenswürdiger junger Mann gewesen sein mußte, und sein Gesicht mit stark hervortretenden Zügen fand in diesen Wellen weißer Haare eine wundervolle Einfassung, welche den mächtigen Blitz seiner großen schwarzen Augen hervorhob.

Endlich müssen wir gestehen, daß Herr von Villenave, obgleich gelehrt, kokett war, aber nur kokett hinsichtlich seines Kopfs.

Das Uebrige kümmerte ihn wenig; ob sein Rock blau oder schwarz, ob sein Beinkleid weit oder eng, ob die Spitze seines Stiefels rund oder eckig war, das war die Sache seines Schneiders, seines Schuhmachers, oder vielmehr seiner Tochter, welche alle diese Sachen leitete.

Wenn er nur gut frisirt war, das genügte ihm.

Wenn seine Tochter ihm die Haare aufgewickelt hatte, eine Verrichtung, die unveränderlicher Weise zwischen acht und neun Uhr Abends vorgenommen wurde, nahm Herr von Villenave seinen Leuchter, und ging wieder in seine Wohnung hinauf.

Diese Wohnung des Herrn von Villenave, dieses **at home** der Engländer, wollen wir zu schildern versuchen, aber ohne Hoffnung, daß es uns gelingt.

Dieser zweite, in unendlich mehr Zimmer als der erste abgetheilte Stock, bestand zuvörderst aus einem mit Gipsbüsten geschmückten Vorplatze, einem Vorzimmer und vier Zimmern. .

Wir werden diese vier Zimmer nicht in Salon, Schlafzimmer, Arbeitszimmer, Toilettenkabinet, u. s. w., u.s.w., u. s. w. einteilen.

Es handelte sich wohl um alle diese Ueberflüssigkeiten bei Herrn von Villenave; nein: es befanden sich dort fünf Zimmer für Bücher und Mappen, sonst Nichts.

Diese fünf Zimmer konnten vierzig Tausend Bände und vier Tausend Mappen enthalten.

Das Vorzimmer bildete schon für sich allein eine ungeheure Bibliothek, es hatte zwei Oeffnungen; von diesen beiden Oeffnungen führte die zur Rechten in das Schlafzimmer des Herrn von Villenave, aus welchem man durch einen Gang längs des Alkovens in ein großes Kabinet gelangte, das durch, von dem Nachbar geduldete Fenster erleuchtet war.

Die zur Linken führte in ein großes Zimmer, von wo man in ein kleineres Zimmer kam.

Dieses große in ein kleineres führende Zimmer hatte nicht allein, wie sein Nachbar, seine vier Wände mit Bücherbretern voll von Büchern, die auf Gestellen für Mappen ruhten, sondern es war auch noch eine sehr sinnreiche Einrichtung in Mitte dieser beiden Zimmer angebracht, eine Einrichtung gleich den Säulen, welche man in der Mitte der Salons anbringt, damit man sich rund herum setzen kann. Durch diese Einrichtung ließ die Mitte des Zimmers, welche eine zweite Bibliothek in einer ersten bot, nur einen ringsum laufenden Zwischenraum, in welcher sich eine einzige Person frei bewegen konnte. Eine zweite Person hätte den Weg versperrt, es war daher auch sehr selten, daß Herr von Villenave Jemand, wäre es auch ein vertrauter Freund, in dieses **sanctum sanctorum** einführte.

Einige Bevorrechtigte hatten ihren Kopf durch die Thür gestreckt, und durch den gelehrten Staub, der sich beständig in lichtvollen Atomen in den seltenen Sonnenstrahlen bewegte, welche in dieses Tabernakel drangen, hatten sie die bibliographischen Geheimnisse des Herrn von Villenave erblicken können, wie Claudius mittelst seiner weiblichen Verkleidung von dem Atrium des Tempels der Isis aus einige Geheimnisse der guten Göttin hatte überraschen können.

Dort befanden sich die Autographen, das Jahrhundert Ludwigs XIV. nahm allein fünf Hundert Mappen ein.

Dort befanden sich die Papiere Ludwigs XVI., der Briefwechsel von Malesherbes, vier Hundert Autographen von Voltaire, zwei Hundert von Rousseau. Dort befanden sich die Genealogien aller adeligen Familien von Frankreich mit ihren Verschwägerungen und ihren Ahnenproben. Dort befanden sich die Zeichnungen Raphaëls, Julio Romanos, Leonardo da Vincis, Andrea del Sartos, Lesuenrs, Davids, Thiers; die Mineralsammlungen, die seltenen Herbarien, die einzigen Manuscripte.

Kurz, dort befand sich die mühselige Arbeit von fünfzig Jahren, Tag vor Tag mit einem einzigen Gedanken, Stunde vor Stunde mit einer einzigen Leidenschaft beschäftigt, dieser zugleich so süßen und so glühenden Leidenschaft des Sammlers, bei welcher der Sammler seinen Verstand, seine Freude, sein Glück, sein Leben verwendet.

Diese beiden Zimmer waren die wertvollen Zimmer. Zuverlässig hätte Herr von Villenave, der mehr als ein Mal beinahe sein Leben umsonst hingegeben hätte, diese beiden Zimmer nicht für Hundert Tausend Thaler hingegeben.

Es blieben noch das Schlafzimmer und das dunkle, zur Rechten des Vorzimmers gelegene Kabinet, welche den beiden Zimmern, die wir so eben beschrieben haben, gegenüber gelegen waren.

Das erste der beiden Zimmer war das Schlafzimmer des Herrn von Villenave, ein

Schlafzimmer, in welchem zuverlässig das Bell der am wenigsten ins Auge fallende Gegenstand war, da es in einem Alkoven stand, der durch zwei hölzerne Thüren verschlossen wurde.

In diesem Zimmer empfing Herr von Villenave.

Man konnte daher auch für den Nothfall darin gehen, man konnte für den Nothfall daher auch sich in ihm sitzen.

Sehen wir, wie man sich in ihm setzen konnte, sehen wir, wie man in ihm gehen konnte.

Die alte Magd, ich erinnere mich ihres Namens nicht mehr, meldete Herrn von Villenave einen Besuch, indem sie die Thür seines Zimmers halb aufmachte.

Dieses Oeffnen der Thür überraschte Herrn von Villenave immer mitten in einem Ordnen, einer Träumerei oder eines Schlummers.

— He! was gibt es, Franziska? (nehmen wir an, daß sie Franziska hieß). Mein Gott! kann man denn keinen Augenblick ungestört sein?

— Dam! mein Herr, antwortete Franziska, ich muß indessen kommen . . .

— Nun denn, sagen Sie geschwind, was wollen Sie von mir? Wie kömmt es, daß es immer in den Augenblicken sein muß, wo ich am meisten beschäftigt bin? . . . Kurz!

Und Herr von Villenave erhob seine großen Augen mit einem verzweifelten Ausdrucke gen Himmel, schlug seine Arme übereinander und stieß einen Seufzer der Ergebung aus.

Franziska war an diese Auftritte gewöhnt, sie ließ Herrn von Villenave seine Pantomime und seine Aeüßerungen für sich machen, und wenn er geendigt hatte, sagte sie:

— Mein Herr, es ist der Herr so und so, der Ihnen einen kleinen Besuch abstatten will.

— Ich bin nicht zu Haus, gehen Sie.

Franziska zog langsam die Thür zu, sie kannte ihre Sache.

— Warten Sie, Franziska, begann Herr von Villenave wieder.

— Mein Herr?

Franziska machte die Thür wieder auf.

— Sie sagen, daß es der Herr so und so ist, Franziska?

— Ja, mein Herr.

— Wohlan! lassen Sie ihn eintreten, aber wenn er zu lange bleibt, werden Sie kommen mir zu sagen, daß man mich zu sprechen verlangt. Gehen Sie, Franziska.

Franziska verschloß die Thür wieder.

— Ach! mein Gott, mein Gott, ist es glaublich? murmelte Herr von Villenave, ich störe doch niemals Jemand, und man muß mich immer stören.

Franziska machte die Thür wieder auf und führte den Besucher ein.

— Ah! guten Tag, mein Freund, sagte Herr von Villenave, sein Sie willkommen, treten Sie ein, treten Sie ein. Wie lange es her ist, daß man Sie nicht gesehen hat! Setzen Sie Sich doch.

— Auf was? fragte der Besuch.

— Ei, auf was Sie wollen, bei Gott!. . . auf das Kanapee.

— Mit Vergnügen, aber. . .

Herr von Villenave, warf die Augen auf das Knapée.

— Ah! ja, es ist Wahr! es ist voll Bücher, sagte er. Nun denn! schieben Sie einen Sessel her.

— Das geschähe mit Vergnügen, aber. . .

Herr von Villenave ließ seine Sessel die Musterung Passiren.

— Es ist wahr, sagte er, aber das ist nun einmal nicht zu ändern, mein Lieber, ich weiß nicht, wo ich meine Bücher hinlegen soll. Nehmen Sie einen Stuhl.

— Es wäre mir ganz recht, aber. . .

— Aber was, haben Sie Eile?

— Nein, aber ich sehe eben so wenig einen leeren Stuhl, als einen freien Sessel.

— Das ist unglaublich, sagte Herr von Villenave, indem er seine beiden Arme gen Himmel erhob, das ist unglaublich. . . warten Sie.

Und er verließ stöhnend seinen Platz, nahm vorsichtig von einem Stuhle die Bücher, die ihn außer Dienst setzten, legte diese Bücher auf den Fußboden, wo sie zu den zwanzig bis dreißig ähnlichen Maulwurfshaufen, welche den Boten des Zimmers bedeckten, einen neuen hinzufügten, dann trug er diesen Stuhl neben seinen Sessel, das heißt, cm die Ecke des Kamines.

Ich habe so eben gesagt, in welchem Falle man sich in diesem Zimmer sehen konnte, ich will jetzt sagen, in welchem Falle man darin gehen konnte.

Es ereignete sich zuweilen, daß in dem Augenblicke, wo der Besucher eintrat, und nach der unerläßlichen Einleitung, die wir erzählt haben, sich gesetzt hatte, es ereignete sich zuweilen, sage ich, daß durch ein doppeltes Zusammentreffen des Zufalles die Thür des Alkovens und die Thür des Ganges, der nach dem hinter dem Alkoven gelegenen Kabinette führte, offen standen, dann konnte man durch dieses doppelte Zusammentreffen der beiden zu gleicher Zeit offen stehenden Thüren in dem Alkoven ein Pastellbild sehen, das eine junge und hübsche Frau mit einem Briefe in der Hand vorstellte, ein Pastellbild, das sich durch einen Lichtstrahl erleuchtet fand, der durch das Fenster des Ganges fiel,

Dann hatte entweder der Besucher keinen Begriff von Kunst, und es war selten, daß die, welche zu Herrn von Villenave kamen, nicht in irgend einer Beziehung Künstler waren, oder er stand auf, indem er ausrief:

— Ah! mein Herr! welches herrliche Pastellbild!

Und der Besucher machte eine Bewegung, um von dem Kamine nach dem Alkoven zu gehen.

— Warten Sie! rief Herr von Villenave aus, warten Sie.

In der Thal, man bemerkte, daß zwei bis drei über einander gefallene Maulwurfshaufen von Büchern eine Art von Gegenwall von wunderlicher Gestalt bildeten, den man überschreiten mußte, um nach dem Alkoven zu gelangen.

Dann stand Herr von Villenave auf, ging voraus, und öffnete, wie es ein geschickter Minirer in einem Lauff graben macht, durch die typographische Linie einen Gang, der erlaubte, vor dem Pastellbilde anzukommen, das sich selbst seinem Bette gegenüber befand.

Dort angelangt, wiederholte der Besucher:

— O! welches herrliche Pastellbild!

— Ja, antwortete Herr von Villenave mit jener Miene des alten Hofes, die ich nur an ihm und zwei oder drei, wie er, eleganten Greisen gekannt habe, ja, es ist ein Pastellbild von Latour; es stellt eine alte Freundin von mir vor, die nicht mehr jung ist, denn so viel ich mich erinnern kann, war sie im Jahre 1784, der Zeit, in welcher ich sie kannte, fünf bis sechs Jahre älter als ich. Seit 1802 haben wir uns nicht mehr gesehen, was uns nicht abhält, uns alle acht Tage zu schreiben, und unsere wöchentlichen Briefe mit einem gleichen Vergnügen zu empfangen; ja, Sie haben Recht, das Pastellbild ist schön, aber das Original war noch weit schöner. Ah! . . .

Und ein Strahl von Jugend, lieblich wie ein Sonnenschein, zog über das erheiterte Gesicht des schönen, um vierzig Jahre verjüngten Greises.

Und sehr oft hatte Franziska in diesem zweiten Falle nicht nöthig, ihre falsche Meldung zu machen, denn, wenn der Besucher ein Mann von Bildung war, so überließ er nach Verlauf von einigen Augenblicken Herrn von Villenave ganz den Träumen, welche der Anblick dieses schönen Pastellbildes von Latour in ihm hatte entstehen lassen.

III.

Der Brief.

Wie hatte nun Herr von Villenave diese schöne Bibliothek gesammelt?

Wie hatte er diese in der Welt der Sammler einzige Sammlung von Autographen zusammengetragen?

Mit der Arbeit seines ganzen Lebens.

Zuvörderst hatte Herr von Villenave niemals ein Papier verbrannt, niemals einen Brief zerrissen.

Zusammenberufungen zu gelehrten Gesellschaften, Einladungen zu Hochzeiten und zu Begräbnissen, er hatte Alles aufbewahrt, Alles geordnet, Alles an seinen Platz gelegt. Er besaß eine Sammlung von jeder Sache, und selbst Bände, die am 14. Juli halbverbrannt aus dem Feuer gerissen worden waren, welches sie in dem Hofe der Bastille verzehrte.

Zwei Aussuchte von Autographen waren beständig für Herrn von Villenave beschäftigt; der eine war ein gewisser Fontaine, den ich gekannt habe, und der selbst Verfasser eines Buches unter dem Titel: *Handbuch der Autographen war*; der andere war ein Angestellter im Kriegsministerium, alle Gewürzkrämer von Paris kannten diese beiden unermüdlichen Besucher, und legten ihnen alle Papiere bei Seite, welche sie kauften. Unter diesen Papieren trafen sie eine Auswahl, welche sie fünfzehn Sous das Pfund bezahlten, und die ihnen Herr von Villenave mit dreißig Sous bezahlte.

Zuweilen stellte Herr von Villenave seine Aufsuchung auch selbst an. Es gab keinen Gewürzkrämer von Paris, der ihn nicht kannte, und der, wenn er ihn sah, nicht alle zukünftigen Düften versammelte, um sie seiner gelehrten Nachforschung zu unterwerfen.

Es versteht sich von selbst, daß Herr von Villenave an den Tagen, wo er wegen der Autographen ausging, auch nach Büchern forschte; dann schlug der unermüdliche Bibliophile die Linie der Kais ein, und dort, seine beiden Hände in den Taschen seines Beinkleides, seinen hohen Körper gebückt, seinen schönen verständigen Kopf durch das Verlangen erleuchtet, senkte er seinen glühenden Blick in die ausgestellten Bücher, unter denen er den unbekanntem Schah suchte, den er einen Augenblick lang durchblättert, und wenn das Buch das war, nach dem er gestrebt hatte, wenn die Ausgabe die war, welche er suchte, so verließ das Buch den Laden des Antiquars, nicht um Platz in der Bibliothek des Herrn von Villenave zu nehmen, in der Bibliothek des Herrn von Villenave gab es keinen Platz mehr, und das seit langer Zeit, und Tausche gegen Zeichnungen oder Autographen mußten diesen für den Augenblick fehlenden Platz schaffen, nein, das Buch nahm Platz auf den in drei Abtheilungen getrennten Speicher, die Abtheilung der Oktavbände zur Linken, die Abtheilung der Quartanten zur Rechten, die Abtheilung der Folianten in der Mitte.

Dort herrschte das Chaos, aus dem Herr von Villenave eine neue Welt bilden sollte, — etwas wie ein Australien oder ein Neuseeland.

Einstweilen lagen sie übereinander geworfen auf dem Boden in einem Halbdunkel.

Dieser Speicher war der Vorhimmel, in welchem die Seelen eingesperrt waren, welche Gott weder in das Paradies, noch in die Hölle sendet, weil er Absichten auf sie hat.

Eines Tages erbebt das arme Haus ohne scheinbare Ursache bis in seinen Fundamenten, stieß

einen Schrei aus und spaltete sich; die erschreckten Bewohner glaubten an ein Erdbeben, und stürzten in den Garten.

Alles war ruhig, sowohl in der Luft, als auf der Erde, der Brunnen an der Ecke der Straße fuhr fort zu stießen, ein Vogel sang in den höchsten Zweigen des höchsten Baumes.

Der Unfall war abgesondert, er rührte von einer geheimen und unbekanntem Ursache her.

Man ließ den Baumeister holen.

Der Baumeister untersuchte das Haus, sondirte und erforschte es, und erklärte am Ende, daß der Vorfall nur von einer Ueberladung herrühren könnte.

Dem zu Folge verlangte er die Dachböden zu besuchen.

Aber bei diesem Verlangen empfand er einen heftigen Widerstand von Gelten des Herrn von Villenave.

Woher rührte dieser Widerstand, der indessen der Festigkeit des Baumeisters nachgeben mußte?

Das kam daher, weil Herr von Villenave fühlte, daß sein vergrabener Schatz, der um so kostbarer war, als er ihm selbst fast unbekannt war, bei diesem Besuche eine große Gefahr liefe.

In der Thai, allein in dem mittleren Zimmer fand man zwölf Hundert Folianten, die nahe an acht Tausend Pfund wogen.

Ach! diese zwölf Hundert Folianten, welche das Haus sich hatten neigen lassen, und welche drohten, es einstürzen zu lassen, mußte man verkaufen.

Dieses schmerzliche Werk fand im Jahre 1822 statt, und im Jahre 1826, als ich Herrn von Villenave kennen lernte, war er noch nicht ganz von diesem Schmerze wiederhergestellt, und mehr als ein Seufzer, von dem seine Familie weder die Ursache noch den Zweck kannte, ging zu diesen theuren, von ihm mit so großer Mühe gesammelten Folianten, welche jetzt gleich, aus dem väterlichen Hause verjagten Kindern, als Waisen und zerstreut auf der Erde herumirrten.

Ich habe gesagt, wie sehr das Haus der Straße Vaugirard mir angenehm, gütig und gefällig von Seiten der Frau von Villenave gewesen wäre, weil sie von Natur aus liebevoll war, von Seiten der Frau von Waldor, weil sie, selbst Dichterin, die Dichter liebte; von Seiten Theodors von Villenave, weil wir von demselben Alter waren, und man in diesem Alter das Bedürfnis hat, einen Theil seines Herzens zu neben, und einen Theil von dem Herzen der Andern zu empfangen.

Endlich von Seiten des Herrn von Villenave, weil ich, ohne ein Liebhaber von Autographen zu sein, dennoch vermöge des militärischen Portefeuille meines Vaters eine Sammlung ziemlich merkwürdiger Autographen besaß.

In der Thal, da mein Vater vom Jahre 1791 bis 1800 hohe Grade in der Armee eingenommen hatte, da er drei Male kommandirender General gewesen war, so hatte mein Vater mit allen denen im Briefwechsel gestanden, welche vom Jahre 1791 bis 1800 eine Rolle gespielt hatten.

Die merkwürdigsten Autographen dieses Briefwechsels waren die des Generals *Buonaparte*. Napoleon hat diesen italienisirten Beinamen nicht lange behalten. Drei Monate nach dem 13. Vendémiaire französisirte er seinen Namen, und unterzeichnete Bonaparte. Nun aber hatte mein Vater in diesem kurzen Zeitraume fünf bis sechs Briefe von dem jungen General des Innern erhalten. Das war der Titel, den er nach dem 13. Vendémiaire annahm.

Ich schenkte Herrn von Villenave eines dieser Autographen, mit einem Autograph von Saint Georges und einem Autograph vom Marschall von Richelieu, und durch diese Opfer, die ein

Vergnügen für mich waren, hatte ich meinen Zutritt auf dem zweiten Stockwerk.

Allmählig wurde ich vertraut genug in dem Hause, daß Franziska mich Herrn von Villenave nicht mehr meldete. Ich ging allein zum zweiten Stock hinauf, klopfte an das Zimmer, machte auf das Wort: Herein! die Thür auf, und ward fast immer gut empfangen.

Ich sage, fast immer, weil die großen Leidenschaften ihre stürmischen Stunden haben. Nehmen wir an, daß ein Liebhaber von Autographen, der eine kostbare Unterschrift gehegt hat, eine Unterschrift in der Art der von Robespierre, welcher nur drei oder vier hinterlassen hat, von Molare, der nur eine oder zwei hinterlassen hat; von Shakespeare, der, wie ich glaube, gar keine hinterlassen hat, nun denn! in dem Augenblicke, wo er sich dieser einzigen oder fast einzigen Unterschrift zu bemächtigen im Begriffe steht, entgeht diese Unterschrift unserem Sammler durch irgend einen Zufall, und er ist ganz natürlicher Weise in Verzweiflung.

Man trete in einem solchen Augenblicke zu ihm ein, und, wäre man sein Vater, wäre man sein Bruder, wäre man ein Engel, man wird sehen, wie man empfangen werden wird, es sei denn, daß dieser Engel durch seine göttliche Gewalt diese Unterschrift, welche nicht bestand, nicht leben ließe, oder diese *einzig* Unterschrift nicht verdoppelte.

Das sind die Ausnahmefälle, in denen ich von Herrn von Villenave schlecht empfangen worden wäre. Unter allen andern Umständen war ich sicher, ein freundliches Gesicht, ein nachgebendes Gemüth und ein gefälliges Gedächtniß, selbst im Laufe der Woche zu finden.

Ich sage im Laufe der Woche, weil der Sonntag bei Herrn von Villenave den wissenschaftlichen Besuchen vorbehalten war.

Alles, was es an ausländischen Bibliophilen, Liebhabern von Autographen, Kosmopoliten gab, die nach Paris kamen, kamen nicht dorthin, ohne Herrn von Villenave ihren Besuch abzustatten, wie Vasallen ihrem Lehensherrs huldigen.

Der Sonntag war daher der Tag der Austausch. Durch diese Austausch vervollständigte Herr von Villenave seine ausländischen Sammlungen, für welche die Gewürzkrämer nicht ausreichten, indem er den deutschen, englischen oder amerikanischen Sammlern einige Abfälle seiner nationalen Reichthümer überließ.

Ich hatte also das Haus betreten; ich war also im ersten Stockwerke, nachher auf dem zweiten empfangen worden; ich hatte dort meinen Eintritt für jeden Sonntag erlangt, dann endlich war ich dort nach meinem Willen zugelassen worden, ein Vorrecht, das ich mit höchstens zwei bis drei Personen theilte.

Nun aber kam ich einst an einem Wochentage, ich glaube es war ein Dienstag, um Herrn von Villenave zu bitten, mich einen Autograph Christinens studiren zu lassen (man weiß, daß ich mir gern Rechenschaft über den Charakter von Personen durch ihre Handschrift ablege); es war gegen fünf Uhr Nachmittags im Monat März, ich schellte an der Thür, frug nach Herrn von Villenave und ging vorüber.

Als ich in das Haus treten wollte, rief mich Franziska zurück.

— Was gibt es, Franziska? fragte ich.

— Geht der Herr zu den Damen oder zu dem Herrn?

— Ich gehe zu dem Herrn, Franziska.

— Nun denn! wenn der Herr gütig sein wollte, so könnte er meinen armen Beinen zwei Stockwerke ersparen, und Herrn von Villenave diesen Brief geben, den man so eben für ihn gebracht hat.

— Mit Vergnügen, Franziska.

Franziska gab mir den Brief, ich nahm ihn und ging hinauf.

An der Thür angelangt, klopfte ich wie gewöhnlich an, aber man antwortete mir nicht.

Ich klopfte ein wenig stärker an.

Dasselbe Schweigen.

Endlich klopfte ich ein drittes Mal an, und dieses Mal mit einer Art von Besorgnis, denn der Schlüssel befand sich in der Thür, und die Anwesenheit des Schlüssels in der Thür deutete unveränderlicher Weise die Anwesenheit des Herrn von Villenave in seinem Zimmer an.

Ich nahm es daher auf mich, die Thür zu öffnen, und ich sah Herrn von Villenave auf seinem Sessel eingeschlafen.

Bei dem Geräusche, das ich machte, vielleicht auch bei dem Luftzuge, welcher eindrang, und der gewisse magnetische Einflüsse brach, stieß Herr von Villenave eine Art von Schrei aus.

— Ah! Verzeihung, sagte ich zu ihm, Hundert Mal Verzeihung, ich bin unbescheiden gewesen, ich habe Sie gestört.

— Wer sind Sie? was wollen Sie von mir?

— Ich bin Alexander Dumas.

— Ah!

Und Herr von Villenave athmete wieder auf.

— In Wahrheit, ich bin untröstlich, fügte ich hinzu, und ich gehe wieder.

— Nein, äußerte Herr von Villenave, indem er einen Seufzer ausstieß und mit seiner Hand über seine Stirn fuhr, nein, treten Sie ein.

Ich trat ein.

— Setzen Sie Sich!

Zufälliger Weise war ein Stuhl frei, ich nahm ihn.

— Sie sehen, sagte er. — O! was das sonderbar ist. — Ich war eingeschlafen. Die Dämmerung ist während dieser Zeit gekommen, mein Feuer ist erloschen, Sie haben mich geweckt, ich habe Mich ohne Licht befunden, indem ich mir keine Rechenschaft von dem Geräusche ablegte, das meinen Schlummer störte; es ist ohne Zweifel die Luft der Thür, welche auf mein Gesicht gezogen ist; aber es hat mir geschienen, ein großes weißes Tuch, irgend etwas wie ein Grabtuch flattern zu sehen. Was das sonderbar ist, nicht wahr? fuhr Herr von Villenave mit jener Bewegung des ganzen Körpers fort, welche andeutet, daß ein Mensch sich erkältet hat. Sie sind da, um so besser!

— Sie sagen mir das, um mich über meine Unbesonnenheit zu trösten.

— Nein, in Wahrheit. Ich freue mich sehr, Sie zu sehen. Was haben Sie da?

— Ah! Verzeihung, ich vergaß; einen Brief für Sie.

— Ah! ein Autograph, von wem?

— Nein, es ist kein Autograph, es ist ein einfacher Brief, wie ich zum Mindesten vermuthe.

— Ah! ja, ein Brief!

— Ein mit der Post gekommener Brief, den Franziska mich beauftragt hat, Ihnen zu bringen; hier ist er.

— Ich danke. Da, wenn Sie so gefällig sein wollen, so strecken Sie die Hand aus und geben Sie mir. . .

— Was?

— Ein Zündhölzchen. Wahrlich, ich bin noch ganz erstarrt. Wenn ich abergläubig wäre, so würde ich an Ahnungen glauben.

Er nahm das Zündhölzchen, welches ich ihm reichte, und zündete es an der glühenden Asche des Kamines an.

In dem Maße, als er es anzündete, verbreitete sich ein zunehmendes Licht in dem Zimmer, und erlaubte die Gegenstände zu erkennen.

— O! mein Gott! rief ich plötzlich aus.

— Was haben Sie denn? fragte mich Herr von Villenave, indem er seine Kerze anzündete.

— Ach! mein Gott! Ihr schönes Pastellbild, was ist ihm denn zugestoßen?

— Ja, Sie sehen, antwortete Herr von Villenave trauriger Weise, ich habe es dort neben das Kamin gestellt; ich erwarte den Glaser, den Einrahmer.

— In der That, der Rahmen ist zerbrochen, und das Glas in Tausend Stücken.

— Ja, sagte Herr von Villenave, indem er mit schwermüthiger Miene das Porträt anblickte und seinen Brief vergaß; ja, es ist etwas Unbegreifliches.

— Es ist ihm also ein Unfall zugestoßen?

— Denken Sie Sich, daß ich vorgestern den ganzen Abend gearbeitet hatte; es war drei Viertel auf zwölf Uhr, ich legte mich zu Bett, stellte meine Kerze auf meinen Nachttisch und schickte mich an die Correcturbogen einer kleinen wohlfeilen Ausgabe meines Ovids durchzusehen, als meine Augen sich zufällig auf das Porträt meiner armen Freundin richteten. Ich sagte ihr wie gewöhnlich mit dem Kopfe gute Nacht, es ging ein wenig Wind durch ein ohne Zweifel offen gebliebenes Fenster, der Wind ließ die Flammen meiner Kerze schwanken, so daß es mir schien, als ob das Porträt mir durch eine Bewegung des Kopfes gleich der meinigen antwortete: — Gute Nacht. — Sie werden begreifen, daß ich diese Erscheinung für eine Thorheit hielt, aber ich weiß nicht, wie das kam, ich wurde tiefsinnig, und meine Augen vermogten sich nicht mehr von dem Bilde abzuwenden. Bei Gott! wie Sie wissen, mein Freund, rührt dieses Bild aus den ersten Tagen meiner Jugend her, es ruft mir alle Arten von Erinnerungen zurück. So schwamm ich denn gänzlich in den Erinnerungen meines fünfundzwanzigsten Lebensjahres. Ich redete mein Porträt an. Mein Gedächtniß antwortete für dasselbe, und obgleich es mein Gedächtniß war, welches antwortete, so schien es mir doch, daß das Pastellbild die Lippen bewegte, es schien mir, daß seine Farben erbleichten, es schien mir, daß seine Züge einen traurigen Ausdruck an, nahmen. In diesem Augenblicks begann es auf der Karmeliterkirche Mitternacht zu schlagen, bei diesem schaurigen Klange nahm das Gesicht meiner armen Freundin einen immer schmerzlicheren Ausdruck an. Der Wind wehte. Bei dem letzten Schlage der Mitternachtsstunde öffnete sich das Fenster des Kabinettes gewaltsam. Ich hörte Etwas wie eine Klage vorüberziehen. Es schien mir, als ab die Augen des Porträts sich schlössen. Der Nagel, welcher es trug, gab nach, und das Porträt fiel und meine Kerze erlosch.

Ich stand auf, um sie wieder anzuzünden, indem ich keine Furcht hatte, doch aber heftig erschüttert war; das Unglück wollte, daß ich kein Zündhölzchen wieder fand, es war zu spät, um zu rufen, und ich wußte nicht, wo ich eines holen sollte, ich verschloß das Fenster meines Kabinettes und legte mich wieder ohne Licht zu Bett.

Alles das hatte mich erschüttert, ich war traurig; ich fühlte eine unglaubliche Lust zu weinen, es schien mir, als hörte ich Etwas wie das Rauschen eines seidenen Kleides durch das Zimmer.

Mehrere Male fragte ich: — Ist Jemand da? Endlich schlief ich ein, aber spät, und als ich wieder erwachte, fand ich mein armes Pastellbild in dem Zustande, in welchem Sie es sehen.

— O! wie sonderbar, sagte ich zu ihm, und haben Sie Ihren wöchentlichen Brief erhalten?

— Welchen Brief?

— Den, welchen Ihnen das Original des Porträts schrieb.

— Nein, und das ist es, was mich beunruhigt, deshalb habe ich Franziska gesagt, mir die Briefe, welche für mich ankommen sollten, ohne Verzug heraufzubringen oder bringen zu lassen.

— Nun denn, dieser da, den ich Ihnen bringe. . .

— Das ist nicht ihre Art, sie zusammenzuschlagen.

— Ah!

— Aber gleichviel, er ist von Angers.

— Die Person bewohnte Angers?

— Ja; ach, mein Gott! schwarz gesiegelt! Arme Freundin, sollte ihr ein Unglück zugestoßen sein?

Und Herr von Villenave erbleichte, indem er den Brief erbrach.

Bei den ersten Worten, welche er las, füllten seine Augen sich mit Thränen.

Er nahm einen zweiten bei seiner vierten Zeile unterbrochenen und in dem ersten enthaltenen Brief.

Er drückte diesen unterbrochenen Brief an seine Lippen und reichte mir den andern.

— Lesen Sie, sagte er.

Ich las:

»Mein Herr,

*»Mit meinem persönlichen, der durch den Schmerz, den Sie empfinden werden, vermehrt wird, melde ich Ihnen, daß Madame * * * vorigen Sonntag mit dem letzten Schlage der Mitternachtsstunde gestorben ist.*

»Sie war zwei Tage zuvor, in dem Augenblicke, wo Sie Ihnen schrieb, von einem Unwohlsein befallen worden, was wir anfangs für unbedeutend hielten, und das bis zu dem Augenblicke ihres Todes immer schlimmer wurde.

»Ich habe die Ehre, Ihnen, so unvollständig er ist, den Brief zu übersenden, den sie für Sie angefangen hatte. Dieser Brief wird Ihnen beweisen, daß die Gefühle, welche sie Ihnen gewidmet hatte, bis zu dem Augenblicke ihres Todes dieselben geblieben sind.

»Ich bin, mein Herr, wie Sie Sich wohl denken werden, sehr traurig, aber nenne mich immer Ihre gehorsamste Dienerin.

»Therese Mirand.«

Herr Villenave folgte mit den Augen meinen Augen, welche lasen.

— Um Mitternacht! sagte er zu mir, Sie sehen; um Mitternacht ist das Porträt herabgefallen und zerbrochen. Es findet nicht allein ein Zusammentreffen des Tages, sondern auch noch der Minute statt.

— Ja, antwortete ich, so ist es.

— Sie glauben also? rief Herr von Villenave aus.

— Ei gewiß, glaube ich.

— O! dann ist es gut, kommen Sie eines Tages, mein Freund, eines Tages, wo ich ein Wenig weniger betrübt sein werde, nicht wahr, und ich werde Ihnen Etwas noch bei weitem Außerordentlicheres erzählen.

— Etwas, das Ihnen begegnet ist?

— Nein, aber von dem ich Zeuge gewesen bin.

— Wann das?

— O! das ist sehr lange her. Es war im Jahre 1774, zu der Zeit, wo ich Erzieher der Kinder des Herrn von Chauvelin war.

— Und Sie sagen. . .?

— Ja, daß ich Ihnen das erzählen werde; inzwischen werden Sie begreifen. . .

— Ich begreife, Sie haben das Bedürfniß allein zu sein.

Ich stand auf und schickte mich an, mich zu entfernen.

— Apropos, sagte Herr von Villenave, sagen Sie im Vorbeigehen den Damen, daß man nicht besorgt über mich sein mögte; ich werde nicht hinabgehen.

Ich machte ein Zeichen, daß der Auftrag ausgeführt werden würde.

Nun ließ Herr von Villenave seinen Sessel sich so auf einem Hinterfuße drehen, um sich ganz dem Porträt gegenüber zu befinden und murmelte, während ich die Thüre wieder schloß:

— Arme Sophie!

Die nun folgende Geschichte ist, was mir Herr von Villenave später erzählte.

IV.

Der Arzt des Königs.

Am 25. August 1774 lag der König Ludwig XV. in Versailles in dem blauen Zimmer zu Bett, neben seinem Bette schlief auf einem Gurtbette der Wundarzt Lamartinière.

Es schlug fünf Uhr Morgens an der Uhr des großen Hofes, und die Bewegung begann in dem Schlosse.

Eine Bewegung besorgter Schatten, welche den Schlummer des Fürsten um diese Stunde schonen, zu welcher Ludwig XV., durch die Nachtwachen und durch die Ausschweifungen erschöpft seit einiger Zeit durch lang an, haltende Schlaflosigkeit und durch einschläfernde Mittel, wenn der lang entbehrte Schlaf dazu nicht selbst genügte, ein wenig Ruhe fand.

Der König war nicht mehr jung; er trat in sein fünf und sechzigstes Jahr, nachdem er die Vergnügungen, die Genüsse, das Lob bis auf die Hefe erschöpft hatte, blieb ihm Nichts mehr kennen zu lernen übrig, er langweilte sich.

Das Fieber der Langenweile war die schlimmste seiner Krankheiten, ein hitziges Fieber unter Frau von Châteauroux, war es ein Wechselfieber unter Frau von Pompadour und chronisch unter Madame Dubarry geworden.

Denen, welche Nichts mehr kennen zu lernen haben, bleibt zuweilen Etwas zu lieben übrig; das ist ein vortreffliches Mittel gegen die Krankheit, von welcher Ludwig XV. befallen war. Abgestumpft für die persönliche Liebe durch die, welche er einem ganzen Volke eingeflößt hatte, und die bis zum Unsinn getrieben worden war, hatte ihm diese Gewohnheit zu lieben zu alltäglich geschienen, als daß ein König von Frankreich sich ihr hingäbe.

Ludwig XV. war also von seinem Volke, von seiner Gattin und von seinen Maitressen geliebt worden, aber Ludwig XV. hatte niemals Jemand geliebt.

Es bleibt auch denen, welche abgestumpft sind, eins aufregende Sache, nämlich das Leiden. Mit Ausnahm, von zwei oder drei Krankheiten halte Ludwig XV. niemals gelitten, und, ein begünstigter Sterblicher, empfand er als Vorgefühl des Alters nur einen Anfang von Ermüdung, welche die Aerzte ihm als ein Signal sich zurückzuziehen vorstellten.

Bei den berühmten Nachtessen von Choisy, wo die Tische ganz gedeckt aus dem Fußboden herauskamen, wo der Dienst durch die Pagen der kleinen Marställe versehen wurde, wenn die Gräfin Dubarry Ludwig XV. zum Trinken aufforderte, der Herzog von Ayen zum lauten Gelächter und der Marquis von Chauvelin zur epikuräischen Lustigkeit, bemerkte Ludwig XV. zuweilen voll Erstaunen, daß seine Hand träg war, dieses Glas voll sprudelnder Flüssigkeit zu erheben, die er so sehr geliebt hatte, daß seine Stirn sich weigerte sich zu diesem unaufhörlichen Lachen zusammen zu ziehen, welche die witzigen Einfälle der Jeanne Vaubernier zuweilen gleich Herbstblumen an den Grenzen seines reifen Alters hatte aufblühen lassen, daß endlich sein Kopf bei den verführerischen Schilderungen dieses glücklichen Lebens kalt blieb, welches die höchste Gewalt, der höchste Reichthum und die vortreffliche Gesundheit verschaffen.

Ludwig XV. hatte keinen offenen Charakter, er verschloß Freude und Traurigkeit in sich selbst; vielleicht wäre er durch diese innere Verslossenheit seiner Gefühle ein großer Politiker geworden, wenn, wie er es selbst sagte, ihm nicht die Zeit dazu gefehlt hätte.

Sobald er die Veränderung bemerkte, welche in ihm vorzugehen begann, so verschloß er sich

in sich selbst und beobachtete sich, statt sich darein zu ergeben und Philosophischer Weise jene ersten Winde des Alters einzuathmen, welche die Stirn runzeln und die Haare silberfarbig machen.

Was den fröhlichsten Menschen traurig macht, ist die Zergliederung der Freude oder des Leidens; die Zergliederung ist ein zwischen das Lachen und das Schluchzen geworfenes Schweigen.

Man hatte bis dahin den König nur gelangweilt gesehen, man sah ihn traurig. Er lachte nicht mehr über die Zweideutigkeiten der Madame Dubarry, er lächelte nicht mehr bei dem Muthwillen des Herzogs von Ayen, er beruhigte sich nicht mehr bei den freundschaftlichen Liebkosungen des Herrn von Chauvelin, seines Herzensfreundes, des Achates seiner königlichen Streiche.

Madame Dubarry; vor Allen beklagte sich über diese Traurigkeit, welche besonders für sie in Kälte ausartete.

Diese moralische Veränderung veranlaßte die Aerzte zu sagen, daß wenn der König noch nicht krank wäre, er es zuverlässig werden würde.

Am vorhergehenden 15. April hatte es daher auch Lamartinière, sein erster Wundarzt, nachdem er den König seine monatliche Arznei hatte einnehmen lassen, gewagt, ihm Bemerkungen zu machen, die er für dringend nothwendig hielt.

— Sire, hatte also Lamartinière zu ihm gesagt, da Eure Majestät nicht mehr trinkt, da Eure Majestät nicht mehr ißt, da Eure Majestät nicht. sich nicht mehr belustigt, was will sie thun?

— Ei! mein lieber Lamartinière, hatte der König geantwortet, das, was mir außer Alle diesem da am belustigendsten scheinen könnte.

— Ich weiß eben nicht viel Neues Eurer Majestät anzubieten. Eure Majestät hat Krieg geführt, Eure Majestät hat gesucht die Gelehrten und die Künstler zu lieben, Eure Majestät hat die Frauen und den Champagner geliebt. Wenn man nun aber den Ruhm, die Schmeichelei, die Liebe und den Wein gekostet hat, so versichere ich Eurer Majestät, daß ich vergebens eine Muskel, eine Faser, einen Nervenknoten suche, welche mir das Vorhandensein einer andern Anlage zu irgend einer neuen Zerstreung offenbaren.

— Ah! Ah!, äußerte der König, wahrhaftig, Sie glauben, Lamartinière?

— Sire, bedenken Sie wohl, Sardanapal war ein sehr verständiger König, fast eben so verständig als Eure Majestät, obgleich er etwa zwei Tausend acht Hundert Jahre vor ihr lebte. Er liebte das Leben, und beschäftigte sich viel damit, es gut anzuwenden. Ich glaube zu wissen, daß er sorgfältig die Mittel suchte, den Leib und den Verstand in der Auffindung der am wenigsten bekannten Vergnügungen zu üben. Nun denn! niemals haben die Geschichtschreiber mir gezeigt, daß er irgend etwas Anderes gefunden hätte, als das, was Sie selbst gefunden haben.

— Ich gebe es zu, Lamartinière.

— Ich nehme den Champagner davon aus, Sire, den Sardanapal nicht kannte, er hatte im Gegentheile die zähen, schweren und kahnigen Weine Kleinasiens zum Getränk, diese flüssigen Flammen, welche aus dem Fleische der Trauben des Archipels kommen, Weine, deren Trunkenheit eine Raserei ist, während die Trunkenheit des Champagners nur eine Ausgelassenheit ist.

— Das ist wahr, mein lieber Lamartinière, das ist wahr, der Champagner ist ein artiger Wein,

und ich habe ihn sehr gern getrunken. Aber, sagen Sie mir, hat sich Ihr Sardanapal nicht am Ende auf einem Scheiterhaufen verbrannt?

— Ja, Sire, das war die einzige Art von Vergnügen, welche er noch nicht versucht hatte; er sparte dies bis zuletzt auf.

— Und ohne Zweifel verbrannte er sich mit seinem Palaste, seinen Reichthümern und seiner Favoritin, um dieses Vergnügen so groß als möglich zu machen?

— Ja, Sire.

— Sollten Sie mir etwa zufällig rathen, mein lieber Lamartinière, Versailles zu verbrennen, und mit Versailles zu gleich mich selbst mit Madame Dubarry zu verbrennen?

— Nein, Sire, Sie haben Krieg gefühlt, Sie haben Feuersbrünste gesehen, Sie sind selbst in die Kanonade von Fontenoy eingehüllt gewesen. Die Flamme würde dem zu Folge keine neue Belustigung für Sie sein. Nun denn, gehen wir ihre Vertheidigungsmittel gegen die Langeweile nochmals durch.

— O! Lamartinière, ich bin sehr entwaffnet.

— Sie haben zuvörderst Herrn von Chauvelin, Ihren Freund, einen Mann von Verstand. . . einen. . .

— Chauvelin hat keinen Verstand mehr, mein Lieber.

— Seit wann?

— Seit dem ich mich langweile, bei Gott!

— Bah! äußerte Lamartinière, das ist gerade, als wenn Sie sagten, daß Madame Dubarry nicht mehr schön sei, seitdem. . .

— Seitdem, was?. . . äußerte der König, indem er ein wenig erröthete.

— O! ich weiß, was ich sagen will, erwiderte der Wundarzt barsch.

— Kurz, sagte der König, indem er einen Seufzer ausstieß, es ist entschieden, daß ich krank werde?

— Ich fürchte es, Sire.

— Dann ein Mittel, Lamartinière, ein Mittel, kommen wir dem Uebel zuvor.

— Die Ruhe, Sire, ich kenne kein anderes.

— Gut!

— Die Diät.

— Gut!

— Zerstreungen.

— Dabei unterbreche ich Sie, Lamartinière.

— Wie das?

— Ja, Sie verordnen mir Zerstreungen, und Sie sagen mir nicht, wie ich mich zerstreuen soll. Nun denn! ich halte Sie für unwissend, höchst unwissend! verstehen Sie, mein Freund?

— Und Sie haben Unrecht, Sire. Es ist Ihre Schuld, und nicht die meinige.

— Wie das?

— Ja, man zerstreut die nicht, welche sich langweilen, wenn Sie Herrn von Chauvelin zum Freunde, und Madame Dubarry zur Geliebten haben.

Es entstand ein Schweigen, durch welches der König einzugestehen schien, daß das, was

Lamartinière gesagt hatte, nicht ohne Grund wäre.

Dann begann der König wieder:

— Nun denn! Lamartinière, mein Freund, da wir von Krankheit sprechen, so lassen Sie uns zum Mindesten vernünftig sprechen. Sie sagen, daß ich mich mit Allem auf dieser Welt belustigt habe, nicht wahr?

— Ich sage es, und dem ist so.

— Mit dem Kriege?

— Bei Gott! wenn man die Schlacht von Fontenoy gewonnen hat.

— Ja, war es aber ein belustigendes Schauspiel, Menschen in Lumpen, vier Meilen in der Länge und eine Meile in der Breite mit Blut durchweicht, ein Blutgeruch um übel zu machen?

— Am Ende, der Ruhm.

— Außerdem, bin ich es, der die Schlacht gewonnen hat? ist es nicht der Herr Marschall von Sachsen? ist es nicht der Herr Herzog von Richelieu, ist es nicht besonders Péquigny mit seinen vier Kanonen? . . .

— Gleichviel, wer hat indessen den Triumph davon gehabt? Sie.

— Ich gebe es zu; das ist also der Grund, aus welchem Sie vermuthen, daß ich den Ruhm lieben muß. Ah! mein lieber Lamartinière, fügte der König hinzu, indem er einen Seufzer ausstieß, wenn Sie wüßten, wie schlecht ich am Vorabende von Fontenoy gebettet war!

— Wohlan! es mag sein, lassen wir den Ruhm; Sie können, indem Sie nicht selbst erobern wollen, ihn sich durch die Maler, die Dichter und die Geschichtschreiber geben lassen.

— Lamartinière, ich höbe einen Abscheu vor all diesen Leuten, welche weit abgeschmacktere Schurken sind, als meine Bedienten, oder Kolosse von Stolz, um nicht unter dem Triumphbogen meines Großvaters durchzugehen. Besonders dieser Voltaire, hat dieser Schelm mir nicht eines Abends auf die Schulter geklopft, indem er mich Trajan nannte? Man sagt ihm, daß er der König meines Reiches sei, und der Schurke glaubt es. Ich will also Nichts von der Unsterblichkeit wissen, welche Leute dieser Art mir geben könnten, ich müßte sie auf dieser vergänglichen Welt und vielleicht sogar in der andern zu theuer bezahlen.

— In diesem Falle, was wollen Sie, Sire? sagen Sie es.

— Ich will mein Leben so lange dauern lassen, als ich es vermag. Ich will, daß dieses Leben so viel als möglich das enthält, was ich liebe, und dazu sind es weder die Dichter, noch die Philosophen, noch die Krieger, an die ich mich wenden würde; nein, siehst Du, Lamartinière? nach Gott schätze ich Niemand als die Aerzte, wohl verstanden, daß sie gut sind.

— Bei Gott!

— Sprechen Sie daher offenherzig, lieber Lamartinière.

— Ja, Sire.

— Was habe ich zu fürchten?

— Den Schlagfluß.

— Man stirbt daran?

— Ja, wenn man nicht zur rechten Zeit zu Ader gelassen wird.

— Lamartinière, Sie werden mich nicht mehr verlassen.

— Das ist unmöglich, Sire, ich habe meine Kranken.

— Sehr wohl! Aber es scheint mir, daß meine Gesundheit eben so wichtig für Frankreich und

für Europa ist, als die aller Ihrer Kranken mit einander; man wird jeden Abend Ihr Bett neben dem meinigen aufschlagen.

— Sire! . . .

— Was liegt Ihnen daran, ob Sie hier oder anders wo schlafen? Und Sie werden mich durch Ihre bloße Gegenwart beruhigen, mein lieber Lamartinière, und Sie werden der Krankheit Furcht machen, denn die Krankheit kennt Sie und weiß, daß sie keinen gefährlicheren Feind hat, als Sie.

Das ist die Ursache, warum sich der Wundarzt Lamartinière am 25. April 1774 in einem kleinen Bette in dem blauen Zimmer in Versailles befand, indem er gegen fünf Uhr Morgens im tiefsten Schläfe lag, während der König nicht schlief.

Ludwig XV., welcher nicht schlief, wie wir so eben versichert haben, stieß einen gewaltigen Seufzer aus, aber, da ein Seufzer kein: bestimmte Bedeutung hat, als die, welche ihm der Seufzende gibt, so hörte ihn Lamartinière, welcher schnarchte, statt zu seufzen, aber achtete nicht darauf oder schien nicht darauf zu achten.

Als der König sah, daß sein Leibwundarzt gefühllos gegen diesen Ruf war, neigte er sich über den Rand des Bettes, und betrachtete bei dem Scheine der dicken Wachskerze, welche in dem Marmorbecken brannte, seinen Aufseher, den eine dicke und weiche Decke, welche bis an die Schleife seiner Nachtmütze hinaufging, den beharrlichsten Blicken entzog.

— O! äußerte der König. Ach!

Lamartinière hörte wieder, da aber ein Ausruf zuweilen einem schlafenden Manne entschlüpfen kann, so ist das kein Grund, daß er einen andern weckt.

Der Wundarzt fuhr daher fort zu schnarchen.

— Was er glücklich ist, so zu schlafen! murmelte Ludwig XV.

Dann fügte er hinzu:

— Was diese Aerzte materiell sind!

Und er gewann es über sich, noch länger zu warten; als er aber eine Viertelstunde lang vergebens gewartet hatte, sagte er endlich:

— He! Lamartinière.

— Nun denn, was gibt es, Sire? fragte der Arzt Seiner Majestät mürrisch.

— Ach! mein armer Lamartinière, wiederholte der König, indem er so kläglich ächzte, als er es vermogte.

— Nun denn! was?

Und der Doktor, indem er wie ein Mann brummte, der sicher ist, daß er seine Stellung mißbrauchen kann, ließ sich aus seinem Bette gleiten.

Er fand den König auf dem seinigen sitzen.

— Nun denn! Sire, Sie leiden? fragte er ihn.

— Ich glaube, ja, mein lieber Lamartinière, erwiderte Seine Majestät.

— O! o! Sie sind ein wenig aufgereg.

— Sehr aufgereg, ja.

— Ueber was?

— Ich weiß es nicht.

— Ich weiß es, murmelte der Wundarzt, es ist vor Furcht.

— Fühlen Sie meinen Puls, Lamartinière.

- Das ist es, was ich thue.
- Nun denn?
- Nun denn! Sire, er thut achtundachtzig Schläge in der Minute, was viel bei den Greisen ist.
- Bei den Greisen, Lamartinière!
- Ohne Zweifel.
- Ich bin erst vier und sechszig Jahre alt, und mit vier und sechszig Jahren ist man noch nicht alt.
- Man ist schon nicht mehr jung.
- Sagen Sie an, was verordnen Sie?
- Zuvörderst, was empfinden Sie?
- Wie mir scheint, ersticke ich ein wenig.
- Nein, Sie frieren im Gegentheile.
- Ich muß roth sein?
- Gehen Sie, Sie sind bleich. Einen Rath, Sire. — Welchen?
- Trachten Sie wieder einzuschlafen; das würde sehr gut sein.
- Ich habe keinen Schlaf mehr.
- Sagen Sie an, was bedeutet diese Aufregung?
- Ei! ich meine, daß Du es wissen mußt, Lamartinière, oder es lohnte nicht der Mühe Arzt zu sein.
- Hätten Sie etwa einen schlimmen Traum gehabt?
- Nun denn! ja.
- Einen Traum! rief Lamartinière aus, indem er die Hände gen Himmel erhob, einen Traum!
- Nun! erwiderte der König, es gibt Träume.
- Nun denn! lassen Sie hören, erzählen Sie Ihren Traum, Sire.
- So was erzählt man nicht, mein Freund.
- Warum denn? Es läßt sich Alles erzählen.
- Dem Beichtvater, ja.
- Dann will ich schnell Ihren Beichtvater rufen; einstweilen nehme ich meine Lanzette wieder mit.
- Ein Traum ist zuweilen ein Geheimniß.
- Ja, und er ist sogar zuweilen auch ein Gewissensbiß. Sie haben recht, Sire, Adieu.
Und der Doctor begann seine Strümpfe und seine Beinkleider anzuziehen.
- Nun denn, Lamartinière, nun denn, werden Sie nicht böse, mein Freund. Nun denn, ich habe geträumt ich habe geträumt, daß man mich nach Saint-Denis brächte.
- Und daß der Wagen schlecht war. . . Bah! wenn Sie diese Reise machen werden, so werden Sie es nicht gewahr werden, Sire.
- Wie kannst Du über so Etwas scherzen? sagte der König ganz schauernd. Nein, ich habe geträumt, daß man mich nach Saint-Denis brächte, und daß ich ganz lebendig in den Sammet meines Sarges gehüllt wäre.
- Fühlten Sie Sich unbequem in diesem Sarge?
- Ja, ein Wenig.

- Blähungen, finstere Laune, schwere Verdauung.
- O! ich hatte gestern nicht zu Nacht gegessen.
- Dann ist es ein leerer Magen.
- Du glaubst?
- Ah! da fällt mir ein, um wieviel Uhr haben Sie gestern die Frau Gräfin verlassen?
- Es ist jetzt zwei Tage her, daß ich sie nicht gesehen habe.
- Sie schmollen ihr, finstere Laune, Sie sehen es wohl.
- Nicht doch! sie ist es, welche mir schmollt. Ich hatte ihr Etwas versprochen, und ich habe es ihr nicht gegeben.
- Geben Sie ihr dieses Etwas geschwind, und erheitern Sie Ihren Geist wieder.
- Nein, ich bin voll Traurigkeit.
- Ah! einen Einfall.
- Welchen?
- Frühstücken Sie mit Herrn von Chauvelin.
- Frühstücken! rief der König aus, das war gut zu der Zeit, wo ich Appetit hatte.
- Ah so! rief der Wundarzt aus, indem er die Arme über einander schlug, Sie wollen Nichts mehr von Ihren Freunden wissen, Sie wollen Nichts mehr von Ihrer Geliebten wissen, Sie wollen Nichts mehr von Ihrem Frühstücke wissen, und Sie glauben, daß ich das dulden würde? Nun denn! Sire, ich erkläre Ihnen Eines, nämlich, daß, wenn Sie Ihre Gewohnheiten ändern, Sie verloren sind.
- Lamartinière, mein Freund. . . läßt mich gähnen meine Geliebte. . . schläfert mich ein; mein Frühstück. . . erstickt mich.
- Gut! dann sind Sie zuverlässig krank.
- Ah! Lamartinière, rief der König aus, ich bin so lange glücklich gewesen.
- Und Sie beklagen Sich darüber? so sind die Menschen.
- Nein, ich beklage mich zuverlässig nicht über die Vergangenheit, sondern über die Gegenwart, durch das beständige Fahren nutzt sich der Wagen ab.
- Und der König stieß einen Seufzer aus.
- Das ist wahr, er nutzt sich ab, wiederholte der Wundarzt gravitätischer Weise.
- So daß die Federn nicht mehr gehen, seufzte der König, und ich mich nach der Ruhe sehne.
- Nun denn! dann schlafen Sie doch, rief Lamartinière aus, indem er sich wieder zu Bett legte.
- Lassen Sie mich meine bildliche Erklärung fortsetzen, mein guter Doctor.
- Sollte ich mich geirrt haben und sollten Sie Dichter werden, Sire? Das ist wieder eine garstige Krankheit.
- Nein, im Gegentheile, Du weißt, daß ich die Dichter verabscheue. Um der Frau von Pompadour gefällig zu sein, habe ich diesen Schuft von Voltaire in den Adelstand erhoben; aber von dem Augenblicke an, wo er sich erlaubt hat, mich zu dutzen, indem er mich Titus oder Trojan nannte, ich weiß nicht mehr wie, ist das vorbei gewesen. Ich wollte also ohne Poesie sagen, daß ich glaube, daß es Zeit ist, daß ich Einhalt thue.
- Sie wollen meins Meinung wissen, Sire?

— Ja, mein Freund.

— Nun denn! hemmen Sie nicht, Sire, spannen Sie ab.

— Das ist hart, murmelte Ludwig XV.

— Dem ist so, Sire. Wenn ich mit dem Könige spreche, so nenne ich ihn Eure Majestät; wenn ich mit meinem Kranken spreche, so nenne ich ihn nicht einmal mein Herr. Demnach also, Sire, spannen Sie ab, und geschwind. Jetzt, wo wir darüber einig sind, haben wir noch anderthalb Stunden zu schlafen, Sire. Lassen Sie uns daher schlafen.

Und der Wundarzt warf sich wieder unter seine Bettdecke zurück, unter welcher er fünf Minuten nachher auf eine so bürgerliche Weise schnarchte, daß die Gewölbe des blauen Zimmers vor Empörung darüber knirschten.

V.

Das Lever des Königs.

Der sich selbst überlassene König versuchte nicht den eigensinnigen Doktor zu unterbrechen, dessen wie eine Uhr geordneter Schlaf so lange dauerte, wie er es vorher bestimmt hatte.

Es hatte halb sieben geschlagen, als Lamartinière, da der Kammerdiener nun eintreten mußte, aufstand und in ein anstoßendes Kabinet ging, während man sein Bett fortschaffte.

Dort schrieb er eine Verordnung für die Aerzte des kleinen Dienstes und verschwand.

Der König gab den Befehl, daß man zuerst sein Dienstpersonal eintreten ließe, dann die, welche freien Zutritt hatten.

Er grüßte schweigend, reichte dann die Beine den Kammerdienern, die ihm seine Strümpfe anzogen, seine Strumpfbänder festknüpften und ihm seinen Schlafrock anlegten.

Hierauf kniete er vor seinem Betstuhle nieder, indem er mehrere Male in Mitte des allgemeinen Schweigens seufzte.

Jedermann war gleich dem König niedergekniet, und betete wie er mit vieler Zerstreung.

Der König wandte sich von Zeit zu Zeit nach der Balustrade um, wo sich gewöhnlich die vertrautesten und die am meisten geliebten seiner Hofleute drängten.

— Was sucht denn der König? fragten sich der Herzog von Richelieu und der Herzog von Ayen leise.

— Wir sind es nicht, denn uns würde er finden, sagte der Herzog von Ayen; aber sehen Sie, der König steht auf.

In der That, Ludwig XV. hatte sein Gebet geendigt, oder er war vielmehr so zerstreut gewesen, daß er nicht gebetet hatte.

— Ich sehe den Herrn Garderobeaufseher nicht, sagte Ludwig XV., indem er um sich blickte.

— Herrn von Chauvelin? fragte der Herzog von Richelieu.

— Ja.

— Aber, Sire, er ist hier.

— Wo denn?

— Dort, äußerte der Herzog, indem er sich umwandte.

Dann äußerte er plötzlich ganz erstaunt:

— Ah! ah!

— Was denn? fragte der König.

— Herr von Chauvelin betet noch!

In der That, der Marquis von Chauvelin, dieser angenehme Heide, dieser lustige Genosse der kleinen königlichen Gottlosigkeiten, dieser geistreiche Feind der Gitter im Allgemeinen und Gottes im Besondern, der Marquis war nicht allein gegen seine Gewohnheit, sondern auch nach gegen die Etikette selbst dann auf den Knien geblieben, als der König sein Gebet beendet hatte.

— Nun denn! Marquis, fragte der König lächelnd, schlafen Sie etwa?

Der Marquis stand langsam auf, machte ein Zeichen des Kreuzes und grüßte Ludwig XV. mit tiefer Ehrerbietung.

Jedermann war daran gewöhnt zu lachen, wenn Herr von Chauvelin lachen wollte; man glaubte, daß er scherzte, und man lachte aus Gewohnheit, der König wie die Andern.

— Aber indem er fast sogleich seine ernste Miene wieder annahm, sagte Ludwig XV.:

— Nicht doch! nicht doch, Marquis, Sie wissen, daß ich es nicht gern sehe, daß man mit den heiligen Dingen scherzt. Da Sie mich indessen, wie ich vermüthe, ein Wenig erheitern wollen, so soll Ihnen zu Gunsten der Absicht verziehen sein, nur sage ich Ihnen im Voraus, daß Sie große Mühe haben werden, fügte er mit einem Seufzer hinzu, denn ich bin traurig wie der Tod.

— Sie traurig, Sire? fragte der Herzog von Ayen, und was kann denn Eure Majestät traurig machen?

— Meine Gesundheit, Herzog! meine Gesundheit, die dahin schwindet. Ich lasse Lamartinière in meinem Zimmer schlafen, damit er mich beruhigt; aber dieser Tollkopf gibt sich im Gegentheile Mühe, mir Furcht zu machen. Glücklicher Weise scheint man hier geneigt zu lachen, nicht wahr, Chauvelin?

Aber die Aufforderungen des Königs blieben ohne Erfolg. Selbst der Marquis von Chauvelin, dessen feine und spöttische Züge so gern die Munterkeit des Herrn zurückwarfen, der Marquis, der ein so vollkommener Hofmann war, daß er niemals gegen einen Wunsch des Königs zurückgeblieben, der Marquis blieb dieses Mal, statt auf das von Ludwig XV. ausgesprochene Bedürfniß einer selbst leichten Zerstreung zu antworten, finster und stumm, und gänzlich in einen unerklärlichen Ernst versunken.

Einige, so sehr lag diese Traurigkeit außer den Gewohnheiten des Herrn von Chauvelin, einige, sagen wir, glaubten, daß der Marquis den Scherz fortsetze, und daß dieser Ernst mit einem glänzenden Ausbruche von Lustigkeit endigen würde; aber der König hatte an diesem Morgen nicht die Geduld zu warten, er fing daher an, die Traurigkeit seines Günstlings anzugreifen.

— Aber was der Teufel haben Sie denn, Chauvelin? sagte Ludwig XV.; setzen Sie etwa meinen Traum von dieser Nacht fort? Wollen Sie Sich etwa auch begraben lassen?

— O!. . . Eure Majestät hätte an diese garstigen Dinge gedacht? fragte Richelieu.

— Ja, einen schweren Traum, Herzog. Aber in Wahrheit, was ich im Schlafe ertrage, mögte ich gern im Wachen nicht wiederfinden. Nun denn! lassen Sie hören, Chauvelin, was haben Sie?

Der Marquis verneigte sich, ohne zu antworten.

— Sprechen Sie, aber so sprechen Sie doch, ich will es! rief der König aus.

— Sire, antwortete der Marquis, ich denke.

— An was? fragte Ludwig XV. erstaunt.

— An Gott! Sire.

— An Gott?

— Ja, Sire. Gott. . . das ist der Anfang der Weisheit.

Diese so kalte und so klösterliche Einleitung ließ den König erbeben, der, indem er auf den Marquis einen aufmerksameren Blick heftete, in seinen ermüdeten, gealterten Zügen die wahrscheinliche Ursache dieser ungewöhnlichen Traurigkeit entdeckte.

— Der Anfang der Weisheit, sagte er. Ah! wahrhaftig, ich verwundere mich nicht, wenn dieser Anfang niemals eine Fortsetzung hat, er ist zu langweilig. Aber Sie denken nicht an Gott ganz allein. Woran denken Sie noch?

— An meine Frau und an meine Kinder, die ich seit langer Zeit nicht gesehen habe, Sire.

— Ei, es ist wahr, Chauvelin, Sie sind verheirathet, Sie haben Kinder, ich hatte es vergessen, und wie mir scheint, Sie gleichfalls, denn seit den fünfzehn Jahren, daß wir uns täglich sehen, sprechen Sie mir zum ersten Male davon. Nun denn! wenn Sie eine Lust nach der Hausmannskost überfällt, so lassen Sie sie kommen, ich habe Nichts dagegen, wie mir scheint, ist Ihre Wohnung im Schlosse groß genug.

— Sire, antwortete der Marquis, Frau von Chauvelin lebt sehr zurückgezogen von der Welt, in großer Frömmigkeit und. . .

— Und sie wird ein Aergerniß an dem Treiben von Versailles finden, nicht wahr? Ich begreife, es ist wie mit meiner Tochter Louise, die ich nicht aus Saint Denis herausbringen kann. Dann sehe ich kein Mittel mehr dagegen, mein lieber Marquis.

— Ich bitte den König um Verzeihung, es gibt Eines.

— Welches?

— Mein Dienst wird sich heute Abend endigen; wenn der König mir erlaubt, nach Grosbois zu gehen, um einige Tage in meiner Familie zuzubringen. . .

— Sie scherzen, Marquis, mich verlassen!

— Ich werde zurückkehren, Sire; aber ich mögte nicht sterben, ohne einige testamentliche Verfügungen getroffen zu haben.

— Sterben! der verwünschte Mensch! Sterben! wie er das sagt! Wie alt sind Sie denn, Marquis?

— Sire, ich bin zehn Jahr jünger als Eure Majestät, obschon ich zehn Jahr älter zu sein scheine.

Der König wandte diesem wunderlichen Menschen den Rücken, und indem er sich an den Herzog von Coigny wandte, der dicht neben seiner Estrade stand, sagte er:

— Ah! Sie sind da, Herr Herzog, Sie kommen zu rechter Zeit, man sprach neulich Abend von Ihnen beim Nachtessen. Ist es wahr, daß Sie auf meinem Schlosse Choisy diesen armen Chentil-Bernard aufgenommen haben? Das wäre eine gute That, über welche ich Sie loben mögte. Wenn indessen alle Gouverneure meiner Schlösser es eben so machten und die närrisch gewordenen Dichter aufnahmen, so würde mir keine andere Zuflucht mehr bleiben, als in Bicêtre zu wohnen. Wie geht es diesem Unglücklichen?

— Immer noch ziemlich schlecht, Sire.

— Und wie ist ihm denn das zugestoßen?

— Sire, weil er sich ehemals ein wenig zu sehr belustigt hat, und besonders weil er kürzlich den jungen Mann hatte spielen wollen.

— Ja, ja, ich begreife. Nun! er ist sehr alt.

— Ich bitte den König um Verzeihung, Sire, aber er ist nur ein Jahr älter als Seine Majestät.

— Wahrlich, das ist unerträglich, sagte der König, indem er dem Herzoge von Coigny den Rücken wandte, sie sind heute nicht allein traurig wie Katafalke, sondern sie sind auch noch dumm wie Gänse.

Der Herzog von Ayen, einer der geistreichsten Männer jener so geistreichen Zeit, begriff die zunehmende üble Laune des Königs; er fürchtete die Ausfälle derselben, und, entschlossen, sie so bald als möglich aufhören zu lassen, that er zwei Schritte vor, um sich zu zeigen. Er trug an

seiner Weste, um seine Strumpfbänder und um seinen Rock herum breite und glänzende Goldstickereien, welche nicht ermangeln konnten, die Augen auf ihn zu ziehen. Der Monarch sah ihn in der That.

— Bei meiner Treue, Herzog von Ayen, rief er aus, Sie sind glänzend wie eine Sonne. Haben Sie denn ein Marktschiff gestohlen? Ich glaubte, daß alle Sticker von Paris seit der Verheiratung des Grafen von Provence zu Grunde gerichtet wären, bei welcher kein Hofmann sie bezahlt hat, und zu welcher die Herren Prinzen ohne Zweifel aus Mangel an Geld oder Credit es nicht für angemessen gehalten haben, zu kommen.

— Sie sind daher auch wirklich zu Grunde gerichtet, Sire.

— Wer denn, die Prinzen, die Sticker oder die Hofleute?

— Ei, wie ich glaube, Alle ein wenig; indessen sind die Sticker weit geschickter, sie ziehen sich aus der Verlegenheit.

— Wie?

— Durch diese neue Erfindung. Und er zeigte seine Stickereien.

— Ich verstehe nicht.

— Ja, Sire! diese so gestickten Kleider werden à la Chacelièr genannt.

— Ich verstehe noch weniger.

— Es gäbe wohl ein Mittel, Seine Majestät dieses Räthsel verstehen zu lassen; das wäre die Verse anzuführen, welche diese Pariser Maulaffen gemacht haben, aber ich wage es nicht.

— Sie wagen es nicht, Sie Herzog! sagte der König lächelnd.

— Meiner Treue, nein, Sire, ich erwarte den Befehl des Königs.

— Ich gebe ihnen denselben.

—Der König wird sich zum Mindesten erinnern, daß in nur gehorche. Hier sind also die Verse:

On fait certains galons de nouvelle matière,
Mais ils ne sont que jours de galas.
On les nomme à la chancelière.
Pourquoi? C'est qu'ils sont faux et ne rougissent pas.

(Man macht gewisse Poeten aus neuem Stoffe,
aber sie sind nur für die Gallatage
Man nennt sie à la Chancelière.
Warum? Weil sie falsch sind und nicht roth werden.)

Die Hofleute sahen einander erstaunt über so viel Kühnheit an, und alle wandten sich zu gleicher Zeit nach

Ludwig XV. um, um ihre Züge nach den seinigen zu richten. Der Kanzler Maupeou, der, von der Favoritin

unterstützt damals in seiner ganzen Gunst stand, war eine so hochstehende Person, nie daß man es sich zu erlauben wagte, die Epigramme gegen ihn anzuhören, welche ohne Unterlaß sich einander folgten. Der Monarch lächelte, von nun an lächelten die Lippen Aller, er antwortete Nichts, Niemand sagte ein Wort.

Ludwig XV. hatte eine sonderbare Neigung. Er, fürchtete gräßlich den Tod, er wollte nicht, daß man ihm von dem seinigen spräche. Aber bei jeder Veranlassung machte er sich eine Art von Freude daraus, sich über die Schwachheit lustig zu machen, welche fast alle Menschen

haben, ihr Alter oder ihre Gebrechen zu verbergen. Er sagte gern zu einem Hofmanne:

— Sie sind alt, Sie haben ein schlechtes Aussehen, Sie werden bald sterben. Er verwandte Philosophie darauf, und an diesem selben Tage, an welchem er zwei grausame Angriffe erhalten hatte, setzte er sich dem aus, einen dritten zu erhalten.

Um das, mit dem Herzoge von Ayen unterbrochene Gespräch wieder anzuknüpfen, sagte er ziemlich unvermuthet zu ihm:

— Wie befindet sich der Chevalier von Noailles? ist es wahr, daß er krank ist?

— Sire, wir haben das Unglück gehabt, ihn gestern zu verlieren.

— Ah! ich hatte es ihm wohl voraus gesagt.

Indem er hierauf den durch die Eingeladenen vermehrten Kreis der Hofleute übersah, erblickte er den Abbé von Broglio, einen mürrischen und barschen Menschen. Er redete ihn in folgenden Ausdrücken an:

— Jetzt ist an Ihnen die Reihe, Abbé. Sie sind gerade zwei Tage jünger als er.

— Sire, erwiderte Herr von Broglio ganz bleich vor Zorn, Eure Majestät ist gestern auf der Jagd gewesen. Es ist ein Gewitter ausgebrochen. Der König ist wie die Andern durchnäßt worden.

Und indem er sich Platz machen ließ, entfernte er sich wüthend.

Der König sah ihn mit ziemlich traurigem Auge fortgehen und fügte hinzu:

— So ist dieser Abbé von Broglio, er wird immer böse.

Indem er hierauf an der Thür seinen Arzt Bonnard, und mit ihm Bordeu, den Günstling der Madame Du Barry erblickte, der darnach strebte, seine Stelle einzunehmen, rief er sie alle beide.

— Kommen Sie, meine Herren, — man spricht hier heute Morgen nur von dem Tode, das ist Ihre Sache. Wer von Ihnen wird die Verjüngungsquelle finden? — Das wäre ein schönes Wunder, und ich verbürge ihm sein sicheres Glück. Wären Sie es, Bordeu? — Sie, Aesculap — bei der Venus, ich begreife, Sie haben an diese Ausbesserungen noch nicht gedacht.

— Ich bitte den König um Verzeihung, ich habe im Gegentheile ein System, das uns zu dieser guten Zeit der Geschichte zurückführen soll.

— Der Fabel, unterbrach ihn Bonnard mit spöttischer Niene.

— Sie glauben, fuhr der König fort, Sie glauben, mein armer Bonnard? Wahr ist es, daß unter Ihrer Leitung meine Jugend nur noch eine sehr bittere Fabel ist, und der, welcher mich jetzt verjüngte, würde mit einem Male Historiograph von Frankreich werden, denn er hätte die schönste Seite meiner Regierung niedergeschrieben. Machen Sie das, Bordeu, eine Kur, die würdig ist zu einer großen Berühmtheit zu gelangen. Einstweilen fühlen Sie Herrn von Chauvelin den Puls, der ganz bleich und ganz traurig da steht. Geben Sie mir Ihre Meinung über diese Gesundheit an, die sehr kostbar für unsere Vergnügungen ist, und für mein Herz, fügte er sehr rasch hinzu.?

Chauvelin lächelte bitter, indem er dem Doctor seinen Arm bot.

— Wem von Ihnen beiden, meine Herrn? fragte er.

— Allen beiden, erwiderte Ludwig XV. lachend, aber nicht Lamartinière; er wäre im Stande, Ihnen einen Schlagfluß zu prophezeihen, wie mir.

— Es sei, an Ihnen ist die Reihe, Herr Bonnard; die Vergangenheit vor der Zukunft. Was ist Ihre Meinung?

— Der Herr Marquis ist sehr krank; es findet Ueberfluß der Säfte, Verstopfung der Fibern und des Gehirns statt, er würde sehr wohl thun sich zur Ader zu lassen, und das sehr schnell.

— Und Sie, Herr Bordeu?

— Ich bitte meinen gelehrten Collegen um Entschuldigung, aber ich kann nicht derselben Meinung sein, als seine Erfahrung. Der Herr Marquis hat einen nervösen Puls. Wenn ich mit einer hübschen Frau spräche, so würde ich sagen, daß er krampfhaft Launen habe. Er bedarf der Heiterkeit, der Ruhe, keine Sorgen, keine Geschäfte, eine gänzliche Zufriedenheit, kurz alles das, was er bei dem erhabenen Monarchen findet, dessen Freund er zu sein die Ehre hat. Ich verordne die Fortsetzung derselben Lebensweise.

— Was das für zwei wundervolle Gutachten sind, und was Herr von Chauvelin nach Ihnen aufgeklärt sein muß! — Mein armer Marquis, wenn Sie sterben sollten, so ist Bordeu ein entehrter Mann.

— Nicht doch, Sire, die krankhaften Launen tödten, wenn man sie nicht pflegt.

— Sire, wenn ich sterbe, — antwortete Herr von Chauvelin, — so bitte ich Gott, daß es zu Ihren Füßen sei.

— Hüte Dich wohl davor, Du würdest mir eine entsetzliche Furcht machen. Aber ist es nicht die Stunde der Messe? Es scheint mir, daß der Herr Bischof von Senez und der Herr Pfarrer von Saint Louis, unsere Pfarrer, hier sind. Dieses Mal wird man mich also ein wenig zufrieden stellen.

— Guten Tag, Herr Pfarrer, wie befinden sich Ihre Pfarrkinder? Gibt es viele Kranke, viele Arme?

— Leider! Sire, gibt es deren viele.

— Aber sind die Almosen nicht reichlich? Ist das Brod theurer geworden? Hat die Anzahl der Unglücklichen sich vermehrt?

— Ach! ja, Sire.

— Wie kommt das? Woher kommen sie?

— Sire, selbst die Bedienten Ihres Hofhaltes verlangen Almosen von mir.

— Ich glaube es wohl, man bezahlt sie nicht. Hören Sie, Herr von Richelieu? Und kann man dem nicht abhelfen? Was der Teufel! Sie sind in diesem Jahre erster Kammerherr.

— Sire, die Bedienten gehören nicht zu meiner Stelle, das geht die Generalintendanz an.

— Und die Intendanz wird sie an einen Andern verweisen. — Arme Leute, sagte der König, für einen Augenblick lang gerührt; aber am Ende kann ich nicht Alles thun. Werden Sie uns in die Messe begleiten, Herr Bischof? fügte er hinzu, indem er sich an den Abbé von Beauvais, Bischof von Senez wandte, welcher die Fastenpredigten vor dem Hofe hielt.

— Ich stehe zu den Befehlen Seiner Majestät, antwortete der Bischof, indem er sich verneigte, aber ich habe hier sehr ernste Worte gehört. Man spricht von dem Tode, und Niemand denkt daran; Niemand bedenkt, daß er zu seiner Stunde kömmt, wenn man ihn nicht erwartet; daß er uns in Mitte der Vergnügungen überrascht, daß er die Großen und die Kleinen mit seiner unerbittlichen Sense trifft. Niemand bedenkt, daß ein Alter kömmt, in welchem die Reue und die Buße eben so sehr eine Nothwendigkeit, als eine Pflicht sind, wo das Feuer der Gelüste vor den erhabenen Gedanken des ewigen Heiles erlöschen muß.

— Richelieu, unterbrach ihn der König lächelnd, es scheint mir, daß der Herr Bischof gar viele Steine in Ihren Garten wirft.

— Ja, Sire, und er wirft sie so heftig hinein, daß davon welche bis in den Park von Versailles zurückspringen.

— Ab! gut geantwortet, Herr Herzog, Sie haben, wie im Alter von zwanzig Jahren, immer eine Antwort bereit. Herr Bischof, diese Rede fängt an, wir werden sie nächsten Sonntag in der Kapelle wieder vornehmen, ich verspreche Ihnen, sie anzuhören. Chauvelin, um Sie zu erheitern, entbinden wir Sie, uns zu begleiten. Gehen Sie, mich bei der Gräfin zu erwarten. Sie hat ihren berühmten goldenen Spiegel, das Meisterstück Rottiers erhalten. Sie müssen das sehen.

— Sire, ich ziehe es vor, mich nach Grosbois zu begeben.

— Nochmals. Sie faseln, mein Lieber, gehen Sie zu der Gräfin, sie wird Sie entzaubern. Meine Herren, in die Messe!t in die Messe! Das ist ein Tag, der sehr schlecht anfängt. Da sieht man, was es ist, alt zu werden!

VI.

Der Spiegel der Madame Du Barry.

Um dem Könige zu gehorchen, und trotz des Widerwillens, den er empfand, zu gehorchen, begab sich der Marquis zu der Favoritin.

Die Favoritin war ausgelassen fröhlich, sie tanzte wie ein Kind, und sobald man ihr den Herrn Marquis von Chauvelin meldete, eilte sie ihm entgegen, und ohne ihm Zeit zu lassen, ein einziges Wort zu sagen, rief sie aus:

— O! mein lieber Marquis, mein lieber Marquis, Sie kommen zu rechter Zeit! Ich bin heute die glücklichste Person von der Welt! ich habe das reizendste Erwachen gehabt, das man haben kann. Zuvörderst hat mir Rottiers meinen Spiegel gesandt; Sie kommen ohne Zweifel, ihn zu sehen, aber Sie müssen den König abwarten. Und dann, da ein Glück niemals allein kömmt, so ist die berühmte Kutsche angekommen, Sie wissen, die Kutsche, weiche mir Herr von Aiguillon schenkt.

— Ah! ja, sagte der Marquis, das Vis-à-Vis, von dem man überall spricht; er war Ihnen das wohl schuldig, Madame.

—O! ich weiß wohl, daß man davon spricht; mein Gott! ich weiß sogar, was man davon sagt.

— Wahrhaftig, Sie wissen Alles!

—Ja, so ziemlich; aber Sie werden begreifen, das ich mir Nichts daraus mache! Sehen Sie, hier sind Verse, welche ich heute Morgen in den Taschen m Vis-à-Vis gefunden habe. Ich konnte den armen Sattler verhaften lassen, aber was! so Etwas war Hut für Frau von Pompadur; ich bin zu zufrieden, um mich zu rächen. Außerdem sind die Verse nicht schlecht, wie mir scheint, und wenn man mich immer so behandelte, so würde ich mich auf Ehre nicht beklagen.

Und sie überreichte Herrn von Chauvelin die Verse. .

Herr von Chauvelin nahm und las sie:

Pour ce brillant vis-à-vis,
Est -ce le char d'une déesse
Ou de quelque jeune princesse?
Séciait un bedaud surpris.

Non. . . de la foule curieuse,
Lui répond un caustique, non,
C'est le char de la blanchisseuse
De cet infâme d'Aiguillon!

(Wozu dieses glänzende Vis-à-Vis,
ist es der Triumphwagen einer Göttin,
oder irgend einer jungen Prinzessin?
rief ein erstaunter Maulaffe aus.

Nein. . . antwortete Ihm ein beißender Witzbold
aus der neugierigen Menge, nein,
es ist der Triumphwagen der Wäscherin
dieses schändlichen von Aiguillon!)

Und die sorglose Buhlerin begann in lautes Gelächter auszubrechen. Dann begann sie wieder:

— *Die Wäscherin*, Sie verstehen, *dieses schändlichen von Aiguillon*. Ah! meiner Treue, der Verfasser hat Recht, und es ist nicht zu viel gesagt; ohne mich, in Wahrheit, wäre der arme Herzog trotz dem Mehle, mit dem er sich bei der Schlacht von. . . bedeckt hat, ich weiß niemals die Namen der Schlachten, ohne mich wäre der arme Herzog abscheulich schwarz geblieben. Aber was! was liegt daran, wie mein Vorgänger, Herr von Mazarin sagte. *Sie singen, sie werden bezahlen*, und eine einzige Seitenwand meines Vis-à-Vis ist mehr werth, als alle die Epigramme, die man seit vier Jahren gegen mich gemacht hat. Ich will es Ihnen zeigen. Kommen Sie, Marquis, folgen Sie mir.

Und indem sie vergaß, daß sie nicht mehr Jeanne Vaubernier war, und indem sie das Alter des Marquis vergaß, ging die Gräfin singend die Stufen einer geheimen Treppe hinab, die in einen kleinen Hof führte, in welchem sich ihre Remisen befanden.

— Sehen Sie, sagte sie zu dem Marquis, der ganz außer Athem war, ist das anständig genug für den Wagen einer Wäscherin?

Der Marquis war auf das Höchste erstaunt, er hatte niemals etwas Prachtvolleres und zugleich Elegantens gesehen. Auf den vier Hauptfeldern sah man die Wappen der Du Barrys mit dem berühmten Feldgeschrei: **Boute en avant!** (Vorwärts!) Auf jedem der Seitenfelder sah man einen Korb mit einem Bette von Rosen versehen, wiederholt, auf welchem sich zwei Tauben zärtlich schnäbelten; das Ganze von Martin-Firniß, wovon das Geheimniß jetzt verloren ist.

Die Kutsche kostete sechsundfünfzig Tausend Livres.

— Hat der König dieses kostbare Geschenk gesehen, Frau Gräfin? fragte der Marquis von Chauvelin.

— Noch nicht, aber ich bin von einer Sache überzeugt.

— Wovon sind Sie überzeugt, lassen Sie hören?

— Daß er entzückt darüber sein wird.

— Ah! ah;. . .

— Wie! ah! ah!

— Ja, ich zweifle daran.

— Sie zweifeln daran?

— Ich wette sogar, daß er Ihnen nicht erlauben wird, es anzunehmen.

— Und warum?

— Weil Sie Sich ihrer nicht würden bedienen können.

— Bah! wahrhaftig, erwiderte sie spöttisch. Ah! Sie verwundern Sich über so Weniges.

— Ja.

— Dann werden Sie noch ganz andere Dinge sehen, z. B. den goldenen Spiegel, und dieses, fügte sie hinzu, indem sie ein Papier aus ihrer Tasche zog, aber, was dieses anbetrifft, so werden Sie es nicht sehen.

— Wie es Ihnen gefällig ist, Madame, antwortete der Marquis, indem er sich verneigte.

— Sie sind indessen nach diesem alten Affen von Richelieu der älteste Freund des Königs; Sie kennen ihn genau; er hört auf Sie; Sie könnten mir beistehen, wenn Sie es wollten, und dann. . . Gehen wir wieder in mein Kabinet hinauf, Marquis.

— Zu Ihren Befehlen, Madame.

— Sie sind heute sehr übler Laune. Was haben Sie denn?

— Ich bin traurig, Madame.

— Ah! um so schlimmer. Das ist albern!

Und indem sie dem Marquis zum Führer diente, schlug Madame Dubarry mit einem weit ernsteren Schritte diese geheime Treppe wieder ein, welche sie leicht und singend wie ein Vogel hinabgeeilt war.

Sie kehrte in ihr Kabinet zurück, indem Herr von Chauvelin ihr immer folgte; hierauf verschloß sie die Thür wieder, und indem sie sich rasch nach dem Marquis umwandte, sagte sie zu ihm:

— Sagen Sie an, sind Sie mein Freund, Chauvelin?

— Sie können an meiner Achtung und an meiner Ergebenheit nicht zweifeln, Madame.

— Sie würden mir gegen Jeden dienen?

— Ausgenommen gegen den König.

— Wenn Sie das nicht billigen, was Sie erfahren werden, so werden Sie in jedem Falle neutral bleiben.

— Ich verpflichte mich dazu, wenn Sie es verlangen.

— Ihr Wort.

— So wahr ich Chauvelin heiße!

— Dann lesen Sie.

Und die Gräfin übergab ihm das sonderbarste, das kühnste, das spaßhafteste Aktenstück, das jemals ein Edelmann vor Augen gehabt hat. Der Marquis begriff anfangs nicht die ganze Wichtigkeit desselben.

Es war ein an den Papst gerichtetes Verlangen, ihre Ehe mit dem Grafen Du Barry unter dem Vormunde als nichtig zu erklären, daß, da sie die Geliebte seines Bruders gewesen wäre, und die Kirchengesetze in einem solchen Falle jede Verheirathung verböten, diese Ehe durchaus nichtig wäre; sie fügte hinzu, daß sie gleich nach der ehelichen Einsegnung von der Gottlosigkeit benachrichtigt, welche sie zu begehen im Begriffe stände, und die sie bis dahin nicht geahnet hätte, von Furcht ergriffen worden wäre, und daß die Ehe nicht vollzogen worden sei.

Der Marquis las diese Bittschrift zwei Mal durch, und indem er sie der Favortin zurückgab,

fragte er sie, was sie damit zu machen gedächte.

— Ei, sie übersenden, wie es scheint, antwortete diese mit ihrer gewöhnlichen Frechheit.

— An wen?

— An ihre Adresse.

— An den Papst?

— An den Papst.

— Nachher?

— Sie errathen nicht?

— Nein.

— Mein Gott, was Sie heute so schwer begreifen!

— Das ist möglich, aber die Wahrheit ist, daß ich nicht errathe.

— Sie haben also geglaubt, daß ich Frau von Montesson ohne Zweck begünstigte? Sie haben also den großen Dauphin und Mademoiselle Chouin vergessen, Ludwig XIV. und Frau von Maintenon? Man ruft jeden Tag dem Könige zu, seinen berühmten Großvater nachzuahmen. Man wird also Nichts zu sagen haben. Wie mir scheint, bin ich wohl so viel werth, als die Wittve Scarron, und über dem bin ich keine sechzig Jahre alt.

— O! Madame, Madame, was habe ich gehört! sagte Herr von Chauvelin, indem er erbleichte und einen Schritt zurück that.

In diesem Augenblicke ging die Thür auf, und Zamore meldete:

— Der König.

— Der König! rief Madame Du Barry aus, indem sie die Hand des Herrn von Chauvelin ergriff, der König, kein Wort. Wir werden ein anderes Mal wieder über diesen Gegenstand sprechen.

Der König trat ein.

Seine Blicke richteten sich zuerst auf Madame Du Barry, und dennoch war es der Marquis, den er zuerst anredete.

— Ah! Chauvelin, Chauvelin, rief der König überrascht über die Entstellung der Züge des Marquis aus, wollen Sie denn in allem Ernste sterben? Wahrlich, Sie haben das Aussehen eines Gespenstes, mein Freund.

— Sterben! Herr von Chauvelin, sterben, rief die ausgelassene junge Frau aus, ah! ja doch, ich verbiete es ihm. Sie vergessen also das Horoscop, Sire, das man ihm vor fünf Jahren auf dem Jahrmärkte von Saint Germain gestellt hat?

— Welches Horoscop? fragte der König.

— Muß ich es wiederholen?

— Ohne Zweifel.

— Sie glauben hoffentlich nicht an Horoscope, Sire.

— Nein, und dann, wenn ich auch daran glaubte, sagen Sie es immerhin.

— Nun denn! man hat Herrn von Chauvelin prophezeit, daß er zwei Monate vor Eurer Majestät sterben würde.

— Und wer ist der Alberne, der ihm das prophezeit hat? fragte der König mit einer gewissen Besorgniß.

— Ei, ein sehr geschickter Hexenmeister, derselbe, der mir prophezeit hat. . .

— Alles das sind Albernheiten, unterbrach sie der König mit einer sehr deutlichen Regung des Unwillens, sehen wir den Spiegel.

— Dann, Sire, müssen wir in das Zimmer zur Seite gehen.

— Gehen wir hinein.

— Zeigen Sie uns den Weg, Sire, Sie kennen es, es ist das Schlafzimmer Ihrer ganz gehorsamen Dienerin.

Der König kannte in der That den Weg und ging voraus.

Der Spiegel war mit einem dichten Schleier bedeckt, der auf den Befehl des Königs fiel, auf die Toilette gestellt, und man konnte ein wahres, Benvenuto Cellinis würdiges Meisterstück bewundern. Dieser Spiegel, mit einem Rahmen von massivem Golde, war von zwei Amors in erhabener Arbeit überragt, welche eine königliche Krone trugen, unter welche sich natürlicher Weise der Kopf der Person gestellt befand, die sich in dem Spiegel betrachtete.

— Ah! das ist prachtvoll! rief der König aus. Wahrlich, Rottiers hat sich übertroffen. Ich werde ihm mein Kompliment darüber machen. Gräfin, wohl verstanden bin ich es, der Ihnen das schenkt.

— Sie schenken mir Alles?

— Ohne Zweifel, ich schenke Ihnen Alles.

— Spiegel und Rahmen?

— Spiegel und Rahmen.

— Selbst das? fügte die Gräfin mit dem Lächeln einer Sirene hinzu, welches den Marquis besonders nach dem, was er gelesen hatte, wanken machte.

Die Gräfin zeigte die königliche Krone.— Dieses Spielwerk? antwortete der König. Die Gräfin machte ein kleines Zeichen mit dem Kopfe.

— O! Sie können sich damit so lange belustigen, als es Ihnen beliebt, Gräfin, nur sage ich Ihnen im Voraus, daß sie schwer ist. Aber! Chauvelin, Sie werden sich also nicht erheitern, nicht einmal in Gegenwart von Madame und in Gegenwart ihres Spiegels, was eine doppelte Gunst ist, die sie Ihnen bewilligt, da Sie dieselbe zwei Male sehen?

Die königliche Artigkeit wurde durch einen Kuß der Gräfin belohnt.

Der Marquis verzog keine Miene.

— Was halten Sie von diesem Spiegel, Marquis? Sagen Sie uns doch Ihre Meinung, lassen Sie hören.

— Wozu, Sire? fragte der Marquis.

— Ei, weil Sie ein Mann von gutem Geschmacke sind, bei Gott!

— Ich hätte ihn lieber nicht sehen mögen.

— Gut! und warum?

— Weil ich zum Mindesten sein Bestehen hätte leugnen können.

— Was soll das heißen?

— Sire, die königliche Krone ist in den Händen der Liebesgötter schlecht angebracht, antwortete der Marquis, indem er sich tief verneigte.

Madame Du Barry wurde purpurroth vor Zorn.

Der König, welcher verlegen war, schien nicht zu verstehen.

— Wie denn, im Gegentheile, diese Liebesgötter sind köstlich, begann Ludwig XV. wieder;

Sie halten diese Krone mit einer unvergleichlichen Anmuth. Sehen Sie ihre kleinen Arme, wie sie sich runden, sollte man nicht meinen, daß sie eine Blumenguirlande trügen?

— Das ist ihr wahres Amt, Sire; die Liebesgötter sind nur dazu gut.

— Die Liebesgötter sind zu Allem gut, Herr von Chauvelin, sagte die Gräfin; ehemals zweifelten Sie nicht daran; aber in Ihrem Alter erinnert man sich dieser Dinge nicht mehr.

— Ohne Zweifel, und es geziemt den jungen Leuten meiner Art, sich daran zu erinnern, sagte der König lachend. Kurz, es sei, der Spiegel gefällt Ihnen nicht?

— Es ist nicht der Spiegel, Sire.

— Aber was denn sonst? wäre es etwa das reizende Gesicht, das sich darin spiegelt? Den Teufel! Sie sind schwierig, Marquis.

— Niemand huldigt im Gegentheils der Schönheit von Madame wahrhafter, als ich.

— Aber, fragte Madame Du Barry unwillig, wenn es weder der Spiegel noch das Gesicht ist, welches er zurückwirft, was ist es denn sonst? sagen Sie.

— Es ist die Stelle, welche er einnimmt.

— Nimmt er sich nicht im Gegentheils wundervoll auf dieser Toilette aus, welche, wie er, ein Geschenk Seiner Majestät ist?

— Er würde sich anderswo besser befinden.

— Aber wo denn das? denn am Ende langweilen Sie mich mit dieser Miene, die man niemals an Ihnen gesehen hat.

— Bei der Frau Dauphine, Madame.

— Wie!

— Ja, die Lilienkrone kann nur von der getragen werden, welche Königin von Frankreich gewesen ist, es ist, oder die es werden wird.

Die Augen der Madame Du Barry schleuderten Blitze.

Der König machte ein schreckliches Gesicht.

Dann stand er auf, indem er sagte:

— Sie haben Recht, Marquis von Chauvelin, Ihr Geist ist krank; gehen Sie, um sich in Grosbois auszuruhen, da Sie sich so unwohl unter uns befinden; gehen Sie, Marquis, gehen Sie.

Herr von Chauvelin machte statt aller Antwort eine tiefe Verbeugung, verließ das Kabinet rückwärts schreitend, wie er es in den großen Gemächern von Versailles gethan hätte, und, indem er streng die Etikette beobachtete, welche verbietet, in Gegenwart des Königs Jemand zu grüßen, verschwand er, ohne die Gräfin nur angeblickt zu haben.

Die Gräfin kaute vor Wuth an ihren Nägeln, der König wollte sie besänftigen.

— Dieser arme Chauvelin wird einen Traum gehabt haben, sagte er, wie ich einen gehabt habe. Wahrlich, alle diese Freigeister unterliegen dem ersten Schläge, wenn der schwarze Engel sie mit seinem Fittiche berührt. Chauvelin ist zehn Jahre jünger, als ich, und ich habe noch die Anmaßung mehr als er werth zu sein.

— O! ja, Sire, Sie sind mehr werth, als alle Welt Sie sind weit geistreicher als Ihre Minister, und weit jünger als Ihre Kinder.

Der König erheiterte sich bei diesem letzten Komplimente, und bemühte sich, trotz dem Rathe Lamartinières, es zu verdienen.

VII.

Der Mönch, der Erzieher, der Intendant.

Am Morgen nach dem Tage, an welchem der König Herrn von Chauvelin erlaubt hatte, sich auf seine Güter zurückzuziehen, ging die Marquise, die Gattin dieses letztern, mit ihren Kindern und deren Erzieher in dem Parke von Grosbois spazieren.

Eine fromme und edle Frau, in dem Schatten dieser hohen Eichen durch die Verdorbenheit, welche Frank sich seit fünfzig Jahren verzehrte, vergessen, hatte Frau von Chauvelin für sich Gott behalten, der sie segnete, ihre Kinder, welche sie liebten, ihre Vasallen, welche sie verehrten.

Sie gab Gott nur ihre Gebete, ihren Kindern ihre liebe, ihrem Nächsten Wohlthaten zurück.

Immer mit dem beschäftigt, was ihren Gatten beschäftigte, folgte sie ihm mit den Gedanken auf den stürmischen Schauplatz des Hofes, wie die Gattin des Seemannes dem armen, in dem Nebel und in dem Sturme verlorenen Seefahrer mit dem Herzen folgt.

Der Marquis hatte seine Frau zärtlich geliebt. Hofmann und Günstling geworden, hatte er niemals in diesem Spiele, das immer die Könige gegen ihre Günstlinge gewinnen, seinen letzten Satz gewagt: das Glück des häuslichen Lebens, die reine und letzte Flamme, der er aus der Ferne zulächelte. Dieser Seefahrer, von dem wir so eben sprachen, betrachtete diese Familienliebe wie der Schiffbrüchige den Leuchthurm betrachtet. Er hoffte, nach dem Sturme sich an dem immer warmen, immer heitern Heerde seines Hauses wieder zu erwärmen.

Es war eine Tugend des Herrn von Chauvelin, niemals die Marquise gezwungen zu haben in Versailles zu wohnen.

Die fromme Frau hätte gehorcht, sie hätte sich geopfert.

Aber der Marquis hatte nur ein Mal davon gesprochen.

Bei dem ersten Bedauern, das sich in den Augen seiner Frau schilderte, verzichtete er darauf. Es war nicht, wie die Boshaften es sagten, der Fall, daß Herr von Chauvelin Furcht vor den Ermahnungen seiner Frau hatte, so ausschweifend, so sehr Hofmann er auch war, der vor der Buhlerin oder vor dem Monarchen kroch, so fand er doch Muth genug, seine Frau zu beherrschen und seine Kinder zu erziehen.

Nein, Herr von Chauvelin hatte die Marquise ihren frommen Betrachtungen überlassen.

— Ich gewinne genug Morgen Landes in der Hölle, sagte er, lassen wir diese gute Marquise mir einige Zoll Raum in dem Himmel gewinnen.

Man sah ihn nicht mehr in Grosbois; seine Frau bereitete ihm jährlich ein Fest, wenn er an dem Sanct Andreastage kam.

Das war eine unveränderliche Regel, Herr von Chauvelin umarmte seine Kinder um zwei Uhr, aß mit ihnen in Gesellschaft zu Mittag, stieg um sechs Uhr in die Kutsche, und befand sich bei dem zu Bettgehen des Königs.

Seit vier Jahren hatte er Nichts anderes gethan. In vier Jahren hatte er vier Male seine Lippen auf die Hand der Marquise gedrückt. Am Neujahrstage kamen seine Söhne mit ihrem Erzieher, ihn in Versailles zu besuchen.

Herr von Chauvelin verließ sich in Bezug der Sorge, seine Kinder zu erziehen, auf seine

Gattin. Der Abbé V. . . ., ein junger und gelehrter Mann, der die Weihe noch nicht erhalten hatte, den man aber doch aus Artigkeit Abbé nannte, unterstützte voll Eifer die Bemühungen der Marquise, und widmete diesen jungen, von ihrem Vater verlassenen Kindern seine ganze Zeit wie sein ganzes Herz.

Das Leben war angenehm in Grosbois. Die Marquise theilte ihre Zeit zwischen der, einem alten Intendanten Namens Bonbonne, anvertrauten Verwaltung ihres Vermögens, zwischen den Uebungen einer strengen Frömmigkeit, deren Regungen ein geschickter Beichtvater, der Pater Delar, ein Camaldulensermönch, leitete, und der Erziehung der beiden Kinder, welche verhießen, einen durch wichtige, dem Staate erwiesene Dienste berühmt gewordenen Namen auf eine würdige Weise zu tragen.

Zuweilen kam ein dem Marquis in seinen Stunden des Ueberdrusses entschlüpfter Brief, die Familie zu trösten, und in dem Herzen der Marquise eine Zärtlichkeit wieder anzufachen, welche sie sich oft vorwarf nicht gänzlich Gott zu widmen.

Frau von Chauvelin liebte ihren Gatten noch, und wenn sie den ganzen Tag gebetet hatte, so machte der Pater Delar, ihr Beichtvater, ihr bemerklich, daß sie nur von ihrem geliebten Gatten zu Gott gesprochen hatte.

Die Marquise war so weil gekommen, ihren Gatten nicht mehr auf der Erde zu erwarten noch zu hoffen. Das gute und fromme Wesen schmeichelte sich, sich genug um Gott verdient zu machen, um Herrn von Chauvelin an dem Orte der ewigen Freuden wiederzufinden.

Der Camaldulenser Mönch schmollte mit Herrn Bonbonne, und Herr Bonbonne mit dem Abbé V. . . ., wenn die Kinder traurig oder mit einer auferlegten Buße ihren Vater zu bedauern schienen, den sie indessen so wenig kannten.

— Man muß gestehen, sagte der Mönch zu seinen Beichtkinde, daß dieses Leben Herrn von Chauvelin in die Verdammniß stützen wird.

— Man muß gestehen, sagte der alte Intendant, daß dieses Leben das Haus zu Grunde richten wird.

— Gestehen wir, sagte der Erzieher, daß diese Kinder niemals Ruhm erlangen werden, da sie keinen Wetteifer gehabt haben.

Und die engelgleiche Marquise lächelte allen dreien zu, indem sie dem Mönche antwortete, daß Herr von Chauvelin sich zu rechter Zeit loskaufen würde; dem Intendanten, daß die in Grosbois gemachten Ersparnisse die Schwäche der so oft in Paris angegriffenen Kasse erleichtern würden; dem Erzieher, daß die Kinder von gutem Blute wären, und daß gutes Blut unfähig sei zu trügen.

Und während dieser ganzen Zeit wuchsen in Grosbois die hundertjährigen Elchen und die schwächtigen Kinder heran, indem die einen wie die andern ihren Saft und ihr Leben aus dem fruchtbaren Schooße Gottes schöpften.

Ein unglücklicher Tag kam herbei; an diesem Tage wurden die Blumen des Parkes, die Früchte des Gartens, das Wasser des Teiches und die Steine des Gebäudes welk, bitter und traurig. Es war ein Tag der Bestürzung in dieser Familie. Der Intendant Bonbonne überreichte der Marquise entsetzliche Rechnungen und prophezeite ihr den Ruin für ihre Kinder, wenn Herr von Chauvelin sich nicht beeilte, wieder Ordnung in seine Angelegenheiten zu bringen.

— Madame, sagte er nach dem Frühstücke, erlauben Sie mir, Ihnen zwanzig Worte zu sagen.

— Thun Sie es, mein lieber Bonbonne, erwiderte die Marquise.

— Erinnern Sie Sich, Madame, unterbrach sie der Pater Delar, daß ich Sie in der Kapelle erwarte.

— Und ich habe die Ehre, die Frau Marquise daran zu erinnern, sagte der Abbé V. . . ., daß wir für heute eine Prüfung in der Mathematik und in der Grammatik festgesetzt haben, ohne welche diese beiden Herren nicht mehr arbeiten wollen.

Diese beiden Herren von Chauvelins begannen sich gegen das Lateinische und die Wissenschaft unter dem Vorwande aufzulehnen, daß es ihrem Vater gleichgültig wäre, ob sie Gelehrte würden oder nicht.

Die Marquise begann damit, den Arm des Mönches Delar zu nehmen.

— Mein Vater, sagte sie, ich will mit Ihnen anfangen; meine Beichte wird, Gott sei Dank! kurz sein. Hier ist sie: ich bin gestern während des Gottesdienstes zerstreut gewesen.

— Aus welcher Veranlassung, meine Tochter?

— Weil ich einen Brief von Herrn von Chauvelin erwarte, und er nicht gekommen ist.

— Seien Sie absolvirt, wenn das Alles ist, meine Tochter.

— Das ist Alles, antwortete die Marquise mit dem Lächeln eines Seraphims.

Der Mönch entfernte sich.

— Zu Ihnen, Herr Abbé, die Prüfung würde lange dauern, würde verdrießlich sein. Wenn die Kinder sich beklagen, so können sie ihre Aufgabe nicht. Wenn Sie dieselbe nicht können, und Sie es mir bewiesen, so wäre ich gezwungen, Sie zu schelten oder sie zu bestrafen. Schonen Sie sie, schonen Sie uns, und verlegen wir die Prüfung auf den Tag, an welchem sie befriedigend für Alle sein wird.

Der Abbé gab zu, daß die Frau Marquise Recht hätte. Er verschwand wie der Mönch, den man bereits in dem trüben Hintergrunde der grünen Hallen sich verlieren sah.

— Jetzt zu Ihnen, Bonbonne, sagte die Marquise, Sie sind noch übrig. Werde ich mit Ihrer mürrischen Miene, mit Ihren tiefen Seufzern eben so leicht fertig werden?

— Ich zweifle daran.

— Ah! sehen wir.

— Das ist leicht, meine Rechnungen sind in Wahrheit entsetzlich.

— Erschrecken Sie mich, es ist Ihnen noch nicht gelungen, meiner Privatkasse Furcht zu machen.

— Diesen Monat wird Ihre Kasse Furcht haben, Madame, mehr als Furcht, sie wird daran sterben.

— Gehen Sie doch; haben Sie auch mit mir gerechnet? erwiderte die Marquise, indem sie zu scherzen versuchte.

— Ob ich mit Ihnen gerechnet habe, ich glaube es wohl, das ist keine große Schwierigkeit!

— Ich habe niemals mit Jemand darüber gesprochen, Bonbonne.

— Es wäre besser.- Aber ich habe das nicht nöthig, um zu wissen. . .

— Zu Wissen, was?

— Die Summe Ihrer Ersparnisse.

— Nennen Sie sie einmal! Rief die Marquise erröthend aus.

— Wenn dem so ist, will ich den geraden Weg einschlagen; Sie besitzen ungefähr fünf und zwanzig Tausend und fünf Hundert Thaler.

— O! Bonbonne, unterbrach ihn die Marquise verdrießlich, wie als ob der Intendant ein schmerzliches Geheimniß erforscht hätte.

— Ich hoffe, daß die Frau Marquise mich nicht beargwöhnt, in ihre Kasse geblickt zu haben.

— Dann! wie? . . .

— Wieviel haben Sie jährlich für Ihren Haushalt? Nicht wahr, zehn Tausend Thaler?

— Ja.

— Wieviel haben Sie aus? nicht wahr, acht Tausend Thaler?

— Ja.

— Sind es jetzt nicht zehn Jahre her, daß Sie Schätze sammeln, da Herr von Chauvelin jetzt zehn Jahre

am Hofe lebt?

— Ja.

— Nun denn! Madame, mit den zum Kapitale geschlagenen Zinsen haben Sie fünf und zwanzig Tausend Thaler. Sie müssen sie haben.

— Bonbonne!

— Ich habe errathen! nun aber werden Sie, wenn Sie dieselben haben, sie Herrn von Chauvelin bei seiner ersten Forderung geben. Und wenn Sie dieselben geben, so wird für den Fall, wo der Herr Marquis plötzlich sterben sollte, Ihren Kindern Nichts übrig bleiben.

— Bonbonne!

— Sprechen wir offenherzig! Ihr Vermögen ist verpfändet, das des Herrn von Chauvelin schuldet sieben Mal Hundert Tausend Livres.

— Er besitzt deren sechzehn Mal Hundert Taufend.

— Es mag sein. Aber der Ueberschuß der sieben Mal Hundert Tausend wird nicht einmal die Gläubiger befriedigen.

— Sie erschrecken mich!

— Ich versuche es.

— Was thun?

— Herrn von Chauvelin, der zu viel ausgibt, bitten, sich auf der Stelle zu Gunsten Ihrer Kinder der neun Mal Hundert Tausend Livres zu entäußern, welche übrig sind; ihn bitten, sie Ihnen als Wittthum auszusetzen, oder Sie Ihnen durch ein Testament zurückzuerstattend.

— Ein Testament! gütiger Gott!

— Da sind Sie mit Ihren Bedenklichkeiten! stirbt etwa ein Mann deshalb, weil er ein Testament gemacht hat? -

— Herrn von Chauvelin von einem Testamente sprechen!

— Das ist es! Die Furcht, den Herrn Marquis in seiner Freude, in seiner Verdauung, in seiner Freude, in seiner Verdauung, in seiner Gunst durch das garstige Wort: »die Zukunft« zu stören, — ein Wort, das in glücklichen Tagen immer wie das Wort »Tod« klingt. — Ah! wenn Sie das fürchten, nun denn, so werden Sie Ihre Kinder zu Grunde richten, und die Ohren des Herrn Marquis geschont haben.

— Bonbonne!

— Ich bin eine Zahl, welche spricht, lesen Sie meine Rechnungen.

— Das ist gräßlich.

— Es wäre noch weit gräßlicher, das abzuwarten, was ich Ihnen voraus sage. Versehen Sie den Dienst eines weisen Rathes, steigen Sie in die Kutsche und eilen Sie zu dem Herrn Marquis.

— Nach Paris?

— Nein, nach Versailles.

— Ich! in diese Gesellschaft, welche mein Gatte sieht? Niemals! . . .

— Dann schreiben Sie ihm.

— Wird er nur meinen Brief lesen? Ach! wenn ich ihm schreibe, um ihm Glück zu wünschen, so liest er nicht einmal das, was ich schreibe; wie wird dem sein, wenn ich die Feder des Geschäftsmannes ergreife?

— Dann möge ein Freund den Schritt thun, ich, zum Beispiele.

— Sie?

— O! wollen Sie sagen, daß er mich nicht anhören würde? doch, Madame, er wird mich anhören.

— Sie werden ihn krank machen, Bonbonne.

— Sein Arzt wird ihn heilen.

— Sie werden ihn in Zorn versetzen, und der Zorn wird ihn tödten.

— Nicht doch; ich halte zu sehr darauf, daß er lebt. Wenn ich ihn tödtete, so geschähe es, nachdem ich ihn ein Testament hätte schreiben lassen.

Und der rechtschaffene Mann begann in ein Gelächter auszubrechen, das der Marquise weh that.

— Wenn Sie so sprechen, Bonbonne, flüsterte sie, so werden Sie mich tödten.

Bonbonne ergriff sie ehrerbietig bei der Hand.

— Verzeihung, sagte er, ich habe mich vergessen, Frau Marquise, befehlen Sie, daß man anspannt, ich fahre nach Versailles.

— Ah! Gott sei gelobt! Sie werden meine Rechnungsbücher mitnehmen, und. . . sehen Sie.

— Was gibt es?

— Ist etwa mein Wunsch bereits verstanden worden?

— Wie?

— Sie haben von meiner Kutsche gesprochen?

— Ja.

— Da ist sie in der Allee Tu Mail.

— Ah!

— Die Livree des Hauses.

— Es sind die dunkelgrauen Pferde des Herrn Marquis.

— Madame! Madame! rief der Abbé V. . . . aus.

— Madame! Madame! rief der Pater Delar aus.

— Madame! Madame! riefen zwanzig Stimmen in den Gärten, den Dienstwohnungen und dem Parke.

— Mama, Mama, riefen die Kinder.

— Der Herr Marquis! o! wäre es wahr? murmelte die Marquise, er, in Brosbois, an diesem Tage!

— Guten Tag, Madame, sagte von weitem der Marquis, dessen Kutsche gehalten hatte, und der unter eifrigen Gebärden ausstieg.

— Er selbst, gesund an Körper und munter an Geist, ich danke Dir, mein Gott!

. — Ich danke Dir, mein Gott! wiederholten die zwanzig Stimmen, welche den Herrn und den Vater gemeldet hatten.

VIII.

Spielerschwur.

Es war wirklich der Marquis selbst; er umarmte die beiden Kinder zärtlich, welche einen Freudenschrei ausgestoßen hatten, und drückte auf die Hand der erstaunten Marquise einen Kuß, der vom Herzen kam.

— Sie, mein Herr! Sie! sagte sie, indem sie sich seines Armes bemächtigte.

— Ich! . . . Aber diese Kinder spielten oder arbeiteten; ich will das Studium nicht unterbrechen, noch weniger das Spiel.

— Ah! mein Herr, für die kurze Zeit, welche sie haben Sie zu sehen, lassen Sie ihnen die Freude Ihrer theuren Gegenwart unverkürzt.

— Gott sei Dank, Madame, Sie werden mich lange sehen.

— Lange? bis morgen Abend, ist es wahr, daß Sie erst morgen Abend wieder abreisen werden?

— Noch länger, Madame.

— Sie werden zwei Nächte in Grosbois schlafen?

— Zwei Nächte, vier Nächte, immer.

— Ab! mein Herr, was hat sich denn zugetragen? rief die Marquise hastig aus, ohne zu bemerken, daß ein solches Erstaunen für Herrn von Chauvelin Vorwürfe über seine frühere Lebensweise enthalten konnte.

Der Marquis runzelte einen Augenblick lang die Stirn, dann fragte er plötzlich lächelnd:

— Haben Sie nicht etwa Gott ein Wenig gebeten, mich in meine Familie zurückzuführen?

— O! mein Herr, immer!

— Nun denn! Madame, Ihr Gebet ist erhört worden; es hat mir geschienen, daß mich eine Stimme rief, ich habe dieser Stimme gehorcht.

— Und Sie verlassen den Hof?

— Ich komme, mich in Grosbois niederzulassen, unterbrach sie der Marquis, indem er einen Seufzer unten drückte.

— Diese theuren Kinder, ich, alle Vasallen, welches Glück! Ach! mein Herr, erlauben Sie mir, daran zu glauben, lassen Sie mir diese Glückseligkeit.

— Madame, Ihre Zufriedenheit ist ein Balsam, der alle meine Wunden heilt. Aber sagen Sie mir, ist es Ihnen gefällig, daß wir ein Wenig über häusliche Angelegenheiten sprechen?

— Thun Sie es, thun Sie es, sagte die Marquise, indem sie ihm die Hände drückte.

— Ich meine, dort an dem Pfahle des Halbmondes sehr schlechte Pferde gesehen zu haben, sind es die Ihrigen?

— Es sind die meinigen, mein Herr.

— Alte Thiere!

— Es sind die Pferde, mein Herr, welche Sie mir bei der Geburt Ihres Sohnes geschenkt haben.

— Sie waren vier und ein halbes Jahr alt; es ist neun Jahre her, das sind vierzehnjährige

Thiere, pfui. . . für Sie, Marquise, solches Gespann!

— Ah! mein Herr, wenn ich in die Messe fahre, so finden sie noch Kräfte durchzugehen.

— Wie mir scheint, habe ich deren drei gesehen.

— Ich habe das vierte, welches das feurigste ist, meinem Sohne zu seinen Stunden gegeben.

— Reitstunden für meinen Sohn auf einem Kutschpferde! Marquise, Marquise, welchen Reiter werden Sie da machen!

Die Marquise schlug die Augen nieder.

— Und dann, Sie fahren nicht mehr mit vier Pferden? wie ich glaube, haben Sie acht und zwei Reitpferde.

— Ja, mein Herr, da aber seit Ihrer Abwesenheit weder Jagden noch Spazierfahrten mehr stattfinden, so habe ich gedacht, daß eine Ersparniß von vier Pferden, zwei Stallknechten und einem Geschirr mir zum Mindesten jährlich sechs Tausend Livres einbringen würde.

— Marquise, sechs Tausend Livres, murmelte Herr Chauvelin unzufrieden.

— Das ist die Nahrung und der Unterhalt von zwölf Familien, erwiderte sie.

Er ergriff sie bei der Hand.

— Immer gütig, immer vollkommen! Was Sie auf Erden thun, flößt Ihnen Gott immer von der Höhe des Himmels ein. Aber die Marquise von Chauvelin darf keine Ersparnisse machen.

Sie erhob den Kopf.

— Sie wollen sagen, daß ich viel ausbebe, äußerte er; ja, ich gebe viel Geld aus, und Ihnen fehlt es.

— Das sage ich nicht, mein Herr.

— Marquise, es muß die Wahrheit sein. Edel und großmüthig, wie Sie sind, hätten Sie ohne Roth keins in meinen Diensten stehenden Leute verabschiedet. Ein verabschiedeter Stallknecht ist ein Armer mehr. Es hat Ihnen an Geld gefehlt, ich werde mit Bonbonne darüber sprechen; aber von jetzt an wird es Ihnen nicht mehr fehlen; das, was ich am Hofe ausgab, werde ich in Grosbois ausgeben, statt zwölf Familien zu ernähren, werden Sie deren zwei Hundert ernähren.

— Mein Herr. . .

— Und, Gott sei Dank! ich hoffe, daß noch Futter für zwölf gute Pferde übrig bleiben wird, die ich habe, und die von morgen an ihre Ställe beziehen werden. Haben Sie nicht voriges Jahr davon gesprochen, das Schloß ausbessern zu lassen?

— Die Empfangszimmer halten nöthig, neu meublirt zu werten.

— Mein ganzes Mobiliar von Paris wird diese Woche ankommen. Ich werde wöchentlich zwei Male Mittagessen geben. . . man wird auf die Jagd gehen.

— Sie wissen, mein Herr, daß ich, die große Welt ein Wenig fürchte, sagte, die Marquise, erschreckt, alle diese lärmenden Freunde von Versailles wieder zu sehen, welche sie als die Todsünden ihres Gatten betrachtete.

— Sie werden die Einladungen selbst machen, Marquise. Jetzt wird Bonbonne Ihnen die Bücher geben; Sie werden die Gefälligkeit haben, die Ausgaben von Paris und die von Grosbois in eine zu verschmelzen.

Ausgelassen vor Freude, versuchte die Marquise zu antworten und vermogte es nicht. Sie ergriff die Hände des Herrn von Chauvelin, küßte sie. erforschte ihn mit gerührten Augen bis auf den Grund der Seele, und er ließ sich durch diese warme Atmosphäre der reinen Liebe

einschläfern, welche Alles durchdringt, was sie berührt, und leben und Wohlsein bis in die kältesten Extremitäten verbreiten.

— Denken wir an die Kinder, sagte er; wie erziehen Sie dieselben?

— Sehr gut; der Abbé ist ein Mann von Geist, er hat Gründlichkeit in seinen Ansichten. Wollen Sie, daß ich ihn Ihnen vorstelle?

— Stellen Sie mir das ganze Haus vor, ja, Marquise.

Die Marquise gab einen Wink, und man sah unter der dunkeln Allee, unter welche er die Kinder begleitet hatte, den jungen Erzieher herbeikommen, dessen Hände auf den Schultern seiner Zöglinge ruhten.

Es lag in dem Gange, in dem sanften Schaukeln dieser jungen Eiche zwischen den beiden Schilfstengeln Etwas lieblich väterliches, das dem Marquis sehr gefiel.

Herr Abbé, sagte die Marquise, erfahren Sie eine angenehme Nachricht. Der Herr Marquis, unser Herr, will sich unter uns niederlassen.

— Gott sei gelobt! antwortete der Abbé; aber ach! gnädiger Herr, wäre der König etwa gestorben?

— Nein, dem Himmel sei Dank, aber ich habe dem Hofe und der Welt Lebewohl gesagt. Ich bleibe hier bei meinen Kindern. Ich langweile mich, nur durch den Witz, durch den Ehrgeiz zu leben; ich will es ein Wenig mit dem Herzen versuchen; ich bin jetzt bei Ihnen; um einen Anfang zu machen, Herr Abbé, sind Sie mit Ihren Zöglingen zufrieden?

— So zufrieden, als es möglich ist, es zu sein, Herr Marquis.

— Um so besser. Machen Sie Christen aus ihnen, wie ihre Mutter, rechtschaffene Leute, wie ihr Großvater, und. . .

— Männer von Geist, von Verdienst und von Talent, wie ihr Vater, sagte der Abbé; ich hoffe Alles das zu erreichen.

— Dann sind Sie ein kostbarer Mann, Abbé. — Und Du, mein alter Bonbonne, bist Du immer noch mürrisch? Als ich ihr Alter hatte, wolltest Du mich bereits in die Geschäfte einweihen. Ich hätte Dir folgen sollen, dann würde ich jetzt Deines Rathes nicht so sehr bedürfen.

Die Kinder hallen mit der ganzen sorglosen Heiterkeit ihres Alters auf dem Grase wieder zu tanzen begonnen; ihr Vater folgte ihnen mit gerührtem Auge und flüsterte nach einem Augenblicke des Schweigens:

— Theure Kinder, ich werde Euch nicht mehr verlassen.

— Mögten Sie die Wahrheit sagen, Herr Marquis, antwortete hinter ihm eine ernste und wohlklingende Stimme.

Herr von Chauvelin wandte sich um, und befand sich einem Mönche in weißem Gewande, mit strengem und ruhigem Gesichte gegenüber, der ihn nach der Weise der Geistlichen grüßte.

— Wer ist dieser fromme Pater? fragte er die Marquise.

— Der Pater Delar, mein Beichtvater.

— Ah! Ihr Beichtvater, wiederholte er, indem er leicht erbleichte. Dann fügte er leise hinzu: ich bedarf in der That eines Beichtvaters, und der Herr ist willkommen.

Gewandt und an die Manieren der Großen gewöhnt, hütete sich der Mönch wohl, diese Aeußerung aufzunehmen; aber er trug sie in sein Gedächtniß ein. Seit einigen Tagen von dem Intendanten benachrichtigt, beschloß er die Unterhandlung zu übernehmen, und eine so günstige

Gelegenheit, die Angelegenheiten Gottes, die der Marquise und vielleicht die seinigen zu betreiben, nicht vorübergehen zu lassen.

— Dürfte ich es wagen, mich bei Ihnen nach dem Befinden des Königs zu erkundigen, Herr Marquis? Fragte der Mönch.

— Wozu das, mein Vater?

— Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß Ludwig XV. bald Gott von seiner Regierung Rechenschaft ablegen würde Diese Gerüchte sind gewöhnlich nur die Vorboten der Vorsehung. Seine Majestät wird nicht lange mehr leben, glauben Sie mir.

— Das ist Ihre Meinung, mein Vater? fragte Herr von Chauvelin immer trauriger.

— Es wäre daher zu wünschen, daß er alle seine Aergernisse wieder gut machte, daß er Buße thäte. . .

— Mein Herr, erwiderte Herr von Chauvelin empfindlich, die Beichtväter müssen in Ruhe abwarten, daß man sie rufen läßt.

— Der Tod wartet nicht, mein Herr, und ich erwarte seit langer Zeit ein Wort von Ihnen, und es kömmt nicht.

— Von mir? O! meine Beichte wird lang sein, aber sie ist noch nicht reif.

— Die Beichte liegt ganz in der Reue, in dem Bedauern, gesündigt zu haben, und die größte von allen Sünden ist, wie ich Ihnen so eben gesagt habe, das Aergerniß.

— O! das Aergerniß, Jedermann trägt dazu bei. Es gibt nicht Einen unter uns, der nicht Stoff zur Verleumdung liefert. Der Himmel gedenkt nicht, uns für die Bosheit Anderer zu bestrafen.

— Der Himmel bestraft den Ungehorsam gegen seine Gesetze, der Himmel bestraft du Unbußfertigkeit; er sendet uns Warnungen, wenn wir sie vernachlässigen, so vermag uns Nichts mehr zu retten.

Herr von Chauvelin antwortete nicht und begann zu überlegen. Als die Marquise das Gespräch angeknüpft sah, entfernte sie sich bescheidener Weise, indem sie Gott von ganzer Seele bat, daß es seine Früchte tragen mögte, stach einem langen Momente des Schweigens, während dessen ihn der Mönch beobachtete, wandte sich Herr von Chauvelin plötzlich nach ihm um.

— Ja, mein Vater, sagte er, Sie haben Recht, ich bereue es, zu lange jung gewesen zu sein, und ich will Ihnen beichten, denn, ich fühle es, ich fühle es, der Tod ist nahe.

— Der Tod! Sie glauben es, und Sie treffen keine Verfügungen in Bezug auf Ihre Seele, auf Ihr Vermögen. Sie fürchten zu sterben, und Sie denken nicht an das, in der Lage, in welche Sie Ihre Erben gebracht haben, unerläßliche Testament. . . Verzeihung, Herr Marquis, mein Eifer und meine Ergebenheit für Ihr erlauchtes Haus reißen mich vielleicht zu weit fort.

— Nein, Sie haben nochmals Recht, mein Vater, beruhigen Sie sich indessen, dieses Testament ist gemacht, ich habe es nur noch zu unterzeichnen.

— Sie fürchten zu sterben, und Sie befinden sich nicht in dem Zustand, vor Gott zu erscheinen.

— Möge er mir Barmherzigkeit widerfahren lassen! Ich bin in der christlichen Religion geboren, und ich will als Christ sterben. Kommen Sie morgen, ich bitte Sie, wir werden diese Unterhaltung fortsetzen, welche mir die Ruhe der Seele wiedergeben wird.

— Morgen? warum morgen? der Tod weicht weder zurück, noch bleibt er stehen.

— Ich habe nöthig, mich zu sammeln. Ich kann nicht so schnell das Leben vergessen, das ich

geführt habe; ich bedaure es vielleicht; ich danke Ihnen für Ihren Rath, mein Vater, er wird seine Früchte tragen.

— Gott gebe es! aber Sie kennen den Grundsatz der Weisen: — Verschiebe niemals auf Morgen das, was Du heute thun kannst.

— Ich bin Ihnen bereits Dank schuldig; ich war niedergeschlagen, Sie haben mich wieder aufgerichtet, man kann nicht Alles auf ein Mal thun, mein Vater.

— O! Herr Marquis, erwiderte der Mönch, indem er sich verneigte, es bedarf nur einer Minute, um aus einem Schuldigen einen Büßenden, aus einem Verdammten einen Auserwählten zu machen; wenn Sie wollten. . .

— Es ist gut, es ist gut, mein Vater, morgen. Da läutet die Glocke zum Mittagessen.

Er verabschiedete ihn mit einer Geberde und vertiefte sich in eine Allee. Der Erzieher näherte sich dem Pater Delar.

— Was hat denn der Marquis? ich erkenne ihn nicht mehr; er, der gewöhnlich so heiter ist, ist voll Bangigkeit, traurig, verstört.

— Er hat die Ahnung seines bevorstehenden Endes, und er denkt daran, Buße zu thun; das ist eine herrliche Bekehrung, die meinem Kloster viel Ehre machen wird. O! wenn der König. . .

— Ah! ah! wie es scheint, mein Vater, kömmt der Appetit im Essen; indessen fürchte ich, daß Ihre Wünsche in dieser Beziehung vergebens bleiben. Seine Majestät ist schwer zu überreden, und außerdem hat sie ihre Bekehrer, man spricht von Seiner Gnaden, dem Bischofe von Senez, wie von einem gewaltigen Streiter.

— O! der König ist nicht so ungläubig, als Sie es behaupten; erinnern Sie Sich doch der Krankheit von Metz und der Verweisung der Frau von Chateauroux.

— Ja, aber damals war Ludwig XV. jung und es handelte sich nicht darum, Jeanne Vaubernier zu vertreiben, zwei Rücksichten, welche die Lage gewaltig ändern. Am Ende haben sie Zeit, darüber nachzudenken, mein lieber Herr Delar; einstweilen, da zum Mittagessen geläutet ist, handelt es sich darum, den Herrn Marquis nicht warten zu lassen. Gott behüte! er ißt nicht so oft mit uns!

Das Mittagessen, zu welchem der Peter Delar und der Abbé V. . . . zur rechten Zeit kamen, hatte in der That den Vater, die Mutter und die Kinder vereinigt. Niemals hatte die Marquise so heiter geschienen; niemals hatte sie so viel Sorgfalt entfaltet, um die Ehren ihrer Tafel zu machen.

Der Koch hatte sich übertroffen. Die schönen Fische des Weihers, das feine Geflügel des Hühnerhofes, die schmackhaftesten Früchte des Treibhauses und der Spaliere erinnerten den Marquis daran, wie gut das Haus bestellt wäre, wenn es sich darum handelte, in ihm einen geliebten Herrn zu bewirthen.

Man sah die Bedienten, ganz stolz über den glänzenden Dienst, den sie wieder antreten sollten, sich in ihren neuesten Livrien brüsten und in den Augen des Herrn den geringsten Wunsch belauern, um ihn zu befriedigen, den kleinsten Verdruß, um ihm zuvorzukommen.

Aber der Marquis verlor sehr bald diesen guten Appetit, dessen er sich bei seiner Ankunft gerühmt hatte; die Tafel schien ihm öde; das Schweigen voll Ehrerbietung und Freude schien ihm ein trauriges Schweigen. allmählig erfüllte Traurigkeit sein Herz und sein Gesicht; er ließ seine Hand träg neben den noch vollen Teller sinken und vergaß das Glas, in welchem der Wein von Ai in Diamanten und der dreißig Jahre alte Burgunder in Rubinen funkelten.

Von der Traurigkeit kam der Marquis zur Niedergeschlagenheit, Jedermann folgte voll Schrecken diesen schmerzlichen Fortschritten seiner Gedanken.

Plötzlich entschlüpfte eine Thräne seinen Augen, sie entriß der Marquise einen Seufzer. Er wurde es nicht gewahr.

— Ich habe überlegt, sagte er plötzlich zu seiner Frau, ich will, nicht in Boissy-Saint-Léger, wie mein Vater und meine Mutter, sondern in Paris in der Karmeliterkirche des Platzes Maubert bei meinen Vorfahren begraben sein.

— Warum diese Betrachtung, mein Herr? wie ich meine, haben wir Zeit, daran zu denken, sagte die Marquise vor Schmerz beklommen.

— Wer weiß? Man rufe Bonbonne, man sage ihm, mich in meinem großen Kabinette zu erwarten. Ich will eine Stunde lang mit ihm arbeiten. Der Pater Delar hat mir die Nothwendigkeit davon bewiesen. Sie haben da einen vortrefflichen Beichtvater, Madame.

— Ich freue mich, daß er Ihnen gefällt, mein Herr, Sie können sich mit allem Vertrauen an ihn wenden.

— Ich werde es daher auch thun und das morgen. Sie erlauben, Madame, daß ich in mein Zimmer hinauf gehe.

Die Marquise erhob die Augen gen Himmel und dankte ihm mit einem stillen Gebete; sie folgte ihrem Gatten mit dem Blicke, als er mit Bonbonne den Saal verließ, und indem sie sich an ihre Söhne wandte, sagte sie zu ihnen:

— Heute Abend, meine Kinder, bittet Gott Eurem Vater das Verlangen einzufloßen gänzlich bei uns zu bleiben; daß er ihn in der Stimmung erhalten möge, in welcher er sich jetzt befindet, und daß er ihm die Gnade erzeige, sie in Ausübung zu bringen.

Sobald er sich in seinem Kabinette befand, sagte der Marquis:

— Geschwind, mein alter Bonbonne, arbeiten wir, arbeiten wir.

Und er schüttelte mit einem fieberhaften Eifer alle die Papiere, indem er sie zu ordnen oder sie zu erkennen suchte.

— Ruhig, ruhig, sagte der Greis, da wir auf so gutem Wege sind, mein theurer Herr, gehen wir nicht zu rasch, Sie wissen, daß wenn man zu sehr eilt, man seine Zeit verliert.

— Die Zeit drängt, Bonbonne. Ich sage Dir, daß die Zeit drängt.

— Gehen Sie doch!

— Ich sage Dir, daß der, dem Gott die Freude sendet, sich für die letzte Reise vorzubereiten, niemals rasch genug daran zu arbeiten vermag. Geschwind, Bonbonne, laß uns arbeiten.

— Wenn Sie es bei dieser Hitze so treiben, mein Herr, so werden Sie ein Seitenstechen, oder einen Andrang des Blutes, oder ein tüchtiges Fieber bekommen, und auf diese Weise wird es Ihnen gelungen sein, daß Ihr Testament zu gelegener Zeit gemacht ist.

— Keine Frist mehr. Wo sind die Rechnungen des Guthabens?

— Hier sind sie.

— Und die der Ausgabe?

— Hier sind sie.

— Sechzehn Mal Hundert Tausend Livres Deficit? den Teufel!

— Zwei Jahre der Sparsamkeit werden die Lücke ausfüllen.

— Ich habe keine zwei Jahre Ersparnisse zu machen.

— O! Sie werden mich wahnsinnig machen! Wie, eine solche Gesundheit?

— Sagtest Du mir nicht, daß der Notar einen Testamentsentwurf gemacht hätte, welcher in der Beziehung sehr geschickt wäre, daß er meinen Söhnen bei ihrer Volljährigkeit das ganze Vermögen sicherte?

— Ja, gnädiger Herr, wenn Sie nur während sechs Jahren den vierten Theil des Einkommens der Güter abtreten.

— Sehen wir diesen Entwurf.

— Hier ist er.

— Ich bin ein wenig kurzsichtig. Willst Du selbst lesen?

Bonbonne begann jeden der Artikel zu lesen, der Marquis bezeugte von Zeit zu Zeit eine große Zufriedenheit.

— Der Entwurf ist gut, sagte er endlich, um so mehr, als er der Frau von Chauvelin jährlich drei Mal Hundert Tausend Livres läßt, das Doppelte von dem, was sie jetzt bat.

— Sie genehmigen ihn also?

— In allen Punkten.

— Ich kann diesen Akt also abschreiben?

— Schreibe ihn ab.

— Und dann müssen Sie ihm durch eine Anerkennung von Ihrer Hand und mit Ihrer Unterschrift Gültigkeit geben. .

— Mach geschwind, Bonbonne, mach geschwind!

— Jetzt sind Sie nicht einmal mehr billig. Ich hab, eine halbe Stunde damit zugebracht, Ihnen diesen Akt vorzulesen, ich bedarf zum mindesten einer Stunde, um ihn wieder abzuschreiben.

— Ach! wenn Du wüßtest, welche Eile ich habe! Ah, diktire mir, ich will Alles mit meiner Hand schreiben,

— Nicht doch, gnädiger Herr, nicht doch, Sie haben bereits ganz rothe Augen, wenn Sie eine halbe Viertelstunde so fortführen, so würden Sie das Fieber nach dem Kopfweh haben, das sie befallen wird.

— Was während dieser Stunde thun, welche Dir nothwendig scheint?

— Spazieren gehen, die gute Luft des Rasens mit der Frau Marquise genießen, und dann werde ich meine Federn schneiden, und das Papier mag sich in Acht nehmen; ich stehe Ihnen dafür, daß ich für mich allein mehr davon vollschreiben werde, als drei Advokatenschreiber mit einander.

Der Marquis gehorchte mit einer Art von Widerstreben, er fühlte sich indessen schwerfällig und aufgeregt.

— Sein Sie doch ruhig, sagte Bonbonne zu ihm; fürchten Sie sich etwa, nicht mehr Zeit zu haben zu unterzeichnen? Eine Stunde, sage ich Ihnen, was der Henker! Herr Marquis, Sie werden wohl noch einundsechzig Minuten leben.

— Du hast Recht, erwiderte der Marquis, und er ging hinab; die Marquise erwartete ihn.

Als sie ihn ruhiger und heiterer sah, sagte sie:

— Nun denn! Haben Sie gut gearbeitet, mein Herr?

— O! ja, Marquise, ja, und gute Arbeit, mit der

Sie und Ihre Söhne hoffentlich zufrieden sein werden.

— Um so besser! Ihren Arm, lassen Sie uns spazieren geben; die Treibhäuser sind offen, wollen Sie, daß wir sie besuchen?

— Alles, was Ihnen gefällig ist, Marquise, Alles.

— Und Sie werden nach diesem Spaziergang gut schlafen. Wenn Sie wüßten, wie vergnügt Ihre Kammerdiener sind, seitdem sie Ihr großes Bett überzogen haben.

— Marquise, ich werde schlafen, wie mir das seit zehn Jahren nicht begegnet ist; bei dem bloßen Gedanken daran erbebe ich vor Behagen.

— Sie glauben, nicht wahr, daß Sie sich nicht zu sehr bei uns langweilen werden?

— Nein, Marquise, nein.

— Und daß Sie sich an unsere Landbewohner gewöhnen werden?

— Ja, ohne Mühe. Und wenn der König, den ich bereue vielleicht ein wenig barsch behandelt zu haben, wenn der König mich vergißt, so thut er wohl daran.

— Der König? ach! mein Herr, sagte die Marquise zärtlicher Weise, Sie haben geseufzt, als Sie von Seiner Majestät sprachen.

— Ich liebe den König! Marquise, aber glauben Sie nur. . .

Er sprach nicht aus. Ein Peitschenknall und die Schellen eines Pferdes unterbrachen ihn.

— Was ist das? sagte er.

— Ein Courier, dem man die Thore, öffnet, antwortete die Marquise; ist er etwa von Ihnen?

— Nein; das ist sonderbar.

— Ein Courier, den Jedermann grüßt, den man in den Garten treten läßt, kann nur von Seiten. .

— Von Seiten des Königs kommen! flüsterte die Marquise, indem sie erbleichte.

— Von dem Könige! rief der Courier mit lauter Stimme aus.

— Von dem Könige!

Und Herr von Chauvelin eilte diesem Courier entgegen, welcher dem Haushofmeister bereits seinen Brief übergeben hatte.

— Ein Brief von dem Könige, ach! sagte die Marquise leise zu dem Pater Delar, den das Gerücht von diesem Schreiben wie die Andern herbeigeführt hatte.

Der Marquis bot dem Courier Wein in einem silbernen Becher an, eine Ehre, welche, die von jedem Edelmann dem selbst von einem Bedienten vertretenen Königthume bewilligte Ehrerbietung rechtfertigte. Er brach den Brief auf: er enthielt Folgendes von der eigenen Hand des Monarchen:

»Mein Freund, Sie sind kaum seit vierundzwanzig. Stunden abgereist, und es scheint mir, daß ich Sie seit Monaten nicht gesehen habe. Die alten Leute, welche sich lieben, dürfen sich nicht trennen. Werden sie die Zeit haben, sich wieder zu vereinigen? Ich bin auf den Tod traurig. Ich bedarf Ihrer; kommen Sie, berauben Sie mich nicht eines Freundes unter dem Vorwande, meine Krone vertheidigen zu wollen. Das ist im Gegentheile die sicherste Weise sie, anzugreifen, und so lange als Sie dieselbe durch Ihre Gegenwart unterstützen, werde ich sie weit fester als jemals fühlen. Möge ich Sie morgen bei meinem Lever finden, das wird das Signal eines glücklichen Tages sein.

Ihr wohlgeneigter

Ludwig.«

— Der König ruft mich zurück, sagte Chauvelin ganz bewegt. Ich muß auf der Stelle abreisen, er kann mich nicht entbehren. Man spanne an!

— O! antwortete die Marquise, so bald, nach so vielen süßen Versprechungen!

— Sie werden bald Nachricht von mir erhalten, Madame.

— Herr Marquis, meine Abschrift ist fertig, rief Bonbonne aus, der von Weitem herbeieilte.

— Gut! Gut!

— Und sie brauchen sie nur noch durchzulesen und zu unterzeichnen.

— Ich habe keine Zeit. Späterhin.

— Späterhin! Aber erinnern Sie sich dessen, was Sie so eben sagten.

— Ich weiß es, ich weiß es.

— Keinen Aufschub mehr.

— Der König kann nicht warten.

— Aber Sie vergessen Ihre Kinder, Sie vergessen das Schicksal Ihrer Familie.

— Ich vergesse Nichts, Bonbonne, aber ich muß abreisen und ich reise ab. Meine Kinder, die Zukunft meiner Familie, ah! bedenken Sie, Bonbonne. alles das ist versichert.

— Eine Unterschrift, Nichts als eine Unterschrift.

— Siehst Du, mein alter Freund, sagte der Marquis vor Freude strahlend, ich bin so entschlossen, diese Angelegenheit in Ordnung zu dringen, daß, wenn Ich sterben sollte, bevor ich unterzeichnet habe, ich Dir schwöre, aus der andern Welt, und das ist weit, ausdrücklich darum zurückzukommen, um meine Unterschrift zu geben. Jetzt bist Du ruhig, leb wohl.

Und indem er in der Eile seine Kinder und seine Frau umarmte, indem er Alles vergaß, was nicht der König und der Hof war, sprang er, um zwanzig Jahre verjüngt, in seine Kutsche, die ihn nach Paris fortführte.

Die Marquise und alle diese vor Kurzem noch so glücklichen Leute blieben traurig, verlassen, stumm vor Verzweiflung, an dem Gitterthore stehen.

IX.

Venus und Psyche.

Am folgenden Morgen war das erste Wort Ludwigs XV., um nach dem Marquis von Chauvelin zu fragen, und sein erster Blick, um zu suchen, ob er da wäre.

Der Marquis war in der Nacht angekommen und befand sich bei dem kleinen Lever.

— Das lasse ich mir gefallen, sagte der König, da sind Sie, Marquis; mein Gott! was Ihre Abwesenheit lange gedauert hat!

— Sire, es ist die erste und wird die letzte sein; wenn ich Sie jetzt verlasse, so wird es für immer sein. . . Aber der König ist sehr gütig, meine Abwesenheit lang zu finden. Ich bin nur vierundzwanzig Stunden von ihm entfernt gewesen.

— Sie glauben, lieber Freund, in diesem Falle ist es diese verteufelte Prophezeiung, welche mir in den Ohren klingt; so daß, als ich Sie nicht an Ihrem gewöhnlichen Posten sah, ich mir eingebildet habe, daß Sie gestorben wären, und wenn Sie gestorben sind, Sie verstehen? . . .

— Vollkommen, Sire.

— Aber sprechen wir nicht mehr davon. Sie sind da, das ist die Hauptsache. Freilich trägt uns die Gräfin noch ein wenig Groll nach, Ihnen dafür, daß Sie ihr das gesagt haben, was Sie ihr gesagt haben; mir dafür, Sie nach einer solchen Beleidigung zurückgerufen zu haben; aber bekümmern Sie sich um diese schlechte Laune nicht; die Zeit gleicht Alles aus, und der König wird der Zeit helfen.

— Ich danke, Sire.

— Lassen Sie hören, was haben Sie während Ihrer Verbannung gethan?

— Stellen Sie sich vor, Sire, daß ich mich beinahe bekehrt habe.

— Ich begreife, Sie fangen an zu bereuen die sieben Todsünden besungen zu haben.

— O! wenn ich sie nur besungen hätte!

— Mein Vetter von Conti sprach mir noch gestern davon, er war entzückt darüber.

— Sire, ich war damals jung, und die Gedichte aus dem Stegreife schienen mir Nicht. Ich war da in Ileadam mit sieben liebenswürdigen Frauen. Der Herr Prinz von Conti war auf der Jagd; ich blieb auf dem Schlosse und machte ihnen. . . Verse. Ah! Das war eine schöne und gute Zeit, Sire.

— Marquis, halten Sie mich für Ihren Beichtvater, und ist das da Ihre Reue?

— Mein Beichtvater, ah! ja, Eure Majestät hat Recht, ich hatte gerade für heute Morgen einen Camaldulenser Mönch von Grosbois ein Rendezvous gegeben.

— O! der arme Mensch, welche Gelegenheit sich zu unterrichten er da verfehlt hat! Hätten Sie ihm Alles gesagt, Chauvelin?

— Durchaus Alles, Sire.

— Dann hätte die Sitzung lange gedauert.

— Ei! Mein Gott, Sire, außer meinen eigenen Sünden, habe ich so viele Sünden Anderer auf meinem Gewissen, ich habe deren besonders so viele. . .

— Von mir, nicht wahr? Diese, Chauvelin. entbinde ich Sie zu gestehen; man beichtet nur für sich.

— Indessen, Sire, die Sünde ist schrecklich ansteckend an dem Hofe. Ich bin kaum angekommen, und schon hat man mir von einem seltsamen Abenteuer gesprochen.

— Einem Abenteuer, Chauvelin, und auf wessen Rechnung stellt man dieses Abenteuer?

— Und auf wessen Rechnung stellt man die Liebesabenteuer, Sire?

— Bei Gott! Es muß auf die meinige sein.

— Oder auch auf die von. . .

— Oder auch auf die der Gräfin Du Barry, nicht wahr?

— Sie haben errathen, Sire.

— Wie! Die Gräfin Du Barry hat gesündigt? . . . Den Henker! erzählen Sie mir das, Chauvelin.

— Ich sage gerade nicht, daß das Abenteuer durch sich selbst eine Sünde sei, ich sage, daß es mir bei Veranlassung der Sünden wieder eingefallen ist.

— Lassen Sie hören, Marquis, was ist das für ein Abenteuer? Erzählen Sie mir das auf der Stelle.

— Auf der Stelle, Sire?

— Ja. Sie wissen, die Könige warten nicht gern.

— Den Henker, Sire! Das ist ernst.

— Bah! Sollte sie wieder irgend einen Streit mit meiner Schwiegertochter gehabt haben?

— Sire, ich sage nicht nein.

— Ah! Die Gräfin wird sich am Ende noch mit der Dauphine entzweien, und dann, meiner Treue. . .

— Sire, ich glaube, daß die Frau Gräfin in diesem Augenblicke ganz entzweit ist.

— Mit der Dauphine?

— Nein; aber mit einer andern Ihrer Schwiegertöchter.

— Mit der Gräfin von Provence?

— Ganz recht.

— Gut! Da bin ich in schöner Verlegenheit! Lassen Sie hören, Chauvelin. . .

— Sire?

— Und die Gräfin von Provence ist es, welche sich beklagt?

— Man sagt, ja.

— Dann wird der Graf von Provence abscheuliche Verse auf diese arme Gräfin machen. Sie man. sich nur gut halten; sie wird tüchtig geißelt werden. Sache wirklich bedenklich ist, so lassen Sie uns im Ernste sprechen.

— Sire, das wäre ganz einfach Gleiches mit Gleichem vergolten.

— Was beliebt?

— Stellen Sie sich vor, daß die Frau Marquise von Rozen.

— Diese liebenswürdige kleine Braune, die Freundin der Gräfin von Provence?

— Ja, die Eure Majestät seit einem Monate viel angeblickt hat.

— O! Man hat mich an einem gewissen Orte genug darüber gezankt, Marquis! Nun denn?

— Wer hat Sie gezankt, Sire?

— Bei Gott! Die Gräfin.

— Nun denn!. Sire, die Gräfin hat Sie gezankt; das ist gut; aber auf der andern Seite hat sie

mehr gethan, als zanken.

— Erklären Sie sich, Marquis; Sie erschrecken mich.

— Dam! Sire, erschrecken Sie, ich halte Sie nicht davon ab.

— Wie, es ist also stark?

— Sehr stark.

— Sprechen Sie. Es scheint daß. . .

— Was?

— Sehen Sie, Sire, das ist weit schwieriger zu sagen, als es schwierig gewesen ist es zu thun.

— Sie erschrecken mich wirklich, Marquis. Bis jetzt habe ich geglaubt, daß Sie scherzten. Wenn aber die Sache wirklich bedenklich ist, so lassen Sie uns im Ernste sprechen.

In diesem Augenblicke trat der Herzog von Richelieu ein.

— Etwas Neues, Sire, sagte er mit einem zugleich freundlichen und besorgten Lächeln; freundlich, weil es sich darum handelte, dem Monarchen zu gefallen, besorgt, weil es sich darum handelte, die Gunst dieses nach einem Tage der Verbannung wieder nach Versailles zurückberufenen Günstlings zu bekämpfen.

— Etwas Neues, und woher kömmt dieses Neue, mein lieber Herzog?

Der König blickte um sich und sah, wie der Marquis von Chauvelin ins Fäustchen lachte.

— Du lachst, herzloser Mensch, sagte er zu ihm.

— Sire, das Gewitter wird ausbrechen, ich sehe es an den traurigen Mienen des Herrn von Richelieu.

— Sie irren sich, Marquis; ich habe Neues gemeldet, aber ich übernehme es nicht, es zu erzählen.

— Aber wie soll ich am Ende dieses Neue erfahren?

— Ein Page der Frau von Provence befindet sich mit einem Briefe seiner Gebieterin in Ihrem Vorzimmer; wolle Eure Majestät ihre Befehle ertheilen.

— O! o! sagte der König, dem es nicht unlieb gewesen wäre, Alles auf Herrn oder Frau von Provence zurückfallen zu lassen, welche er nicht liebte, seit wann schreiben die Söhne oder die Frauen der Söhne von Frankreich an den König, statt bei seinem Lever zu erscheinen?

— Sire, wahrscheinlicher Weise gibt der Brief Eurer Majestät den Grund dieses Mangels an Etikette an.

— Herzog, nehmen Sie diesen Brief und geben Sie ihn mir.

Der Herzog verneigte sich, verließ das Zimmer und kehrte eine Sekunde nachher mit dem Briefe in der Hand zurück.

Indem er ihn hierauf dem König überreichte, sagte er:

— Sire, vergessen Sie nicht, daß ich der Freund der Madame Du Barry bin, und daß ich mich zum Voraus zu ihrem Advokaten aufwerfe.

Der König blickte Richelieu an, brach den Brief auf, und runzelte sichtlich die Stirn, als er die Umstände durchlas, welche er enthielt.

— O! murmelte er, für dieses Mal ist es zu stark, und Sie haben einen schlimmen Prozeß übernommen, Herzog. Wahrlich, Madame Du Barry ist närrisch.

Indem er sich hierauf nach den Officieren umwandte, fügte er hinzu:

— Man gehe auf der Stelle in meinem Namen zu Frau von Rozen; man erkundige sich nach

ihrem Befinden, und man sage ihr, daß ich sie unmittelbar nach meinem Lever, bevor ich in die Messe ginge, empfangen würde Arme Marquise! liebe kleine Frau!

Jedermann sah sich an. Ging ein neuer Stern an dem Horizonte der Gunst auf?

Am Ende war das sehr möglich. Die Marquise war eine junge und hübsche Frau. Seit einem Jahre zur Hofdame ernannt, um Frau von Provence zu begleiten, hatte sie sich mit der Favoritin befreundet, befand sich in allen ihren Privatzirkeln, in denen sie der König oft gesehen hatte. Aber auf die Bemerkungen der Prinzessin, welche sich durch diesen vertrauten Umgang verletzt fühlte, brach sie plötzlich ihre Verbindungen ab, worüber sich Madame Du Barry sehr unzufrieden gezeigt hatte.

Das ist es, was der Hof davon wußte.

Dieser Brief, dessen Inhalt Jedermann unbekannt war, hatte einen großen Einfluß auf den König gehabt, er schien während der ganzen übrigen Zeit des Levers sorgenvoll, richtete kaum an einige Vertraute das Wort, beeilte die Etikette und verabschiedete die Anwesenden weit früher als gewöhnlich, nachdem er Herrn von Chauvelin anempfohlen hatte, sich nicht zu entfernen.

Als die Ceremonie des Levers beendet, Jedermann sich entfernt, und man Seiner Majestät meldete, daß Frau von Rozen wartete, gab er den Befehl, sie einzuführen.

Frau von Rozen trat auf eine höchst rührende Weise ein; sie war ganz in Thränen, und fiel vor dem Könige auf die Kniee.

Der König hob sie wieder auf.

— Verzeihen Sie mir, Sire, sagte sie, einen erlauchten Einfluß angewandt zu haben, um bis zu Eurer Majestät zu gelangen; aber in Wahrheit, ich war so verzweifelt. . .

— O! Ich verzeihe es Ihnen von ganzem Herzen, Madame, und ich weiß es meinem Enkel Dank, daß er Ihnen eine Thüre hat öffnen lassen, welche von diesem Augenblicke an Ihnen offen bleibt. Aber kommen wir auf die Sache. . . . auf die Hauptsache.

Die Marquise schlug die Augen nieder.

— Ich habe Eile, fuhr der König fort, man erwartet mich in der Messe. Ist das, was Sie mir schreiben, wirklich wahr? Sollte sich die Gräfin in der That erlaubt haben Sie. . . .?

— O! Sie sehen mich roth vor Scham darüber, Sire. Ich komme, Gerechtigkeit von dem Könige zu verlangen. Niemals ist eine Frau von Stande so behandelt worden.

— Wie! wahrhaftig, fragte der König, indem er unwillkürlich lächelte, wie ein ungehorsames Kind behandelt, ohne etwas davon nachzulassen?

— Ja, Sire, von vier Kammerfrauen, in ihrer Gegenwart, in ihrem Boudoir, antwortete die junge Frau, indem sie die Augen niederschlug.

— Den Henker! erwiderte der König, bei dem dieser Umstand eine Menge von Ideen entstehen ließ, die Gräfin hatte sich dieses Vorhabens nicht gerühmt.

Dann fügte er mit dem Auge eines Satirs hinzu: — Und wie hat sich das zugetragen? Sagen Sie mir, Marquise.

— Sire, erwiderte die arme Frau immer mehr erröthend, sie hat mich zum Frühstücke eingeladen. Ich habe mich mit meiner wenigen Freiheit, mit meinem Dienste entschuldigt, der mich von acht Uhr Morgens an zu ihrer Königlichen Hoheit ruft; sie hat mir antworten lassen, ich möchte um sieben Uhr kommen, und sie werde mich nicht lange zurückhalten, und in der That, Sire, ich habe sie seit einer halben Stunde verlassen.

— Sie können unbesorgt sein, Madame, ich werde mich gegen die Gräfin erklären, und es soll Ihnen Gerechtigkeit widerfahren; aber in Ihrem eigenen Interesse fordere ich Sie auf, das Abenteuer nicht zu sehr auszulaudern; daß besonders Ihr Gatte nichts davon erfährt. Die Gatten sind teuflsmäßig empfindlich über solche Dinge.

— O! Der König kann sich wohl denken, daß ich für mein Theil zu schweigen wissen werde, aber meine Feindin, aber die Gräfin, ich bin fest überzeugt, daß sie sich bereits gegen ihre Vertrautesten dessen gerühmt hat, was sie gethan, und morgen wird der ganze Hof wissen. . . O! Mein Gott! Mein Gott! wie unglücklich ich bin!

Und die Marquise verbarg ihren Kopf in ihren Händen auf die Gefahr hin, ihre Schminke mit ihren Thränen zu verbreiten.

— Beruhigen Sie sich, Marquise, sagte der König, der Hof vermöchte kein hübscheres Spielwerk zu haben, als Sie, und wenn man davon spricht, so wäre es aus Neid, wie man vor Zeiten in dem Olymp von demselben der Psyche zugestoßenen Abenteuer sprach. Ich kenne unter unseren Damen welche, die sich nicht so leicht darüber trösten würden, als Sie sich darüber trösten können; Sie, Marquise, Sie hatten dabei nichts zu verlieren.

Die Marquise machte eine Verbeugung und erröthete noch mehr, wenn es möglich war.

Der König betrachtete dieses Erröthen und verschlang diese Thränen.

— Nun denn, sagte er, kehren Sie nach Haus zurück, trocknen Sie diese hübschen Augen ab, heute Abend beim Spiele werden wir alles Das beilegen, ich verspreche es Ihnen.

Und mit der Artigkeit und den seinem Geschlechte eigenthümlichen guten Manieren führte er die junge Frau bis nach der Thüre zurück, wo er durch die Menge der erstaunten und höchst neugierigen Hofleute gehen mußte.

Der Herzog von Ayen, Kapitän der diensthabenden Leibwachen, näherte sich dem Könige und verneigte sich schweigend vor ihm, um seine Befehle zu erwarten.

— In die Messe, Herzog von Ayen, in die Messe, jetzt, wo ich mein Werk als Beichtvater beendigt habe, sagte der König.

— Ein so hübsches Beichtkind kann nur hübsche Sünden begangen haben, Sire.

— Ach! Das arme Kind! Es sind nicht die ihrigen, welche sie büßt, fuhr der König fort, indem er die große Gallens entlang ging, um sich nach der Kapelle zu begeben.

Der Herzog von Ayen folgte einen Schritt hinter ihm, nahe genug, um ihn zu verstehen und um ihm zu antworten, aber ohne sich, der Etikette gemäß, auf derselben Linie zu befinden.

— Man wäre glücklich ihr Mitschuldiger selbst für ein Verbrechen zu sein, ein Verbrechen der Liebe, wohlverstanden, Sire.

— Ihre Sünde ist die der Gräfin.

— O! Was diese anbelangt, so kennt sie der König Alle.

— Ohne Zweifel, diese gute Gräfin, man verleumdet sie. Sie ist unbesonnen, närrisch sogar, wie bei der Veranlassung, um welche es sich handelt, und für die ich ihr den Kopf waschen werde, aber sie hat ein vortreffliches Herz; man möchte mir noch so viel Böses von ihr sagen, ich würde es nicht glauben. Bei Gott! Ich weiß wohl, daß ich nicht ihr erster Geliebter bin, und daß ich in ihrer Gunst der Nachfolger von Radix von Sainte-Foy bin.

— Ja, Sire, erwiderte der Herzog mit seiner gewöhnlichen, in die feinsten Formen gehüllten Schalkheit, wie Eure Majestät der Nachfolger von Pharamond gewesen ist.

Trotz all' seinem Verstande war der König nicht stark genug gegen diesen gewaltigen Streiter,

er hatte denn böse werden müssen. Er fühlte das Lächerliche davon, und that, als ob er nicht verstünde. Er beeilte sich, einen Ritter des heiligen Ludwig anzureden, der sich auf seinem Wege befand. Ludwig der XV. war gutmüthig und nachgebend; er ließ seinen Vertrauten viele Freiheiten hingehen, und vorausgesetzt, daß man ihn belustigte, kümmerte er sich um das Uebrige nicht viel. Besonders der Herzog von Ayen hatte das Vorrecht, Alles zu sagen, was ihm zu erzählen einfiel. Die allmächtige Gräfin Du Barry hatte niemals daran gedacht, gegen ihn zu kämpfen; sein Name, seine Stellung, vor Allem sein Witz schienen ihr unangreifbar.

Während der Messe war der König zerstreut, er dachte an das Ungewitter, das der neue Schabernack der Madame Du Barry herbeiführen würde, wenn er zu den Ohren des Herrn Dauphin gelangte. Dieser Prinz hatte gerade am Tage zuvor die Gräfin ausgescholten, welche wider seinen Willen dem Vicomte Du Barry, ihrem Neffen, eine Stelle als Stallmeister in seinem Hofhalte zu verschaffen gewußt hatte.

— Er möge mir nicht nahe kommen, hatte der Dauphin gesagt, oder ich lasse ihn durch meine Leute fortjagen.

Diese Stimmungen verhießen zuverlässig keine Nachsicht für den plumpen Scherz, den sich die Gräfin erlaubt hatte. Ludwig der XV. verließ daher die Kapelle ziemlich verlegen. Bevor er sich in den Rath begab, ging er zu der Frau Dauphine; er fand sie außerordentlich geschmückt und mit einem Diadem von wundervoll gefaßten Diamanten in dem Haar.

— Sie haben da einen prachtvollen Schmuck, Madame, sagte der König.

— Sie finden, Sire? wie, Eure Majestät kennt ihn nicht?

— Ich?

— Ohne Zweifel, da Eure Majestät den Befehl gegeben hat, daß man mir ihn brächte.

— Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen.

— Es ist indessen eine sehr leicht aufzuklärende Sache. Gestern ist ein Juwelenhändler mit diesem von Eurer Majestät bestelltem Geschmeide von Lilien und mit der Krone von Frankreich geschmückt auf das Schloß von Versailles gekommen. Da Gott uns die Königin genommen hat, so hätte ich nach seiner Meinung allein das Recht, diesen Schmuck zu tragen. Ich bin es daher, der er ihn ohne Zweifel Ihren Befehlen und Ihrer Absicht gemäß, angeboten hat.

Der König erröthete und antwortete nicht.

— Das ist wieder von schlimmer Vorbedeutung, dachte er. Die Gräfin hatte wohl nöthig, mir mit ihrer albernen Geschichte der Marquise noch eine neue Verlegenheit zu veranlassen. — Werden Sie heute Abend zum Spiele kommen, Madame? fuhr er laut fort.

— Wenn Eure Majestät es mir befiehlt.

— Ihnen befehlen, meine Tochter! Ich bitte Sie darum, Sie werden mir ein Vergnügen machen.

Die Frau Dauphine verneigte sich kalt. Der König sah, daß es ihm nicht gelingen würde, sie aufzuheitern; er schützte eine Rathssitzung vor und entfernte sich.

— Meine Kinder lieben mich nicht, sagte er zu dem Herzoge von Ayen, der ihn nicht verlassen hatte.

— Der König ist im Irrthume. Ich kann Eure Majestät versichern, daß sie zum Mindesten eben so sehr von ihren erlauchten Kindern geliebt ist, als sie dieselben selbst liebt.

Ludwig der XV. verstand das Epigramm, aber zeigte es nicht. Das war von seiner Seite ein gefaßter Entschluß. Er hätte den Herzog von Ayen zehn Male täglich verbannen müssen, und

nach der Langenweile, welche ihm die Abwesenheit des Herrn von Chauvelin verursacht hatte, sah der König mehr als jemals ein, wie sehr unentbehrlich ihm die Gegenwart seiner Hofleute war, die den Vorzug hatten.

— Bah! sagte er, Sie werden mich vergebens kitzeln, Sie werden mich nicht schinden. Das wird so lange dauern, als ich, und mein Nachfolger mag sich herausziehen wie er kann.

Sonderbare Gleichgültigkeit, deren Strafe der unglückliche Ludwig der XVI. so verhängnißvoller Weise tragen sollte.

X.

Das Spiel des Königs.

Als er zu der Gräfin eintrat, die er auszuzanken gedachte, wurde der König von einem Gesichte voll übler Laune empfangen, hinter welchem er einen dumpfen Zorn grollen fühlte, der jeden Augenblick auszubrechen drohete.

Ludwig XV. war schwach, Er fürchtete die Auftritte, mogten sie nun von seinen Töchtern, von seinen Enkeln, von den Frauen seiner Enkel oder von seiner Maitresse herrühren, und dennoch, wie alle zwischen ihre Maitressen und ihre Familie gestellten Männer, setzte er sich dem aus, ohne Unterlaß welche zu haben.

An diesem Tage wollte er dem Kampfe, der sich vorbereitete, dadurch zuvorkommen, daß er sich einen Bundesgenossen gab.

Nachdem er auf die Gräfin diesen Blick geworfen, der ihm genügt hatte, den Barometer ihrer guten Laune zu berathen, warf er daher seinen Blick rund um sich herum.

— Wo ist Chauvelin? fragte er.

— Herr von Chauvelin, Sire? äußerte die Gräfin,

— Ja, Herr von Chauvelin.

— Aber ich meine, und Sie wissen es besser als irgend Jemand, daß man sich nicht bei mir nach Herrn von Chauvelin erkundigen muß, Sire.

— Und warum das?

— Ei, weil er nicht zu meinen Freunden gehört, und da er nicht zu meinen Freunden gehört, so ist es ganz natürlich, daß Sie ihn anderswo, als bei mir suchen.

— Ich hatte ihm gesagt, Mich bei Ihnen zu erwarten.

— Nun denn! er wird sich die Freiheit genommen haben, den Befehlen des Königs nicht zu gehorchen, und, meiner Treue. . . er würde eben so gut gethan haben, Ihnen ungehorsam zu sein, als zu kommen, wie er es das letzte Mal gemacht hat, um mir Beleidigungen zu sagen.

— Es ist gut, es ist gut, ich will, daß man sich aussöhnt, sagte der König.

— Mit Herrn von Chauvelin? fragte die Gräfin.

— Mit Jedermann, Gottes Tod!

Indem er sich hierauf nach der Schwester der Gräfin umwandte, welche that, als ob sie chinesische Figuren auf einem Pfeilertische zurecht stellte, sagte er:

— Chon!

— Sire.

— Kommen Sie hierher, meine Tochter.

Chon näherte sich dem Könige.

— Thun Sie mir den Gefallen, kleine Schwester, den Auftrag zu geben, daß man mir Chauvelin auf der Stelle holt.

Chon verneigte sich und verließ das Zimmer, um dem Könige zu gehorchen.

Madame Du Barry machte eine Bewegung mit dem Kopfe und wandte Seiner Majestät den Rücken.

— Nun denn! was ist Ihnen dabei unangenehm?

— O! ich begreife, antwortete diese, daß Herr von Chauvelin Ihre ganze Gunst genießt, und daß Sie nicht ohne ihn sein können; er ist so begierig, Ihnen zu gefallen und respectirt die so sehr, die Sie lieben.

Ludwig fühlte, daß das Gewitter herannahte. Er wollte mit einem Kanonenschusse die Wasserhose zusammen fallen lassen.

— Chauvelin ist nicht der Einzige, sagte er, der gegen den mir, und dem was mir angehört, schuldigen Respect fehlt.

— O! ich weiß es mehr als zu viel, rief Madame Du Barry aus, Ihre Pariser, Ihr Parlament, selbst Ihre Hofleute, ohne die zu rechnen, welche ich nicht nennen will, vergehen sich gegen den König, und das um die Wette, mit Vergnügen.

Der König blickte die ungebührliche junge Frau mit einem Gefühle an, das nicht frei von Mitleiden war.

— Wissen Sie, Gräfin, sagte er, daß ich nicht um sterblich bin, und daß Sie ein Spiel spielen, um sich in die Bastille werfen oder sich aus dem Reiche verweisen zu lassen, so bald ich die Augen geschlossen haben werde?

— Ab! Bah! äußerte die Gräfin.

— O! spaßen Sie nicht, es ist, wie ich Ihnen sage.

— In Wahrheit, Sire, und wie das?

— Ich will mit wenig Worten die Frage erörtern.

— Ich erwarte die Erörterung, Sire.

— Was ist das für eine Geschichte mit der Marquise von Rozen, und welche Freiheit von schlechtem Geschmacke haben Sie Sich gegen diese arme Frau genommen? Vergessen Sie, daß sie die Ehre hat, zu dem Hofstaate der Frau Gräfin von Provence zu gehören?

— Ich, Sire! Nein, gewiß nicht.

— Nun denn! dann antworten Sie mir. Wie verhält es sich mit dieser Züchtigung für kleine Mädchen, welche Sie Sich erlaubt haben, der Marquise von Rozen aufzuerlegen?

— Ich, Sire?

— Ei ja doch! Sie, sagte der König verdrießlich.

— Ah! wahrlich! rief die Gräfin aus, ich erwartete, nicht darüber getadelt zu werden, daß ich die Befehle Eurer Majestät ausgeführt habe.

— Meine Befehle!

— Gewiß. Geruht der König sich zu erinnern, was er mir geantwortet hat, als ich mich bei ihm über die Unhöflichkeit der Marquise beklagt habe?

— Meiner Treue, nein. Ich weiß es nicht mehr.

— Nun denn! der König hat mir gesagt: Was wollen Sie, Gräfin, die Marquise ist ein Kind, dem man die Ruthe geben sollte.

— Ei! den Henker, das war kein Grund, um es zu thun, rief der König aus, indem er unwillkürlich erröthete, denn er erinnerte sich der Worte, welche ihm die Gräfin angeführt hatte, Wort vor Wort gesagt zu haben,

— Nun denn? sagte die Gräfin, da die geringsten Wünsche Eurer Majestät Befehle für seine gehorsamste Magd sind, so hat sie sich beeilt, diesen da, wie die andern auszuführen.

Der König konnte sich nicht enthalten, über den unerschütterlichen Ernst der Gräfin zu lachen.

— Ich bin also der Schuldige? fragte er.

— Ohne Zweifel, Sire.

— Dann ist es an mir, den Fehler zu büßen.

— Wie es scheint.

— Es sei, in diesem Falle, Gräfin, werden Sie die Marquise in meinem Namen zum Nachtessen einladen, und unter ihre Serviette die Bestallung als Obrist legen, um welche ihr Gatte seit sechs Monaten nachsucht, und die ich ihm ohne diesen Umstand zuverlässig nicht so bald gegeben hätte, auf diese Weise ist die Beleidigung wieder gut gemacht.

— Das ist sehr schön! das für die Beleidigung der Marquise, und jetzt die Meinige?

— Wie, die Ihrige?

— Ja, wer wird sie wieder gut machen?

— Welche Beleidigung ist Ihnen zugefügt worden? ich bitte Sie.

— O! das ist allerliebste, spielen Sie doch den Erstaunten.

— Ich spiele ihn nicht, liebe Freundin, ich bin es sehr offenherzig und sehr ernstlich.

— Sie kommen von der Frau Dauphine, nicht wahr?

— Ja.

— Dann wissen Sie recht gut den Streich, den sie mir gespielt hat.

— Nein, auf mein Wort, sagen Sie.

— Nun denn! gestern brachte mein Juwelier uns zu gleicher Zeit, ihr ein Halsband und mir ein Diadem von Diamanten.

— Weiter?

— Weiter?

— Ja.

— Nun denn! nachdem sie ihr Halsband genommen hat sie mein Diadem zu sehen verlangt.

— Ah! ah!

— Und da mein Diadem Lilien zur Verzierung hatte, so hat sie gesagt:

— Sie irren sich, mein lieber Herr Böhmer, dieses Diadem von Diamanten ist nicht für die Gräfin, und der Beweis ist, daß hier die drei Lilien von Frankreich sind, welche seit dem Tode der Königin ich allein das Recht habe zu tragen.

— So daß. . .

— So daß der eingeschüchterte Juwelier nicht gewagt hat, dem ihm von der Frau Dauphine gegebenen Befehl, das Diadem von Diamanten da zu lassen, Widerstand zu leisten, und herbeigeeilt ist, um mir zu sagen, daß mein Diadem unterwegs hängen geblieben wäre.

— Nun denn! was soll ich dabei thun, Gräfin?

— Ei! ich will, daß Sie mir mein Diadem zurückgeben lassen.

— Ihnen Ihr Diadem zurückgeben lassen?

— Ohne Zweifel.

— Von der Dauphine? Sie sind närrisch, meine Liebe.

— Wie! ich bin närrisch?

— Ja; eher würde ich Ihnen ein anderes geben.

— Ah! gut! ich habe nur darauf zu rechnen.

— Auf mein Wort als Edelmann, ich verspreche es Ihnen.

— Gut! und ich werde es in einem Jahre, frühestens in sechs Monaten erhalten; was das angenehm ist!

— Madame, diese Verzögerung wird Ihre Warnung sein.

— Meine Warnung, und in welcher Beziehung?

— In der Beziehung, in Zukunft minder ehrgeizig zu sein.

— Ehrgeizig, ich?

— Ohne Zweifel, Sie wissen Wohl, was Ihnen Herr von Chauvelin neulich gesagt hat.

— Gut, Ihr Chauvelin, er sagt nichts als Albernheiten.

— Aber wer hat Sie am Ende bevollmächtigt, das Wappen von Frankreich zu tragen?

— Gehen Sie doch, wer mich bevollmächtigt hat? Sie.

— Ich?

— Ja, Sie! der Wachtelhund, den Sie mir neulich geschenkt haben, trug es wohl auf seinem Halsbande, warum sollte ich es denn nicht auf meinem Kopfe tragen? Aber ich weiß woher das kömmt, man hat es mir gesagt.

— Was hat man Ihnen noch gesagt? lassen Sie hören.

— Ihre Pläne, bei Gott!

— Nun denn! Gräfin, sagen Sie mir meine Pläne, auf Ehre, es wird mir Vergnügen machen, sie zu erfahren.

— Leugnen Sie etwa, daß nicht die Rede davon ist, Sie mit der Prinzessin von Lamballe zu verheirathen, und daß Herr von Chauvelin und der ganze Anhang des Dauphin und der Dauphine Sie zu dieser Heirath antreiben?

— Madame, antwortete der König auf eine ernste Weise, ich leugne nicht, daß etwas Wahres in dem liegt, was Sie sagen, und ich mögte sogar hinzufügen, daß ich etwas Schlimmeres thun könnte; Sie wissen das besser, als irgend Jemand, Gräfin, Sie, die Sie mich über eine andere Heirath haben erforschen lassen.

Diese Worte verschlossen der Gräfin den Mund, welche sich übler Laune an das andere Ende des Kabinettes setzte und zwei chinesische Figuren zerbrach.

— Ah! Chauvelin hatte Recht, murmelte der König, die Krone befindet sich schlecht in den Händen der Liebesgötter.

Es entstand ein Augenblick schweigenden Schmollens, während dessen Mademoiselle Du Barry wieder eintrat.

— Sire, sagte sie, man findet Herrn von Chauvelin nirgends, man glaubt ihn in seinem Zimmer eingeschlossen, aber ich habe vergebens selbst bei ihm geschellt und an seine Thür geklopft, er weigert sich zu antworten.

— O! mein Gott! rief der König aus, ist ihm irgend ein Unfall zugestoßen? ist er krank? geschwind, geschwind, man breche die Thür auf.

— O! nein, Sire, er ist nicht krank, antwortete die Gräfin auf eine gereizte Weise, denn, als er den Prinzen von Soubise und meinen Bruder Jean in dem Salon des Oeil-de-Boeuf verließ, hatte er gemeldet, daß er den ganzen Tag über an dringenden Geschäften arbeiten, aber nicht ermangeln würde, sich heute Abend bei dem Spiele Eurer Majestät wieder einzufinden.

Der König benutzte diese Rückkehr der Gräfin, welche eine Art von Waffenstillstand eröffnete.

— Er schreibt vielleicht seine Beichte zur Erbauung seines Camaldulensermönches, sagte er.

Indem er sich hierauf nach der Gräfin umwandte, fügte er hinzu:

— Apropos, Gräfin, wissen Sie, daß die Arznei Bordeus Wunder thut, wissen Sie, daß ich keine andere mehr will? Zum Henker mit Bounard und Lamartinière mit all ihren Recepten; dieser wird mich verjüngen, auf mein Wort.

— Bah!,! Sire, sagte Chon, was hat denn Eure Majestät immer von Aller zu sprechen? ei mein Gott! ist Eure Majestät nicht in dem Alter von Jedermann?

— Ah! schön, rief der König aus, da sind Sie wie dieser große Bettler von d'Aumont, gegen den ich Mich neulich beschwerte, keine Zähne mehr zu haben, und der mir antwortete, indem er mir das Gebiß eines Reifträgers zeigte:

— Ei! Sire, wer hat denn Zähne?

— Ich, sagte die Gräfin, und ich sage Ihnen sogar im Voraus, daß ich beißen werde und bis aufs Blut, wenn Sie fortfahren mich so Jedermann zu opfern.

Und sie kehrte zurück, sich neben den König zu setzen, indem sie ihm eine Reihe von Perlen zeigte, in denen es unmöglich war eine Drohung zu sehen.

Index, er dem Bisse Trotz bot, näherte daher auch der König seine Lippen den schönen und rosigen Lippen der Gräfin, welche Chon einen Wink gab, Chon raffte die Scherben der beiden chinesischen Figuren auf.

— Gut, sagte sie, Alles was in den Graben fällt, ist für den Soldaten.

Und indem sie einen letzten Blick auf den König und auf die Gräfin warf, sagte sie leise:

— Wahrlich, ich glaube, daß Bordeu ein großer Mann ist.

Und sie verließ das Zimmer, indem sie ihre Schwester auf dem Wege der Aussöhnung ließ.

*

*

*

Am Abend um sechs Uhr begann das Spiel des Königs. Herr von Chauvelin hatte sein Versprechen gehalten, und fand sich bei ihm als einer der Ersten ein. Die Gräfin ihrerseits kam im Gallaanzuge wegen der Anwesenheit der Dauphine, von der man wußte, daß sie sich dabei einfinden würde.

Der Marquis und die Gräfin begegneten einander, und grüßten sich mit der liebenswürdigsten Miene.

— Mein Gott, Herr von Chauvelin, sagte die Gräfin mit jenem zweischneidigem Lächeln, das die Hofleute so gut schärfen, was Sie roth sind! man sollte meinen, daß Sie einen Anfall von Schlagfluß haben würden. Marquis, Marquis, sehen Sie Bordeu, außer Bordeu, keine Rettung.

Indem sie sich hierauf mit einem Lächeln, um einen Papst in die Verdammniß zu stürzen, nach dem Könige umwandte, sagte sie:

— Fragen Sie nur den König.

Herr von Chauvelin verneigte sich.

— Ich werde es zuverlässig nicht versäumen, Madame.

— Und das ist eine Pflicht als getreuer Unterthan, die Sie erfüllen werden, Sie müssen Ihre Gesundheit pflegen, mein lieber Marquis, da sie nur um zwei Monate. . .

— Ich wollte im Gegentheile, daß es an mir wäre, Ihnen vorauszugehen, sagte der König, denn Sie wären sicher, Hundert Jahre zu leben; ich kann Ihnen daher nur den Rath der Gräfin erneuern, nehmen Sie Bordeu, mein Freund, nehmen Sie Bordeu.

— Sire, welches die für meinen Tod bezeichnete Stunde auch sein möge, und Gott allein kennt die Todesstunde jedes Menschen, ich habe dem Könige versprochen, zu seinen Füßen zu sterben.

— Pfui doch, Chauvelin! es gibt Versprechungen, die man thut, aber die man nicht hält; fragen Sie nur diese Damen, aber wenn Sie so traurig sind, wie jetzt, mein lieber Freund, so werden wir vor Kummer sterben, nur indem wir sie anblicken. Nun denn, Chauvelin, spielen wir heute Abend?

— Wie es Eurer Majestät beliebt.

— Wollen Sie mir eine Partie l'Hombre abgewinnen?

— Zu den Befehlen des Königs.

Man setzte sich an die Tische.

Herr von Chauvelin und der König setzten sich einander gegenüber an einen besondern Tisch.

— Ah! Chauvelin, geben Sie Acht, sagte der König, seien Sie mit der Antwort bereit; wenn Sie krank sind, so habe ich mich niemals so wohl befunden. Ich will ausgelassen lustig sein, besonders halten Sie Ihr Geld fest; ich habe Rottiers einen Spiegel und Böhmer ein Diadem von Diamanten zu bezahlen.

Madame Du Barry kniff die Lippen zusammen. Aber statt zu antworten, erhob sich der Marquis mühsam auf seinem Stuhle.

— Sire, es ist sehr heiß! murmelte er.

— Das ist wahr, erwiderte der König, der, statt sich, wie Ludwig XIV. es gethan hätte, über diese Uebertretung der Etikette zu erzürnen, der Sache eine Wendung als Egoist gab; ja, Chauvelin, es ist sehr warm, Gott sei Dank, denn im Monat April sind die Abende kühl.

Der Marquis schnitt ein Lächeln und nahm mit Mühe die Karten auf.

Der König begann wieder:

— Nun denn, Sie sind l'Hombre, Chauvelin.

— Ja, Sire, stammelte der Marquis.

Und er neigte den Kopf.

— Haben Sie ein schönes Spiel? sagen Sie an. Ah! Ventre Saint Gris, wie mein Ahnherr Heinrich IV. sagte, Sie sind heute Abend langweilig!

Hierauf, als er seine Karten angesehen hatte, sagte der König:

— Ah! für dieses Mal, lieber Freund, glaube ich, daß es um Sie geschehen ist.

Der Marquis machte eine gewaltsame Anstrengung, um zu sprechen, und wurde so roth, daß sich der König ganz erschreckt unterbrach.

— Aber was haben Sie denn, Chauvelin? fragte der König. Nun denn, antworten Sie doch!

Herr von Chauvelin streckte die Hände aus, ließ seine Karten fallen, stieß einen Seufzer aus, und fiel mit dem Gesicht auf den Teppich.

— Mein Gott! rief der König aus.

— Ein Schlagfluß! murmelten einige dienstfertige Hofleute.

Man hob den Marquis wieder auf, aber er rührte sich nicht mehr.

— Schaffen Sie das weg, schaffen Sie *das* weg, sagte der König voll Entsetzen, schaffen Sie *das* weg.

Und indem er mit einem Nervenzittern den Tisch verließ, klammerte er sich an den Arm der Gräfin Du Barry, welche ihn in ihr Zimmer fortzog, ohne daß er ein einziges Mal den Kopf nach der Seite dieses Freundes umwandte, den er am Tage zuvor nicht entbehren konnte.

Als der König sich entfernt, dachte Niemand mehr an den der Besinnung beraubten Marquis.

Sein Körper blieb einige Zeit lang auf den Sessel zurückgeworfen, denn man hatte ihn aufgehoben, um zu sehen, ob er todt wäre, und man hatte ihn wieder zurückfallen lassen.

Allein in diesem verlassenem Saale geblieben, in Mitte der Kronleuchter, welche von Kerzen funkelten, und von Blumen, welche ihre Wohlgerüche erschöpften, machte diese Leiche einen seltsamen Eindruck.

Nach Verlauf eines Augenblickes erschien ein Mann auf der Schwelle des einsamen Salons, blickte in dem ganzen Zimmer herum, sah den Marquis auf seinem Sessel zurückgeworfen, näherte sich ihm, legte seine Hand auf sein Herz, und sagte mit gefühlloser und deutlicher Stimme in dem Augenblicke selbst, wo es auf der großen Uhr sieben schlug:

— Er ist verschieden. Ein schöner Tod, bei Gott ein schöner Tod!

Dieser Mann war der Doctor Lamartinière.

XI.

Die Erscheinung.

An dem Morgen desselben Tages war der Pater Delar frühzeitig nach Grosbois gekommen in der Absicht, die Messe in der Kapelle zu lesen, und bei den Engeln die guten Stimmungen nicht erkalten zu lassen, welche der Marquis am Tage zuvor gezeigt hatte. Aber nun erzählte ihm Frau von Chauvelin mit Thränen in den Augen alle ihre Befürchtungen für das bereits so sehr gefährdete Seelenheil des Neubekehrten, der ihnen bei dem ersten Freundschaftsworte, das ihm der König übersandt hatte, entschlüpft war.

Sie behielt ihren Beichtvater zum Mittagessen dort, um sich länger mit ihm zu unterhalten und in seinem weisen Rathe den Muth zu finden, dessen sie nach dieser neuen getäuschten Hoffnung bedurfte. .

Als sie vom Tische aufstanden, gingen Frau von Chauvelin und der Pater Delar bis zu einer ziemlich späten Stunde in dem Parke spazieren, und ließen sich Sessel an das Ufer eines sehr schönen Teiches bringen, um dort die ersten Frühlingslüfte nach einem ziemlich warmen Tage einzuathmen.

— Mein ehrwürdiger Vater, sagte die Marquise, trotz alle dem, was Ihre Rede Beruhigendes für mich hat, beunruhigt mich die Abreise des Herrn von Chauvelin doch sehr. Ich weiß, welche Anhänglichkeit er an das Hofleben hat; ich weiß, daß der König alle Gewalt nicht allein über seinen Geist, sondern auch noch über sein Herz hat, und der Wandel Seiner Majestät ist so weit von der Regelmäßigkeit entfernt. . . Ich meine, daß es keine Sünde ist so zu sprechen, mein Vater. Leider ist das Aergerniß nur zu sehr bekannt!

— Ich versichere Ihnen, gnädige Frau, daß der Herr Marquis einen heilsamen Eindruck erhalten hat; das ist ein erster Angriff; die Zeit und die Vorsehung werden das Uebrige thun. Ich sprach heute Morgen mit unserem ehrwürdigen Prior davon; er hat Gebete in dem Kloster angeordnet; beten Sie auch, meine Tochter, Sie, die Sie am Meisten bei diesem wichtigen Werke interessirt sind; lassen Sie Ihre Kinder beten; beten wir Alle. Ich habe in dieser Absicht in der Schloßkapelle das heilige Meßopfer dargebracht, und ich werde es jeden Tag thun.

— Seit zwanzig Jahren, daß ich mit Herrn von Chauvelin verbunden bin, antwortete die Marquise, habe ich keine Stunde verfließen lassen, ohne Gott zu bitten sein Herz zu rühren. Bis jetzt hat mich der Herr nicht erhört. Ich habe allein gelebt, am häufigsten in Schmerz und in Thränen, Sie wissen es, mein Vater. Ich habe in der Einsamkeit über Irrthümer gestöhnt, die ich nicht zu bekämpfen vermochte; Gott hielt mich wahrscheinlicher Weise nicht für rein genug, um mich siegreich zu machen. Ich mußte noch leiden, um tiefe Gnade zu erkaufen. Ich werde leiden! Der Wille des Allmächtigen geschehe.

Während dieser Zeit befand sich hinter der Marquise und dem Pater Delar der Erzieher in Gesellschaft der Kinder, und fast eben so jung als sie, — der Abbé war erst achtzehn Jahre alt, theilte er ihre Belustigungen.

— Mein Bruder, sagte der Jüngere zu dem Aelteren, weißt Du, welches jetzt das am Hofe in der Mode stehende Spiel ist?

— Ja, ohne Zweifel, mein Vater hat es mir gestern beim Abendessen gesagt, es ist das L'Hombre.

— Wohlan! spielen wir L'Hombre.

— Unmöglich, zuvörderst müßten wir Karten haben, und dann wissen wir nicht, wie man es spielt.

— Es gibt einen, der l'Hombre ist.

— Und der andere?

— Ah! Der Andere hat Furcht, wie ich vermüthe, und dann verliert er.

— Mein Bruder, sagte der Aeltere, sprechen wir nicht von Karten, Du weißt, daß unsere Mutter es nicht gern hat und behauptet, daß die Karten Unglück bringen.

Im selben Augenblicke stand Frau von Chauvelin auf.

— Meine Mutter geht in den Park, antwortete der Jüngere, indem er ihr mit den Augen folgte, und dem zu Folge wird sie uns nicht sehen. Außerdem würde der Herr Abbé, der bei uns ist, es uns sagen, wenn es unrecht wäre.

— Es ist immer unrecht, seiner Mutter Kummer zu machen, sagte der Erzieher.

— O! Aber mein Vater spielt an dem Hofe, erwiderte das Kind mit jener logischen Hartnäckigkeit, welche sich wie alle Schwächen an jede ein wenig beruhigende Stütze klammert. Wir können also spielen, da mein Vater spielt.

Der Abbé fand nichts zu antworten, und das Kind fuhr fort:

— Sehen Sie, da nimmt meine Mutter Abschied von dem Pater Delar, sie begleitete ihn nach dem Gitterthore zurück. . . er wird sich entfernen. Warten wir sobald der Pater Delar sich entfernt hat, wird Mama in ihr Betzimmer zurückkehren, wir werden hinter ihr in das Schloß zurückkehren, Karten verlangen und spielen.

Die Kinder folgten ihrer Mutter mit den Augen in der zunehmenden Dunkelheit, in welcher sie verschwand, indem sie sich entfernte.

Es war gerade einer jener reizenden Abende, welche der Hitze des Monats Mai vorausgehen; die noch laublosen Bäume ließen nach ihren geschwellenen und wolligen Knospen das nahe Laub ahnen. Einige frühzeitigere Bäume, wie die wilden Kastanien und die Linden, begannen ihre Hülle springen zu lassen, und den Frühlingsschatz, den sie enthielten, zu Tage zu fördern.

Die Luft war ruhig und begann sich mit diesen Eintagsfliegen zu bevölkern, welche mit dem Frühlinge entstehen und mit dem Herbste verschwinden. Man sah sie zu Tausenden in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne schwärmen, welche aus dem Flusse ein langes Band von Gold und von Purpur machten, während im Osten, das heißt nach dem Theile des Parkes, in welchem sich Frau von Chauvelin verloren hatte, alle Gegenstände in jenen schönen bläulichen Farben zu verschmelzen begannen, die nur gewissen bevorrechtigten Epochen des Jahres angehörten.

Es herrschte eine unermeßliche, mit einem unendlichen Glanze gemischte Ruhe in der ganzen Natur.

Mitten in dieser Ruhe schlug die Schloßuhr die siebente Stunde, und hallte lange in der Abendluft nach.

Plötzlich stieß die Marquise, welche Abschied von dem Camaldulensermönche nahm, einen lauten Schrei aus.

— Was gibt es? fragte der ehrwürdige Pater, indem er wieder umkehrte, und was haben Sie, Frau Marquise?

— Ich, Nichts! Nichts! O mein Gott! — und die Marquise erbleichte sichtlich.

— Aber Sie schrieen auf. . . Sie werden irgend einen Schmerz empfunden haben. . . Sie erbleichen selbst in diesem Augenblicke. Was haben Sie? Im Namen des Himmels, was haben Sie?

— Unmöglich. Meine Augen täuschen mich.

— Was sehen Sie? reden Sie, reden Sie, gnädige Frau.

— Nein, Nichts.

Der Camaldulensermonch drang weiter in sie.

— Nichts, Nichts, sage ich Ihnen, erwiderte Frau von Chauvelin. — Nichts!

Und ihre Stimme erstand auf ihren Lippen, und ihr Blick blieb starr, während ihre wie Elfenbein weiße Hand sich langsam erhob, um einen Gegenstand anzudeuten, den der Mönch nicht sah.

— Ich bitte Sie inständigst, gnädige Frau, beharrte der Pater Delar, sagen Sie mir, was Sie sehen.

— O! Ich sehe Nichts, nein, nein, es ist Wahnsinn, rief Frau von Chauvelin aus, und doch. . . o! Aber sehen Sie doch, sehen Sie doch!

— Wo das?

— Dort, dort, sehen Sie?

— Ich sehe Nichts.

— Sie sehen Nichts, dort, dort?. . .

— Durchaus Nichts; aber Sie gnädige Frau, sagen Sie, was sehen Sie?

— O! Ich sehe, ich sehe. . . aber nein, es ist um möglich.

— Sagen Sie es.

— Ich sehe Herrn von Chauvelin im Hofkleide, aber bleich und indem er langsamen Schrittes geht; er ist dort vorübergekommen, dort.

— Mein Gott!

»Ohne Mich zu sehen! Begreifen Sie? und wenn er mich gesehen hat, ohne mich anzureden! Was noch weit seltsamer ist.

— Und sehen Sie ihn in diesem Augenblicke immer noch?

— Immer noch.

Und der Finger und die Augen der Marquise deuteten die Richtung an, welche der den Blicken des Pater Delar unsichtbar gebliebene Marquis einschlug.

— Und wohin geht er, gnädige Frau?

— Nach der Seite des Schlosses, er geht dort an der großen Eiche vorüber, dort. . . er streift die Bank. Sehen Sie, sehen Sie, da nähert er sich den Kindern; er wendet sich hinter das Dickicht. Er verschwindet. O! Wenn die Kinder immer noch da sind, wo sie waren, so ist es unmöglich, daß sie ihn nicht sehen.

Im selben Augenblicke erschallte ein Schrei, welcher Frau von Chauvelin erbeben ließ.

Die beiden Kinder hatten diesen Schrei ausgestoßen.

Er hatte so traurig und so schaurig in dem Raume und in der Finsterniß geklungen, daß die Marquise beinahe rücklings zu Boden gesunken wäre.

Der Pater Delar fing sie in seinen Armen auf,

— Hören Sie? murmelte sie, hören Sie?

— Ja, antwortete der Pater Delar, es ist in der That ein Schrei ausgestoßen worden.

Fast sogleich sah oder fühlte vielmehr die Marquise ihre beiden Kinder herbeieilen. Ihr rascher, athemloser Lauf erschallte auf dem Kiese der Alleen.

— Meine Mutter! Meine Mutter! Haben Sie gesehen? rief der Aeltere.

— Meine Mutter! Meine Mutter!. Haben Sie gesehen? rief der Jüngere.

— O! Gnädige Frau, hören Sie sie nicht, sagte der Abbé, indem er ihnen nachlief und ganz außer Athem kam, um sie zu erreichen, so rasch war ihr Lauf.

— Nun denn! Meine Kinder, was gibt es? fragte Frau von Chauvelin.

Aber die beiden Kinder antworteten nicht und drückten sich bloß an sie.

— Nun denn, sagte sie, sie liebkosend, was hat sich zugetragen? spricht.

Die beiden Kinder sahen einander an.

— Sprich Du, sagte der Aeltere zu dem Jüngeren.

— Nein, sprich Du.

— Nun denn! Mama, sagte der Aeltere, nicht wahr, Sie haben ihn wie wir gesehen?

— Hören sie? rief die Marquise aus, deren Arme sich gen Himmel erhoben, hören Sie, mein Vater?

Und sie drückte mit ihren erstarrten Händen die schauernde Hand des Camaldulensermönches.

— Gesehen? Wen gesehen? fragte dieser erbebend.

— Ei, meinen Vater, sagte der Jüngere der beiden Knaben, haben Sie ihn nicht gesehen, meine Mutter? er kam indessen von Ihrer Seite, er muß ganz nahe an Ihnen vorübergekommen sein.

— O! Welches Glück, sagte der Aeltere, indem er in seine Hände klatschte, Papa kehrt zurück. Frau von Chauvelin wandte sich nach dem Abbé um.

— Gnädige Frau, sagte dieser, welcher ihren fragenden Blick verstand, ich kann Ihnen versichern, daß die jungen Herren sich irren, wenn sie behaupten den Herrn Marquis gesehen zu haben. Ich war bei ihnen, und ich versichere, daß Niemand. . .

— Und ich, mein Herr, sagte der Aeltere, ich sage Ihnen, daß ich so eben Papa gesehen habe, wie ich Sie sehe.

— Pfui! Herr Abbé, pfui! Was das garstig ist zu lügen! sagte der jüngere der beiden Knaben.

— Das ist sonderbar! sagte der Pater Delar. Die Marquise schüttelte den Kopf. — Sie haben Nichts gesehen, gnädige Frau, wiederholte der Erzieher, Nichts, durchaus Nichts?

— Warten Sie, äußerte die Marquise.

Indem sie sich hierauf mit jenem sanften mütterlichen Ausdrücke, dem Gott zulächelt, an ihre beiden Söhne wandte, sagte sie:

— Meine Kinder, Ihr sagt, daß Ihr Euren Vater gesehen habt?

— Ja, Mama! antworteten beide Kinder zugleich.

— Wie war er gekleidet?

— Er trug seinen rothen Hoffrack, sein blaues Band, eine mit Gold gestickte weiße Weste, ein Beinkleid von Sammet gleich dem Fracke, seidene Strümpfe, Schuhe mit Schnallen und seinen

Degen an der Seite.

Und während der Aeltere das Kostüm seines Vaters beschrieb, machte der Jüngere Zeichen der Zustimmung mit dem Kopfe.

Und während der Jüngere Zeichen der Zustimmung machte, drückte Frau von Chauvelin mit immer eisigerer Hand die Hand des Camaldulensermonchs. So war es, wie auch sie ihren Gatten hatte vorüberkommen sehen.

— Und hatte Euer Vater nichts Besonderes? sagt.

— Er war sehr bleich, sagte der Aeltere.

— O! Ja, sehr bleich, sagte der Jüngere; man hatte glauben können, es sei ein Todter.

Jedermann erbebt, Mutter, Abbé, Beichtvater, der Eindruck des Schreckens war so groß, daß man ihn in den Worten des Knaben erkennen konnte.

— Wo ging er hin? fragte endlich die Marquise mit einer Stimme, der sie vergebens Festigkeit geben wollte.

— Nach der Seite des Schlosses, sagte der Aeltere.

— Ich, sagte der Jüngere, ich habe mich im Laufen umgewandt und gesehen, wie er die Freitreppe hinaufging.

— Hören Sie? Hören Sie? flüsterte die Mutter dem Mönche in's Ohr.

— Ja, gnädige Frau, ich höre, aber ich gestehe, daß ich nicht begreife. Wie sollte Herr von Chauvelin zu Fuß durch das Gitterthor gegangen sein, ohne vor Ihnen stehen zu bleiben? Wie sollte er an seinen Söhnen vorübergegangen sein, ohne wieder stehen zu bleiben? Wie sollte er endlich in das Schloß gegangen sein, ohne daß Jemand von den Dienern ihn erblickt, ohne daß er Jemand verlangt hätte?

— Sie haben Recht, sagte der Abbé, und Alles das ist schlagende Wahrheit.

— Außerdem, fuhr der Pater Delar fort, läßt sich der Beweis leicht führen.

— Wir wollen nachsehen, riefen die beiden Knaben aus, indem sie sich anschickten nach dem Schlosse zu laufen.

— Und ich auch, sagte der Abbé.

— Und ich auch, murmelte die Marquise.

— Gnädige Frau, antwortete der Camaldulensermonch, Sie sind ganz aufgeregt, ganz bleich vor Schrecken und wenn es Herr von Chauvelin wäre, ich nehme an, daß er es sei, ist denn da Ursache vorhanden zu erschrecken?

— Mein Vater, sagte die Marquise, indem sie den Mönch anblickte, finden Sie nicht, daß das Ereigniß sehr sonderbar wäre, wenn er so geheimnißvoll und allein gekommen wäre?

— Das ist es, weshalb wir uns Alle getäuscht haben, gnädige Frau. Deshalb muß man glauben, daß sich ohne Zweifel irgend ein Fremder, ein Missethäter vielleicht, eingeschlichen hat.

— Aber ein Missethäter, so böse er auch sein möge, sagte der Abbé, hat einen Körper, und diesen Körper hatten Sie und auch ich gesehen, mein Vater, während das Seltsame bei der Sache gerade das ist, daß die Frau Marquise und die jungen Herren gesehen haben und daß nur wir Nichts gesehen haben.

— Gleichviel, erwiderte der Mönch, in dem einen wie in dem andern Falle wäre es vielleicht besser, daß die Frau Marquise und ihre Kinder sich in die Orangerie zurückzögen, während wir nach dem Schlosse gehen; wir werden die Leute rufen und uns von dem überzeugen, was sich

zugetragen hat. Gehen Sie, gnädige Frau, gehen Sie.

Der Marquise fehlte alle Kraft; sie gehorchte maschinenmäßig und zog sich mit ihren beiden Söhnen in die Orangerie zurück, ohne einen einzigen Augenblick lang die Fenster des Schlosses aus dem Gesicht verloren zu haben.

Indem sie hierauf niederkniete, sagte sie: — Laßt uns immerhin beten, meine Söhne, denn es gibt eine Seele, die mich auffordert, in diesem Augenblicke zu beten.

XII.

Das schwarze Siegel.

Während dessen hatten der Mönch und der Abbé ihren Weg nach dem Schlosse fortgesetzt; aber vor der großen Thüre angelangt, waren sie stehen geblieben und hatten einen Rath gehalten, um zu beschließen, ob sie nicht zuvor nach den Dienstwohnungen gehen sollten und dort, um eine Untersuchung in den Gebäuden anzustellen, die Leute abzuholen, welche um diese Stunde zum Nachtessen versammelt waren.

Dieser Vorschlag war von dem vorsichtigen Camaldulensermönch gemacht worden, und der Abbé war ganz bereit ihm beizustimmen, als sie eine kleine Thür aufgehen, Bonbonne erscheinen und den alten Intendanten so schnell auf sie zueilten sahen, als sein hohes Alter es ihm erlaubte. Er war bleich, zitternd, gestikulirte sehr und sprach mit sich selbst.

— Was gibt es? fragte der Abbé, indem er ihm einige Stritte entgegenging.

— Ach! Mein Gott! Mein Gott! rief Bonbonne aus.

— Was ist Ihnen denn begegnet? fuhr der Camaldulensermönch fort.

— Was mir begegnet ist? Ich habe eine schreckliche Erscheinung gehabt.

Der Mönch und der Abbé sahen einander an.

— Eine Erscheinung! wiederholte der Mönch.

— Gehen Sie doch! Das ist unmöglich, sagte der Abbé.

— Dem ist so, sage ich Ihnen, sagte Bonbonne darauf beharrend.

— Und was war das für eine Erscheinung? sagen Sie.

— Ja, was haben Sie gesehen?

— Was ich gesehen habe? Ich weiß noch nicht recht was; aber am Ende habe ich gesehen.

— Dann erklären Sie Sich.

— Nun denn! Ich befand mich in meinem gewöhnlichen Arbeitszimmer, unter dem großen Kabinette des Herrn Marquis, das, wie Sie wissen, mit diesem Kabinette durch eine geheime Treppe in Verbindung steht. Ich durchblätterte nochmals die Urkunden, um mich zu versichern, daß wir Nichts in der Abfassung des für die Zukunft der ganzen Familie so notwendigen Testamentes vergessen hätten. Es hatte so eben sieben Uhr geschlagen, plötzlich hörte ich in dem Zimmer gehen, das ich gestern hinter dem Herrn Marquis verschlossen und dessen Schlüssel ich in meiner Tasche hatte.

Ich horchte. Es waren wirklich Schritte. Ich horchte nochmals, diese Schritte erschallten über meinem Kopfe. Es befand sich Jemand oben! Das ist nicht Alles, ich hörte die Schubladen in dem Schreibpulte des Herrn von Chauvelin aufmachen. Ich hörte den vor dem Schreibtische stehenden Sessel rücken, und das ohne Vorsicht, was mir immer außerordentlicher schien. Mein erster Gedanke war, daß Diebe in das Schloß gedrungen wären. Aber diese Diebe waren sehr unvorsichtig oder ihrer Sache sehr sicher. Was nun thun? Die Dienerschaft rufen? Sie befindet sich in den Dienstwohnungen an dem andern Ende des Hauses. Während ich sie geholt hätte, hätten die Diebe Zeit gehabt zu fliehen. Ich nahm meine Doppelflinte und ging die kleine Treppe hinauf, welche aus meinem Zimmer in das Kabinet des Herrn Marquis führt. In dem Maße, als ich die letzten Stufen erreichte, horchte ich immer aufmerksamer. Ich hörte nicht allein immer

noch Geräusch, sondern auch Stöhnen, Röcheln, kurz unartikulierte Töne ausstoßen, die mir bis auf den Grund der Seele drangen, denn, ich muß es Ihnen wohl gestehen, je mehr ich mich näherte, desto mehr schien es mir, als ob ich die Stimme des Herrn Marquis hörte und erkannte.

— Sonderbar! rief der Abbé aus.

— Ja, a, sonderbar, antwortete der Mönch. — Fahren Sie fort, Bonbonne, fahren Sie fort.

— Endlich, begann der Intendant wieder, wobei er sich den beiden Andern näherte, wie um eine Zuflucht bei ihnen zu suchen, endlich blickte ich durch das Schlüsselloch und sah ein Helles Licht in dem Zimmer, obgleich es finstere Nacht und die Läden verschlossen, von mir selbst verschlossen waren.

— Weiter?

— Das Geräusch dauerte fort. Es waren Klagen wie ein Todesröcheln. Ich hatte keinen Tropfen Blut in den Adern. Ich wollte indessen bis ans Ende sehen. Ich überwand mich. Ich hielt meine Augen nochmals an das Schlüsselloch, und unterschied angezündete Kerzen um einen Sarg herum.

— O! Sie sind von Sinnen, mein lieber Herr Bonbonne, sagte der Mönch, indem er unwillkürlich schauderte.

— Ich habe gesehen, ich habe gesehen, mein Vater.

— Aber Sie werden, falsch gesehen haben, sagte der Abbé.

— Ich sage Ihnen, Herr Abbé, daß ich die Sache gesehen habe, wie ich Sie sehe, ich sage Ihnen, daß ich weder meine Geistesgegenwart, noch meinen Verstand verloren habe.

— Und dennoch sind Sie erschreckt entflohen!

— Durchaus nicht, ich bin im Gegentheile geblieben, indem ich Gott und meinen Schutzpatron bat, mir Kraft zu verleihen. Aber plötzlich ließ sich ein großes Gepolter hören, die Kerzen erloschen, und Alles war wieder in die Finsterniß zurückgekehrt. Nun erst bin ich hinabgegangen, habe das Schloß verlassen und Sie erblickt. Jetzt sind wir vereinigt. Hier ist der Schlüssel des Kabinettes. Sie sind Geistliche, und dem zu Folge frei von abergläubischen Schrecken. Wollen Sie mit mir kommen, damit wir uns mit unseren eigenen Augen von dem Zustande der Dinge überzeugen?

— Wir wollen nachsehen, sagte der Camaldulensermönch.

Wir wollen sehen, wiederholte der Abbé.

Und alle drei gingen in das Schloß, nicht durch die kleine Thür, durch welche Bonbonne herausgekommen war, sondern durch die große Thüre, durch welche der Marquis eingetreten war.

Indem sie auf dem Vorplatze vor einer großen Familienuhr mit dem Wappen der Chauvelins vorüberkamen, erhob der Intendant die Kerze, die er angezündet hatte.

— Ah! sagte er, das ist sonderbar; es muß Jemand Hand an diese Uhr gelegt und sie angehalten haben.

— Warum das?

— Weil ich sie seit meiner Kindheit auf dem Schlosse gesehen, und sie seit meiner Kindheit unveränderlich ging.

— Nun denn!

— Nun denn! Sehen Sie nicht, daß sie stehen geblieben ist?

— Um sieben Uhr, sagte der Mönch.

— Um sieben Uhr, wiederholte der Abbé.

Und Beide blickten sich nochmals einander an.

— Am Ende! murmelte der Abbé.

Der Mönch sagte einige Worte, welche einem Gebete glichen.

Hierauf gingen sie die Ehrentreppe hinauf und schritten durch die verschlossene und einsame Wohnung des Marquis. Diese unermesslichen, durch den schwankenden Schein einer einzigen Kerze, welche der Intendant trug, erleuchteten Zimmer, waren feierlich und schaudererregend. Als sie an die Thüre des Kabinettes gelangten, klopfen ihre Herzen gewaltig; sie blieben stehen und horchten.

— Hören Sie? fragte der Intendant.

— Vollkommen, sagte der Abbé.

— Was? fragte der Mönch.

— Wie! Sie hören diese Art von Röcheln nicht, wie es eine Person im Todeskampfe ausstoßen würde?

— Es ist wahr, sagten die beiden Begleiter des Intendanten zu gleicher Zeit.

— Ich irrte mich also nicht? begann dieser wieder.

— Geben Sie mir den Schlüssel, sagte der Vater Delar, indem er das Zeichen des Kreuzes machte, wir sind Männer, rechtschaffene Leute, Christen, wir dürfen Nichts fürchten, treten wir ein.

Er schloß die Thür auf, und welches Vertrauen der Mann Gottes zu Gott auch hatte, seine Hand zitterte, als er den Schlüssel in das Schloß steckte? sobald die Thüre geöffnet war, blickten alle drei auf der Schwelle stehen.

Das Zimmer war leer.

Sie traten langsamen Schrittes in das unermessliche, von Büchern und von Gemälden umgebene Kabinet; Alles befand sich auf seinem Platze, ausgenommen das Porträt des Marquis, welches den Nagel heruntergerissen hatte, an dem es hing, von der Wand herabgefallen war, und auf dem Boden lag, die Leinwand war an der Stelle des Kopfes zerrissen.

Der Abbé zeigte das Porträt dem Intendanten und athmete wieder auf.

— Das ist die Ursache Ihres Schreckens, sagte er.

— Ja, das in Betreff des Geräusches, antwortete der Intendant; aber die Klagen, welche wir gehört haben, hat sie etwa das Porträt ausgestoßen?

— Wahr ist es, sagte der Mönch, daß wir ein Aechzen gehört haben.

— Und auf diesem Tische? rief plötzlich Bonbonne aus.

— Was? Was gibt es auf diesem Tische? fragte der Abbé.

— Diese kaum ausgelöschte Kerze, sagte Bonbonne, diese Kerze, welche noch raucht, und fühlen Sie diese Stange Siegellack an, die noch nicht einmal erkaltet ist.

— Es ist wahr, sagten die beiden Zeugen dieses fast wunderbaren Vorfalles.

— Und, fuhr der Intendant fort, dieses Siegel, das der Herr Marquis an seiner Uhr trug, und mit dem sich der an seinen Notar addressirte Umschlag versehen befindet, ohne versiegelt zu sein.

Der Abbé ließ sich mehr todt als lebendig auf einen Sessel nieder; er hatte nicht die Kraft, zu

entfliehen.

Der Mönch blieb stehen, und ohne sichtbaren Schrecken, wie ein Mann, der sich von den irdischen Dingen losgesagt hat, versuchte er dieses Geheimniß zu erforschen, dessen Ursache er nicht kannte, dessen Wirkung er sah, aber dessen Zweck er nicht begriff.

Während dieser Zeit wandte der Intendant, dem seine Ergebenheit Muth verlieh, die Blätter des Testamentes, das er am Tage zuvor mit seinem Herrn geprüft hatte, eines nach dem andern um.

An die letzte Seite gelangt, bedeckte ein kalter Schweiß seine Stirne.

— Das Testament ist unterzeichnet, murmelte er.

Der Abbé sprang von dem Stuhle auf, der Mönch neigte sich über den Tisch, der Intendant blickte sie nach der Reihe an.

Es entstand zwischen diesen drei Männern ein Augenblick schrecklichen Schweigens; der herzlichste von den Dreien fühlte seine Haare sich auf seinem Kopfe sträuben.

Endlich richteten alle drei die Augen wieder auf das Testament.

Ein Nachtrag war ihm hinzugefügt worden, von dem die Tinte noch frisch war.

Er war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

»*Mein Wille ist, daß meine Leiche bei den Karmelitern des Platzes Maubert, neben meinen Vorfahren begraben werde.*

»*Erlassen auf dem Schlosse Grosbois, den 27. April 1774, um 7 Uhr Abends.*

Unterz. Chauvelin.«

Die beiden Unterschriften und der Nachtrag waren von einer weniger festen Hand, als das übrige Testament, aber indessen vollkommen leserlich geschrieben.

— Ein **De profundis**, meine Herren, sagte der Intendant, denn es ist augenscheinlich, daß der Herr Marquis gestorben ist.

Die drei Männer knieten frommer Weise nieder, und verrichteten mit einander das Todtengebet; nach einigen, in feierlicher Andacht zugebrachten Minuten, standen sie wieder auf.

— Mein armer Herr, sagte Bonbonne, er hatte mir sein Wort gegeben hierher zurückzukehren, um dieses Testament zu unterzeichnen, und er hat es gehalten. Gott habe Erbarmen mit seiner Seele.

Der Intendant steckte das Testament in den Umschlag, und, indem er seine Kerze wieder nahm, forderte er seine Begleiter mit einem Zeichen auf, das Zimmer zu verlassen.

Dann sagte er laut:

— Wir haben hier Nichts mehr zu thun, gehen wir wieder zu der Wittve und den Waisen.

— Sie werden dieses Packet nicht der Marquise geben, sagte der Abbé. O! Mein Gott! Thun Sie um des Himmels Willen so etwas nicht.

— Seien Sie unbesorgt, sagte der Intendant, dieses Packet wird meine Hände nur verlassen, um in die des Notars überzugehen; mein Herr hat mich zum Testamentsvollstrecker erwählt, da er erlaubt hat, daß ich das sähe, was ich gesehen, und daß ich das hörte, was ich gehört habe. Ich werde nicht eher ruhen, als bis sein letzter Wille ausgeführt ist, dann werde ich zu ihm gehen. Augen, welche Zeugen solcher Dinge gewesen sind, müssen sich bald schließen.

Und indem er so sprach, verließ Bonbonne zuletzt das Kabinet, und verschloß die Thüre desselben, alle drei waren die Treppe hinabgegangen, hatten einen schüchternen Blick auf die um

sieben Uhr stehen gebliebene Uhr geworfen, und gingen, die Freitreppe hinabschreitend, nach der Orangerie, wo die Marquise und ihre beiden Kinder sie erwarteten.

Alle drei beteten noch, die Mutter auf den Knien, ihre beiden Söhne neben ihr stehend.

— Nun denn! rief sie aus, indem sie bei dem Anblicke der drei Männer heftig aufstand, nun denn!

— Was gab es? fragten die Kinder.

— Setzen Sie Ihr Gebet fort, gnädige Frau, sagte der Pater Delar, Sie hatten sich nicht geirrt; durch eine besondere, ohne Zweifel Ihrer Frömmigkeit bewilligte Gunst, hat Gott zugelassen, daß die Seele des Herrn von Chauvelin herkomme, um von Ihnen Abschied zu nehmen.

— O! Mein Vater, rief die Marquise aus, indem sie beide Hände gen Himmel erhob, Sie sehen wohl, daß ich mich nicht irrte.

Und auf ihre Knien zurückfallend, begann sie ihr unterbrochenes Gebet wieder, indem sie den Kindern einen Wink gab, ihrem Beispiele zu folgen.

Zwei Stunden nachher erschallte ein Geklingel von Schellen in dem Hofe, und ließ Frau von Chauvelin, welche zwischen den Betten ihrer beiden eingeschlafenen, Kinder saß, den Kopf erheben.

Eine Stimme erschallte auf der Treppe, welche rief:

— Ein Courier des Königs!

Im selben Augenblicke trat ein Bedienter ein, und übergab der Marquise einen langen, schwarz gesiegelten Brief.

Das war die offizielle Nachricht, daß der Marquis um sieben Uhr Abends an einem Schlagflusse gestorben war, während er mit dem Könige Karten spielte.

XIII.

Der Tod Ludwigs XV.

Seit dem Tode des Herrn von Chauvelin sah man den König selten lächeln. Man hätte sagen können, daß das Gespenst des Marquis, bei allen Schritten, welche er that, an seiner Seite ginge. Das Fahren allein zerstreute ihn ein Wenig. Man vervielfältigte die Reisen. Der König ging von Rambouillet nach Compiègne, von Compiègne nach Fontainebleau, von Fontainebleau nach Versailles, nach Paris niemals. Seit seiner Empörung in Bezug auf die Blutbäder war Paris dem Könige ein Gräuel.

Aber statt ihn zu zerstreuen, führten alle diese schönen Residenzen ihn auf die Vergangenheit zurück, die Vergangenheit zu den Erinnerungen, die Erinnerungen zu den Betrachtungen. Aus diesen traurigen, bitteren, tiefen Betrachtungen vermogte Madame Du Barry ihn allein zu reißen, und es war wahrhaft zum Erbarmen, die Mühe zu sehen, welche sich dieses junge und hübsche Wesen gab, nicht den Körper, sondern das Herz des Greises wieder zu erwärmen.

Während dieser Zeit löste sich die Gesellschaft auf, wie die Monarchie, den philosophischen Einflößungen Voltaires, d'Alemberts und Diderots folgten die scandalösen Schriften Beaumarchais. Beaumarchais gab seine merkwürdige Denkschrift gegen den Rath Goezmann heraus, und dieser Richter, Mitglied des Gerichts von Meaupou, wagte nicht mehr, auf seinem Sitze zu erscheinen.

Beaumarchais ließ seinen *Barbier von Sevilla* einstudiren, und man sprach bereits von den Vermessenheiten, welche der Philosoph Figaro auf der Bühne vortragen würde.

Ein Abenteuer des Herrn von Fronsac hatte Scandal gemacht. Zwei Abenteuer des Herrn Marquis von Sade hatten Abscheu erregt.

Die Gesellschaft ging nicht mehr an dem Abgrunde, sie ging an der Kloake.

Alle diese Anekdoten waren sehr schimpflich, sehr schmutzig, aber es waren die einzigen, welche den König belustigten. Herr von Sartines hatte ihm daraus ein Journal gemacht, das war wieder ein sinnreicher Einfall der Madame Du Barry, — ein Journal, das Seine Majestät Morgens in seinem Bette las. Dieses Journal wurde in allen schlechten Häusern von Paris, und besonders bei der berüchtigten Gourdan abgefaßt.

Eines Tages erfuhr der König durch dieses Journal, daß Herr von Lorry, Bischof von Tarbes, am Tage zuvor die Schamlosigkeit gehabt hätte, nach Paris zurückzukehren, indem er in seinem offenen Wagen Frau Gourdan und zwei ihrer Kostgängerinnen zurückführte. Dieses Mal war es zu stark; der König ließ den Großalmosenier benachrichtigen, der den Bischof zu sich berief. .

Glücklicher Weise erklärte sich zufällig Alles zum großen Ruhme der Züchtigkeit und der christlichen Liebe des Prälaten. Als er von Versailles zurückkehrte, hatte der Bischof von Tarbes, zu Fuße, auf der Heerstraße, drei Frauen neben einer zerbrochenen Kutsche gesehen; von Mitleid für ihre Verlegenheit ergriffen, halte er ihnen einen Platz in seinem Wagen angeboten. Die Gourdan hatte den Vorschlag spaßhaft gefunden und ihn angenommen.

Und Niemand wollte diese Treuherzigkeit des Prälaten glauben, Jedermann sagte zu, ihm: Wie! Sie kennen die Gourdan nicht? Wahrlich, das ist unglaublich!

Mitten unter diesen Umständen brach der merkwürdige musikalische Krieg zwischen den Anhängern Glucks und den Anhängern Piccinis aus; der Hof trennte sich in zwei Partheien.

Jung poetisch, mit angeborenem musikalischen Talente eine Schülerin Glucks, fand die Dauphine in unseren Opern nur eine Sammlung mehr oder minder angenehmer kleiner Arien. Als sie die Trauerspiele Racines aufführen sah, hatte sie den Einfall, ihrem Lehrer *Iphigenia in Aulis* zu übersenden und ihn aufzufordern, die Ströme seiner Musik über die harmonischen Verse Racines auszugießen. Nach Verlauf von sechs Monaten war die Musik gemach und Gluck brachte die Partitur selbst nach Paris.

Ein Mal in Paris wurde Glück der Günstling der Dauphine, und hatte zu jeder Stunde freien Zutritt in die kleinen Apartements.

Man muß sich an Alles, und besonders an das Grandiose gewöhnen. Die Musik Glucks machte bei ihrem Erscheinen nicht alle die Wirkung, welche sie hätte machen können. Für die leeren, für die ermüdeten Herzen ist der Gedanke Nichts; das Geräusch genügt: der Gedanke ist eine Beschwerde, das Geräusch eine Zerstreung.

Die alte Gesellschaft zog die italienische Musik, die hellklingende Schelle der melodischen Orgel vor

Aus Widerspruch und weil die Frau Dauphine der deutschen Musik den Vorzug gegeben hatte, ergriff Madame Du Barry Parthei für die italienische Musik, und sandte Piccini Texte, Piccini sandte Partituren zurück, und die junge und die alte Gesellschaft trennten sich in zwei Partheien.

Das kam daher, weil gänzlich neue Ideen in Mitte dieser alterthümlichen französischen Gesellschaft gleich unbekanntem Blumen auftauchten, welche zwischen dem gespaltenen Pflaster von dunkler Farbe, zwischen den gesprungenen Steinen eines alten Schlosses wachsen.

Diese Ideen waren die englischen Ideen die Gärten mit Tausend zurückweichenden Alleen, mit Gebüsch, Grasplätzen, Blumenkörben, Rasenmatten, es waren Landhäuser, Morgenspaziergänger ohne Puder und ohne Schminke, mit einem einfachen Strohhute mit breitem Rande, eine Kornblume oder ein Tausendschönchen darauf; es waren Spaziergänger, die ein feuriges Pferd lenkten, gefolgt von Jokeis mit schwarzen Mützen, runden Jacken und ledernen Hosen; es waren Phaedons mit vier Rädern, welche Furore machten; Prinzessinnen wie Hirtinnen gekleidet, Schauspielerinnen wie Königinnen gekleidet. Es waren die Duthé, die Guimard, die Sophie Arnould, die Prairie, Cléophile, die sich mit Diamanten bedeckten, während die Dauphine, die Prinzessin von Lamballe, die Frauen von Polignac, von Langeac und von Adhémar sich nur mit Blumen zu schmücken verlangten.

Und bei dem Anblicke dieser ganzen neuen, dem Unbekannten zuschreitenden Gesellschaft, neigte Ludwig XV. immer mehr sein Haupt. Vergebens schwärmte die ausgelassene Gräfin, wie eine Biene summend, leicht, wie ein Schmetterling, glänzend, wie ein Colibri, um ihn herum; kaum erhob der König von Zeit zu Zeit seine schwere Stirn, auf welcher, wie man hätte sagen können, sich mit jedem Augenblicke der Stempel des Todes immer sichtbarer verbreitete.

Das kam daher, weil die Zeit verfloß; das kam daher, weil man in den zweiten Monat seit dem Tode des Marquis von Chauvelin eingetreten war; das kam daher, weil der 5. Mai herbeigekommen war, und weil es am 23. des Monats gerade zwei Monate wurden, seit der Marquis gestorben war.

Dann, wie als ob Alles sich verschwöre, um sich der traurigen Verschwörung anzuschließen, hatte der Abbé von Beauvais an dem Hofe gepredigt, und in seiner Predigt über die Notwendigkeit, sich zum Tode vorzubereiten, über die Gefahr der Unbußfertigkeit bis zum Tode, hatte er ausgerufen:

»Noch vierzig Tage, Sire, und Ninive wird zerstört sein.«

So daß, wenn er an Herrn von Chauvelin gedacht hatte, der König an den Abbé von Beauvais dachte, so daß, wenn er zu dem Herzoge von Ayen gesagt hatte:

— Am 23, wird es zwei Monate her sein, daß Chauvelin gestorben ist —

Er sich nach dem Herzoge von Richelieu umwandte, und murmelte:

— Vierzig Tage hat dieser verteufelte Abbé von Beauvais gesagt, nicht wahr?

Und Ludwig XV. fügte hinzu:

— Ich wollte, daß diese vierzig Tage vorüber wären.

Das war nicht Alles, der Kalender von Lüttich hatte in Bezug auf den Monat April gesagt:

— In dem Monate April wird eine, der am meisten begünstigten Frauen ihre letzte Rolle spielen.

So daß Madame Du Barry in das Jammern des Königs mit einstimmt, und von dem Monate April das sagte, was er von den vierzig Tagen sagte, nämlich:

— Ich wünschte wohl, daß dieser verfluchte Monat April vorüber wäre.

In Diesem verfluchten Monat April, der Madame Du Barry so sehr erschreckte, und während der vierzig Tage, welche die Leidenszeit des Königs waren, vervielfältigten sich die Vorbedeutungen. Der Gesandte von Genua, den der König häufig sah, starb eines plötzlichen Todes. Der Abbé de la Ville, welcher zu seinem Lever kam, um ihm für die Stelle als Director der auswärtigen Angelegenheiten zu danken, die er ihm gegeben halte, rollte von einem Schlagflusse, in seiner Gegenwart getroffen, zu seinen Füßen. Endlich schlug der Blitz, als der König auf der Jagd war, neben ihm ein.

Alles das machte ihn immer trauriger.

Man hatte Etwas von der Rückkehr des Frühlings gehofft; diese Natur, welche im Monat Mai ihr Leichentuch abschüttelt, diese Erde, welche wieder grün wird, diese Bäume, welche ihre Frühlingsgewänder anlegen, diese Luft, welche sich mit lebendigen Atomen bevölkert, diese Flammenhauche, welche mit den Lüften vorüberziehen, die Körper suchende Seelen zu sein scheinen: Alles das konnte diesem trägen Stoffe einiges Leben, dieser abgenutzten Maschine einige Bewegung wiedergeben.

Gegen die Mitte des Aprils sah Lebel bei ihrem Vater die Tochter eines Müllers, deren seltsame Schönheit ihn überraschte; er meinte, daß das ein Leckerbissen wäre, der den Appetit des Königs wieder wecken konnte, und er sprach ihm voll Begeisterung davon. Ludwig XV. willigte nachlässiger Weise in diesen neuen Zerstreungsversuch ein.

Im Allgemeinen gingen die jungen Mädchen, welche Ludwig XV. mit seiner königlichen Güte beehren oder entehren sollte, bevor sie zu dem Könige gelangten, durch die Untersuchung der Aerzte, dann durch die Hände Lebel's und gelangten dann endlich zu dem Könige.

Dieses Mal war das junge Mädchen so frisch und so hübsch, daß alle diese Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt wurden, und, wären sie auch getroffen worden, so wäre es doch dem geschicktesten Arzte schwer gewesen, zu erkennen, daß sie seit einigen Stunden die Blattern hatte.

Der König hatte diese Krankheit bereits in seiner Kindheit gehabt, aber zwei Tage nach seinem Verkehr mit diesem jungen Mädchen zeigte sie sich ein zweites Mal.

Ein bösertiges Fieber kam hinzu, und machte die Lage schwieriger.

Am 29. April zeigte sich der erste Ausbruch, und der Erzbischof von Paris, Christoph von Beaumont,, eilte nach Versailles herbei.

Dieses Mal war die Lage sonderbar., Die Reichung der Sacramente, wenn die Nothwendigkeit sich dazu fühlen ließe, konnte erst nach der Ausweisung der *Concubine* stattfinden, und diese Concubine, welche der Parthei der Jesuiten angehörte, deren Haupt Christoph von Beaumont war, diese Concubine halte nach der Aussage des Erzbischofes selbst durch den Sturz des Ministers Choiseul und durch den Sturz des Parlamentes der Religion so wichtige Dienste erwiesen, daß es unmöglich war, sie den Kirchengesetzen gemäß zu entehren.

Die Häupter dieser Parthei waren mit Herrn von Beaumont und Madame Du Barry, der Herzog von Aiguillon, der Herzog von Richelieu, der Herzog von Fronsac, Maupeou und Terray.

Derselbe Stoß mußte Alle stürzen, der Madame Du Barry stürzte. Sie hatten daher keinen Grund, sich gegen sie zu erklären.

Die Parthei des Herrn von Choiseul dagegen, welche überall, bis in dem Schlafzimmer des Königs war, verlangte die Ausweisung der Favoritin und eine schnelle Beichte, was merkwürdig zu sehen war, da es die Parthei der Philosophen, der Jansenisten und der Atheisten war, welche den König zur Beichte antrieben, während der Erzbischof von Paris, die Religiösen und die Frommen es waren, welche wünschten, daß der König sich weigere, zu beichten.

So war die seltsame Stimmung der Gemüther, als am 1. Mai um halb zwölf Uhr Vormittags der Erzbischof erschien, um den kranken König zu besuchen.

Als sie erfuhr, daß der Erzbischof angekommen wäre, entfloh die arme Madame Du Barry auf jeden Zufall hin.

Der Herzog von Richelieu war es, der dem Prälaten entgegen kam, dessen Absichten er noch nicht kannte.

— Gnädiger Herr, sagte der Herzog, ich beschwöre Sie, den König nicht durch diesen *theologischen Antrag* zu erschrecken, der so viele Kranke hat sterben lassen. Wenn Sie aber neugierig sind, hübsche und artige Sünden zu hören, so setzen Sie Sich dorthin, ich werde an der Stelle des Königs beichten und Ihnen so starke Sünden sagen, daß Sie deren keine ähnlichen gehört haben, seitdem Sie Erzbischof von Paris sind. Wenn Sie jetzt Meinen Vorschlag nicht genehmigen, wenn Sie durchaus den König zur Beichte hören und in Versailles die Auftritte des Bischofes von Soissons in Metz erneuern wollen, wenn Sie Madame Du Barry mit Glanz fortschicken wollen, so bedenken Sie die Folgen und Ihre eigenen Interessen; Sie sichern den Triumph des Herzogs von Choiseul, Ihres grimmigsten Feindes, von dem Sie zu befreien Madame Du Barry so viel beigetragen hat, und Sie verfolgen Ihre Freundin zu Gunsten Ihres Feindes, ja, gnädiger Herr, Ihre Freundin, und so sehr Ihre Freundin, daß sie noch gestern zu mir sagte: Der Herr Erzbischof möge uns in Ruhe lassen, und er wird seinen Kardinalshut erhalten, ich bin es, die es übernimmt und die Ihnen dafür bürgt.

Der Erzbischof von Paris hatte Herrn von Richelieu sprechen lassen, denn, obgleich im Grunde derselben Ansicht, als er, war es nöthig, daß es den Anschein hätte, als ob er überredet sei. Glücklicher Weise kamen der Herzog von Aumont, Madame Adelaide und der Bischof von Senlis sich dem Marschalle anzuschließen und dem Prälaten Waffen gegen sich selbst zu liefern. Es hatte das Ansehen, als ob er nachgäbe, versprach, Nichts zu sagen, und trat zu dem Könige ein, dem er durchaus nicht von der Beichte sprach, was den erlauchten Kranken so sehr zufrieden stellte, daß er auf der Stelle Madame Du Barry zurückberufen ließ, deren schöne Hände er vor Freude weinend küßte.

Am folgenden Morgen, am 2. Mai, befand sich der König ein wenig besser; statt Lamartinières, seines Leibarztes, hatte ihm Madame Du Barry ihre beiden Aerzte, Lorry und Bordeu gegeben. Den beiden Doctoren war vor allen Dingen anempfohlen worden, dem Könige die Natur seiner Krankheit zu verhehlen, ihm die Lage zu verschweigen, in welcher er sich befände, und besonders den Gedanken von ihm zu entfernen, daß er krank genug wäre, um nöthig zu haben, seine Zuflucht zu den Priestern zu nehmen.

Diese Besserung der Gesundheit des Königs erlaubte der Gräfin wieder, einen Augenblick lang ihre freien Mienen, ihre gewöhnlichen Aeußerungen, ihre gewohnten Artigkeiten anzunehmen. Aber in dem Augenblicke selbst, wo es ihr gelang, den Kranken durch Einfälle und durch Witz lächeln zu lassen, erschien Lamartinière, dem man seinen freien Eintritt nicht genommen hatte, auf der Schwelle der Thür, und beleidigt durch den Vorzug, den man Lorry und Bordeu vor ihm gab, ging er gerade auf den König zu, fühlte ihm den Puls und schüttelte den Kopf.

Der König hatte ihn gewähren lassen, indem er ihn voll Schrecken anblickte. Dieser Schrecken vermehrte sich noch, als er das entmuthigende Zeichen sah, welches Lamartinière machte.

— Nun denn! Lamartinière?

— Nun denn! Sire, wenn meine Collegen Ihnen nicht gesagt haben, daß die Sache gefährlich wäre, so sind es Esel oder Lügner.

— Was habe ich nach Deiner Meinung, Lamartinière? fragte der König.

— Bei Gott! Sire, das ist nicht schwer zu sehen, Eure Majestät hat die Blattern.

— Und Du sagst, daß Du keine Hoffnung hast, mein Freund?

— Das sage ich, nicht, Sire, ein Arzt verzweifelt niemals. Ich sage nur, daß wenn Eure Majestät nur den Namen nach der Allerchristlichste König ist, sie darüber nachdenken muß.

— Es ist gut, sagte der König.

Hierauf rief er Madame Du Barry und sagte zu ihr:

— Sie hören, meine Liebe, ich habe die Blattern, und meine Krankheit ist höchst gefährlich, zuvörderst wegen meines Alters, und dann wegen meiner andern Krankheiten. Lamartinière hat mich daran erinnert, daß ich der Allerchristlichste König und der älteste Sohn der Kirche bin, meine Liebe. Vielleicht werden wir uns trennen müssen. Ich will einen Auftritt gleich dem in Metz vermeiden. Benachrichtigen Sie den Herzog von Aiguillon von dem, was ich Ihnen sage, damit er mit Ihnen Anstalten trifft, um uns ohne Aufsehen zu trennen, wenn meine Krankheit sich verschlimmern sollte.

In dem Augenblicke, wo der König das sagte, begann die ganze Partei des Herzogs von Choiseul ganz laut zu murren, indem sie den Erzbischof der Gefälligkeit beschuldigte und sagte, daß er, um Madame Du Barry nicht zu stören, den König ohne Sakramente sterben lassen würde.

Diese Beschuldigungen gelangten zu den Ohren des Herrn von Beaumont; der, um ihnen ein Ende zu machen, den Entschluß faßte, nach Versailles in das Kloster der Lazaristen zu gehen, um dadurch das Publikum zu täuschen, und den günstigen Moment zu benutzen, wo er seine religiösen Ceremonien anbringen könnte, um Madame Du Barry erst dann zu opfern, wenn der König sich in einem gänzlich rettungslosen Zustande befinden würde.

Es war am 3 Mai, wo der Erzbischof nach Versailles zurückkehrte; dort angekommen, wartete er.

Während dieser Zeit trugen sich um den König herum scandalöse Auftritte zu. Der Cardinal de

la Roche-Aymon war der Meinung des Erzbischof von Paris, und wünschte, daß Alles ohne Aufsehen vollbracht würde; dem war aber nicht so mit dem Bischofe von Carcassonne, welcher den Glaubenseiferer spielte, die Auftritte von Metz erneuerte und laut sagte: *Daß es nöthig sei, daß der König die letzte Oelung erhalte, daß die Concubine ausgewiesen, daß die Gesetze der Kirche vollzogen würden, und daß der König dem christlichen Europa und Frankreich, das er scandalisirt hätte, ein Beispiel der Reue gäbe.*

— Und mit welchem Rechte ertheilen Sie mir Rath? rief Herr de la Roche-Aymon unwillig geworden aus.

Der Bischof nahm sein Hirtenkrenz von seinem Halse ab, und hielt es dem Prälaten fast unter die Nase.

— Mit den, Rechte, welches mir dieses Kreuz verleiht, sagte er. Lernen Sie dieses Recht achten, gnädiger Herr, und lassen Sie Ihren König nicht ohne die Sakramente der Kirche sterben, deren ältester Sohn er ist.

Alles das trug sich in Gegenwart des Herrn von Aiguillon zu. Er sah den ganzen Scandal ein, welcher aus einem solchen Streite hervorgehen würde, wenn er öffentlich bekannt wurde.

Er trat zu dem Könige ein.

— Nun denn! Herzog, sagte der König zu ihm, haben Sie meine Befehle ausgeführt?

— In Bezug auf Madame Du Barry, Sire?

— Ja.

— Ich habe warten wollen, bis sie mir von Eurer Majestät erneuert würden. Ich werde niemals Eile darauf verwenden, den König von den Personen zu trennen, welche ihn lieben.

— Ich danke, Herzog, aber es muß sein; nehmen Sie die arme Gräfin und führen Sie dieselbe ohne Aufsehen auf Ihr Landgut von Rueil; ich werde der Frau von Aiguillon Dank für die Aufmerksamkeiten wissen, welche sie für sie haben wird.

Trotz dieser sehr förmlichen Aufforderung wollte Herr von Aiguillon die Abreise der Favoritin noch nicht beschleunigen, und verbarg sie in dem Schlosse, indem er ihre Abreise für den folgenden Tag meldete. Diese Meldung besänftigte die geistlichen Forderungen ein wenig.

Der Herzog von Aiguillon hatte übrigens gut gethan, daß er Madame Du Barry in Versailles behalten hatte, denn im Laufe des Tages vom 4. verlangte sie der König mit so vieler Beharrlichkeit zurück, daß der Herzog ihm gestand, daß sie noch da wäre.

— Dann lassen Sie sie kommen, lassen Sie sie kommen, rief der König aus.

Madame Du Barry trat daher ein letztes Mal wieder ein. . .

Die Gräfin entfernte sich ganz in Thränen zerfließend; die arme Frau, welche gutmüthig, unüberlegt, liebenswürdig, nachgiebig war, liebte Ludwig XV., wie man einen Vater liebt.

Frau von Aiguillon ließ Madame Du Barry mit Mademoiselle Du Barry der älteren in die Kutsche steigen, und führte sie nach Rueil, um die Ereignisse abzuwarten.

Kaum hatte sie die Höfe verlassen, als der König sie nochmals zurück verlangte.

— Sie ist abgereist, antwortete man ihm.

— Abgereist? wiederholte der König, dann ist an mir die Reihe, gleichfalls abzureisen. — Befehlt, daß man zu der heiligen Genovefa betet.

Herr de la Brillière schrieb sogleich an das Parlament, welches in äußersten Fällen das Recht hatte, die alte Reliquie zu öffnen oder zu schließen.

Die Tage des 5. und des 6. verflossen, ohne daß man von der Beichte, dem Abendmahle oder der letzten Oelung sprach. Der Pfarrer von Versailles erschien in der Absicht, den König zu dieser frommen Feier vorzubereiten, aber er begegnete dem Herzog von Fronsac, der ihm sein *adeliges Wort* gab, daß er ihn bei dem ersten Worte, das er darüber sagte, aus dem Fenster werfen würde.

— Wenn ich mich im Fallen nicht tödte, antwortete der Pfarrer, so werde ich durch die Thür zurückkehren, denn das ist mein Recht.

Aber am 7. um 3 Uhr Morgens verlangte der König dringend nach dem Abbé Mandour, einen armen Priester ohne Ränke, einen gutmüthigen Geistlichen, den man ihm zum Beichtvater gegeben hatte, und der blind war.

Seine Beichte dauerte siebenzehn Minuten.

Als die Beichte beendet, wollten die Herzöge de la Brilliére und d'Aiguillon das Abendmahl verzögern; aber Lamartinière, ein persönlicher Feind der Madame Du Barry, welche Lorry und Bordeu bei dem Könige eingeführt hatte, sagte, indem er sich dem Könige näherte:

— Sire, ich habe Eure Majestät unter sehr schwierigen Umständen gesehen, aber niemals habe ich Sie wie heute bewundert, wenn sie mir folgen will, so wird sie auf der Stelle das beendigen, was sie so gut begonnen hat.

Der König ließ nun Mandour zurückberufen, und Mandour ertheilte ihm die Absolution. Was die glänzende Genugthuung anbetrifft, welche Madame Du Barry feierlicher Weise vernichten sollte, so war keine Rede mehr davon. Der Großalmosenier und der Erzbischof hatten gemeinschaftlich folgende Formel aufgesetzt, welche in Gegenwart des letzten Abendmahles proclamirt wurde:

Obgleich der König nur Gott allein Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig ist, so erklärt er doch, daß er es bereut, seinen Unterthanen Aergerniß verursacht zu haben, und daß er nur noch für die Aufrechterhaltung der Religion und für das Glück seiner Völker zu leben wünscht.

Die durch Madame Louise, welche ihr Kloster verlassen hatte, um ihren Vater zu verpflegen, vermehrte königliche Familie empfing das heilige Sakrament am Fuße der Treppe.

Während der König die Sakramente empfing, schrieb der Dauphin, den man von dem Könige entfernt hielt, da er die Blattern nicht gehabt hatte, an den Abbé Terray:

»Herr Generalcontroleur,

Ich bitte Sie, an die Armen der Gemeinden von Paris zwei Mal Hundert Tausend Livres vertheilen zu lassen, um für den König zu beten. Wenn Sie finden, daß das zu theuer ist, so behalten Sie dieselben von dem Jahrgelalte der Frau Dauphine und dem meinigen zurück.

Unterz. Ludwig August.«

Im Laufe der Tage des 7. und 8. verschlimmerte sich die Krankheit. Der König fühlte seinen Körper buchstäblich gesagt, fetzenweise vergehen. Von seinen Hofleuten, verlassen, welche nicht mehr wagten, bei dieser lebendigen Leiche zu bleiben, hatte er keine anderen Wärter mehr, als seine drei Töchter, die ihn keinen Augenblick verließen;

Der König war entsetzt. Er sah in diesem schrecklichen Brande, welcher sich des ganzen Körpers bemächtigte, eine unmittelbare Strafe des Himmels. Für ihn war die unsichtbare Hand, welche ihn mit schwarzen Flecken bezeichnete, die Hand Gottes. In einem Phantasiren, das um so schrecklicher war, als es nicht das des Fiebers, sondern das der Gedanken war, sah er

Flammen, sah er den glühenden Abgrund, und er rief seinen Beichtvater, den armen blinden Priester, seine einzige Zuflucht, damit er zwischen ihm und dem Feuerpfuhle das Crucifix ausstreckte. Nun nahm er selbst Weihwasser, er selbst hob die Betttücher oder und die Decken auf, er selbst ließ unter Gestöhn des Schreckens das heilige Wasser auf seinen ganzen Körper rieseln, dann verlangte er das Crucifix, ergriff es mit vollen Händen, küßte es inbrünstig, wobei er ausrief: Herr! Herr! bitte für mich, den größten Sünder, der jemals gelebt hat.

In diesen schrecklichen und verzweifelten Aengsten verfloß der Tag des 9. Während dieses Tages, der nur eine lange Beichte war, verließen ihn weder der Priester, noch seine Töchter. Sein Körper war von dem abscheulichsten Brande befallen, und, lebendig, dünstete die Leiche des Königs einen solchen Geruch aus, daß zwei Bediente erstickt zu Boden sanken, und daß der eine von ihnen starb.

Am 10. Morgens sah man durch das gesprungene Fleisch die Knochen seiner Schenkel; drei andere Bediente wurden ohnmächtig. Der Schrecken verbreitete sich in Versailles. Die ganze Dienerschaft entfloh.

Es gab keine anderen lebendigen Wesen mehr in dem Palaste, als die drei edlen Töchter und den würdigen Priester.

Der ganze Tag des 10. war nur ein Todeskampf; der bereits todte König entschloß sich nicht zu sterben; man hätte sagen können, daß er sich aus dem Bette, dem vorzeitigen Grabe, stürzen wollte. Endlich, um drei Uhr weniger fünf Minuten, richtete er sich aus, streckte die Hände aus, heftete die Augen auf einen Punkt des Zimmers und rief aus:

— Chauvelin! Chauvelin! es sind indessen noch keine zwei Monate verflossen. . . hierauf sank er wieder zurück und starb.

Welche Tugend Gott auch in das Herz der drei Prinzessinnen und des Priesters gelegt hatte, als der König gestorben, hielten sie, wie er, ihr Werk für beendet; außerdem waren alle drei bereits von der Krankheit befallen, welche den König getödtet hatte.

Die Sorge für das Leichenbegängniß wurde dem Oberceremonienmeister überlassen, der alle seine Verfügungen traf, ohne den Palast zu betreten.

Man fand nur die Abtrittsfeier von Versailles, die es wagten, den König in den bleiernen Sarg zu legen, der ihm vorbereitet war; er wurde ohne Balsam, ohne Gewürze, in die Betttücher gewickelt, auf denen er gestorben war, in diese letzte Wohnung gelegt, dann wurde dieser bleierne Sarg in einen hölzernen Sarg gestellt, und das Ganze wurde in die Kapelle getragen.

Am 12. wurde der, welcher Ludwig XV, gewesen war, nach Saint Denis gebracht; der Sarg befand sich auf einem großen Jagdwagen. Eine zweite Kutsche war von dem Herzoge von Ayen und dem Herzoge von Beaumont besetzt; dann kamen in der dritten der Großalmosenier und der Pfarrer von Versailles. Ohngefähr zwanzig Pagen und fünfzig Stallknechte zu Pferde und mit Fackeln bildeten das Gefolge.

Der um acht Uhr Abends von Versailles abgegangene Leichenzug kam um eilf Uhr in Saint Denis an. Die Leiche wurde in die königliche Gruft hinabgebracht, aus welcher sie erst am Tage der Entweihung von Saint Denis hervorgehen sollte, und der Eingang des unterirdischen Gewölbes wurde nicht allein verschlossen, sondern hermetisch verschlossen, damit keine Ausdünstung dieses menschlichen Mistes aus der Wohnung der Todten in den Aufenthalt der Lebenden dränge.

Wir haben den Jubel der Pariser bei dem Tode Ludwigs XIV. erzählt. Dieser Jubel war nicht

minder groß, als sie sich dessen entledigt sahen, dem sie dreißig Jahre zuvor den Beinamen des *Vielgeliebten* gegeben hatten.

Man neckte den Pfarrer von Sankt Genovefa über die Wirksamkeit der Reliquie.

— Ueber was beklagt Ihr Euch denn, sagte er, ist er denn nicht gestorben?

Am folgenden Tage erhielt Madame Du Barry in Rueil einen Verbannungsbefehl,

Sophie Arnould erfuhr zu gleicher Zeit den Tod des Königs und die Verbannung der Madame Du Barry.

— Ach! sagte sie, da sind wir jetzt Waise von Vater und Mutter.

Das war die einzige, auf dem Grabe von dem Enkel Ludwigs XIV. ausgesprochene Leichenrede.

Fünfter Band

Die Frau mit dem Sammet-Halsbande.

I.

Das Arsenal.

Am 4. December 1846, als mein Schiff seit dem Tage zuvor in der Bai von Tunis vor Anker lag, erwachte ich gegen fünf Uhr Morgens mit dem Eindrucke jener unendlichen Schwermuth, welche für einen ganzen Tag das Auge feucht und die Brust beklommen macht.

Dieser Eindruck rührte von einem Traume her.

Ich sprang aus meinem Bette, zog ein Beinkleid an, ging auf das Verdeck hinauf und blickte vor mich und um mich.

Ich hoffte, daß die wundervolle Landschaft, welche sich vor meinen Augen entfaltete, meinen Geist von diesem Tiefsinne befreien würde, der um so hartnäckiger war, als er eine minder wirkliche Ursache hatte.

Ich hatte auf Flintenschußweite den Strand vor mir, der sich von dem Fort de la Goulette bis zum Fort des Arsenaus erstreckte, und nur einen schmalen Durchgang für die Schiffe ließ, welche aus dem Meerbusen in den See fahren wollen. Dieser See mit wie der Himmel, den er widerspiegelt, blauem Wasser, war an gewissen Stellen durch den Flügelschlag einer Schaar von Schwänen ganz bewegt, während auf von Stelle zu Stelle, um die Untiefen anzudeuten, eingerammten Pfählen gleich jenen Vögeln, die man auf den Gräbern anbringt, ein Seerade regungslos saß, der sich plötzlich wie ein Stein in das Wasser stürzte, untertauchte, um seine Beute zu erhaschen, mit einem Fische in dem Schnabel wieder auf die Oberfläche des Wassers zurückkehrte, diesen Fisch verschlang, wieder auf seinen Pfahl stieg, und seine schweigsame Regungslosigkeit wieder annahm, bis daß ein neuer in seinem Bereiche vorüberkommender Fisch seinen Appetit reizte, und über seine Trägheit siegend, ihn von Neuem verschwinden ließ, um nochmals wieder zu erscheinen.

Und während dieser Zeit wurde die Luft von fünf zu fünf Minuten von einem Schwarme von Flamingos gestreift. Ihre purpurrothen Flügel traten auf dem matten Weiß ihres Gefieders hervor, sie bildeten eine viereckige Zeichnung, und glichen einem Kartenspiele, das nur aus Carreau Aß bestand, und auf einer einzigen Linie flog.

An dem Horizonte befand sich Tunis, das heißt eine Masse viereckiger Häuser ohne Fenster und ohne Oeffnungen, die sich weiß wie Kreide amphitheatralisch erhob, und mit einer außerordentlichen Klarheit auf dem Himmel hervortrat. Zur Linken erhoben sich, wie eine unermeßliche mit Zinnen versehene Mauer, *die Bleiberge*, deren Name ihre dunkle Farbe andeutet, zu ihren Füßen erstreckte sich der Marabout und das Dorf der Sidi-Fathallahs, zur

Rechten erblickte man das Grab des heiligen Ludwig und den Platz, auf welchem Carthago stand, zwei der erhabensten Erinnerungen, welche es in der Weltgeschichte gibt. Hinter uns schaukelte sich vor Anker der Montezuma, eine prachtvolle Dampffregatte von vier Hundert und fünfzig Pferdekraft.

Gewiß war hier Stoff vorhanden, um die beschäftigteste Einbildungskraft zu zerstreuen. Bei dem Anblicke aller dieser Reichthümer hätte man sowohl das Gestern, als das Heute und das Morgen vergessen. Aber mein Geist war zehn Jahre weit von da hartnäckig auf einen einzigen Gedanken geheftet, den ein Traum in meinem Geiste gefesselt hatte.

Mein Auge wurde starr. Dieses ganze glänzende Panorama verschwand allmählig in der Unbestimmtheit meines Blickes. Bald sah ich nichts mehr von dem, was bestand. Die Wirklichkeit verschwand; dann erschien in diesem nebeligen Raume wie unter dem Zauberstabe eines Fee ein Salon mit weißem Getäfel, in dessen Hintergrunde, vor einem Piano sitzend, über das ihre Finger nachlässig streiften, sich eine zugleich begeisterte und tief sinnige Frau aufhielt, eine Muse und eine Heilige. Ich erkannte diese Frau, und ich flüsterte, wie als ob sie mich hätte hören können:

— Ich grüße Sie, Marie, voller Huld, mein Geist ist bei Ihnen.

Dann, indem ich nicht mehr versuchte, diesem Engel mit weißen Fittichen zu widerstehen, der mich in die Tage meiner Jugend zurückführte, und der mir gleich einer reizenden Erscheinung diese züchtige Gestalt einer Jungfrau, einer jungen Gattin und Mutter zeigte, ließ ich mich von dem Strome dieses Flusses forttragen, den man das Gedächtniß nennt, und der in die Vergangenheit hinaufgeht, statt nach der Zukunft hinabzugehen.

Nun wurde ich von diesem so selbstsüchtigen, und demzufolge dem Menschen so natürlichen Gefühle ergriffen, das ihn antreibt seinen Gedanken nicht für sich allein zu behalten, den Umfang seiner Empfindungen durch die Mittheilung zu verdoppeln, und in eine andere Seele den süßen oder bitteren Trank auszugießen, der seine Seele erfüllt.

Ich ergriff die Feder und schrieb:

»Am Bord des *Veloce*, im Angesichte Carthagos und Tunis, den 4. December 1846.«

»Madame!«

Indem Sie einen von Carthago und von Tunis datirten Brief öffnen, werden Sie Sich fragen, wer Ihnen von einem solchen Orte aus schreiben kann, und hoffen ein Autograph von Regulus oder von Ludwig den IX. Zu erhalten. Leider! Madame, ist der, welcher von so fern her seine bescheidene Erinnerung zu Ihren Füßen legt, weder ein Held, noch ein Heiliger, und wenn er jemals einige Aehnlichkeit mit dem Bischofe von Hippone hat, dessen Grab er vor drei Tagen besuchte, so kann diese Aehnlichkeit nur auf den ersten Theil von dem Leben des großen Mannes anwendbar sein. Wahr ist es, daß er, wie er, diesen ersten Theil des Lebens durch den zweiten wieder gut machen kann. Aber es ist bereits sehr spät, um Buße zu thun, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird er sterben, wie er gelebt hat, indem er es nicht einmal wagt seine Beichte zurückzulassen, welche im Nothfalle sich erzählen ließe, die aber nicht gut gelesen werden kann.

*Sie haben bereits nach der Unterschrift gesehen, nicht wahr, Madame, und Sie wissen, mit wem Sie zu thun haben; so daß Sie Sich jetzt fragen, wie der Verfasser der **Mousquetaire** und des **Monte-Christo** zwischen diesem prachtvollen See, welcher das Grab eines Stadt ist, und dem armseligen Monumente, welches das Grabmal eines Königs ist, daran gedacht hat Ihnen zu*

schreiben, gerade an Sie, wo er zuweilen ein ganzes Jahr lang in Paris, in der Nähe Ihrer Thüre wohnt, ohne Sie zu besuchen.

Zuvörderst ist Paris Paris, Madame, das heißt eine Art von Strudel, in welchem man das Gedächtniß aller Dinge wie in Mitte des Geräusches verliert, das die Menschen machen, indem sie sich bewegen, und die Erde, indem sie sich dreht. In Paris mache ich es wie die Menschen und wie die Erde; ich bewege mich und ich drehe mich[^] ohne zu rechnen, daß, wenn ich mich weder drehe noch bewege, ich schreibe. Aber dann, Madame, ist es etwas Anderes, und wenn ich schreibe, so bin ich bereits nicht mehr so sehr getrennt von Ihnen, als Sie es meinen, denn Sie sind eine jener seltenen Personen, für welche ich schreibe, und es ist sehr ungewöhnlich, daß, wenn ich ein Kapitel beendige, oder ein Buch, das gelungen ist, mir nicht sage: — Marie Nodier, dieser seltene und liebenswürdige Geist, wird das lesen, — und ich bin stolz, Madame, denn ich hoffe, daß ich, nachdem Sie das gelesen haben, was ich geschrieben, vielleicht noch um einige Linien in Ihrer Ansicht wachsen würde.

Um auf meinen Brief zurückzukommen, Madame, ist soviel gewiß, daß ich heute Nacht von Ihnen geträumt habe, indem ich die hohle See vergaß, welche ein riesenhaftes Dampfschiff schaukelte, das die Regierung mir borgt, und auf welchem ich einem Ihrer Freunde und einem Ihrer Bewunderer Gastfreundschaft gewähre, Boulanger und meinem Sohne, ohne Giraud, Maquet, Chancel und Desbarolles zu rechnen, welche sich unter die Zahl Ihrer Bekanntschaften stellen, so viel ist gewiß, sagte ich, daß ich eingeschlafen bin ohne an Etwas zu denken, und da ich fast in dem Lande von Tausend und Einer Nacht bin, hat ein Genius mich besucht und mich in einen Traum eintreten lassen, von dem Sie die Königin gewesen sind.

Der Ort, an den er mich geführt oder vielmehr zurückgeführt hat, Madame, war weit schöner als ein Palast, weit schöner als ein Königreich; es war dieses liebe und vortreffliche Haus des Arsens zu den Zeiten, seiner Freuden und seines Glückes, als unser inniggeliebter Karl mit alle der Offenherzigkeit der alterthümlichen Gastfreundschaft, und unsere hochgeachtete Marie mit alle der Anmuth der modernen Gastfreundschaft die Honneurs desselben machten.

Ach! Sein Sie überzeugt, Madame, daß ich bei dem Schreiben dieser Zeilen einen sehr tiefen Seufzer entschlüpfen lasse. Diese Zeit ist für mich eine sehr glückliche Zeit gewesen. Ihr liebenswürdiger Witz machte Jedermann geistreich und, ich wage es zu sagen, mich zuweilen mehr als jeden Andern. Sie sehen, daß es ein selbstsüchtiges Gefühl ist, das mich Ihnen nähert. Ich entlieh Ihrer liebenswürdigen Heiterkeit etwas, wie der Kiesel des Dichters Saadi der Rose einen Theil des Wohlgeruches entlieh.

Erinnern Sie Sich des Bogenschützenkostüms Pauls? Erinnern Sie Sich der gelben Schuhe Franzisques Michels? Erinnern Sie Sich meines Sohnes als Auslader? Erinnern Sie Sich dieser Vertiefung, in welcher das Piano stand, und wo Sie Lazzara, diese wundervolle Melodie, sangen, die Sie mir versprochen haben, und die Sie mir, ohne Vorwurf gesagt, niemals gegeben haben?

O! Da ich Ihre Erinnerungen auffordere, so lassen Sie uns noch weiter gehen; erinnern Sie Sich Fontanes und Alfred Johannots, dieser beiden verschleierte Gesichter, welche mitten unter unserem Gelächter immer traurig blieben, denn es liegt in dem Menschen, welche jung sterben sollen, eine dunkle Ahnung des Grabes? Erinnern Sie Sich Taylors, wie er in einem Winkel regungslos, stumm und darüber sinnend saß, auf welcher neuen Reise er Frankreich mit einem Spanischen Gemälde, einem Griechischen Basrelief oder einem Aegyptischen Obelisk bereichern könnte? Erinnern Sie Sich de Vignys, welcher zu jener Zeit vielleicht seine Verklärung ahnete und noch würdigte, sich unter das Getümmel der Menschen zu mischen? Erinnern Sie Sich

Lamartines, wie er vor dem Kamine stand, und die Harmonie seiner schönen Verse bis zu unseren Füßen rollen ließ? Erinnern Sie Sich Hugos, der ihn allein unter uns mit dem Lächeln der Gleichheit auf den Lippen anblickte und zuhörte, wie Eteocles, Polynices anblicken und zuhören mußte, während Madame Hugo wie ermüdet über den Antheil des Ruhmes, den sie trug, halb liegend auf dem Kanapee saß, indem sie mit ihren schönen Haaren spielte.

Dann, mitten unter Alle dem Ihre Mutter, so einfach, so gütig, so sanft; Ihre Tante, Frau von Tercy, so geistreich und so wohlwollend, Dauzats, so phantastisch, so gesprächig, so launig; Barye, so abgesondert in Mitte des Geräusches, daß sein Gedanke immer von seinem Körper zur Aufsuchung eines der sieben Wunder der Welt ausgesandt schien; Boulanger, heute so schwermüthig, morgen so lustig, immer ein so großer Maler, immer ein so großer Dichter, immer ein so guter Freund in seiner Lustigkeit wie in seiner Traurigkeit; dann endlich dieses kleine Mädchen, das zwischen die Dichter, die Maler, die Musiker, die großen Männer, die Leute von Geist und die Gelehrten schlüpfte. Dieses kleine Mädchen, das ich in meine hohle Hand stellte, und das ich Ihnen wie eine kleine Statue von Barre oder von Pradier anbot? O! Mein Gott! Mein Gott! Was ist aus alledem geworden, Madame?

Der Herr hat mit seinem Hauche den Schlußstein des Gewölbes getroffen, und das prachtvolle Gebäude ist eingestürzt, und die, welche es bevölkerten, sind entflohen, und Alles ist öde an dieser selben Stelle, wo Alles lebendig, heiter und blühend war.

Fontenay und Alfred Johannot sind gestorben, Taylor hat auf die Reisen verzichtet, de Vigny hat sich unsichtbar gemacht, Lamartine ist Deputirter, Hugo Pair von Frankreich, und Boulanger, mein Sohn und ich sind in Carthago, von wo aus ich Sie sehe, Madame, indem ich diesen tiefen Seufzer ausstieß, von dem ich Ihnen so eben sprach, und der trotz des Windes, der den erlöschenden Rauch unseres Schiffes wie eine Wolke fortträgt, niemals diese theuren Erinnerungen einholen wird, welche die Zeit mit dunkeln Flügeln schweigend in den grauen Nebel der Vergangenheit fortführt.

O Frühling, Jugend des Jahres! O Jugend, Frühling des Lebens!

Nun denn, da ist die Welt verschwunden, welche mir heute Nacht ein Traum eben so glänzend, eben so sichtbar, aber leider zu gleicher Zeit auch ebenso unfühlbar als diese Atome wiedergegeben hat, welche in einem Sonnenstrahle tanzen, der durch die Spalten eines Ladens in ein dunkles Zimmer fällt.

Und jetzt, Madame, verwundern Sie Sich nicht mehr über diesen Brief, nicht wahr? Die Gegenwart würde ohne Unterlaß scheitern, wenn sie nicht das Gewicht der Hoffnung und das Gegengewicht der Erinnerungen im Gleichgewicht erhielte, und unglücklicher oder vielleicht glücklicher Weise gehöre ich zu denen, bei welchen die Erinnerungen den Sieg über die Hoffnungen davontragen.

Sprechen wir jetzt von etwas Anderem, denn es ist erlaubt, traurig zu sein, aber unter der Bedingung, daß man nicht die Anderen mit seiner Traurigkeit betrübt. Was macht Freund Bonifaz? — Ah! Ich habe vor acht oder zehn Tagen eine Stadt besucht, die ihm gar viele Arbeiten veranlassen würde, wenn er ihren Namen in dem Buche dieses garstigen Wucherers fände, den man Sallust nennt. Diese Stadt ist Constantine, das alte Cyrta, ein auf der Höhe eines Felsens ohne Zweifel von einem phantastischen Thiergeschlechte erbautes Wunder, welches Flügel und Menschenhände hatte, wie Herodot und Levillant, diese beiden großen Reisenden, deren gesehen haben.

Dann sind wir ein wenig nach Utica und viel nach Byzerte gegangen. Giraud hatte in dieser

letzten Stadt das Porträt eines Türkischen Notars, und Boulanger das seines ersten Schreibers gezeichnet. Ich sende sie Ihnen. Madame, damit sie dieselben mit den Notaren und ihren ersten Schreibern von Paris vergleichen können. Ich zweifle, daß der Vortheil auf Seiten dieser letztern bleibt.

Ich bin dort auf der Jagd nach Flamingos und von Schwänen in das Wasser gefallen, ein Unfall, welcher in der, in diesem Augenblicke wahrscheinlicher Weise gefrorenen Seine unangenehme Folgen hätte haben können, der aber in dem See Catos keine andere Unannehmlichkeit gehabt hat, als mich ganz angekleidet ein Bad nehmen zu lassen, und das zum großen Erstaunen Alexaders, Girauds und des Gouverneurs der Stadt, die von der Höhe einer Terrasse unserer Barke mit den Augen folgten, und die ein Ereigniß nicht begreifen konnten, das sie einer Handlung meiner Laune zuschrieben, und das nur aus dem Verlust meines Gleichgewichts entstand.

Ich habe mich wie die Seeraben herausgezogen, von denen ich Ihnen so eben sprach, Madame; wie sie bin ich verschwunden, wie sie bin ich wieder auf das Wasser gekommen, nur hatte ich nicht wie sie einen Fisch in dem Schnabel.

Fünf Minuten nachher dachte ich nicht mehr daran, und ich war trocken wie Herr Valétry, so viele Gefälligkeit hat die Sonne darauf verwandt, mich zu liebkosen.

O! Ich möchte überall hin, wo Sie sind, Madame, einen Strahl dieser schönen Sonne leiten, wäre es auch nur, um vor Ihrem Fenster einen Strauß Vergißmeinnicht aufblühen zu lassen.

Leben Sie wohl, Madame, verzeihen Sie mir diesen langen Brief, ich bin daran nicht gewöhnt, und wie das Kind, das sich verwahrte, die Welt geschaffen zu haben, verspreche ich Ihnen, daß ich es nicht mehr thun werde; warum hat aber auch der Pfortner des Himmels diese Elfenbeinpforte offen gelassen, aus welcher die goldigen Träume herauskommen?

Genehmigen Sie, Madame, die Versicherung meiner ehrerbietigsten Gesinnungen.

Alexander Dumas.«

Ich drücke Julius recht herzlich die Hand.

Warum jetzt dieser ganz vertrauliche Brief? Weil, um meinen Lesern die Geschichte der Frau mit dem Sammet-Halsbande zu erzählen, ich ihnen die Thüren des Arsenal's öffnen mußte; das heißt der Wohnung Karl Nodiers.

Und jetzt, wo diese Thüre mir durch die Hand seiner Tochter geöffnet ist, und wo wir dem zu Folge sicher sind, willkommen zu sein: »Folge mir, wer mich lieb hat.«

II.

Das Arsenal.

An dem äußersten Ende von Paris, indem es die Fortsetzung des Kais der Coelestiner bildet, an die Straße Morland gelehnt und den Fluß überragend, erhebt sich ein großes Gebäude von finsterem und traurigem Ansehen, das Arsenal genannt.

Ein Theil des Bodens, auf welchem sich dieser plumpe Bau erstreckt, hieß, vor dem Auswerfen der Stadtgräben, das Gypsfeld. Eines Tages, als es sich zum Kriege vorbereitete, kaufte Paris dies Feld und ließ auf ihm große Scheuern bauen, um seine Artillerie dort unterzubringen. Gegen das Jahr 1533 bemerkte Franz I., daß es ihm an Kanonen fehlte, und hatte den Einfall, deren gießen zu lassen. Er borgte daher eine dieser Scheuern von seiner guten Stadt Paris, wohlverstanden mit dem Versprechen, sie zurückzugeben, sobald der Guß beendigt sein würde, dann, unter dem Vorwande, die Arbeit zu beschleunigen, borgte er eine zweite, dann eine dritte, immer unter demselben Versprechen; dann, zu Folge des Sprichwortes, welches sagt, daß das, was gut zu nehmen ist, gut zu behalten ist, behielt er ohne Umstände die drei geborgten Scheuern.

Zwanzig Jahre nachher entzündete das Feuer einige zwanzig Tausend Pfund Pulver, welche sich darin eingeschlossen befanden. Die Explosion war schrecklich; Paris zitterte wie Catane an den Tagen zittert, an denen Enceclades sich regt. Steine wurden bis nach dem Ende der Vorstadt Saint Marceau geschleudert; das Rollen dieses schrecklichen Donners erschütterte Melun. Die Häuser der Nachbarschaft schwankten einen Augenblick lang, wie als ob sie trunken wären, dann sanken sie in sich selbst zusammen. Durch diese unerwartete Erschütterung getödtet, starben die Fische in dem Flusse; endlich fielen dreißig durch diesen Flammenorkan aufgehobene Personen in Fetzen zerrissen wieder herab; Hundert und fünfzig wurden verwundet. Woher rührte dieses Unglück? was war die Ursache dieses Unglückes? Man erfuhr es niemals, und weil man es nicht erfuhr, so schrieb man es den Protestanten zu.

Karl IX. ließ die zerstörten Gebäude in einem weit größeren Maßstabe wieder ausführen. Karl IX. war ein großer Bauliebhaber; er ließ das Louvre aufführen, den Brunnen des Innocents von Jean Goujon anfertigen, der, wie Jedermann weiß, dabei durch eine verlorene Kugel getödtet wurde. Der große Künstler und der große Dichter hätte zuverlässig Alles beendigt, wenn Gott, der gewisse Rechenschaften in Bezug auf den 24. August 1572 von ihm zu verlangen hatte, ihn nicht zurückberufen hätte. Seine Nachfolger begannen die Bauten da wieder, wo er sie gelassen hatte, und setzten sie fort. Heinrich III. ließ im Jahre 1584 das Thor aufführen, das sich dem Kai der Coelestiner gegenüber befand; es war mit Säulen in Form von Kanonen versehen, und auf der Marmortafel, die es überragte, las man folgenden Vers von Nicolas Bourbon, den Santeuil um den Preis des Galgens zu erkaufen verlangte:

Aetna haec Henrico vulcania tela ministrat
Tela gigantes debellatura furores.

(Der Aetna fertigt hier die Pfeile an, mit denen Heinrich das Wüthen der Riesen vernichten soll.)

Und in der That, nachdem er die Riesen der Ligue vernichtet, pflanzte Heinrich dort jenen schönen Garten, den man auf den Karten aus der Zeit Ludwigs XIII. sieht, während Sully

dasselbst sein Ministerium einrichtete und die schönen Säle malen und vergolden ließ, welche noch heut zu Tage die Bibliothek des Arsenal's bilden.

Im Jahre 1823 wurde Karl Nodier zu der Direction dieser Bibliothek berufen, und verließ die Straße Choiseul, in welcher er wohnte, um sich in seiner neuen Wohnung einzurichten.

Nodier war ein liebenswürdiger Mann ohne irgend ein Laster, aber voll Fehler, jener reizenden Fehler, welche die Originalität des Mannes von Genie bilden, Verschwender, sorgloser Spaziergänger, Spaziergänger wie Figaro trüg war, mit Wonne.

Nodier wußte so ziemlich Alles, was zu wissen verliehen war; außerdem hatte Nodier das Vorrecht des Mannes von Genie; wenn er nicht wußte, so erfand er, und was er erfand, war bei weitem sinnreicher, bei weitem ausgeschmückter, bei weitem wahrscheinlicher, als die Wirklichkeit.

Außerdem voller Systeme, paradox mit Begeisterung, aber nicht im mindesten von der Welt Propagandist, war Nodier für sich selbst paradox, machte Nodier für sich allein Systeme; so bald seine Systeme angenommen, seine Paradoxen anerkannt, hätte er sie gewechselt, und sich auf der Stelle andere gemacht.

Nodier war der Mann des Terenz, dem nichts Menschliches fremd ist. Er liebte wegen des Glückes zu lieben; er liebte wie die Sonne leuchtet, wie das Wasser murmelt, wie die Blume duftet; Alles was gut war, Alles was schön war, Alles was erhaben war, war ihm sympathisch, selbst in dem Schlechten suchte er das, was Gutes darin lag, wie der Chemiker aus der Giftpflanze, aus dem Gifte selbst eine heilsame Arznei bereitet.

Wie viele Male hatte Nodier geliebt? das wäre ihm unmöglich gewesen sich selbst zu sagen; außerdem verwechselte der große Dichter, der er war, immer den Traum mit der Wirklichkeit. Nodier hatte die Erfindungen seiner Einbildungskraft mit so vieler Liebe gehegt, daß er am Ende an ihr Dasein geglaubt hatte. Für ihn hatten Therese Aubert, die Fee mit den Brosamen, Inés de las Sierra bestanden. Sie waren seine Töchter wie Marie; sie waren die Schwestern Mariens; nur hatte Madame Nodier Nichts zu ihrer Schöpfung beigetragen; wie Jupiter, hatte Nodier alle diese Minerven aus seinem Kopfe entspringen lassen.

Aber es waren nicht allein menschliche Geschöpfe, es waren nicht allein Töchter Evas und Söhne Adams, welche Nodier mit seinem schaffenden Hauche beseelte. Nodier hatte ein Thier erfunden, er hatte es getauft. Dann hatte er es aus eigener Machtvollkommenheit, ohne sich darum zu bekümmern, was Gott dazu sagen würde, mit dem ewigen Leben begabt.

Dieses Thier war der Tarantaleo.

Sie kennen den Tarantaleo nicht, nicht wahr? ich auch nicht; aber Nodier kannte ihn, Nodier wußte ihn auswendig. Er erzählte die Sitten, die Gewohnheiten, die Launen des Tarantaleo. Er hätte uns seine Liebschaften erzählt, wenn er ihn nicht von dem Augenblicke an, wo er bemerkt hatte, daß der Tarantaleo das Prinzip des ewigen Lebens in sich trüge, zum Cölibat verdammt hätte, da die Wiedererzeugung da unnöthig war, wo die Wiederauferstehung besteht.

Wie hatte Nodier den Tarantaleo entdeckt?

Ich will es meinen Lesern sagen.

Mit achtzehn Jahren beschäftigte sich Nodier mit Insectenkunde. Das Leben Nodiers hat sich in sechs verschiedene Abschnitte getheilt:

Zuvörderst trieb er Naturgeschichte: *Die entomologische Bibliothek*;

Dann Sprachkunde: *Das Wörterbuch der Onomatopöie*;

Dann Politik: *Die Napoleonische*;

Dann religiöse Philosophie: *Die Betrachtungen des Klosters*;

Dann schrieb er Gedichte: *Die Versuche eines jungen Barden*;

Dann Romane: *Jean Sbogar*; *Smarra*; *Trilby*; *der Maler von Salzburg*; *Mademoiselle von Marsan*; *Adèle*; *der Vampir*; *der goldene Traum*; *die Jugenderinnerungen*; *der König von Böhmen und seine sieben Schlösser*; *die Phantasien des Doctor Neophobus*, und noch Tausend andere reizende Sachen, welche Sie kennen, welche ich kenne, und deren Namen sich nicht unter meiner Feder wiederfindet.

Nodier war also an dem ersten Abschnitte seiner Arbeiten; Nodier beschäftigte sich mit Insectenkunde; Nodier wohnte auf dem sechsten Stockwerke, — ein Stockwerk höher, als Béranger den Dichter wohnen läßt. — Er stellte Untersuchungen mit dem Mikroskope über die unendlich kleinen Thiere an, und er hatte lange vor Naspail eine ganze Welt von unsichtbarer mikroskopischer Thiere entdeckt. Eines Tages, nachdem er das Wasser, den Wein, den Essig, den Käse, das Brod, kurz alle die Gegenstände der Prüfung unterworfen hatte, an welchen man gewöhnlich Untersuchungen anstellt, nahm er ein wenig feuchten Sand aus der Dachtraufe, und legte ihn in das Gehäuse seines Mikroskops, dann hielt er sein Auge in die Linse.

Nun sah er sich ein seltsames Thier bewegen, das die Gestalt einer Draisine hatte, mit zwei Rädern versehen, welche es rasch bewegte. Hatte es über einen Fluß zu gehen, so dienten ihm seine Räder wie die eines Dampfschiffes; hatte es über einen trockenen Boden zu gehen, so dienten ihm seine Räder wie die eines Cabriolets. Rodler betrachtete es, zeichnete es, zergliederte es so lange, daß er sich plötzlich erinnerte, daß er ein Rendezvous vergaße, und daß er sich davon machte, indem er sein Mikroskop, seine Prise Sand und die Taratantaleo verließ, von der sie die Welt war.

Als Rodler nach Haus zurückkehrte, war es spät; er war ermüdet, legte sich zu Bett und schlief, wie man mit achtzehn Jahren schläft. Erst am folgenden Morgen, als er die Augen aufschlug, dachte er daher auch an seine Prise Sand, an das Mikroskop und an den Taratantaleo.

Ach! während der Nacht war der Sand getrocknet, und der arme Taratantaleo, der ohne Zweifel der Feuchtigkeit bedurfte, um zu leben, war gestorben. Seine kleine Leiche lag auf der Seite, die Räder waren regungslos. Das Dampfschiff ging nicht mehr, die Draisine war angehalten.

Aber obgleich es tobt war, so war das Thier nichts desto weniger eine merkwürdige Abart der Ephemeriden, und eine Leiche verdiente eben so gut aufbewahrt zu werden, als die eines Mammoths oder eines Mastodonte, nur mußte man, wie man begreifen wird, bei weitem größere Vorsichtsmaßregeln treffen, um mit einem Thiere umzugehen, das Hundert Mal kleiner ist, als eine Milbe, als man treffen muß, um ein Thier von der Stelle zu schaffen, das zehn Mal größer als ein Elephant ist,

Nodier brachte daher seine Prise Sand aus dem Gehäuse seines Mikroskops mit Hilfe der Fahne einer Feder in eine kleine Pappschachtel, die bestimmt war, das Grab des Taratantaleo zu werden.

Er nahm sich vor, diese Leiche dem ersten Gelehrten sehen zu lassen, der es wagen würde, seine sechs Stockwerke hinaufzugehen.

Es gibt so viele Dinge, an die man mit achtzehn Jahren denkt, daß es wohl erlaubt ist, die Leiche einer Ephemeride zu vergessen. Nodier vergaß während dreizehn Monaten, einem Jahr

vielleicht die Leiche des Taratantaleo.

Dann fiel ihm eines Tages die Schachtel in die Hand. Er wollte sehen, welche Veränderung ein Jahr auf sein Thier hervorgebracht hätte. Der Himmel war bedeckt; es fiel ein dicker Gewitterregen. Um besser zu sehen, brachte er das Mikroskop an das Fenster, und schüttete den Inhalt der kleinen Schachtel in das Gehäuse.

Die Leiche lag immer noch regungslos auf dem Sande, nur schien die Zeit, welche so viele Gewalt über die Kolosse hat, das unendlich Kleine vergessen zu haben.

Siedler betrachtete also seine Ephemeride, als plötzlich ein von dem Winde gejagter Regentropfen in das Gehäuse des Mikroskops fiel, und die Prise Sand anfeuchtete.

Nun schien es Nodier, daß bei der Berührung dieser belebenden Frische sein Taratantaleo sich wieder belebte, daß er ein Fühlhorn, dann das andere bewegte, daß er eines seiner Räder drehen ließ, daß er seine beiden Räder drehen ließ, daß er seinen Schwerpunkt wieder annahm, daß seine Bewegungen regelmäßig wurden, kurz daß er lebte.

Das Wunder der Wiederauferstehung war nicht nach Verlauf von drei Tagen, sondern nach Verlauf von einem Jahre vollbracht.

Nodier erneuerte dieselbe Probe zehn Male, zehn Male trocknete der Sand und der Taratantaleo starb, zehn Male wurde der Sand angefeuchtet, und zehn Male lebte der Taratantaleo wieder auf.

Es war keine Ephemeride, welche Nodier entdeckt hatte, es war ein Unsterblicher. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sein Taratantaleo die Sündfluth gesehen, und sollte dem jüngsten Gerichte beiwohnen.

Unglücklicher Weise führte eines Tages, als Nodier sich anschickte, vielleicht zum zwanzigsten Male seinen Versuch zu erneuern, ein Windstoß den trockenen Sand, und mit dem Sande die Leiche des phänomenalen Taratantaleo fort.

Nodier nahm gar manche Prise feuchten Sandes von seiner Dachtraufe und anderswo, aber es war vergebens, niemals fand er wieder etwas dem Gleichen, als er verloren hatte; der Taratantaleo war der einzige feiner Art, und, für die Menschen verloren, lebte er nur noch in dem Andenken Nodiers.

Aber dort lebte er auch so, um niemals aus ihm zu verschwinden.

Wir haben von den Fehlern Nodiers gesprochen; sein Hauptfehler war, zum Mindesten in den Augen der Madame Nodier, seine Büchersucht; dieser Fehler, der das Glück Nodiers ausmachte, machte die Verzweiflung seiner Gattin.

Es kam daher, weil alles Geld, das Nodier verdiente, in Büchern aufging, wie oft kehrte Nodier, der ausgegangen war, um zwei bis drei Hundert Franken zu holen, die für die Haushaltung durchaus nothwendig waren, mit einem seltenen Bande, mit einem einzigen Exemplare zurück.

Das Geld war bei Techner oder bei Guillemont geblieben.

Madame Nodier wollte zanken, aber Nodier zog seinen Band aus seiner Tasche, schlug ihn auf, schlug ihn wieder zu, streichelte ihn, und zeigte seiner Frau einen Druckfehler, der die Aechtheit des Buches bewies.

Und das, indem er dabei sagte:

— Bedenke doch, meine liebe Freundin, daß ich drei Hundert Franken wiederfinde, während ein solches Buch, hm! ein solches Buch nirgends zu finden ist, frage nur Pirérecourt.

Pirérécourt war die große Bewunderung Nodiers, der immer das Melodrama verehrt hat. Nodier nannte Pirérécourt den Corneille der Boulevards. Fast alle Morgen kam Pirérécourt, um Nodier einen Besuch abzustatten.

Der Morgen war bei Nodier den Besuchen der Bücherliebhaber gewidmet. Da versammelten sich der Marquis von Ganay, der Marquis von Chateau-Giron, der Marquis von Chalabre, der Graf von Labédoyère, Berard, der Mann der Elzevirs, welcher in seinen müssigen Stunden die Charte von 1830 umarbeitete; der Bibliophile Jakob, der gelehrte Weiß von Besancon, das Universalgenie Peignot von Dijon; endlich die ausländischen Gelehrten, welche gleich nach ihrer Ankunft in Paris sich in diesem Heiligthume, dessen Ruf europäisch war, vorstellen ließen, oder sich allein vorstellten.

Dort berieth man Nodier, das Orakel der Versammlung, dort zeigte man ihm Bücher, dort verlangte man Bemerkungen von ihm; das war seine Lieblingszerstreuung. Was die Gelehrten des Instituts anbetrifft, so kamen sie eben nicht zu diesen Versammlungen; sie sahen Nodier mit Eifersucht. Nodier vereinigte Witz und Poesie mit Gelehrsamkeit, und das ist ein Unrecht, welches die Akademie der Wissenschaften eben so wenig als die französische Akademie verzeiht.

Dann spottete Nodier oft, Nodier biß zuweilen. Eines Tages hatte er *den König von Böhmen und seine sieben Schlösser* geschrieben; dieses Mal war er beißend satirisch gewesen. Man glaubte Nodier für immer mit dem Institute gespannt, durchaus nicht, die Akademie von Tombuktu ließ Nodier in die französische Akademie eintreten.

Man ist sich unter Schwestern etwas schuldig.

Nach zwei oder drei Stunden einer immer leichten Arbeit, nachdem er zehn bis zwölf Seiten Papier von ohngefähr sechs Zoll Höhe und vier Zoll Breite mit einer leserlichen, regelmäßigen Handschrift ohne irgend eine Verbesserung bedeckt hatte, ging Nodier aus.

Sobald er ausgegangen war, streifte Nodier auf das Gerathewohl herum, wobei er nichts desto weniger fast immer die Linie der Kais einschlug, aber über den Fluß hin und herüber ging, je nach der topographischen Lage der Bücherkrämer, dann ging er von den Bücherkrämern in die Läden der Buchhändler, und aus den Läden der Buchhändler in die Werkstätten der Buchbinder. Das kam daher, weil Nodier sich nicht allein auf Bücher, sondern such auf Einbände verstand. Die Meisterstücke von Gaseon unter Ludwig XIII., von Desseuil unter Ludwig XIV., von Padeloub unter Ludwig XV. und von Derome unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. waren ihm so vertraut, daß er sie mit geschlossenen Augen bei der bloßen Berührung erkannte. Nodier war es, der die Buchbinderei wieder aufleben ließ, welche unter der Revolution und dem Kaiserreiche aufhörte, eine Kunst zu sein; er ermutigte, er leitete die Wiederherstellung dieser Kunst, die Thouvenins, die Brodels, die Niedées, die Bozonnets und die Legrands. Thouvenin, der an einem Brustleiden starb, stand von seinem Todtenbette auf, um einen letzten Blick auf die Einbände zu werfen, welche er für Nodier machte.

Die Gänge Nodiers endigten fast immer bei Grozet oder bei Techner, diese beiden durch die Nebenbuhlerschaft uneinigen Schwäger, und zwischen denen sein friedliebender Geist sich ins Mittel gelegt hatte. Dort fand eine Versammlung von Bücherliebhabern statt; dort sprach man von Büchern, von Ausgaben, von Versteigerungen; dort machte man Austausch, dann, sobald Nodier erschien, entstand ein Geschrei, aber sobald er den Mund aufthat, herrschte gänzlich Schweigen. Dann erzählte Nodier, Nodier machte Paradoxen, **de omni reseibili et quibuadam aliis.**

Am Abend nach dem Familienessen arbeitete Nodier gewöhnlich in dem Eßzimmer, zwischen drei in Triangeln gestellten Kerzen, niemals mehr, niemals weniger; wir haben gesagt, auf welches Papier, und mit welcher Handschrift, immer mit Gänsefedern; Nodier hatte einen Abscheu vor den Stahlfedern, wie im Allgemeinen vor allen neuen Erfindungen; das Gas versetzte ihn in Wuth, der Dampf brachte ihn außer sich, er sah das unfehlbare und bevorstehende Ende der Welt in der Zerstörung der Wälder und in der Erschöpfung der Steinkohlenbergwerke. Bei diesen Ereiferungen gegen die Fortschritte der Civilisation war Nodier glänzend an beißendem und vernichtendem Witze.

Gegen halb zehn Uhr Abends ging Nodier aus; dieses Mal schlug er nicht mehr die Linie der Kais, sondern die der Boulevards ein; er trat in das Theater Port Saint Martin, das Ambigue oder zu den Funambulen, in die Funambulen Vorzugsweise. Nodier ist es, der Deburau vergöttert hat; für Nodier gab es nur drei Schauspieler auf der Welt: Deburau, Potier und Talma, Potier und Talma waren gestorben, aber Deburau blieb, und tröstete Rodler über den Verlust der beiden andern.

Nobler hatte den *tollen Ochsen* Hundert Mal gesehen.

Jeden Sonntag frühstückte Nodier bei Pirérécourt. Dort fand er seine Besucher wieder; den Bibliophilen Jakob, König, so lange Nodier nicht da war; Vicekönig, wenn Nodier erschien; den Marquis von Ganay, den Marquis von Chalabre.

Der Marquis von Ganay, ein veränderlicher Kopf, ein launiger Liebhaber, in ein Buch verliebt, wie ein Wüstling aus der Zeit der Regentschaft in eine Frau verliebt war, um es zu besitzen; dann, wenn er es hatte, einen Monat treu, nicht getreu, sondern entzückt, indem er es bei sich trug und seine Freunde anhielt, um es ihnen zu zeigen, es Abends unter sein Kopfkissen legte, und des Nachts erwachend seine Kerze anzündete, um es zu betrachten, aber es niemals las; immer eifersüchtig auf die Bücher Pirérécourts, welche Pirérécourts sich weigerte, ihm, um welchen Preis es auch sein mögte, zu verkaufen, wobei er sich übe seine Weigerung rächte, daß er in der Versteigerung der Frau von Kastellane ein Autograph kaufte, nach welchem Pirérécourt seit zehn Jahren strebte.

— Gleichviel, sagte Pirérécourt wüthend, ich werde es erhalten.

— Was? fragte der Marquis von Ganay.

— Ihr Autograph.

— Und wie das?

— Nach Ihrem Tode, bei Gott!

Und Pirérécourt hätte sein Wort gehalten, wenn der Marquis von Ganay es nicht für angemessen gehalten hätte, Pirérécourt zu überleben.

Was den Marquis von Chalabre anbelangt, so strebte er nur nach einer Sache; das war eine Bibel, welche Niemand hätte, er strebte daher auch eifrig nach ihr.

Er quälte daher auch Nodier so lange, daß Nodier ihm ein einziges Exemplar andeuten mögte, so daß Nodier am Ende noch mehr that, als der Marquis von Chalabre wünschte, und ihm ein Exemplar andeutete, das nicht bestand.

Sogleich begann der Marquis van Chalabre die Aufsuchung dieses Exemplars.

Niemals verwandte Christoph Columbus mehr Eifer darauf, Amerika zu entdecken. Niemals verwandte Vasco de Gama mehr Beharrlichkeit darauf, Indien wieder zu finden, als des Marquis von Chalabre seine Bibel zu verfolgen. Aber Amerika bestand unter dem siebzigsten Grade

nördlicher und unter dem drei und fünfzigsten und vier und fünfzigsten Grade südlicher Breite. Aber Indien lag wirklich diesseits und jenseits des Ganges, während die Bibel des Marquis von Chalabre sich unter keiner Breite befand, auch weder diesseits noch jenseits der Seine lag. Es ging daraus hervor, daß Vasco de Gama Indien wieder auffand, daß Christoph Columbus Amerika entdeckte, aber daß der Marquis vergebens von Norden nach Süden, von Osten nach Westen suchte, und seine Bibel nicht fand.

Je mehr die Bibel unauffindbar war, desto mehr Eifer verwandte der Marquis von Chalabre darauf sie zu

finden. Er hatte 500 Franken dafür geboten; er hatte 1000 Franken, 2000, 4000, 10,000 Franken geboten.

Alle Bibliographen wurden in Bezug auf diese unglückselige Bibel in Bewegung gesetzt. Man schrieb nach Deutschland und nach England. Nichts. Auf eine Anmerkung des Marquis von Chalabre hätte man sich nicht

so viel Mühe gegeben, und man hätte einfach geantwortet: *Sie besteht nicht*. Aber auf eine Bemerkung von Nodier war es etwas Anderes. Wenn Nodier gesagt hatte: die Bibel besteht, so bestand die Bibel unbestreitbar. Der Papst konnte sich irren; aber Nodier war unfehlbar.

Die Nachforschungen dauerten drei Jahre. Jeden Sonntag sagte der Marquis von Chalabre, indem er mit Nodier bei Pirérécourt frühstückte, zu ihm:

— Nun denn! diese Bibel, Mein lieber Karl?

— Nun denn!

— Unauffindbar? -

— **Quaere et invenies**, antwortete Nodier

Und voll neuem Eifer begann der Bücherliebhaber wieder die Aufsuchung, aber fand Nichts.

Endlich brachte nun dem Marquis von Chalabre eine Bibel.

Es war nicht die von Nodier angedeutete Bibel, aber es fand nur der Unterschied eines Jahres in dem Datum statt; sie war nicht in Kehl, sondern in Straßburg gedruckt, es fand nur die Entfernung einer Meile statt; sie

war freilich nicht einzig; aber das zweite Exemplar, das einzige, welches bestand, befand sich auf dem Libanon in einem drusischen Kloster. Der Marquis von Chalabre brachte Nodier die Bibel und fragte ihn um seinen Rath.

— Ah! antwortete Nodier, welcher sah, daß der Marquis seinen Verstand verlieren würde, wenn er keine Bibel hätte, nehmen Sie diese da, mein lieber Freund, da es unmöglich ist, die andere zu finden.

Der Marquis von Chalabre kaufte die Bibel für die Summe von zwei Tausend Franken, ließ sie auf eine glänzende Weise binden und stellte sie in ein besonderes Kästchen.

Als er starb, hinterließ der Marquis von Chalabre seine Bibliothek der Mademoiselle Mars. Mademoiselle Mars, welche nichts weniger als Büchernärrin war, bat Merlin, die Bücher des Verstorbenen zu ordnen und dieselben zu verkaufen. Merlin, der rechtschaffenste Mensch von der Welt, trat eines Tages mit dreißig bis vierzig Tausend Franken Bankbillets in der Hand zu Mademoiselle Mars ein.

Er hatte sie in einer Art von Brieftasche gefunden, die in dem prachtvollen Einbände dieser fast einzigen Bibel angebracht war.

— Warum haben Sie dem armen Marquis von Calabre diesen Streich gespielt, fragte ich

Nodier, Sie, den es so wenig Freude macht, andere Leute zum Besten zu haben.

— Weil er sich zu Grunde richtete, mein Freund, und während der drei Jahre, welche er seine Bibel suchte, an Nichts anderes gedacht bat; nach Verlauf dieser drei Jahre hatte er zwei Tausend Franken ausgegeben; während dieser drei Jahre hätte er fünfzig Tausend ausgegeben.

Jetzt, wo wir unsern vielgeliebten Karl während der Woche und des Sonntags gezeigt haben, wollen wir sagen, was er Sonntags Abends von sechs Uhr bis Mitternacht war.

III.

Das Arsenal.

Wie hatte ich Nodier kennen gelernt?

Wie man Nodier kennen lernte. Er hatte mir einen Dienst erwiesen, — es war im Jahre 1827, — ich hatte so eben *Christine* beendet; ich kannte Niemand in den Ministerien, Niemand bei dem Theater; statt mir eine Hilfe zu sein, um zu der Comédie Francaise zu gelangen, war mir meine Anstellung ein Hinderniß. Ich hatte seit zwei bis drei Tagen folgenden letzten Vers geschrieben, der so sehr ausgepiffen und so sehr beklatscht worden ist.

Eh bien! . . j'en ai pitié, mon père, qu'en l'achève! (Nun denn! . . ich habe Erbarmen mit ihm, mein Vater, man gebe ihm den Gnadenstoß!)

Unter diesen Vers hatte ich das Wort *Ende* geschrieben; es blieb mir nichts mehr übrig, als mein Stück den Herren Komödianten des Königs lesen zu lassen, und von ihnen angenommen oder abgewiesen zu werden.

Unglücklicher Weise war zu jener Zeit die Regierung der Comédie Francaise, wie die Regierung von Venedig, republikanisch, aber aristokratisch, und es gelangte nicht jeder zu den erlauchten Herren des Ausschusses.

Es gab wohl einen Examinator, der damit beauftragt war, die Werke der jungen Leute zu lesen, die noch Nichts gemacht hatten, und die dem zu Folge erst nach der Prüfung ein Recht auf die Vorlesung hatten; aber es bestanden in den dramatischen Sagen so traurige Geschichten von Manuscripten, welche ihre Reihe der Vorlesung während ein bis zwei, und selbst drei Jahren erwarteten, daß ich, mit Dante und mit Milton vertraut, nicht wagte, diesem Vorhimmel die Stirn zu bieten, indem ich zitterte, daß meine arme *Christine* ganz einfach die Zahl der:

Questi sciaurati, che moi non fur vivi
vermehrten möchte.

Ich hatte von Rodler wie als geborenen Beschützer Aller entstehenden Dichter sprechen hören. Ich bat ihn um einige Zeilen, um mich bei dem Baron Taylor einzuführen. Er sandte mir dieselben; acht Tage nachher hatte ich Vorlesung in dem Theater Francais, und ich ward so ziemlich empfangen.

Ich sage so ziemlich, weil sich in *Christine* in Bezug auf die Zeit, in welcher wir lebten, das heißt im Jahre der Gnade 1827, solche literarische Gräßlichkeiten befanden, daß die Herren Hofkomödianten des Königs nicht wagten, mich ohne Weiteres aufzunehmen, und ihre Meinung der des Herrn Picard unterwarfen, den Verfasser *der kleinen Stadt*.

Herr Picard war eines der Orakel der Zeit.

Firmin führte mich zu Herrn Picard. Picard empfing mich in einer Bibliothek, die mit allen Ausgaben seiner Werke besetzt und mit feiner Büste geschmückt war. Er nahm mein Manuscript, gab mir Rendezvous für auf acht Tage und verabschiedete uns.

Nach Verlauf von acht Tagen, Stunde vor Stunde erschien ich an der Thür des Herrn Picard. Herr Picard erwartete mich augenscheinlich; er empfing mich mit dem Lächeln Rigoberts in dem Stücke: *Ein Haus zu verkaufen*.

— Mein Herr, sagte er zu mir, indem er mir mein Manuscript sauber zusammengerollt überreichte, haben Sie irgend einen Erwerbszweig?

Der Eingang war nicht ermuthigend.

— Ja, mein Herr, antwortete ich, ich habe eine kleine Stelle bei dem Herrn Herzoge von Orleans.

— Nun denn! Mein Sohn, äußerte er, indem er mir liebeich mein Manuscript in die Hände drückte und indem er sie zugleich ergriff, gehen Sie auf Ihr Bureau.

Und entzückt, einen Witz gemacht zu haben, rieb er sich die Hände, wobei er mir mit der Geberde andeutete, daß die Audienz beendet wäre.

Ich war nichts desto weniger Nodier einen Dank schuldig. Ich ging nach den Arsenal. Nodier empfing mich, wie Picard mich empfing, auch mit einem Lächeln. . . Aber es gibt Lächeln und Lächeln, wie Molière sagt.

Vielleicht werde ich eines Tages das Lächeln Picards vergessen, aber das Nodiers werde ich niemals vergessen.

Ich wollte Nodier beweisen, daß ich seines Schutzes nicht ganz so unwürdig wäre, als er es nach der Antwort hätte glauben können, die mir Picard gegeben hatte. Ich ließ ihm mein Manuscript zurück. Am folgenden Tag empfing ich einen lebenswürdigen Brief, der mir all meinen Muth wiedergab, und der Mich zu den Abendgesellschaften des Arsenal einlud.

Diese Abendgesellschaften des Arsenal waren etwas Reizendes, etwas, das niemals eine Feder wiederzugeben vermag, Sie fanden Sonntags statt, und begannen in der Wirklichkeit um sechs Uhr.

Um sechs Uhr war der Tisch gedeckt. Es befanden sich dabei die Gäste, welche von der Stiftung des Mittagessens an ihm beigewohnt hatten; Cailleur, Taylor, Francis Wey, den Nodier wie einen Sohn liebte; dann aus Zufall ein oder zwei Eingeladene, dann jeder, wer wollte.

Sobald man einmal in diesen reizenden häuslichen Kreis aufgenommen war, so ging man nach seinem Gefallen zu Nodier zum Mittagessen. Es waren immer zwei bis drei Gedecke gelegt, welche die zufälligen Gäste erwarteten. Wenn diese drei Gedecke unzulänglich waren, so fügte man ein viertes, ein fünftes, ein sechstes hinzu. Wenn man die Tafel verlängern mußte, so verlängerte man sie. Aber wehe dem, der als der Dreizehnte kam. Dieser aß ohne Erbarmen an einem kleinen Tische, es sei denn, daß ein vierzehnter ihn von seiner Strafe erlöste.

Nodier hatte seine Eigenheiten; er zog das Schwarzbrod dem Weißbrode, das Zinn dem Silber, das Talglicht der Wachskerze vor.

Niemand achtete darauf, als Madame Nodier, die ihn nach seiner Art bediente.

Nach Verlauf von ein bis zwei Jahren war ich einer jener vertrauten Freunde, von denen ich so eben sprach. Ich konnte zur Stunde des Mittagessens kommen, ohne mich zu melden; man empfing mich mit Ausrufungen, die mir keinen Zweifel über mein Willkommensein übrig ließen, und man setzte mich bei Tische, oder ich setzte mich bei Tische zwischen Madame Nodier und Marie.

Nach Verlauf einer gewissen Zeit wurde das, was nur eine Thatsache war, ein Recht. Wenn ich zu spät kam, wenn man bei Tische saß, wenn mein Platz genommen war, so machte man dem Gaste, der ihn sich angemaßt, ein Zeichen der Entschuldigung; mein Platz ward mir zurückgegeben, und, meiner Treue, der, den ich vertrieben, mochte sich Hinsetzen, wo er konnte.

Nodier behauptete damals, daß ich darin ein guter Fund für ihn wäre, daß ich ihn entbände zu plaudern. Ader wenn ich ein guter Fund für ihn war, so war ich ein böser für die andern. Nodier war der lebenswürdigste Unterhalter, den es auf der Welt gab. Vergebens verwandte man auf

meine Unterhaltung alles Das, was man auf ein Feuer verwendet, damit es flammt, es zu erwecken, es aufzuschüren, jene Feilspäne hineinzuwurfen, welche die Funken des Geistes wie die der Schmiede sprühen lassen, sie war Witz, sie war Munterkeit, sie war Jugend; aber sie war nicht jene Gutmüthigkeit, jener unaussprechliche Zauber, jene unendliche Anmut, in denen wie in einem gespannten Netze der Vogelfänger Alles, große und kleine Vögel fängt. Es war nicht Nodier.

Es war ein Nothbehelf, mit dem man sich begnügte, sonst Nichts.

Aber zuweilen schmolte ich, zuweilen wollte ich nicht sprechen, und bei meiner Weigerung zu sprechen, mußte Nodier wohl sprechen, da er der Herr vom Hause war; dann hörte Jedermann zu, die kleinen Kinder wie die erwachsenen Personen. Es war zugleich Walter Scott und Perrault, es war der Gelehrte im Streite mit dem Dichter, es war das Gedächtniß im Kampfe mit der Erfindungsgabe. Nodier war dann nicht allein unterhaltend anzuhören, sondern Nodier war auch reizend zu sehen. Sein langer hagerer Körper, seine langen mageren Arme, seine langen bleichen Hände, sein langes bleiches Gesicht voll schwermüthiger Güte, alles das stand in Uebereinstimmung mit seiner ein wenig schleppenden Rede, welche in gewissen von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Tönen ein hochburgundischer Accent modulirte, den Nodier niemals ganz verloren hat. O! Dann war die Erzählung etwas Unerschöpfliches, immer neu, niemals wiederholt. Die Zeit, der Raum, die Geschichte, die Natur waren für Nodier jener Schatz des Fortunatus, aus welchem Peter Schlenuhl immer mit vollen Händen schöpfte. Er hatte alle Welt gekannt, Danton, Charlotte Corday, Gustav den III., Cagliostro, Pius den VI., Katharina die II., Friedrich den Großen, was weiß ich? Wie den Grafen von Saint-Germain und die Tarantaleo, er hatte der Schöpfung der Welt beigewohnt und die Jahrhunderte durchlebt indem er sich umgestaltete. Er hatte sogar über diese Umgestaltung eine höchst sinnreiche Theorie. Nach der Meinung Nodiers waren die Träume nur eine Erinnerung auf einem andern Planeten verflüsselter Tage, eine Rückerinnerung dessen, was ehemals gewesen war. Nach der Meinung Nodiers standen die wunderbarsten Träume mit Thatsachen in Verbindung, welche sich ehemals auf dem Saturn, auf der Venus oder auf dem Merkur zugetragen hatten; die seltsamsten Bilder waren nur der Schatten von Gestalten, welche ihr Andenken in unsere unsterbliche Seele eingepreßt hatten. Als er zum ersten Male das Museum der Fossilien des Jardin-des-Plantes besuchte, hatte er seine Verwunderung darüber ausgedrückt, daß er Thiere wiederfände, welche er vor der Sündfluth des Deucalion und der Pyrrha gesehen hatte, und zuweilen entschloß er sich ihm, zu gestehen, daß er, als er das Streben der Tempelherren nach dem allgemeinen Besitze sah, Jakob Molay den Ruth gegeben hätte, seinen Ehrgeiz zu beherrschen. Es war nicht seine Schuld, wenn Jesus Christus gekreuzigt worden war; er allein unter seinen Zuhörern hatte ihn vor den bösen Absichten gewarnt, welche Pilatus gegen ihn hätte. Es war besonders der ewige Jude, dem Nodier Veranlassung gehabt hatte zu begegnen; das erste Mal in Rom, zur Zeit Gregors des VII., das zweite Mal in Paris, am Vorabend der Sanct Bartholomäusnacht, und das letzte Mal in Vienne in der Dauphine, und über den er die kostbarsten Urkunden hatte. Und in dieser Beziehung verbesserte er einen Irrthum, in welchen die Gelehrten und die Dichter, besonders Edgar Quinet, verfallen waren; es war nicht Ahasverus, welches ein halb griechischer, halb lateinischer Name ist, der sich den Mann mit fünf Sous nennt, es war Isaak Laguedämus; dafür konnte er bürgen, er hatte die Auskünfte aus seinem eigenen Munde. Dann ging er von der Politik, von der Philosophie, von der Sage zu der Naturgeschichte über. O! wie in dieser Wissenschaft Nodier Herodot, Plinius, Marco Polo, Buffon und Lacépède weit hinter sich ließ! er hatte Spinnen

gekannt, neben denen die Spinnen Pellisons nur eine Kinderei war, er hatte Kröten gekannt, neben denen Methusalem nur ein Kind war; endlich hatte er Verbindungen mit Kaimans gehabt, neben welchen die Tarasque nur eine Eidechse war.

Nodier begegnete daher auch jene Zufälle, wie sie nur Männern von Genie begegnen. Als er eines Tages, — es war während seines Aufenthaltes in Steiermark, dem Lande der Granitfelsen und der hundertjährigen Bäume, — Schmetterlinge suchte, stieg er auf einen Baum, um eine Höhlung zu erreichen, welche er erblickte, steckte seine Hand in diese Höhlung, wie er es zu thun gewohnt war, und das ziemlich unvorsichtiger Weise, denn eines Tages zog er aus einer ähnlichen Höhlung seinen Arm mit einer Schlange umwunden zurück, eines Tages also, als er eine Höhlung gefunden hatte, steckte er seine Hand in diese Höhlung, fühlte etwas Weiches und Klebriges, das unter dem Drucke seiner Finger nachgab. Er zog rasch seine Hand zurück und sah nach; zwei Augen funkelten von einem dunklen Feuer in der Tiefe dieser Höhlung. Nodier glaubte an den Teufel; als er daher diese beiden Augen sah, welche nicht übel den glühenden Augen Sharons glichen, wie Dante sagt, fing Nodier damit an zu entfliehen; dann überlegte er, besann sich eines Andern, nahm ein Hackbeil, und indem er die Tiefe des Loches maß, begann er eine Oeffnung an der Stelle zu machen, wo er vermuthete, daß sich dieser unbekanntes Gegenstand befinden müßte. Bei dem fünften oder sechsten Hiebe des Beiles, den er that, floß Blut aus dem Baume, gerade wie es unter dem Schwerdte Tancreds in dem bezauberten Walde Tassos floß. Aber es war keine schöne Kriegerin, welche ihm erschien, es war eine ungeheure, in dem Baume eingesperrte Kröte, wohin sie ohne Zweifel von dem Winde fortgeführt worden war, als sie die Größe einer Biene hatte. Seit wie langer Zeit befand sie sich da? Seit zwei Hundert, drei Hundert, fünf Hundert Jahren vielleicht. Sie war fünf Zoll lang und drei Zoll breit.

Ein anderes Mal, es war in der Normandie, zu der Zeit, wo er mit Taylor die pittoreske Reise durch Frankreich machte, trat er in eine Kirche; an einem Gewölbe dieser Kirche hingen eine riesenhafte Spinne und eine ungeheure Kröte. Er wandte sich an einen Landmann, um ihn um Auskunft über dieses seltsame Paar zu bitten.

Und hier ist das, was der alte Landmann ihm erzählte, nachdem er ihn an eine der Steinplatten der Kirche geführt hatte, auf welcher ein in seiner Rüstung liegender Ritter ausgehauen war.

Dieser Ritter war ein ehemaliger Baron, der in der Gegend so schlimme Erinnerungen zurückgelassen hatte, daß die kühnsten sich abwandten, um nicht den Fuß auf sein Grab zu setzen, und das nicht aus Ehrerbietung, sondern aus Schrecken. Ueber diesem Grabe sollte in Folge eines von diesem Ritter auf seinem Todtenbette gemachten Gelübdes Tag und Nacht eine Lampe brennen, da von dem Verstorbenen eine fromme Stiftung gemacht worden war, welche diese Kosten und noch weit darüber bestritt.

Eines Tages, oder vielmehr in einer Nacht, während welcher der Pfarrer zufälliger Weise nicht schlief, sah er von dem Fenster seines Zimmers aus, welches auf die der Kirche ging, die Lampe erbleichen und erlöschen. Er schrieb die Sache einem Zufalle zu, und achtete in dieser Nacht nicht weiter darauf.

Als er aber in der folgenden Nacht gegen zwei Uhr Morgens erwachte, fiel es ihm ein, sich zu überzeugen, ob die Lampe brenne. Er verließ sein Bett, ging an das Fenster und überzeugte sich mit seinen Augen, daß die Kirche in die tiefste Dunkelheit versenkt war.

Dieses in acht und vierzig Stunden zwei Male wiederholte Ereigniß nahm eine gewisse Bedenklichkeit an. Am folgenden Morgen ließ der Pfarrer mit Tagesanbruche den Kirchendiener kommen, und beschuldigte ihn ganz einfach, das Oel in seinen Salat, statt in die Lampe

geschüttet zu haben. Der Kirchendiener schwor bei allen Heiligen, daß dem nicht so wäre; daß er seit fünfzehn Jahren, welche er die Ehre hätte Kirchendiener zu sein, täglich gewissenhafter Weise die Lampe fülle, und daß es ein Streich dieses bösen Ritters sein müßte, welcher, nachdem er die Lebendigen während seines Lebens geplagt, drei Hundert Jahre nach seinem Tode von Neuem anfangen sie zu plagen. Ursache, als alle die, welche man sich vorstellen konnte, vielleicht eine übernatürliche Ursache. Der Pfarrer beschloß, diese Ursache kennen zu lernen, welches sie auch sein möchte.

Der Pfarrer erklärte, daß er den Worten des Kirchendieners vollkommen traue, aber daß er nichts desto weniger wünschte, am Abend der Füllung der Lampe beizuwohnen; dem zu Folge wurde mit einbrechender Nacht in Gegenwart des Pfarrers das Oehl in die Lampe gegossen und sie angezündet; als die Lampe angezündet war, verschloß der Pfarrer selbst die Kirchenthür, steckte den Schlüssel in seiner Tasche, und zog sich in seine Wohnung zurück.

Hierauf nahm er sein Brevier, machte es sich an seinem Fenster in einem großen Sessel bequem, und die Augen abwechselnd auf das Buch und auf die Kirche geheftet, wartete er.

Gegen Mitternacht sah er das Licht, welches die Scheiben erleuchtete, abnehmen, erbleichen und erlöschen.

Dieses Mal war eine fremde, geheime, unerklärliche Ursache vorhanden, an welcher der arme Kirchendiener keinen Antheil haben konnte.

Einen Augenblick lang meinte der Pfarrer, daß sich Diebe in die Kirche schlichen und das Oel stahlen. Aber wenn man annahm, daß der Frevel von Dieben begangen wäre, so waren es sehr rechtschaffene Schelme, sich darauf zu beschränken, das Oel zu stehlen, wenn sie die heiligen Gefäße verschonten.

Es waren also keine Diebe; es war also eine andere Ursache, als alle die, welche man sich vorstellen konnte, vielleicht eine übernatürliche Ursache. Der Pfarrer beschloß, diese Ursache kennen zu lernen, welches sie auch sein möchte.

Am folgenden Abend goß er selbst das Oel ein, um sich fest zu überzeugen, daß er nicht durch ein Taschenspielerkunststück hintergangen wäre; dann, statt die Kirche zu verlassen, wie er es am Tage zuvor gethan hatte, versteckte er sich in einem Beichtstuhle.

Die Stunden verflossen, die Lampe leuchtete, mit einem ruhigen und bleichen Scheine; es schlug Mitternacht. . .

Der Pfarrer glaubte ein leises Geräusch gleich dem, eines Steines zu hören, der von der Stelle gebückt wird; dann sah er Etwas wie den Schatten eines Thieres mit riesenhaften Füßen, welcher Schatten an einem Pfeiler hinaufstieg, längs eines Gesimses hinlief, einen Augenblick lang an dem Gewölbe erschien, längs des Seiles hinabging, und einen Halt auf der Lampe machte, welche anfangen zu erbleichen, flatterte und erlosch.

Der Pfarrer befand sich in der tiefsten Dunkelheit. Er sah ein, daß das eine Erfahrung wäre, die er erneuern müßte, indem er sich dem Orte näherte, wo sich der Auftritt zutrug.

Nichts war leichter; statt sich in den Beichtstuhl zu setzen, welcher sich in dem von der Lampe entgegengesetzten Theile der Kirche befand, hatte er sich nur in dem Beichtstuhle zu verstecken, der sich nur einige Schritte weit von ihr befand.

Alles wurde daher am folgenden Tage, wie am Tage zuvor gemacht; nur wechselte der Pfarrer den Beichtstuhl und versah sich mit einer Blendlaterne.

Bis Mitternacht herrschte dieselbe Ruhe, dasselbe Schweigen, dieselbe Rechtschaffenheit der

Lampe, ihren Dienst zu versehen. Aber bei dem letzten Schlage der Mitternachtsstunde entstand dasselbe Knistern wie am Tage zuvor. Nur, da das Knistern vier Schritte weil von dem Beichtstuhle entstand, konnten die Augen des Pfarrers sich unmittelbar aus die Stelle heften, von woher das Geräusch kam.

Es war das Grab des Ritters, welches krachte.

Hierauf erhob sich langsam die ausgehauene Steinplatte, welche das Grab bedeckte, und aus der Oeffnung des Grabes sah der Pfarrer eine Spinne von der Größe eines Pudels, mit sechs Zoll langen Haaren und eine Elle langen Füßen herauskommen, welche ohne Verzug, ohne Zögern, ohne einen Weg zu suchen, von dem man sah, daß er ihr nicht vertraut wäre, den Pfeiler zu erklimmen, auf dem Gesimse hinzulaufen, längs des Seiles sich herabzulassen, und dort angelangt das Oel der Lampe zu trinken begann, welche erlosch.

Aber nun nahm der Pfarrer seine Zuflucht zu seiner Laterne, deren Strahlen er auf das Grab richtete.

Nun bemerkte er, daß der Gegenstand, welcher es offen hielt, eine Kröte von der Größe einer Meerschildkröte war, welche, indem sie sich aufblähte, den Stein aufhob und die Spinne herausließ, welche auf der Stelle das Oel einsog, das sie mit ihrer Gefährtin zu theilen zurückkehrte.

Beide lebten auf diese Weise seit Jahrhunderten in diesem Grabe, in welchem sie wahrscheinlicher Weise noch heut zu Tage wohnen würden, wenn nicht ein Zufall dem Pfarrer die Anwesenheit irgend eines Diebes in der Kirche geoffenbart hätte.

Am folgenden Tage hatte der Pfarrer bewaffnete Macht gefordert; man hatte den Grabstein aufgehoben und das Insect und die Kröte getödtet, deren Leichen an die Decke genagelt waren, und dieses außerordentliche Ereigniß bestätigte.

Außerdem war der Landmann, welcher Nodier die Sache erzählte, einer von denen, welche von dem Pfarrer

berufen worden waren, die beiden Kostgänger in dem Grabe des Ritters zu bekämpfen, und da er besonders über die Kröte hergefallen war, so hatte ein Tropfen Blut des unreinen Thieres, welcher auf sein Augenlid gespritzt war, ihn beinahe wie Tobias blind gemacht.

Er war mit dem Verlust eines Auges davon gekommen.

IV.

Das Arsenal.

Für Nodier beschränkten sich die Geschichten von Kröten nicht darauf; es lag etwas Geheimnißvolles in der langen Lebensdauer dieses Thieres, was der Einbildungskraft Nodiers gefiel. Er wußte daher auch alle Geschichten von hundertjährigen oder tausendjährigen Kröten; alle in Steinen oder in Baumstämmen entdeckten Kröten, von der im Jahre 1756 von dem Bildhauer Leprince in Eretteville in Mitte eines harten Steines, in welchem sie eingesperrt war, gefundenen Kröte an, bis zu der im Jahre 1771 von Hérissant in ein Kästchen von Gyps eingeschlossenen Kröte, welche derselbe im Jahre 1774 vollkommen lebendig wiederfand, waren ihm bekannt. Wenn, man Nodier fragte, wovon die unglücklichen Gefangenen lebten, so antwortete er: — Sie verschlingen ihre Haut. Er hatte eine Stutzerkröte studirt, welche sechs Male in einem Winter eine neue Haut bekommen, und die sechs Male die alte verzehrt hatte. Was die anbetrifft, welche sich in Steinen der Urwelt seit der Schöpfung befanden, wie die Kröte, welche man in dem Steinbruche von Bourswick in Gothland fand, so schien die gänzliche Unthätigkeit, in der sie genöthigt gewesen waren zu bleiben, der Stillstand des Lebens in einer Temperatur, welche keine Auflösung zuließ, und die den Ersatz irgend eines Verlustes nicht nöthig machte, die Feuchtigkeit des Ortes, welche die des Thieres unterhielt, und die seine Zerstörung durch die Austrocknung verhinderte, alles das schienen Nodier hinreichende Gründe zu einer Ueberzeugung, in welcher eben so viel Glauben, als Wissenschaft lag.

Außerdem hatte Nodier, wie wir gesagt haben, eine gewisse natürliche Demuth, eine gewisse Neigung, sich selbst klein zu machen, die nun zu dem Kleinen und Demüthigen hinzog, Nodier, der Bücherliebhaber, fand unter den Büchern unbekannte Meisterwerke, die er aus dem Grabe der Bibliotheken hervorzog; Nodier, der Menschenfreund, fand unter den Lebendigen unbekannte Dichter, die er bekannt machte und die er zu der Berühmtheit führte; jede Ungerechtigkeit, jede Unterdrückung empörte ihn, und nach seiner Meinung unterdrückte man die Kröte, man war ungerecht gegen sie, man kannte die Tugenden der Kröte nicht, oder man wollte sie nicht kennen lernen. Die Kröte war ein guter Freund, Nodier hatte es bereits durch die Verbindung der Kröte und der Spinne bewiesen, und im Nothfalle bewies er es zwei Male, indem er eine andere, nicht minder phantastische Geschichte, als die erste, von einer Kröte und einer Eidechse erzählte: — die Kröte war also nicht allein ein guter Freund, sondern auch noch ein guter Vater und ein guter Gatte. Indem sie ihre Frau selbst entbindet, hatte sie den Gatten die erste Lehre ehelicher Liebe gegeben; indem sie die Eier ihrer Familie um ihre Hinterpfoten wickelt oder sie auf ihrem Rücken trägt, hatte die Kröte den Familienhäuptern die erste Lehre der Vaterschaft gegeben, was diesen Geifer anbelangt, den die Kröte verbreitet oder selbst spritzt, wenn man sie quält, so versicherte Nodier, daß sie die unschuldigste Substanz wäre, die es auf der Welt gäbe, und er zog sie dem Geifer gar vieler Kritiker seiner Bekanntschaft vor.

Deshalb waren diese Kritiker nicht etwa gleich den Andern bei ihm empfangen, sondern sie wurden sogar gut empfangen; aber allmählig zogen sie sich von selbst zurück; sie fühlten sich nicht behaglich in Mitte dieses Wohlwollens, was die natürliche Atmosphäre des Arsenal war, und welche der Spott nur durchzog, wie der Leuchtkäfer in jenen schönen Nächten von Nizza und Florenz vorüberzieht, das heißt, um einen Schein zu werfen und sogleich zu erlöschen.

So gelangte man an das Ende eines reizenden Mittagessens, bei welchem alle Vorfälle,

ausgenommen das Umwerfen des Salzes, ausgenommen ein auf die Rückseite gelegtes Brod, von der philosophischen Seite aufgenommen wurden, dann reichte man den Kaffee bei Tische. Nodier war im Grunde Sybarit, er schätzte vollkommen jene Empfindung gänzlicher Sinnlichkeit, welche keine Bewegung, keine Ortsveränderung, keine Störung zwischen dem Nachtsche und der Krone des Nachtsches verursacht. Während dieses Momentes asiatischer Wonne stand Madame Nodier auf, und ließ den Salon erleuchten. Ich, der ich keinen Kaffee trank, begleitete sie oft. Meine lange Gestalt war ihr von großem Nutzen, um die Kronleuchter anzuzünden, ohne auf die Stühle zu steigen.

Dann erleuchtete sich der Salon, denn vor dem Mittagessen und an den gewöhnlichen Tagen war man immer nur in dem Schlafzimmer der Madame Nodier empfangen, dann erleuchtete sich der Salon und erhellte das weiß angestrichene mit Friesen aus der Zeit Ludwigs XV. geschmücktem Getäfel, ein höchst einfaches Ameublement, das aus zwölf Sesseln und einem Kanapee von rothem Kasimir bestand. Fenstervorhänge von derselben Farbe, einer Büste Hugos, einer Statue Heinrichs IV., einem Porträt Nodiers und einer Alpenlandschaft von Regnier.

Fünf Minuten nach seiner Erleuchtung traten die Gäste in diesen Salon, in dem Nodier entweder auf den Arm Daugatz, oder auf den Arm Bixios, oder auf den Arm Francis Wey's oder auf den meinigen gestützt, als der Letzte kam, Nodier, der immer seufzte und sich beklagte, wie als ob er nur den Hauch gehabt hätte; nun streckte er sich in einen großen Sessel zur Rechten des Kamines aus, die Beine ausgestreckt, die Arme herabhängend, oder er stellte sich, die Waden nach dem Feuer, den Rücken nach dem Spiegel gewandt, vor das Gesims. Wenn er sich in den Sessel ausstreckte, so war Alles vorüber; in diesen Augenblick der Behaglichkeit versunken, die der Kaffee verleiht, wollte Nodier als Selbstsüchtiger sich selbst genießen, und schweigend dem Traume seines Geistes folgen. Wenn er sich an das Gesims lehnte, so war es etwas anderes; dann wollte er erzählen, dann schwieg Jedermann, dann entfaltete sich eine jener reizenden Geschichten seiner Jugend, welche ein Roman von Longus, ein Idylle Theocrits, oder irgend ein trauriges Drama der Revolution schien, von dem immer ein Schlachtfeld der Vendée oder der Revolutionsplatz der Schauplatz waren, oder endlich irgend eine heimliche Verschwörung von Cadoubal oder von Oudet, von Staps oder von Lahorie; dann schwiegen die, welche eintraten, grüßten mit der Hand, setzten sich in einen Sessel oder lehnten sich an die Wand, dann endigte die Geschichte, wie Alles endet. Man klatschte nicht Beifall, nicht mehr als man dem Murmeln eines Flusses, dem Gesange eines Vogels Beifall klatscht; aber wenn das Murmeln erloschen, aber wenn der Gesang erstorben, horchte man noch; dann setzte sich Marie ohne etwas zu sagen an ihr Piano, und plötzlich erhob sich ein glänzendes Feuer von Noten in die Lüfte, wie das Vorspiel eines Feuerwerkes; dann setzten sich die in die Ecken verwiesenen Spieler an Tische und spielten.

Nodier hatte lange Zeit nur à la Bataille gespielt, das war sein Lieblingsspiel, und er behauptete, daß er sehr stark darin wäre; endlich hatte er dem Jahrhunderte eine Bewilligung gemacht, und er spielte Eccarté.

Dann sang Marie von ihr in Musik gesetzte Worte von Hugo, von Lamartine oder von mir; dann hörte man unter diesen reizenden, immer zu kurzen Melodien plötzlich das Vorspiel eines Contre-Tanzes erschallen, jeder Tänzer eilte zu seiner Tänzerin, und der Ball begann.

Ein reizender Ball, zu dem Marie alle Musik machte, indem sie in Mitte der flüchtigen von ihren Fingern auf den Tasten des Pianos gemachten Triller denen ein Wort zuwarf, welche sich ihr bei jedem Traverse, bei jeder Chaine-des-Dames, bei jedem Chassé-Croisé näherten. Von

diesem Augenblicke an verschwand Nodier, gänzlich vergessen, denn er war keiner jener herrschsüchtigen und brummigen Hausherren, deren Gegenwart man fühlt, und deren Herannahen man erräth. Er war der Wirth des Alterthumes, der zur Seite tritt, um dem Platz zu machen, den er empfängt, und der sich begnügt artig, schwach, fast weiblich zu sein.

Außerdem verschwand Nodier bald gänzlich, nachdem er ein wenig verschwunden war. Nodier legte sich frühzeitig zu Bett, oder vielmehr brachte man Nodier frühzeitig zu Bett. Es war Madame Nodier, welche diese Sorge übernommen hatte. Im Winter verließ sie zuerst den Salon, dann sah man zuweilen, wenn es keine Kohlen in der Küche gab, eine Wärmepfanne vorüber kommen, sich füllen und in das Schlafzimmer gehen. Nodier folgte der Wärmepfanne und Alles war damit abgemacht.

Zehn Minuten nachher kehrte Madame Nodier zurück. Nodier lag zu Bett und schlief unter den Melodien seiner Tochter und dem Geräusche und dem Gelächter der Tänzer ein.

Eines Tages fanden wir Nodier noch bei Weitem bescheidener, als gewöhnlich. Dieses Mal war er verlegen, beschämt. Wir fragten ihn voll Besorgnis, was er hätte.

Nodier war zum Akademiker ernannt worden. Er machte Hugo und mir seine sehr bescheidenen Entschuldigungen.

Aber es war nicht seine Schuld, die Akademie hatte ihn in dem Augenblicke ernannt, wo er es am wenigsten erwartete.

Das kam daher, daß Nodier, für sich allein eben so gelehrt, als alle Akademiker mit einander, das Wörterbuch der Akademie Stein vor Stein zerstörte; er erzählte, daß der mit dem Artikel *Krebs* beauftragte Unsterbliche ihm eines Tages diesen Artikel gezeigt hätte, indem er ihn fragte, was er dazu meinte.

Der Artikel war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

»Krebs, kleiner rother Fisch, der rückwärts geht.«

— Es befindet sich nur ein Irrthum in Ihrer Erklärung, antwortete Nodier, nämlich, daß der Krebs kein Fisch ist, daß der Krebs nicht roth ist, daß der Krebs nicht rückwärts geht; das übrige ist vollkommen.

Ich vergesse zu sagen, daß während alle dem Marie Nodier sich verheirathete und Madame Menessier geworden war, aber diese Verheirathung hatte durchaus Nichts in dem Leben des Arsens geändert. Julius war ein Freund von uns allen; man sah ihn seit langer Zeit in das Haus kommen; er wohnte darin, statt dahin zu kommen, das war Alles.

Ich irre mich, es war ein großes Opfer gebracht worden, Nodier verkaufte seine Bibliothek; Nodier liebte seine Bücher, aber er vergötterte Marie.

Wir müssen auch sagen, daß Niemand so den Ruf eines Buches zu machen verstand, wie Nodier. Wollte er ein Buch verkaufen oder verkaufen lassen, so pries er es durch einen Artikel; mit dem, was er darin entdeckte, machte er aus ihm ein einziges Exemplar. Ich erinnere mich der Geschichte eines Bandes unter dem Titel der *Zombi du grand Perou*, von dem Nodier behauptete, daß es in den Colonien gedruckt wäre, und von dem er die Ausgabe aus eigener Machtvollkommenheit zerstörte; das Buch war fünf Franken werth, es stieg auf Hundert Thaler.

Vier Mal verkaufte Nodier seine Bücher, oder er behielt immer einen gewissen Grund, einen kostbaren Kern, mit Hilfe dessen er nach Verlauf von zwei bis drei Jahren seine Bibliothek wieder hergestellt hatte.

Eines Tages wurden alle diese reizenden Feste unterbrochen. Seit ein bis zwei Monaten war

Nodier leidender, klagender. Da man es übrigens gewohnt war, Nodier klagen zu hören, so achtete man eben nicht sehr auf seine Klagen. Das kam daher, daß es bei dem Charakter Nodiers ziemlich schwer war, das wirkliche Uebel von den eingebildeten Leiden zu trennen. Dieses Mal wurde er in, dessen sichtlich schwächer. Er streifte nicht mehr auf den Kais herum, er machte keine Spaziergänge auf den Boulevards mehr, nur ging er noch langsam, wenn ein letzter Strahl der Herbstsonne von dem grauen Himmel fiel, nach Saint Mandé.

Das Ziel bei Spazierganges war eine elende Schenke, in welcher in den schönen Tagen seiner guten Gesundheit sich Nodier mit Schwarzbrod regalirte; auf seinen Gängen begleitete ihn gewöhnlich die ganze Familie, mit Ausnahme Julius, der auf seinem Bureau zurückgehalten war. Es war Madame Nodier, es war Marie, es waren die beiden Kinder Karl und Georgette, Alle wollten den Gatten, den Vater und den Großvater nicht mehr verlassen. Man fühlte, daß man nur noch kurze Zeit mit ihm zusammen zu bleiben hätte, und man benutzte sie.

Bis auf den letzten Augenblick bestand Nodier auf Erhaltung des Sonntages; dann endlich bemerkte man, daß der Kranke von seinem Zimmer aus das Geräusch und das Treiben nicht mehr ertragen konnte, das in dem Salon stattfand. Eines Tages meldete uns Marie traurig, daß das Arsenal am folgenden Sonntage geschlossen sein würde; dann sagte sie leise zu den Vertrauten: Kommen Sie, wir werden plaudern.

Endlich wurde Nodier bettlägerig, um nicht wieder aufzustehen.

Ich besuchte ihn.

— O! mein lieber Dumas, sagte er zu mir, indem er mir so weit, als er mich erblickte, die Arme entgegen streckte, zu der Zeit, wo ich mich wohl befand, hatten Sie an mir nur einen Freund; seitdem ich krank bin, haben Sie an mir einen dankbaren Mann. Ich kann nicht mehr arbeiten, aber ich kann noch lesen, und wie Sie sehen, lese ich Sie, und wenn ich ermüdet bin, so rufe ich meine Tochter, und meine Tochter liest Sie.

Und Nodier zeigte mir in der That meine auf seinen Bette und auf seinem Tische zerstreuten Bücher.

Das war einer meiner Momente wirklichen Stolzes. Von der Welt abgesondert las Nodier, der nicht mehr arbeiten konnte, Nodier, dieser unermeßliche Verstand, der Alles wußte, las Nodier mich, und belustigte sich, indem er mich las.

Ich ergriff ihn bei den Händen, ich hätte sie küssen mögen, so sehr fühlte ich die Dankbarkeit.

Auch ich hatte am Tage zuvor Etwas von ihm gelesen, einen kleinen Band, der so eben in zwei Lieferungen der *Revue des deux Mondes* erschienen war.

Es war *Ines de las Sieras*.

Ich war erstaunt. Dieser Roman, eines der letzten Werke, welche Karl herausgab, war so frisch, so blühend, daß man hätte glauben können, es sei eine Arbeit seiner Jugend, welche Nodier wieder aufgefunden und an dem andern Horizonte seines Lebens herausgegeben hätte.

Diese Geschichte der Ines war eine Geschichte von Erscheinungen, von Gespenstern, von Phantomen, nur, ganz phantastisch während des ersten Theiles, hörte sie auf, es in dem zweiten zu sein; das Ende erklärte dm Anfang.

O! über diese Erklärung beklagte ich mich bitterlich bei Nodier.

— Es ist wahr, sagte er zu mir, ich habe Unrecht qehabt, aber ich habe eine andere; diese werde ich nicht verderben, sein Sie unbesorgt

— Das lasse ich mir gefallen. Und wann werden Sie Sich an dieses Werk machen?

Nodier ergriff mich bei der Hand.

— Diese werde ich nicht verderben, weil ich sie nicht schreiben werde, sagte er.

— Und wer wird sie schreiben?

— Sie.

— Wie! ich, mein guter Karl? aber ich kenne Ihre Geschichte nicht.

— Ich werde sie Ihnen erzählen. O! diese sparte ich für mich auf, oder vielmehr für Sie.

— Mein guter Karl, Sie werden sie erzählen, Sie werden sie schreiben, Sie werden sie drucken lassen.

Nodier schüttelte den Kopf.

— Ich will sie Ihnen erzählen, äußerte er, Sie werden sie mir zurückgeben, wenn ich wieder gesund werde.

— Warten Sie meinen nächsten Besuch ab; wir haben Zeit.

— Mein Freund, ich mögte Ihnen das sagen, was ich einem Gläubiger sagte, als ich ihm eine Abschlagszahlung gab: — Nehmen Sie immerhin.

Und er begann.

Nodier hatte niemals auf eine so reizende Weise erzählt.

O! wenn ich eine Feder, wenn ich Papier gehabt, wenn ich so schnell als die Sprache hatte schreiben können!

Die Geschichte war lang, ich blieb zum Mittagessen.

Nach dem Mittagessen war Nodier eingeschlafen. Ich verließ das Arsenal, ohne ihn wieder zu sehen.

Ich sah ihn nicht mehr wieder.

Nodier, von dem man glaubte, daß er sich so leicht beklagte, hatte im Gegentheile seiner Familie seine Leiden bis zum letzten Augenblicke verhehlt. Als er die Wunde aufdeckte, erkannte man, daß die Wunde tödtlich war.

Nodier war nicht allein Christ, sondern auch noch guter und wahrer Katholik. Er hatte sich von Marie versprechen lassen, ihm einen Priester zu besorgen, sobald die Stunde dazu gekommen wäre. Die Stunde war gekommen, Marie ließ den Pfarrer von Sanct Paul holen.

Nodier beichtete. Armer Nodier! es mußte gar viele Sünden in seinem Leben geben, aber zuverlässig war nicht ein Vergehen darin. Als die Beichte beendet, trat die ganze Familie ein.

Nodier lag in einem dunklen Alkoven, von wo aus er die Arme über seine Frau, über seine Tochter und über seine Enkel ausstreckte.

Hinter der Familie befand sich die Dienerschaft.

Hinter der Dienerschaft die Bibliothek, das heißt jene Freunde, die sich niemals ändern, — die Bücher.

Der Pfarrer verrichtete mit lauter Stimme die Gebete, auf welche Nodier gleichfalls mit lauter Stimme wie ein Mann antwortete, der mit der christlichen Liturgie vertraut ist. Dann, als die Gebete beendet, umarmten Jedermann, beruhigte Jeden über seinen Zustand, und versicherte, daß er noch Leben für ein bis zwei Tage fühlte, besonders wenn man ihn während einiger Stunden schlafen ließe.

Man ließ Nodier allein und er schlief fünf Stunden.

Am 26. Januar Abends, das heißt, am Tage vor seinem Tode, nahm das Fieber zu und brachte

ein wenig Phantasmen hervor; gegen Mitternacht erkannte er Niemand mehr, sein Mund sprach Worte ohne Zusammenhang aus, unter denen man die Namen Tacitus und Fenelon unterschied.

Gegen zwei Uhr begann der, Tod an die Thür zu klopfen. Nodier wurde von einer heftigen Krisis geschüttelt, seine Tochter war über sein Kopfkissen geneigt, und reichte ihm eine Tasse mit einem beruhigenden Tranke; er schlug die Augen auf, blickte Marie an und erkannte sie an ihren Thronen; nun nahm er die Tasse aus ihren Händen und trank den Inhalt derselben begierig aus.

— Du hast das gut gefunden? fragte Marie.

— O, ja! mein Kind, wie Alles, was von Dir kömmt.

Und die arme Marie ließ ihren Kopf auf das Kopfkissen sinken, indem sie mit ihren Haaren die feuchte Stirn des Sterbenden bedeckte.

— O! wenn Du so bliebest, flüsterte Nodier, so würde ich niemals sterben.⁴

Der Tod klopfte immer fort.

Die Extremitäten begannen kalt zu werden; aber in dem Maße, als das Leben heraufstieg, zog es sich in dem Kopfe zusammen, und machte Nodier einen weit hellsehenderen Verstand, als er ihn jemals gehabt hatte.

Nun segnete er seine Frau und seine Kinder, dann fragte er nach dem Datum des Monats.

— Es ist der 27. Januar, sagte Madame Nodier. — Ihr werdet diesen Datum nicht vergessen, meine

Freunde, nicht wahr? sagte Nodier.

Indem er sich hierauf nach dem Fenster wandte, äußerte er mit einem Seufzer:

— Ich mögte wohl noch ein Mal den Tag sehen.

Hierauf schlief er ein.

Dann wurde sein Hauch aussetzend.

Dann endlich, in dem Augenblicke, wo der erste Strahl des Tages die Fensterscheiben traf, schlug er die Augen wieder auf, machte mit den Lippen, machte mit dem Blicke ein Zeichen des Abschiedes, und verschied.

Mit Nodier starb in dem Arsenal Alles, Freude, Leben und Licht; es war eine Trauer, die uns Alle überfiel; jeder verlor einen Theil seiner selbst, indem er Nodier verlor.

Ich für mein Theil weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll, aber ich habe etwas Todtes in mir, seitdem Nodier gestorben ist.

Dieses Etwas lebt nur, wenn ich von Nodier spreche.

Deshalb spreche ich so oft von ihm.

Die Geschichte, welche man nun lesen wird, ist die Geschichte, welche Nodier mir erzählt hat.

Die Familie Hoffmann.

V.

Unter die Zahl jener köstlichen Städte, welche an den Ufern des Rheines wie die Perlen eines Rosenkranzes, dessen Fäden der Fluß bildet, zerstreut liegen, muß man Mannheim rechnen, die zweite Hauptstadt des Großherzogthumes Baden, Mannheim, die zweite Residenz des Großherzogs.

Heut zu Tage, wo die Dampfschiffe, welche den Rhein hinauf und hinabfahren, bei Mannheim vorüber kommen, heut zu Tage, wo eine Eisenbahn nach Mannheim führt, heut zu Tage, wo Mannheim unter dem Knattern des Gewehrfeuers, mit zerstreuten Haaren und mit blutgefärbtem Gewande die Fahne der Empörung gegen seinen Großherzog geschüttelt hat, weiß ich nicht mehr was Mannheim ist; aber ich will meinen Lesern sagen, was Mannheim zu der Zeit war, wo diese Geschichte beginnt, das heißt vor bald sechsundfünfzig Jahren.

Es war eine ächt Deutsche Stadt, zugleich ruhig und politisch, ein wenig traurig oder vielmehr ein wenig tief sinnig, es war die Stadt der Romane August Lafontaines und der Gedichte Goethes, der Henriette Bellmann und Werthers.

In der That, es handelte sich nur darum, einen Blick auf Mannheim zu werfen, um augenblicklich zu urtheilen, indem man seine Häuser ehrbarer Weise in eine Reihe gestellt, seine Eintheilung in vier Quartiere, seine breiten und schönen Straßen sah, auf denen das Gras wächst, seinen mythologischen Brunnen, seine von einer doppelten Reihe Acacien beschattete Promenade, welche es von dem einem Ende bis zum andern durchschneidet, um zu urtheilen, wie freundlich und angenehm das Leben in einem solchen Paradiese sein müßte, wenn nicht zuweilen die verliebten oder die politischen Leidenschaften in ihm Werther seine Pistole oder *Sand* einen Dolch in die Hand gäben.

Es befindet sich dort besonders ein Platz, der einen ganz eigenthümlichen Charakter hat, das ist der, auf welchem sich zugleich die Kirche und das Theater erhebt.

Kirche und Theater müssen zu gleicher Zeit, und wahrscheinlicher Weise von demselben Baumeister erbaut worden sein, wahrscheinlicher Weise auch noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo die Launen einer Favoritin in dem Grade Einfluß auf die Kunst hatten, daß eine ganze Seite der Kunst ihren Namen annahm, von der Kirche bis zu dem kleinen Hause, von der zehn Fuß hohen Bronzestatue, bis zu der kleinen von Sächsischem Porzellan.

Die Kirche und das Theater von Mannheim sind also in dem Style Pompadour.

Die Kirche hat zwei äußere Nischen; in der einen dieser beiden Nischen steht eine Minerva, und in der andern eine Hebe.

Die Thüre des Theaters ist von zwei Sphinxen überragt. Diese beiden Sphinxen stellen, die eine das Lustspiel, die andere das Trauerspiel vor.

Die erste dieser beiden Sphinxen hält unter ihrer Klaue eine Maske, die zweite einen Dolch. Beide sind frisirt und haben einen gepuderten Zopf, was ihren ägyptischen Charakter wundervoll

ausschmückt.

Uebrigens besteht der ganze Platz aus bemalten Häusern, krausen Bäumen, mit Blumenguirlanden versehenen Mauern von demselben Charakter, und bildet ein höchst ergötliches Ganze.

Nun denn! Wir wollen unsere Leser in ein auf dem ersten Stockwerke eines Hauses, dessen Fenster schräg auf das Portal der Jesuitenkirche gehen, gelegenes Zimmer führen, wobei wir ihnen nur bemerklich machen, daß wir sie um mehr als ein halbes Jahrhundert verjüngen, und daß wir in dem Jahre der Gnade oder der Ungnade 1793, und am Sonntag, den 10. des Monats Mai sind. Alles steht daher im Begriffe zu blühen; das Schilf an dem Ufer des Flusses, die Tausendschönchen auf der Wiese, der Hagedorn in den Hecken, die Rose in den Gärten und die Liebe in den Herzen.

Fügen wir jetzt Folgendes hinzu; nämlich, daß eines der Herzen, welche am heftigsten in der Stadt Mannheim und in ihrer Umgegend schlugen, das des jungen Mannes war, welcher dieses kleine Zimmer bewohnte, von dem wir so eben gesprochen haben, und dessen Fenster schräg auf das Portal der Jesuitenkirche gingen.

Zimmer und junger Mann verdienen beide einer besondern Beschreibung.

Das Zimmer war zuverlässig das eines launigen und zugleich pittoresken Kopfes, denn es hatte zugleich das Ansehen einer Werkstatt, eines Musikladens und eines Arbeitszimmers.

Es fand sich darin eine Palette, Pinsel und eine Staffelei, und auf dieser Staffelei eine angefangene Skizze.

Es befand sich darin eine Guitarre, eine Geige und ein Piano, und auf diesem Piano eine aufgeschlagene Sonate.

Es befand sich darin eine Feder, Tinte und Papier, und auf diesem Papiere der Anfang von dem Entwurfe einer Ballade.

Dann längs der Wände Bögen, Pfeile, Armbrüste des fünfzehnten Jahrhunderts, Kupferstiche des sechszehnten, musikalische Instrumente des siebzehnten, Truhen aller Zeiten, Bierkrüge von allen Formen, Wasserkannen aller Arten, endlich Halsbänder von Glasperlen, Fächer von Federn, ausgestopfte Eidechsen, getrocknete Blumen, kurz eine ganze Welt, aber eine Welt, welche keine fünf und zwanzig Thaler gutes Geld werth waren.

War der, welcher dieses Zimmer bewohnte, ein Maler, ein Musiker oder ein Dichter? Wir wissen es nicht.

Zuverlässig war er aber ein Raucher; denn unter allen diesen Sammlungen war die vollständigste, die am meisten ins Auge fallende, die Sammlung, welche den Ehrenplatz einnahm und über einem alten Kanapee, in dem Bereiche der Hand eine Sonne bildete, eine Sammlung von Pfeifen.

Aber, mochte er nun Dichter, Musiker, Maler oder Raucher sein, für den Augenblick rauchte, malte, componirte, noch dichtete er.

Nein, er sah.

Er sah, regungslos, an die Wand gelehnt stehend mit angehaltenem Athem; er sah aus seinem offenen Fenster, nachdem er sich aus dem Vorhange einen Schanzkorb gebildet hatte, um zu sehen ohne gesehen zu werden; er sah wie man sieht, wenn die Augen nur die Brille des Herzens sind!

Was betrachtete er?

Einen für den Augenblick vollkommen einsamen Ort, das Portal der Jesuitenkirche.

Es ist wahr, daß das Portal verlassen war, weil die Kirche voll war.

Wie war nun das Aeußere dessen, welcher dieses Zimmer bewohnte, dessen, welcher hinter diesem Vorhange betrachtete, und dessen Herz bei der Betrachtung so klopfte?

Es war ein junger Mann von höchstens achtzehn Jahren, von kleiner Gestalt, von magerem Körper, von schüchternem Aeußeren. Seine langen schwarzen Haare fielen von seiner Stirn bis unter seine Augen herab, welche sie verschleierten, wenn er sie nicht mit der Hand zur Seite strich, und durch den Schleier seiner Haare leuchtete sein Blick starr und scheu wie der Blick eines Menschen, dessen Geisteskräfte nicht immer in vollkommenem Gleichgewichte bleiben.

Dieser junge Mann war weder ein Dichter, noch ein Maler, noch ein Musiker; er war eine Zusammensetzung von alle dem; er war eine Vereinigung der Malerei, der Musik und der Poesie; er war ein wunderliches, phantastisches, gutes und schlechtes, tapferes und schüchternes, thätiges und faules Ganze; kurz, dieser junge Mann war Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann.

Er war in einer strengen Winternacht im Jahre 1776 geboren, während der Wind pffiff, während der Schnee fiel, während alles Das litt, was nicht reich war; er war in Königsberg, im Hintergrunde von Altpreußen geboren, so schwach, so schmächtig, so armselig gebaut geboren, daß die Kleinheit seiner Person Jedermann glauben ließ, daß es weit dringender wäre, ihm einen Sarg zu bestellen, als ihm eine Wiege zu kaufen. Er war in demselben Jahre geboren, in welchem Schiller, als er sein Trauerspiel die *Räuber* schrieb, unterzeichnete: *Schiller, der Slave Klopstocks*; in dem Schooße einer jener alten Bürgerfamilien geboren, wie wir zu den Zeiten der Fronde deren in Frankreich hatten, wie es deren noch in Deutschland gibt, wie es deren aber bald nirgends mehr geben wird; von einer Mutter mit kränklicher Leibesbeschaffenheit, aber voll inniger Ergebung geboren, was ihrer ganzen leidenden Person das Aussehen einer liebenswürdigen Schwermuth verlieh; von einem Vater mit strengem Verfahren und Charakter geboren, denn dieser Vater war Kriminalrath und Justizcommissär bei dem Oberlandesgerichte. Um diese Mutter und diesen Vater herum gab es Onkel, die Richter, Onkel, die Amtleute, Onkel, die Bürgermeister waren, noch junge, noch schöne, noch gefallsüchtige Tanten; Onkel und Tanten waren alle Musiker, alle Künstler, alle waren voll Leben und voll Munterkeit. Hoffmann sagte, sie gesehen zu haben; er erinnerte sich ihrer, wie sie um ihn herum, als er ein Kind von sechs, von acht, von zehn Jahren war, sonderbare Concerte ausführten, bei denen Jeder eines jener alten Instrumente spielte, von denen man heut zu Tage nicht einmal mehr die Namen kennt; Hackbrett, Fiedeln, Cithern, Rasseln, Geigen, Baßgeigen. Freilich hatte Niemand anders als Hoffmann jemals diese musikalischen Onkel, diese musikalischen Tanten gesehen, und Onkel und Tanten hatten sich einer nach dem andern wie Gespenster zuückgezogen, nachdem sie, indem sie sich zurückzogen, das Licht auslöschten, das auf ihren Pulten brannte.

Von allen diesen Onkels blieb indessen einer, von allen diesen Tanten eine übrig.

Diese Tante war eine der reizenden Erinnerungen Hoffmanns.

In dem Hause, in welchem Hoffmann seine Jugend zugebracht hatte, lebte eine Schwester seiner Mutter, eine junge Frau mit lieblichen und bis auf den Grund der Seele dringenden Blicken; eine sanfte, geistreiche junge Frau voller Scharfsinn, die in dem Kinde, das jeder für einen Narren, für einen Wahnsinnigen, für einen Tollkopf hielt, einen erhabenen Verstand sah, die allein, wohl verstanden mit seiner Mutter, für ihn sprach, die ihm Genie und Ruhm prophezeite, eine Prophezeiung, welche der Mutter Hoffmanns mehr als ein Mal die Thränen in die Augen treten ließ, denn sie wußte, daß der unzertrennliche Gefährte des Genies und des

Ruhmes das Unglück ist.

Diese Tante war die Tante Sophie.

Diese Tante war musikalisch wie die ganze Familie, sie spielte die Laute. Wenn Hoffmann in seiner Wiege erwachte, so erwachte er in eine tönende Harmonie gebadet; wenn er die Augen aufschlug, so sah er die anmuthige Gestalt der jungen, mit ihrem Instrumente vereinigten Frau. Sie war gewöhnlich in ein wassergrünes Kleid mit Rosaschleifen gekleidet; sie war gewöhnlich von einem alten Musiker mit krummen Beinen und weißer Perücke begleitet, der einen Baß spielte, der weit größer war als er, an den er sich klammerte, indem er hinauf und hinabstieg, wie es eine Eidechse an einem Kürbisse macht; an diesem Strome von Harmonie, der wie ein Wasserfall von Perlen von den Fingern der schönen Euterpe fiel, hatte Hoffmann den Zaubertrank getrunken, der ihn selbst zum Musiker gemacht hatte.

Tante Sophie war daher auch, wie wir gesagt haben, eine der reizenden Erinnerungen Hoffmanns.

Dem war nicht eben so mit seinem Onkel.

Der Tod von Hoffmanns Vater, die Krankheit seiner Mutter, hatten ihn in den Händen dieses Onkels gelassen.

Er war ein eben so pünktlicher Mann, als der arme Hoffmann unordentlich war, eben so geregelt, als der arme Hoffmann wunderlich Phantastisch war, und dessen Geist der Ordnung und der Pünktlichkeit sich ewig mit seinem Neffen beschäftigt hatte, aber immer ebenso vergebens, als sich der Kaiser Karl V. mit seinen Standuhren beschäftigt hatte; der Onkel mochte thun, was er wollte, die Uhr schlug immer nach der Laune des Neffen, niemals nach der seinigen.

Trotz seiner Pünktlichkeit und seiner Regelmäßigkeit war dieser Onkel Hoffmanns indessen im Grunde kein zu großer Feind der Künste und der Einbildungskraft; er duldete sogar die Musik, die Poesie und die Malerei; aber er behauptete, daß ein vernünftiger Mann nur nach seinem Mittagessen zu solchen Erholungen die Zuflucht nehmen dürfte, um die Verdauung zu erleichtern. Nach diesem Thema hatte er das Leben Hoffmanns geordnet; so viel Stunden für den Schlaf, so viel Stunden für das Studium der Rechtswissenschaft, so viel Stunden für das Mahl, so viel Minuten für die Musik, so viel Minuten für die Malerei, so viel Minuten für die Dichtkunst.

Hoffmann hätte alles Das umkehren und sagen mögen, so viel Minuten für das Studium der Rechtswissenschaft und so viel Stunden für die Dichtkunst, die Malerei und die Musik; aber Hoffmann war nicht der Herr; es war daraus hervorgegangen, daß Hoffmann einen Abscheu gegen die Rechtswissenschaft und gegen seinen Onkel gefaßt hatte, und daß er eines Tages mit einigen Thalern in der Tasche aus Königsberg entflohen war und Heidelberg erreicht hatte, wo er sich kurze Zeit aufgehalten, wo er aber wegen der schlechten Musik, die man auf dem Theater machte, nicht hatte bleiben können.

Dem zu Folge war er von Heidelberg nach Mannheim gegangen, dessen Theater, neben dem er sich, wie man sieht, eingemietet hatte, dafür galt, der Nebenbuhler der lyrischen Bühne von Frankreich und Italien zu sein; wir sagen von Frankreich und Italien, weil man nicht vergessen wird, daß erst fünf bis sechs Jahre vor der Zeit, zu welcher wir gelangt sind, in der königlichen Akademie der Musik der große Kampf zwischen Gluck und Piccini stattgefunden hatte.

Hoffmann befand sich also in Mannheim, wo er neben dem Theater wohnte, und wo er von dem Ertrage seiner Malerei, seiner Musik und seiner Dichtkunst, verbunden mit einigen Friedrichsd'or's, die ihm seine Mutter von Zeit zu Zeit zukommen ließ, in dem Augenblicke

lebte, wo wir uns das Vorrecht des hinkenden Teufels anmaßend, die Decke seines Zimmers aufgehoben, und ihn unseren Lesern stehend, an die Wand gelehnt, regungslos hinter seinem Vorhange, athemlos, die Augen auf das Portal der Jesuitenkirche geheftet, gezeigt haben.

VI.

Ein Verliebter und ein Narr.

In dem Augenblicke, wo einige Personen, welche aus der Jesuitenkirche kamen, obgleich die Messe kaum bald beendigt war, die Aufmerksamkeit Hoffmanns weit gespannter machten, als jemals, klopfte man an seine Thür.

Der junge Mann schüttelte den Kopf und stampfte mit einer Regung der Ungeduld mit dem Fuße, aber antwortete nicht.

Man klopfte ein zweites Mal.

Er schleuderte dem Unbescheidenen einen schiefen Blick durch die Thür zu.

Man klopfte ein drittes Mal.

Dieses Mal blieb der junge Mann gänzlich regungslos; er war augenscheinlich entschlossen, nicht aufzumachen.

Aber statt darauf zu beharren, zu klopfen, begnügte sich der Besuch, einen der Vornamen Hoffmanns auszusprechen.

— Theodor, sagte er.

— Ah! Du bist es, Zacharias Werner, murmelte Hoffmann.

— Ja, ich bin es; hältst Du darauf, allein zu sein?

— Nein, warte.

Und Hoffmann ging aufzumachen.

Ein großer, bleicher, magerer und blonder junger Mann trat ein wenig verwirrt ein. Er konnte drei bis vier Jahre alter sein, wie Hoffmann. In, dem Augenblicke, wo die Thür aufging, legte er ihm die Hand auf die Schulter und drückte ihm die Lippen auf die Stirn, wie es ein älterer Bruder hätte thun können.

Er war in der That ein wahrer Bruder für Hoffmann. In demselben Hause, als er, geboren, war Zacharias Werner, der zukünftige Verfasser von *Martin Luther*, von *Attila*, des *24. Februar*, des *Kreuzes an der Ostsee* unter dem doppelten Schutze seiner Mutter und der Mutter Hoffmanns herangewachsen.

Beide von einem Nervenübel befallen, das sich mit Wahnsinn endigte, hatten die beiden Frauen diese Krankheit auf ihre Kinder übertragen, welche, durch die Uebertragung gemildert, sich bei Hoffmann in phantastische Einbildungskraft verwandelte und bei Zacharias in Neigung zur Schwermuth. Die Mutter dieses Letzteren glaubte sich gleich der Jungfrau mit einer göttlichen Sendung beauftragt.

Ihr Sohn, ihr Zacharias, sollte der neue Christus, der zukünftige, von der heiligen Schrift verheißene Silos sein. Während er schlief, flocht sie ihm Kränze von Kornblumen, mit denen sie seine Stirn umschlang; sie kniete vor ihm nieder, indem sie mit ihrer sanften und lieblichen Stimme die schönsten Loblieder Luthers in der Hoffnung sang, bei jedem Verse den Kranz von Kornblumen sich in einen Heiligenschein verwandeln zu sehen.

Die beiden Kinder waren mit einander erzogen; besonders weil Zacharias in Heidelberg

wohnte, wo er studierte, war Hoffmann aus dem Hause seines Onkels entflohen, und indem er Hoffmann Freundschaft durch Freundschaft erwiderte, hatte Zacharias nun auch Heidelberg verlassen, und war zu Hoffmann nach Mannheim gekommen, als Hoffmann in Mannheim eine bessere Musik gesucht, als die, welche er in Heidelberg fand.

So bald sie aber einmal vereinigt, so bald sie einmal in Mannheim fern von der Gewalt dieser so sanften Mutter waren, hatten die beiden jungen Leute Gefallen an Reisen gefaßt, dieser unerläßlichen Vollendung der Erziehung des deutschen Studenten, und sie hatten beschlossen Paris zu besuchen.

Werner, wegen des außerordentlichen Schauspieles, welches die Hauptstadt von Frankreich in Mitte der Schreckenszeit bieten mußte, zu welcher sie gelangt war.

Hoffmann, um die französische Musik mit der italienischen zu vergleichen, und besonders, um die Mittel der französischen Oper für die Aufführung und für die Decorationen zu studiren, da Hoffmann seit dieser Zeit den Gedanken hatte, Theaterdirector zu werden, den er sein ganzes Leben lang hegte.

Leichtfertig aus Temperament, obgleich religiös durch die Erziehung, gedachte Werner wohl zu gleicher Zeit für sein Vergnügen diese außerordentliche Freiheit der Sitten zu benutzen, zu der man im Jahre 1793 gelangt war, und von der einer seiner seit kurzem von einer Reise nach Paris zurückgekehrten Freunde ihm eine so reizende Schilderung gemacht, daß diese Schilderung dem wollüstigen Studenten den Kopf verdreht hatte.

Hoffmann gedachte die Museen zu besuchen, von denen man ihm viele Wunder erzählt hatte, und, da er noch in seiner Manier schwankte, die italienische Malerei mit der deutschen zu vergleichen.

Welches übrigens die geheimen Beweggründe auch sein mogten, welche die beiden Freunde antrieben, das Verlangen, Frankreich zu besuchen, war bei Beiden gleich.

Um diesen Wunsch auszuführen, fehlte ihnen nur Eines, das Geld.

Aber durch ein seltsames Zusammentreffen hatte es der Zufall gewollt, daß Zacharias und Hoffmann an demselben Tage jeder von seiner Mutter fünf Friedrichsd'or erhalten hatten.

Zehn Friedrichsd'or machten ohngefähr zwei Hundert Franken aus; das war eine hübsche Summe für zwei Studenten, welche mit monatlich fünf Thalern für Wohnung, Kost und Heizung lebten. Aber diese Summe war sehr unzulänglich, um die merkwürdige im Plane stehende Reise auszuführen.

Ein Gedanke war in den beiden jungen Leuten aufgestiegen, und da sie diesen Gedanken Beide zu gleicher Zeit gehabt hatten, so hatten sie ihn für eine Eingebung des Himmels gehalten.

Er bestand darin, an die Spielbank zu gehen, und Jeder die fünf Friedrichsd'or zu wagen.

Mit diesen zehn Friedrichsd'or war keine Reise möglich. Wenn man diese zehn Friedrichsd'or auf das Spiel setzte, so konnte man eine Summe gewinnen, um die Reise um die Welt zu machen.

Wie gesagt, so gethan, die Badezeit nahte Kern., und seit dem 1. Mai waren die Spielhäuser eröffnet; Werner und Hoffmann gingen in ein Spielhaus.

Werner versuchte zuerst das Glück, und verlor in fünf Malen seine fünf Friedrichsd'or.

Die Reihe Hoffmanns war gekommen.

Hoffmann wagte zitternd seinen ersten Friedrichsd'or und gewann.

Durch diesen Anfang ermüthigt, verdoppelte er. Hoffmann hatte einen Glückstag; er gewann

vier Male unter fünf, und der junge Mann gehörte zu denen, welche Vertrauen zu dem Glücke haben. Statt zu zögern, ging er dreist von Parolis zu Parolis, man hätte glauben können, daß eine übernatürliche Macht ihn unterstützte; ohne irgend eine Berechnung warf er sein Gold auf eine Karte, und sein Gold verdoppelte, verdreifachte, verfünffachte sich; zitternder als ein Fieberkranker, bleicher als ein Gespenst, murmelte Zacharias: — Genug, Theodor, genug! — aber der Spieler spottete über diese kindische Verzagtheit, das Gold folgte dem Golde, und das Gold erzeugte das Gold. Endlich schlug es zwei Uhr Morgens; das war die Stunde von dem Schlusse der Bank, das Spiel horte auf; ohne zu zählen, nahmen die beiden jungen Leute jeder eine Last Gold. Zacharias, der nicht zu glauben vermogte, daß all dieses Vermögen sein wäre, entfernte sich zuerst; Hoffmann wollte ihm folgen, als ein alter Officier, der ihn während der ganzen Zeit nicht aus dem Gesicht verloren hatte, wo er gespielt, ihn in dem Augenblicke zurückhielt, als er über die Schwelle der Thür schreiten wollte.

— Junger Mann, sagte er, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn fest anblickte, wenn Sie so fort spielen, so werden Sie die Bank sprengen, ich gebe es zu; aber wenn die Bank gesprengt ist, werden Sie dadurch nur eine um so sichere Beute für den Teufel sein.

Und ohne die Antwort Hoffmanns abzuwarten, verschwand er. Hoffmann verließ nun auch das Haus, aber er war nicht mehr derselbe. Die Prophezeiung des alten Soldaten hatte ihn wie ein Eisbad erkaltet, und dieses Gold, mit dem seine Taschen angefüllt waren, drückte ihn. Es schien ihm, als ob er eine Sündenlast trüge.

Werner erwartete ihn vergnügt. Beide kehrten mit einander in Hoffmanns Wohnung zurück, der eine lachend, tanzend, singend; der andere tiefsinnig, fast traurig.

Der, welcher lachte, tanzte und sang, war Werner.

Der, welcher tiefsinnig und fast traurig war, war Hoffmann.

Uebrigens beschlossen Beide, am Abende des folgenden Tages nach Frankreich abzureisen.

Sie trennten sich, indem sie sich umarmten.

Allein geblieben, zählte Hoffmann sein Gold.

Er hatte fünf Tausend Thaler.

Er überlegte lange, und schien schwierig zu einem Entschluß zu kommen.

Während er bei dem Scheine einer kupfernen Lampe überlegte, die das Zimmer erleuchtete, war sein Gesicht bleich und seine Stirn triefte von Schweiß.

Bei jedem Geräusche, das um ihn herum entstand, mogte dieses Geräusch auch so unauffaßbar als das Rauschen von dem Flügel einer Mücke sein, erbebte Hoffmann, wandte sich um und blickte voll Schrecken um sich.

Die Prophezeiung des Officiers fiel ihm wieder ein; er murmelte leise Verse aus dem Faust, und er meinte auf der Schwelle der Thür die nagende Ratte, in der Ecke seines Zimmers den schwarzen Pudel zu sehen.

Endlich war sein Entschluß gefaßt.

Er legte Tausend Thaler bei Seite, welche er als die höchstens für seine Reise nothwendige Summe betrachtete, machte aus den andern vier Tausend Thalern ein Paket, befestigte dann mit Siegellack eine Karte auf das Paket, und schrieb auf diese Karte:

An den Herrn Bürgermeister von Königsberg, um unter die ärmsten Familien der Stadt vertheilt zu werden.

Dann, zufrieden mit dem Siege, den er über sich selbst davon getragen, wieder gestärkt durch

das, was er gethan hatte, kleidete er sich aus, legte sich zu Bett, und schlief bis zu dem folgenden Tage um sieben Uhr Morgens.

Um sieben Uhr erwachte er, und sein erster Blick war für seine Tausend sichtbaren, und seine vier Tausend versiegelten Thaler. Er glaubte geträumt zu haben.

Der Anblick der Gegenstände versicherte ihn über die Wirklichkeit dessen, was sich am Tage zuvor zugetragen hatte.

Aber was, besonders für Hoffmann, eine Wirklichkeit war, obgleich kein materieller Gegenstand da war, um ihn daran zu erinnern, war die Prophezeiung des alten Officiers.

Er kleidete sich daher auch ohne irgend eine Reue wie gewöhnlich an, und indem er seine vier Tausend Thaler unter den Arm nahm, ging er aus, um sie selbst auf die Post zu tragen, nachdem er indessen Sorge getragen hatte, die übrigen Tausend Thaler in seine Schublade zu verschließen.

Hierauf, da es, wie man sich erinnern wird, verabredet war, daß die beiden Freunde am selben Abend nach Frankreich abreisen sollten, so begann Hoffmann seine Vorbereitungen zur Reise zu machen.

Im Hin, und Hergehen, indem er ein Kleid abstäubte, ein Hemd zusammen schlug, zwei Taschentücher zusammenlegte, warf Hoffmann die Augen auf die Straße und blieb in der Stellung, in welcher er war.

Ein junges Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren, reizend, zuverlässig fremd in der Stadt Mannheim, da Hoffmann sie nicht kannte, kam von dem entgegengesetzten Ende der Straße und ging nach der Kirche.

In seinen Träumen als Dichter, als Maler und als Musiker hatte Hoffmann niemals etwas Aehnliches gesehen.

Es war Etwas, das nicht allein Alles das übertraf, was er gesehen hatte, sondern auch noch Alles das, was er zu sehen hoffte.

Und indessen sah er von der Entfernung aus, in welcher er sich befand, nur ein bezauberndes Ganzes; die einzelnen Umstände entgingen ihm.

Das junge Mädchen war von einer alten Magd begleitet.

Beide schritten langsam die Stufen der Jesuitenkirche hinauf und verschwanden unter dem Portale.

Hoffmann verließ seinen halbgepackten Koffer, einen halb verschossenen rothbraunen Frack, seinen halb zusammengeschlagenen polnischen Rock, und blieb regungslos hinter seinem Vorhange.

Dort haben wir ihn gefunden, wie er das Herauskommen derer abwartete, die er hatte eintreten sehen.

Er fürchte nur Eines; nämlich, daß es ein Engel sein mögte, und daß sie, statt durch die Thür herauszukommen, durch das Fenster davon flöge, um wieder gen Himmel zu ziehen.

In dieser Stimmung haben wir ihn überrascht, und überrascht ihn sein Freund Zacharias Werner nach uns.

Der Neuangekommene drückte, wie wir gesagt haben, zu gleicher Zeit seine Hand auf die Schulter und seine Lippen auf die Stirn seines Freundes.

Dann stieß er einen ungeheuren Seufzer aus.

Obgleich Zacharias Werner immer sehr bleich war so war er indessen noch bleicher als

gewöhnlich.

— Was hast Du denn? fragte ihn Hoffmann mit wahrer Unruhe.

— O! mein Freund! rief Werner aus. . . ich bin ein Dieb! ich bin ein Elender! ich verdiene den Tod. . . spalte mir den Kopf mit einem Beile. . . durchbohre mir das Herz mit einem Pfeile. Ich bin nicht mehr würdig, das Licht des Himmels zu sehen.

— Bah! fragte Hoffmann mit seiner ruhigen Zerstretheit eines Glücklichen; was hat sich denn zugetragen lieber Freund?

— Es hat sich zugetragen. . . was sich zugetragen hat, nicht wahr?. . . Du fragst mich, was sich zugetragen hat?. . . Nun denn! mein Freund, der Teufel hat mich in Versuchung geführt!

— Was willst Du damit sagen?

— Daß, als ich heute Morgen all mein Gold gesehen habe, es so viel war, daß es mir wie ein Traum vorkommt.

— Wie! ein Traum?

— Ein Tisch war damit ganz bedeckt, fuhr Werner fort. Nun denn! als ich das gesehen habe, ein wahres Vermögen, Tausend Friedrichsd'or, mein Freund; nun denn! als ich das gesehen habe, als ich aus jedem Goldstücke einen Blitz habe hervorsprühen sehen, hat mich die Raserei wieder ergriffen, ich habe nicht zu widerstehen vermocht, ich habe den dritten Theil meines Goldes genommen und bin nach der Spielbank gegangen.

— Und Du hast verloren?

— Bis auf meinen letzten Kreuzer.

— Das ist nicht zu ändern, es ist ein kleines Unglück, da Dir noch die beiden Drittel übrig bleiben.

— Ah! ja doch, die beiden Drittel! Ich bin zurückgekehrt das zweite Drittel zu holen, und. . .

— Und Du hast es wie das erste verloren?

— Weit schneller, mein Freund, weit schneller.

— Und Du bist zurückgekehrt, um Dein drittes Drittel zu holen?

— Ich bin nicht zurückgekehrt, ich bin zurückgeflogen; ich habe die übrigen fünfzehn Hundert Thaler genommen, und habe sie auf Roth gesetzt.

— Dann, sagte Hoffmann, ist Schwarz herausgekommen, nicht wahr?

— Ach! mein Freund, das Schwarze, das abscheuliche Schwarze, ohne Zögern, ohne Gewissensbiß, wie als ob es im Herauskommen mir nicht meine letzte Hoffnung raubte. Herausgekommen, mein Freund, herausgekommen.

— Und Du bedauerst die Tausend Friedrichsd'or nur wegen der Reise?

— Wegen nichts Anderem. O! wenn ich nur so viel bei Seite gelegt hätte, um nach Paris zu gehen, — fünf Hundert Thaler!

— So würdest Du Dich trösten, das übrige verloren zu haben?

— Auf der Stelle.

— Wohlan! darauf soll es nicht ankommen, mein lieber Zacharias, sagte Hoffmann, indem er ihn nach seiner Schublade führte, nimm, hier sind die fünf Hundert Thaler, reise ab.

— Wie! ich soll abreisen? rief Werner aus, und Du?

— O! ich reise nicht mehr ab.

— Wie, Du reisest nicht mehr ab?

— Nein, zum Mindesten nicht in diesem Augenblicke.

— Aber warum? aus welchem Grunde? was verhindert Dich abzureisen? was hält Dich in Mannheim zurück?

Hoffmann zog seinen Freund rasch nach dem Fenster. Man fing an die Kirche zu verlassen, die Messe war beendet.

— Da, sieh, sieh, sagte er, indem er mit dem Finger Jemand der Aufmerksamkeit Werners bezeichnete.

Und in der That, das junge unbekannte Mädchen erschien auf der Höhe des Portales, indem es sein Gebetbuch an die Brust gedrückt mit gesenktem Kopf, bescheiden und tiefsinnig wie Göthes Margarethe, langsam die Stufen der Kirche hinabschritt.

— Siehst Du, flüsterte Hoffmann, siehst Du?

— Gewiß sehe ich.

— Nun denn, was sagst Du?

— Ich sage, daß es keine Frau auf der Welt gibt, die werth ist, daß man ihr die Reise nach Paris opfert, wäre es auch die schöne Antonia, wäre es auch die Tochter, des alten Gottlieb Murr, des neuen Musikdirectors des Mannheimer Theaters.

— Du kennst sie also?

— Gewiß.

— Du kennst also ihren Vater?

— Er war Musikdirector am Frankfurter Theater.

— Und Du kannst mir einen Empfehlungsbrief an ihn geben?

— Vollkommen?

— Setz Dich dorthin, Zacharias, und schreibe.

Zacharias setzte sich an den Tisch und schrieb.

In dem Augenblicke, wo er nach Frankreich abreiste, empfahl er seinen jungen Freund Theodor Hoffmann seinem alten Freunde Gottlieb Murr.

Hoffmann ließ Zacharias kaum Zeit, seinen Brief zu beendigen; als er unterschrieben, nahm er ihm denselben aus den Händen, und indem er seinen Freund umarmte, stürzte er aus dem Zimmer.

— Gleichviel, rief ihm Zacharias Werner ein letztes Mal nach, Du wirst sehen, daß es keine Frau gibt, so hübsch sie auch sein möge, welche im Stande wäre, Dich Paris vergessen zu lassen.

Hoffmann hörte die Worte seines Freundes, aber er hielt es nicht einmal für nöthig, sich umzuwenden, um ihm nur durch ein Zeichen der Billigung oder der Mißbilligung zu antworten.

Was Zacharias anbetrifft, so steckte er seine fünf Hundert Thaler in seine Tasche, und um nicht mehr von dem Dämon des Spieles in Versuchung geführt zu werden, eilte er eben so schnell nach der Post, als Hoffmann nach dem Hause des alten Musikdirectors eilte.

Hoffmann klopfte gerade in dem Augenblicke an die Thür des Meister Gottlieb Murr, wo Zacharias Werner in den Postwagen nach Straßburg stieg.

VII.

Meister Gottlieb Murr.

Es war der Musikdirector, welcher Hoffmann in Person aufmachte.

Hoffmann hatte Meister Gottlieb niemals gesehen, und dennoch erkannte er ihn.

Dieser Mann, so wunderlich er auch war, konnte nur ein Künstler, und selbst ein großer Künstler sein.

Er war ein kleiner Greis von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren, der ein krummes Bein hatte, und der im Gehen nicht zu sehr mit diesem Beine hinkte, das einem Stopfenzieher glich. Indem er ging, oder vielmehr indem er hüpfte, und sein Hüpfen glich sehr dem einer Bachstelze, indem er hüpfte und den Leuten vorausging, blieb er stehen, drehte sich auf seinem krummen Beine, was ihm das Ansehen gab, einen Bohrer in die Erde zu drehen, und setzte seinen Weg fort.

Indem er ihm folgte, betrachtete ihn Hoffmann genau, und prägte seinem Geiste eines jener phantastischen und wundervollen Porträts ein, von denen er uns in seinem Werken eine so vollständige Gallerie geliefert hat.

Das Gesicht des Greises war zugleich schwärmerisch, schlau und geistreich, mit einer roth und schwarz gesteckten Pergamenthaut überzogen, gleich einem Kirchennotenblatt. In Mitte dieses seltsamen Antlitzes funkelten zwei feurige Augen, deren scharfen Blick man um so mehr schätzen konnte, als die Brille, welche er trug und die er niemals, selbst während seines Schlafes, ablegte, beständig auf seine Stirn hinauf-, oder auf die Spitze seiner Nase herabgebogen war. Nur wenn er Violine spielte, wobei er den Kopf zurückwarf und wenn er in die Ferne blickte, benutzte er endlich dieses kleine Möbel, das für ihm mehr ein Gegenstand des Luxus, als der Nothwendigkeit schien.

Sein Kopf war kahl und beständig mit einem schwarzen Käppchen bedeckt, das ein unzertrennlicher Theil seiner Person geworden war. — Bei Tage und bei Nacht erschien Meister Gottlieb den Besuchern mit seinem Käppchen. Nur, wenn er ausging, begnügte er sich, eine kleine Perrücke à la Jean Jacques darüber zu ziehen, so daß sich das Käppchen zwischen dem Schädel und der Perrücke befand. Es versteht sich von selbst, daß Meister Gottlieb sich nicht im Allergeringsten um den Theil Sammet bekümmerte, der unter seinen falschen Haaren vorguckte, welche, da sie mehr Verwandtschaft mit dem Hute als mit dem Kopfe hatten, jedes Mal, wo Meister Gottlieb grüßte, den Hut bei seinen Ausflügen in die Luft begleiteten.

Hoffmann blickte um sich, aber er sah Niemand.

Er folgte daher Meister Gottlieb, wohin Meister Gottlieb, der, wie wir gesagt haben, vor ihm ging, ihn führte.

Meister Gottlieb hielt in einem großen Kabinette voll aufgehäufter Partituren und einzelner Notenblätter an; auf einem Tische befanden sich zehn bis zwölf mehr oder minder verzierte Kästchen, welche alle jene Gestalt hatten, welche ein Musiker nicht verkennen kann, nämlich die Gestalt eines Violinkastens.

Für den Augenblick war Meister Gottlieb damit beschäftigt, *die heimliche Ehe* von Cimarosa für das Mannheimer Theater, auf welchem er einen Versuch mit der Italienischen Musik machen

wollte, einzurichten.

Ein Bogen war, wie die Pritsche Harlekins, in seinen Gürtel gesteckt, oder wurde vielmehr durch die zugeknöpfte Tasche seines Beinkleides gehalten, eine Feder reckte stolz ihre Spitze hinter seinem Ohre in die Höhe, und feine Finger waren mit Tinte befleckt.

Mit diesen mit Tinte besteckten Fingern nahm er den Brief, den ihn Hoffmann überreichte, und nachdem er einen Blick auf die Adresse geworfen und die Handschrift erkannt hatte, sagte er:

— Ah! Zacharias Werner ist Dichter, Dichter, Dichter, aber Spieler. Dann, wie als ob die gute Eigenschaft den Fehler ein Wenig gut machte, fügte er hinzu: Spieler, Spieler, aber Dichter, den Brief erbrechend fügte er hinzu:

— Abgereist, nicht wahr, abgereist?

— Er reift in diesem Augenblicke selbst ab, mein Herr.

— Gott geleite ihn, fügte Gottlieb hinzu, indem er die Augen gen Himmel erhob, wie um seinen Freund Gott anzuempfehlen. Aber er hat wohl gethan abzureisen, die Reisen bilden die Jugend aus, und wenn ich keine Reisen gemacht hätte, so würde ich den unsterblichen Paesiello und den göttlichen Cimarosa nicht kennen gelernt haben.

— Aber, sagte Hoffmann, Sie würden nichtsdestoweniger wohl ihre Werke kennen, Meister Gottlieb.

— Ja, ihre Werke, zuverlässig; aber was hilft's, das Werk ohne den Verfasser zu kennen? Das beißt die Seele ohne den Körper kennen; das Werk ist das Gespenst, die Erscheinung; das Werk ist das, was nach unserm Tode von uns übrig bleibt. Aber der Körper ist das, was gelebt hat, Sie werden niemals das Werk eines Mannes gänzlich verstehen, wenn Sie den Mann selbst nicht gekannt haben.

Hoffmann nickte mit dem Kopfe.

— Es ist wahr, sagte er, ich habe Mozart niemals vollständig gewürdigt, als bis ich Mozart gesehen habe.

— Ja, sagte Gottlieb, Mozart hat etwas Gutes, aber warum hat er etwas Gutes? Weil er in Italien gereist ist. Die Deutsche Musik, junger Mann, ist die Musik der Menschen, aber merken Sie sich wohl Folgendes, die Italiänische Musik ist die Musik der Götter.

— Mozart hat indessen nicht in Italien *Figaros Hochzeit* und *Don Juan* componirt, erwiderte Hoffmann lächelnd, da er die eine in Wien für den Kaiser, die andere in Prag für das Italienische Theater geschrieben hat.

— Das ist wahr, junger Mann, und ich freue mich, bei Ihnen diesen Nationalgeist zu finden, der Sie Mozart vertheidigen läßt. Ja, zuverlässig, wenn der arme Teufel am Leben geblieben, und wenn er noch eine oder zwei Reisen nach Italien gemacht hätte, so wäre er ein Meister, ein sehr großer Meister geworden. Aber diesen *Don Juan*, von dem Sie sprechen, diese *Hochzeit des Figaro*, von der Sie sprechen, nach was hat er sie gemacht? Nach Italienischem Texte, auf Italienische Worte, unter den Glanz der Sonne von Bologna, von Rom oder Neapel. Glauben Sie mir, junger Mann, man muß diese Sonne gesehen, gefühlt haben, um ihren Werth zu würdigen. Sehen Sie, ich habe Italien seit vier Jahren verlassen; seit vier Jahren bebe ich vor Frost, ausgenommen wenn ich an Italien denke; schon allein der Gedanke an Italien erwärmt mich wieder; ich bedarf keines Mantels mehr, wenn ich an Italien denke; ich bedarf keines Rockes, nicht einmal meines Käppchens mehr. Die Erinnerung belebt mich wieder; o Musik von Bologna! O Sonne von Neapel! O! . . .

Und das Gesicht des Greises drückte einen Augenblick lang eine hohe Seligkeit aus, und sein ganzer Körper schien von einem unendlichen Genusse zu erbeben, wie als ob die Ströme der südlichen Sonne, indem sie noch auf sein Haupt herabstrahlten, von seiner kahlen Stirne auf seine Schultern, und von seinen Schultern auf seine ganze Person herabfielen.

Hoffmann hütete sich wohl, ihn aus seiner Begeisterung zu wecken, nur benutzte er sie, um um sich herum zu blicken, weil er immer noch hoffte, Antonia zu sehen. Aber die Thüren waren verschlossen, und man hörte kein Geräusch hinter irgend einer dieser Thüren, das die Anwesenheit irgend eines lebenden Wesens dahinter verrieth.

Er mußte daher zu Meister Gottlieb zurückkehren, dessen Begeisterung sich allmählig beruhigte, und der am Ende mit einer Art von Schauer aus derselben erwachte.

— Brrrr! Junger Mann, sagte er, und Sie sagen also?

Hoffmann erbehte.

— Ich sage, Meister Gottlieb, daß ich im Namen meines Freundes Zacharias Werner komme, welcher mir von Ihrer Güte für junge Leute erzählt hat, und da ich ein Musiker bin. . .

— Ah! Sie sind Musiker?

Und Gottlieb richtete sich wieder auf, erhob den Kopf, warf ihn zurück und betrachtete Hoffmann durch seine, für den Augenblick auf die äußerste Grenze seiner Nase geschobene Brille.

— Ja, fügte er hinzu, Kopf eines Musikers, Stirn eines Musikers, Auge eines Musikers und was sind Sie? Componist oder Instrumentist?

— Das Eine und das Andere, Meister Gottlieb.

— Das Eine und das Andere? sagte Meister Gottlieb, das Eine und das Andere! Diese jungen Leute zweifeln an Nichts. Es bedürfte des ganzen Lebens eines, zweier, dreier Männer, um nur das Eine oder das Andere zu sein, und Sie sind das Eine und das Andere?

Und er hob die Arme gen Himmel, drehte sich um sich selbst, so daß es das Ansehen hatte, als ob er den Stopfenzieher seines rechten Beines in den Fußboden bohrte.

Als er hierauf die Pirouette beendet, blieb er vor Hoffmann stehen und sagte:

— Laß hören, junger Eingebildeter, was hast Du in Bezug auf Compositionen gemacht?

— Sonaten, Choräle, Quintetten!

— Sonaten nach Sebastian Bach, Choräle nach Pergolese, Quintetten nach Franz Joseph Haydn! Ah! Jugend! Jugend!

Hierauf fuhr er mit dem Ausdruck innigen Mitleidens fort:

— Und als Instrumentist? als Instrumentist? Welches Instrument spielen Sie?

— So ziemlich Alle, von der Fiedel bis zum Klavier, von der Geige bis zur Theorbe; aber das Instrument, mit dem ich mich hauptsächlich beschäftigt habe, ist die Violine.

— In Wahrheit, versetzte Meister Gottlieb, mit spöttischer Miene, in Wahrheit, Du hast der Violine diese Ehre erzeigt! Meiner Treue! Das ist ein wahres Glück für die arme Violine! Aber, Unglückseliger, fügte er hinzu, indem er, um schneller zu gehen, nur auf einem Bein wieder auf Hoffmann zuhüpfte, weißt Du, was die Violine ist? Die Violine! und Meister Gottlieb schaukelte seinen ganzen Körper auf diesem einzigen Beine, von dem wir gesprochen haben, wobei das andere wie das eines Kranichs in der Luft blieb, die Violine! Aber das ist das schwierigste von allen Instrumenten, die Violine ist von Satan selbst erfunden worden, um den Menschen in die

Verdammiß zu stürzen, als Satan mit seinen Erfindungen zu Ende war. Mit der Violine, siehst Du, hat Satan mehr Seelen ins Verderben gestürzt, als mit den sieben Todsünden insgesamt. Es gibt nur den unsterblichen Tartini, Tartini, meinen Lehrer, meinen Helden, meinen Gott, es gibt nur ihn, der jemals Vollkommenheit auf der Violine erreicht hat; aber er allein weiß, was es ihm in dieser und in jener Welt gekostet hat, um eine ganze Nacht auf der Violine des Teufels selbst gespielt, und seinen Bogen behalten zu haben. O! Die Violine! Weißt Du, unglückseliger Entweiher, daß dieses Instrument unter seiner fast armseligen Einfachheit die unerschöpflichsten Schätze von Harmonie verbirgt, die es dem Menschen möglich ist, aus dem Becher der Götter zu trinken! Hast Du dieses Holz, diese Saiten, diesen Bogen, dieses Pferdehaar, besonders dieses Pferdehaar, studiert? hoffst Du unter Deinen Fingern dieses wundervolle Ganze zu vereinigen, zu versammeln, zu bändigen, das seit zwei Jahrhunderten den Anstrengungen der Gelehrtesten widersteht, das unter ihren Fingern schreit, sich beklagt, stöhnt und jammert, und das niemals, als unter den Fingern des unsterblichen Tartini, meines Lehrers, gesungen hat? Hast Du wohl bedacht, was Du thatest, junger Mann, als Du zum ersten Male eine Violine in die Hand genommen hast? Aber Du bist nicht der Erste, fügte Meister Gottlieb mit einem aus der Tiefe seiner Brust geschöpften Seufzer hinzu, und Du wirst nicht der letzte sein, den die Violine ins Verderben gestürzt hat, die Violine, der ewige Versucher! Andere, als Du, haben auch an ihren Beruf geglaubt, und haben ihr Leben damit verloren, die Darmsaiten zu kratzen, und Du wirst die bereits so große, der Gesellschaft so nutzlose, ihren Nebenmenschen so unerträgliche Zahl dieser Unglücklichen vermehren.

Und indem er hierauf plötzlich und ohne irgend einen Uebergang eine Violine und einen Bogen ergriff, wie ein Fechtmeister zwei Rapiere ergreift, überreichte er sie Hoffmann, und sagte mit einer Miene der Herausforderung zu ihm:

— Wohlan! spiele mir Etwas; laß hören, spiele, und ich will Dir sagen, wie weit Du bist, und ob es noch Zeit ist, Dich aus dem Abgrunde zu retten; ich werde Dich aus ihm retten, wie ich den armen Zacharias Werner aus ihm gerettet habe. Auch er spielte Violine; er spielte sie wie ein Besessener, voll Wuth. Er träumte Wunder, aber ich habe ihm den Verstand geöffnet. Er zerbrach seine Violine in Stücken und verbrannte sie. Hierauf gab ich ihm einen Baß in die Hände, und das beruhigte ihn vollends. Auf ihm gab es Raum für seine langen magern Finger. Im Anfange ließ er sie zehn Meilen in der Stunde zurücklegen, und jetzt — jetzt spielt er den Baß hinlänglich, um seinem Onkel zum Namenstage Glück zu wünschen, während er niemals Violine spielen gelernt hätte, als um den Teufel zu seinem Namenstage Glück zu wünschen. Nun denn, nun denn, junger Mann, hier ist eine Violine, — zeige mir, was Du zu machen verstehst.

Hoffmann nahm die Violine und betrachtete sie.

— Ja, ja, sagte Meister Gottlieb, Du untersuchst, von wem sie ist, wie der Weinkenner den Wein anriecht, den er trinken will. Schlage eine Saite an, eine einzige, und wenn Dein Ohr Dir nicht den Namen dessen sagt, der die Violine gemacht hat, so bist Du nicht würdig, sie zu berühren.

Hoffmann schlug eine Saite an, welche einen vibrirenden, anhaltenden, bebenden Ton von sich gab.

— Sie ist von Antonio Stradivarius, sagte er.

— Ah! Nicht übel; aber aus welchem Lebensabschnitte Stradivarius? Sehen wir ein wenig, er hat von dem Jahre 1698 bis zu dem Jahre 1728 gar viele Violinen gemacht.

— Ah! Was das anbetrifft, sagte Hoffmann, so gestehe ich meine Unwissenheit ein, und es

scheint mir unmöglich. . .

— Unmöglich! Lästere, unmöglich! Das ist gerade, als ob Du mir sagtest, Unglückseliger, daß es unmöglich sei, das Alter des Weines zu erkennen, wenn man ihn kostet. Höre wohl: so wahr, als wir heute den 10. Mai 1793 haben, ist diese Violine während der Reise gemacht worden, welche der unsterbliche Antonio im Jahre 1705 von Cremona nach Mantua machte, und wo er seine Werkstatt seinem ersten Zöglinge überlassen hat. Dieser Stradivarius, ich freue mich, es Dir zu sagen, gehört daher auch nur in den dritten Rang; aber ich fürchte sehr, daß er nach zu gut für einen armen Schüler ist, wie Du einer bist. Spiele, spiele. —

Hoffmann legte die Violine an und begann, nicht ohne gewaltiges Herzklopfen, Variationen über das Thema aus Don Juan:

Reich' mir die Hand mein Leben.

Meister Gottlieb stand neben Hoffmann, indem er zugleich mit seinem Kopfe und mit dem Fuße seines krummen Reines den Takt angab. In dem Maße, als Hoffmann spielte, belebte sich sein Gesicht, seine Augen funkelten, seine obere Kinnlade biß auf die Unterlippe, und an den beiden niedergedrückten Seiten dieser Lippe zeigten sich zwei Zähne, welche sie in der gewöhnlichen Stellung zu verbergen bestimmt war, die aber in diesem Augenblicke wie zwei Hauer eines Ebers hervortraten. Endlich trug ihm ein Allegro, das Hoffmann ziemlich kräftig durchführte, von Seiten Meister Gottliebs eine Bewegung mit dem Kopfe ein, welche fast einem Zeichen des Beifalles glich.

Hoffmann endigte mit einem Bravourstücke mit Uebergreifen, das er für höchst glänzend hielt, das aber, weit davon, entfernt, den alten Musiker zu befriedigen, ihm ein gräßliches Gesicht schneiden ließ.

Sein Gesicht erheiterte sich indessen allmählig, und indem er den jungen Mann auf die Achsel klopfte, sagte er:

— Nun denn, nun denn, das ist weniger schlecht, als ich glaubte; wenn Du alles Das vergessen haben wirst, was Du gelernt hast, wenn Du nicht mehr diese in der Mode stehenden Sprünge machen wirst, wenn Du diese hüpfenden Züge und dieses schreiende Uebergreifen mäßigen wirst, so wird man Etwas aus Dir machen.

Dieses Lob von Seiten eines so schwierigen Mannes, als es der alte Musiker war, entzückte Hoffmann. Dann vergaß er nicht, so sehr er auch in den musikalischen Ocean vertieft war, daß Meister Gottlieb der Vater der schönen Antonia war.

Indem er daher die Worte auffing, welche aus dem Munde des Greises gefallen waren, fragte er:

— Und wer wird es übernehmen, Etwas aus mir zu machen? Sind Sie es, Meister Gottlieb?

— Warum nicht, junger Mann, warum nicht, wenn Du auf den alten Murr hören willst?

— Ich werde auf Sie hören, Meister, und so lange als Sie wollen.

— O! murmelte der Greis voll Schwermuth, denn sein Blick fiel wieder in die Vergangenheit, denn sein Gedächtniß ging wieder in die verflossenen Jahre zurück, ich habe gar viele Virtuosen gekannt! Ich habe Coralli, freilich nur von Hörensagen, gekannt; er hat dm Weg eröffnet, er hat die Bahn gebrochen; man muß ihn nach der Weise Tartinis spielen, oder darauf verzichten. Er hat als der Erste errathen, daß die Violine wo nicht ein Gott, doch zum Mindesten der Tempel wäre, aus dem ein Gott hervorgehen könnte. Nach ihm kommt Pugnani, eine leidliche verständige Violine, aber kraftlos, zu kraftlos, besonders in gewissen *Apoggiamentis*, dann

Gaminiani; dieser ist kräftig, aber stoßweise und ohne Uebergänge kräftig; ich bin ausdrücklich in Paris gewesen, um ihn zu sehen, wie Du nach Paris gehen willst, um die Oper zu sehen; ein Tollkopf, mein Freund, ein Nachtwandler, mein Sohn, ein Mann, der gestikulirte, indem er träumte, der das *Tempo rubato* ziemlich gut verstand, verhängnißvolles *Tempo rubato*, das mehr Instrumentisten tödtet, als die Blattern, als das gelbe Fieber, als die Pest. Nun spielte ich ihm meine Sonaten nach der Weise des unsterblichen Tartini, meines Lehrers, und nun gestand er seinen Irrthum ein. Unglücklicher Weise war der Schüler bis an den Hals in seine Methode versunken. Der arme Junge war 71 Jahre alt! Vierzig Jahre früher hätte ich ihn wie Giardini gerettet; diesen hatte ich zeitig genug übernommen, aber unglücklicher Weise war er unverbesserlich; der Teufel in Person hatte sich seiner linken Hand bemächtigt, und dann spielte er, spielte er, spielte er so, daß seine rechte Hand ihm nicht zu folgen vermochte. Es waren Uebertreibungen, Sprünge, Triller, um einem Holländer den Veitstanz zu verursachen. Eines Tages, als er in Gegenwart Jomellis ein prachtvolles Stück verdarb, versetzte ihm daher auch der gute Jomelli, welcher der wackerste Mann von der Welt war, eine so derbe Ohrfeige, daß Giardinis Backe einen Monat lang davon geschwollen, und Jomellis Hand während 3 Wochen verrenkt war. Er ist wie Lulli, ein Narr, ein wahrer Narr, ein Luftspringer, ein Seiltänzer ohne Balancirstange, dem man eine Balancirstange statt eines Bogens in die Hand geben sollte. Ach! Ach! Ach! rief der Greis schmerzlicher Weise aus, ich sage es mit unendlicher Verzweiflung, aber mit Nardini und mir wird die schöne Kunst, Violine zu spielen, aussterben. Diese Kunst, mit welcher unser aller Meister, Orpheus, die Thiere anlockte, Steine in Bewegung setzte und Städte erbaute. Statt wie die göttliche Violine zu erbauen, zerstören wir wie die verfluchten Posaunen. Wenn die Franzosen jemals nach Deutschland kommen, so werden sie, um die Mauern von Philippsburg einfallen zu lassen, das sie so oft belagert, nur nöthig haben, von vier mir bekannten Violinen ein Concert vor seinen Thoren ausführen zu lassen.

Der Greis schöpfte wieder Athem, und fügte in sanfterem Tone hinzu:

— Ich weiß wohl, daß es Viotti, einen meiner Schüler, gibt, einen Menschen voll guter Anlagen, aber ungeduldig, aber ausschweifend, ohne Ordnung. Was Giarnowicki anbelangt, so ist er ein Geck und ein Dummkopf, und das Erste, was ich meiner alten Liesbeth gesagt habe, war, daß, wenn sie jemals diesen Namen an meiner Thüre aussprechen hörte, sie dieselbe fest verschließen sollte. Nun denn! Liesbeth ist dreißig Jahre bei mir, und ich sage Ihnen, junger Mann, ich jage Liesbeth fort, wenn sie Giarnowicki zu mir eintreten läßt, einen Sarmaten, einen Welschen, der sich erlaubt hat, Böses über den Meister der Meister, den unsterblichen Tartini, zu sagen! O! dem, der mir den Kopf Giarnowickis brächte, verspräche ich Unterricht und Rath, so viel, als er wollte. Was Dich, anbetrifft, mein Sohn, fuhr der Greis fort, indem er wieder auf Hoffmann zurückkam, was Dich anbetrifft so bist Du freilich nicht stark; aber Rode und Kreutzer, meine Schüler, waren nicht stärker, als Du. Was Dich anbetrifft, so sagte ich also, daß Du, indem Du Meister Gottlieb aufsuchtest, indem Du Dich an Meister Göttlich wandtest, indem Du Dich an ihn von einem Mann empfehlen ließest, der ihn kennt und der ihn würdigt, von dem Narren Zacharias Werner, Du beweisest, daß in Deiner Brust ein Künstlerherz schlägt. Es ist daher auch jetzt nicht mehr ein *Antonius Stradivarius*, die ich Dir in die Hände geben will, nein, auch nicht eine Gramulo, jener alte Meister, den der unsterbliche Tartini so sehr schätzte, daß er niemals auf anderen, als auf Gramulos spielte, nein, ich will Dich auf einer Antonio Amati. auf dem Ahnherrn, auf dem Vorfahren, auf dem ersten Stamme aller Violinen, die gemacht worden sind, auf dem Instrumente, das die Mitgift meiner Tochter Antonia sein wird, hören; es ist der

Bogen des Ulysses, siehst Du, und wer den Bogen des Ulysses zu spannen versteht, ist der Penelope würdig.

Und nun öffnete der Greis den ganz mit Gold verzierten Sammetkasten, und nahm aus ihm eine Violine, wie niemals Violinen bestanden zu haben schienen, und wie Hoffmann sich vielleicht allein erinnerte, deren bei den phantastischen Concerten seiner Großonkel und seiner Großtanten gesehen zu haben.

Hierauf verneigte er sich über das ehrwürdige Instrument, und indem er es Hoffmann überreichte, sagte er:

— Nimm, und trachte seiner nicht zu unwürdig zu sein.

Hoffmann verneigte sich, nahm das Instrument voll Ehrerbietung, und begann eine alte Studie von Sebastian Bach.

— Bach, Bach, murmelte Gottlieb, das geht wohl für die Orgel, aber er verstand Nichts von der Violine. Gleichviel.

Bei dem ersten Tone, den Hoffmann dem Instrumente entlockt hatte, war er erbebt, denn er, der ausgezeichnete Musiker, sah ein, welchen Schatz von Harmonie man in seine Hände gelegt hatte.

Der Violinbogen, gleich einem Bogen, so sehr war gekrümmt, erlaubte dem Spieler, die vier Saiten zu gleicher Zeit aufzufassen, und die letzte dieser Saiten erhob sich zu so wundervoll himmlischen Tönen, daß Hoffmann niemals hatte denken können, daß ein so göttlicher Ton unter einer menschlichen Hand erwache.

Während dieser Zeit stand der Greis mit zurückgeworfenem Kopfe und mit blinzeln den Augen neben ihm, indem er als ganze Ermuthigung sagte:

— Nicht übel, nicht übel, junger Mann, die rechte Hand, die rechte Hand; die linke Hand ist nur der Takt, die rechte Hand ist die Seele Nun denn, Seele! Seele!! Seele!!!

Hoffmann fühlte wohl, daß der alte Gottlieb Recht hatte, und er sah ein, daß er, wie er ihm bei der ersten Probe gesagt hatte, Alles das verlernen müsse, was er gelernt hatte, und mit einem unmerklichen, aber andauernden, aber zunehmenden Uebergange ging er von dem Pianissimo zu dem Fortissimo, von der Liebkosung zu der Drohung, von dem Blitze zu dem Donner über, und verlor sich in einem Strome von Harmonie, den er wie eine Wolke erhob, und den er in murmelnden Kaskaden, in flüssigen Perlen, in feuchtem Staube wieder herabfallen ließ, und er befand sich unter dem Einflusse einer neuen Lage, eines an Entzücken gränzenden Zustandes, als plötzlich seine linke Hand sich auf die Saiten senkte, der Bogen in seiner Hand erstarb, die Violine von seiner Brust glitt, seine Augen starr und glühend wurden.

Die Thüre war aufgegangen, und Hoffmann hatte in dem Spiegel, dem gegenüber er spielte, gleich einem von einer himmlischen Harmonie beschworenen Schatten die schöne Antonia mit offenem Munde, beklommener Brust und feuchten Augen erscheinen sehen.

Hoffmann stieß einen Freudenschrei aus, und Meister Gottlieb hatte kaum Zeit, die ehrwürdige Antonia Amati aufzufangen, welche den Händen des jungen Künstlers entfiel.

VIII.

Antonia.

Aantonia war Hoffmann, in dem Augenblicke, wo er sie die Thüre hatte aufmachen und die Schwelle überschreiten gesehen, Tausend Male schöner erschienen, als in dem Augenblicke, wo er sie die Stufen der Kirche hatte hinabgehen sehen.

Das kam daher, weil Hoffmann mit einem einzigen Blicke in dem Spiegel, in welchem das Bild des jungen Mädchens sich hatte sehen lassen, und der sich nur zwei Schritte weit von ihm befand, alle die Schönheiten hatte auffassen können, die ihm in der Entfernung entgangen waren.

Antonia war kaum siebenzehn Jahre alt, sie war von mittlerer Größe, eher groß als klein, aber so schlank ohne mager zu sein, so schmiegsam ohne Schwäche, daß alle Vergleiche von sich auf ihrem Stengel schaukelnden Lilien von sich im Winde beugenden Palmen ungenügend gewesen wären, um die italienische Zartheit (*Morbidezza*) zu schildern, das einzige Wort der Sprache, das ungefähr den Begriff sanften Schmachtens ausdrückt, waches ihr Anblick erweckte. Ihre Mutter war wie Julieilo, eine der schönsten Frühlingsblumen von Verona, und man fand in Antonio die Schönheiten der beiden Geschlechter wieder, welche sich die Palme der Schönheit streitig machen, nicht verschmolzen, sondern eingepägt, und das war es, was den Zauber dieses jungen Mädchens ausmachte. So hatte sie bei der Feinheit der Haut der Frauen des Nordens die mattgefärbte Haut der Frauen des Südens so beschatteten ihre blonden, zugleich dichten und leichten Haare, indem sie bei dem geringsten Winde gleich einem goldigen Dunste wallten, Augen und Augenbrauen von schwarzem Sammet. Dann, etwas noch bei weitem Sonderbareres, war besonders in ihrer Stimme die harmonische Mischung der beiden Sprachen fühlbar. . Wenn Antonia daher Deutsch sprach, so milderte die Sanftheit der schönen Sprache, in welcher, wie Dante sagt, das H⁵ ertönt, die Härte der deutschen Aussprache; während dagegen, wenn sie Italienisch sprach, die ein Wenig zu weichliche Sprache Metastasio's und Goldoni's eine Festigkeit annahm, welche ihr die mächtige Betonung der Sprach Schiller's und Göthe's verlieh.

Aber nicht allem im Physischen machte sich diese Verschmelzung, bemerklich; Antonia war im Moralischen ein wundervolles und seltenes Bild dessen, was die entgegengesetzten Poesien der Sonne von Italien und der Nebel von Deutschland vereinigen können. Man hätte sie zu: gleich für eine Muse und für eine Fee, für die Lurlei der Ballade und die Beatrice der *göttlichen Comödie* halten können.

Das kam daher, weil Antonia eine ausgezeichnete Künstlerin, die Tochter einer großen Künstlerin war. An die italienische Musik gewöhnt, hatte sich ihre Mutter eines Tages mit Leib und Seele der deutschen Musik hingegeben. Die Partitur der *Alceste* von Gluck war ihr in die Hände gefallen, und sie hatte ihren Gatten, Meister Gottlieb, bewogen, ihr das Gedicht in's Italienische übersetzen zu lassen, und sobald es in's Italienische übersetzt, war sie nach Wien gegangen,, um es zu singen; aber sie hatte zu viel auf ihre Kräfte gerechnet, oder vielmehr kannte die herrliche Sängerin das Maß ihrer Empfindsamkeit nicht; bei der dritten Vorstellung der Oper, welche den größten Erfolg gehabt hatte, bei dem herrlichen Solo der *Alceste*:

Ihr Gitter ewiger Nacht, die ihr so schrecklich droht,

Ihr hört mich jetzt nicht mehr von euch Erbarmung stehen;
Ich rette den Gemahl von seinem frühen Tod,
Gern will ich seine Qualen überstehen,
Süß ist es, für den Gatten in den Tod hineinzugehen

als sie das D erreichte, das sie mit voller Brust gab, er, bleichte sie, wankte und sank in Ohnmacht; es war ein Gefäß in dieser so kühnen Brust gesprungen; das Opfer für die Götter der Hölle war in der Wirklichkeit vollbracht; Antonia's Mutter war todt.

Der arme Meister Gottlieb dirigitte das Orchester; von seinem Sessel aus sah er die wanken, erbleichen und fallen, welche er über Alles liebte; weit mehr noch, er hörte in ihrer Brust diese Fiber zerreißen, an der ihr Leben hing, und er stieß einen schrecklichen Schrei aus, der sich mit dem letzten Seufzer der Virtuosa vereinigte.

Daher rührte vielleicht jener Haß Meister Gottlieb's für die deutschen Meister; es war der Ritter Gluck, der sehr unschuldiger Weise seine Teresa getödtet hatte, aber er war darum nichts desto weniger gegen den Ritter Gluck auf den Tod wegen dieses tiefen Schmerzes erbittert, den er empfunden hatte, und der sich nur in dem Maße beruhigte, als er auf die heranwachsende Antonio alle die Liebe übertragen hatte, welche er für ihre Mutter hegte.

Jetzt, mit siebenzehn Jahren, war das junge Mädchen Alles für den Greis geworden; er lebte durch Antonia, er athmete durch Antonia. Niemals war der Gedanke an den Tod Antonia's in seinem Geiste aufgestiegen; wenn er aber auch in ihm aufgestiegen wäre, so hätte er sich nicht sehr darum bekümmert, da es ihm nicht einmal eingefallen wäre, daß er Antonia überleben könnte.

Er hatte daher mit einem nicht weniger entzückten Gefühle, als Hoffmann, obgleich dieses Gefühl noch bei Weitem reiner war, Antonia auf der Schwelle der Thüre seines Arbeitszimmers erscheinen sehen.

Das junge Mädchen schritt langsam heran; zwei Thränen glänzten an ihren Wimpern, und indem sie drei Schritte auf Hoffmann zu that, reichte sie ihm die Hand. Dann sagte sie mit einem Ausdrücke züchtiger Vertraulichkeit, und wie als ob sie den jungen Mann seit zehn Jahren gekannt hätte:

— Guten Tag, Bruder.

Von dem Augenblicke an, wo seine Tochter erschienen, war Meister Gottlieb stumm und regungslos geblieben, wie immer hatte seine Seele seinen Körper verlassen, und sang um sie herumschwebend in die Ohren Antonias alle die Melodien der Liebe und des Glückes, welche die Seele eines Vaters bei dem Anblicke seiner innigsten Tochter singt.

Er hatte also seinen theuern *Antonio Amati* auf den Tisch gelegt, und indem er beide Hände faltete, wie er es vor der heiligen Jungfrau gethan hätte, sah er sein Kind kommen.

Was Hofmann anbetrifft, so wußte er nicht, ob er wachte oder träumte, ob er auf Erden oder im Himmel wäre, ob es ein Weib wäre, das zu ihm käme, oder ein Engel, der ihm erschienen.

Er trat daher auch fast einen Schritt zurück, als er Antonia auf sich zukommen, und ihm die Hand reichen sah, indem sie ihn ihren Bruder nannte.

— Sie, meine Schwester! sagte er mit beklommener Stimme.

— Ja, sagte Antonia, es ist nicht das Blut, das die Familie ausmacht, es ist die Seele. Alle Blumen sind Schwestern durch den Wohlgeruch, alle Künstler sind Brüder durch die Kunst. Ich habe Sie freilich niemals gesehen, aber ich kannte Sie, Ihr Bogen hat mir Ihr Leben erzählt. Sie

sind Dichter, ein wenig überspannt, armer Freund. Ach! dieser glühende Funke ist es, den Gott in unserem Kopfe oder in unserer Brust einschließt, der uns das Gehirn verbrennt, oder uns das Herz verzehrt; indem sie sich hierauf nach Meister Gottlieb umwandte, sagte sie:

— Guten Tag, Vater, warum haben Sie Ihre Antonia noch nicht umarmt? Ah! das ist es, ich begreife. Die *Heimliche Ehe*, das *Stabat mater*, *Cimarosa*, *Pergolese*, *Porpora*, was ist Antonia neben diesen großen Genies? ein armes Kind, das Sie liebt, das Sie aber wegen dieser vergessen.

— Ich Dich vergessen! rief Gottlieb aus, der alte Murr Antonia vergessen! Der Vater seine Tochter vergessen! Warum? für einige schlechte Musiknoten, für eine Zusammenstellung von Ganzen und Achtel, von schwarzen und von weißen Noten, von Kreuzen und von B's! Ah ja doch! Sieh, wie ich Dich vergesse.

Und indem er sich auf seinem krummen Beine mit einer erstaunungswürdigen Behendigkeit drehte, ließ der Greis mit seinem vordern Beine und seinen beiden Händen die zur Vertheilung an die Musiker des Orchesters bereitliegenden Stimmen der *Heimlichen Ehe* davon fliegen.

— Mein Vater! mein Vater! sagte Antonia.

— Feuer, Feuer! rief Meister Gottlieb aus, Feuer, damit ich Alles das verbrenne; Feuer, damit ich *Pergolese* verbrenne! Feuer, damit ich *Cimarosa* verbrenne! Feuer, damit ich *Paesello* verbrenne! Feuer, damit ich *Stradivarius*, meine *Gramulo's* verbrenne! Feuer, damit ich meinen *Antonio Amati* verbrenne! Hat meine Tochter, meine Antonia nicht gesagt, daß ich Saiten, Holz und Papier meinem Fleische und meinem Blute vorzöge! Feuer! Feuer! Feuer!!!

Und der Greis bewegte sich wie ein Wahnsinniger und sprang auf seinem Beine wie der hinkende Teufel, wobei er feine Arme wie eine Windmühle gehen ließ.

Antonia, betrachtete diese Ausgelassenheit des Greises mit jenem sanften Lächeln befriedigten kindlichen Stolzes. Sie, die niemals Koketterie getrieben als mit ihrem Vater, mußte wohl daß sie allmächtig auf den Greis wirkte, daß sein Herz ihr Reich wäre, in welchem sie als unumschränkte Gebieterin herrschte. Sie hielt daher auch den Greis in seinen Bewegungen zurück, und indem sie ihn an sich zog, drückte sie einen einfachen Kuß auf seine Stirn.

Der Greis stieß einen Freudenschrei aus, schloß seine Tochter in seine Arme, hob sie auf, wie er es mit einem Vogel gethan hätte, und nachdem er sich drei bis vier Mal um sich selbst gedreht, fiel er auf ein großes Kanapee, wo er sie zu wiegen begann, wie eine Mutter es mit ihrem Kinde macht.

Anfangs hatte Hoffmann Meister Gottlieb voll Entsetzen zugesehen; als er ihn die Partituren in die Luft werfen, seine Tochter in seinen Armen aufheben sah, hatte er ihn für einen rasend gewordenen Wahnsinnigen gehalten. Aber bei dem ruhigen Lächeln Antonia's hatte er sich bald wieder beruhigt, und indem er ehrerbietig die zerstreuten Partituren aufraffte, legte er sie wieder auf die Tische und auf die Pulte, wobei er diese seltsame Gruppe von der Seite betrachtete, in welcher selbst der Greis seine Poesie hatte.

Plötzlich zog etwas Sanftes, Liebliches, Luftiges durch die Luft, es war ein Dunst, es war eine Melodie, es war etwas noch weit Göttlicheres, es war die Stimme Antonias, welche mit ihrer Künstlerlaune jene wundervolle Composition *Stradella's* begann, welche ihrem Verfasser das Leben gerettet hatte: das **Pieta Signore**.

Bei dem ersten Erbeben dieser Engelsstimme blieb Hoffmann regungslos, während der alte Gottlieb, indem er seine Tochter sanft von seinen Knieen aufhob, sie in der liegenden Stellung, in der sie war, auf das Kanapee legte; hierauf eilte er zu seinem *Antonio Amati*, und indem er die

Begleitung den Worten anpaßte, begann er gleichfalls die Harmonie seines Bogens unter den Gesang Antonia's zu mischen und ihn zu unterstützen, wie ein Engel die Seele unterstützt, die er gen Himmel trägt.

Die Stimme Antonia's war eine Sopranstimme, welche den ganzen Umfang besaß, den die göttliche Freigebigkeit, nicht einer Frauenstimme, sondern einer Engelsstimme zu verleihen vermag. Antonia durchlief fünf und eine halbe Oktave, sie stimmte mit derselben Leichtigkeit das höchste **C**⁶ an, diese göttliche Note, welche nur den himmlischen Concerten anzugehören scheint, wie das **C** der fünften Oktave⁷ der Baßnoten. Niemals hatte Hoffmann etwas so Liebliches gehört, als diese vier ersten ohne Begleitung gesungenen Takte: **Pieta, Signore, di me dolente**. Diese Sehnsucht der leidenden Seele nach Gott, dieses inbrünstige Gebet zum Herrn, Erbarmen mit dieses Leiden zu haben, das sich beklagt, nahm in dem Munde Antonias ein Gefühl göttlicher Ehrfurcht an, welches dem Schrecken glich. Die Begleitung ihrerseits, welche die zwischen dem Himmel und der Erde schwebenden Worte aufgenommen, die sie, so zu sagen, nach dem verhauchten **A** in ihre Arme genommen, und die, piano, piano, wie ein Echo die Klage wiederholte, die Begleitung war in Allem der wie sie klagenden und schmerzlichen Stimme würdig. Sie sprach nicht in italienischer, nicht in deutscher, nicht in französischer, sondern in dieser Weltsprache, welche man Musik nennt:

— *Erbarmen, Herr, habe Erbarmen mit mir Unglücklichen; Erbarmen, Herr, und wenn meine Bitte zu Dir gelangt, so möge Deine Strenge sich entwaffnen und Deine Blicke mögen sich wieder weniger streng und gnädiger zu mir wenden.*

Und dennoch ließ die Begleitung, obgleich sie ihr folgte, obgleich sie dieselbe umgab, der Stimme alle ihre Freiheit, allen ihren Umfang; sie war eine Liebkosung und keine Umschlingung, eine Unterstützung und kein Zwang, und als bei dem ersten Sforzando, als auf dem **D** und den beiden **F** die Stimme sich erhob, wie um zu versiechen, gen Himmel zu steigen, schien die Begleitung zu fürchten, als etwas Irdisches auf ihr zu lasten, und überließ sie fast den Flügeln des Glaubens, um sie erst wieder bei dem aufgelösten **E**, das heißt bei dem Diminuendo zu unterstützen, das heißt, als der Anstrengung müde, die Stimme wie in sich selbst zusammengesunken, und gleich der Madonna Canovas auf die Kniee zurückfiel, und bei der, auf den Knieen liegend, sich Alles, Seele und Körper, unter dem schrecklichen Zweifel beugt, daß die Barmherzigkeit des Schöpfers groß genug sei, um das Vergehen des Geschöpfes zu vergessen.

Dann, als sie mit bebender Stimme fortfuhr: *Möge es mir nie begegnen, verdammt und ins ewige Feuer Deiner Strenge gestürzt zu werden, o großer Gott!* wagte die Begleitung, ihre Stimme sich mit der bebenden Stimme zu vereinigen, welche, die ewigen Flammen erblutend, den Herrn bat, sie davon zu entfernen. Nun bat die Begleitung gleichfalls, flehte, stöhnte, stieg mit ihr bis zu dem **F** hinauf, ging mit ihr bis zu dem **C** hinab, indem sie sie in ihrer Schwäche begleitete, sie in ihrem Schrecken unterstützte; dann, während athemlos und ohne Kraft die Stimme in der Tiefe von Antonias Brust erstarb, fuhr die Begleitung nach der erloschenen Stimme allein fort, wie nach der entflohenen und bereits auf dem Wege zum Himmel befindlichen Seele murmelnd und klagend die Gebete der Ueberlebenden fortzudauern.

Nun begann sich mit dem Flehen der Violine Meister Gottliebs eine unerwartete, sanfte und zugleich mächtige, fast himmlische Harmonie zu vereinigen. Antonia richtete sich auf ihrem Ellnbogen auf, Meister Gottlieb wandte sich halb um und blieb, den Bogen auf die Saiten seiner Violine gelegt, regungslos. Anfangs betäubt, berauscht, entzückt, hatte Hoffmann verstanden,

daß das Aufstreben dieser Seele ein wenig Hoffnung bedürfe, und daß sie brechen würde, wenn nicht ein göttlicher Strahl ihr den Himmel zeigte, und er war nach einer Orgel geeilt, und er hatte seine zehn Finger auf die bebenden Tasten ausgestreckt, und indem sie einen tiefen Seufzer ausstieß, vereinigte sich die Orgel mit der Violine Gottliebs und der Stimme Antonias.

Nun war diese Rückkehr zu dem Thema **Pieta, Signore**, begleitet von dieser Hoffnung, statt wie in dem ersten Theile von dem Schrecken verfolgt zu sein, etwas Wundervolles, und als Antonia voll Vertrauen zu ihrem Genie wie zu ihrem Gebete, mit aller Kraft ihrer Stimme das **F** anstimmte, fuhr ein Schauer durch die Adern des alten Gottlieb, und ein Schrei entschlüpfte dem Munde Hoffmanns, indem er den Antonio Amati unter den Strömen von Harmonie übertönte, welche aus seiner Orgel erklangen, die Stimme Antonias fortsetzte, nachdem sie erloschen war, und auf den Flügeln, nicht mehr eines Engels, sondern eines Orkanes, den letzten Seufzer dieser Seele zu den Füßen des allmächtigen und allbarmherzigen Herrn zu bringen schien.

Hierauf entstand ein Moment des Schweigens, alle drei blickten einander an, und ihre Hände vereinigten sich zu einer brüderlichen Umschlingung, wie ihre Seelen sich in einer gemeinsamen Harmonie vereinigt hatten.

Und von diesem Augenblicke an war es nicht allein Antonia, welche Hoffmann ihren Bruder nannte, sondern der alte Gottlieb Murr nannte auch Hoffmann seinen Sohn!

IX.

Der Schwur.

Vielleicht wird der Leser sich oder vielmehr uns fragen, wie Meister Gottlieb Murr, da Antonios Mutter singend gestorben war, seiner Tochter, das heißt dieser Seele seiner Seele, erlaubte, eine Gefahr gleich der zu laufen, welcher die Mutter unterlegen war.

Und Anfangs, als er Antonia ihren ersten Gesang versuchen gehört, hatte der arme Vater wie das Laub gezittert, neben dem ein Vogel singt. Aber Antonia war ein wahrer Vogel, und der alte Musiker bewirkte bald, daß der Gesang ihre natürliche Sprache sei. Indem Gott ihr eine so umfangreiche Stimme gab, daß sie vielleicht nicht ihres Gleichen in der Welt hatte, hatte er daher auch angedeutet, daß Meister Gottlieb zum Mindesten in dieser Beziehung Nichts zu fürchten hätte; in der Thal, als sich mit dieser natürlichen Gabe des Gesanges das Studium der Musik vereinigt hatte, als die übertriebensten Schwierigkeiten der Tonleiter dem jungen Mädchen vorgelegt und sogleich mit einer wunderbaren Leichtigkeit überwunden worden waren, ohne Gesichtsverzerrung, ohne Anstrengung, ohne eine einzige Sehne am Halse, ohne ein einziges Blinzeln der Augen, hatte er die Vollkommenheit des Instrumentes eingesehen, und da Antonia, indem sie für die höchsten Stimmen geschriebene Stücke sang, immer hinter dem zurückblieb, was sie leisten konnte, so hatte er sich überzeugt, daß keine Gefahr vorhanden wäre, die liebliche Nachtigall sich der Neigung ihres melodischen Berufes hingeben zu lassen.

Nur hatte Meister Gottlieb vergessen, daß die musikalische Saite nicht die einzige ist, welche in dem Herzen der jungen Mädchen ertönt, und daß es eine eben so zerreißbare, bei Weitem bebendere, und bei Weitem tödtlichere in ihm gibt; nämlich die der Liebe!

Diese war bei dem armen Kinde, bei dem Klange von Hoffmanns Bogen erwacht; über ihre Stickerei in dem Zimmer zur Seite dessen gebückt, in welchem sich der junge Mann und der Greis aufhielten, hatte sie bei dem ersten Erbeben, das in der Luft erschallte, den Kopf erhoben. Sie hatte gehorcht; dann hatte allmählig eine seltsame Empfindung ihre Seele erfüllt, und war in unbekanntem Schaudern durch ihre Adern gerollt. Sie hatte sich nun langsam erhoben, indem sie eine Hand auf ihren Stuhl stützte, während die andere die Stickerei aus ihren geöffneten Fingern fallen ließ. Einen Augenblick lang war sie regungslos geblieben; hierauf war sie langsam auf die Thüre zugeschritten, und, wie wir gesagt haben, wie der von dem materiellen Leben beschworene Schatten als poetische Erscheinung unter der Thür des Arbeitszimmers Meister Gottlieb Murrs erschienen.

Wir haben gesehen, wie die Musik in ihrem glühenden Tiegel diese drei Seelen in eine einzige verschmolzen hatte, wie an dem Ende des Concertes Hoffmann der Tischgenosse des Hauses geworden war.

Es war die Stunde, zu welcher der alte Gottlieb sich gewöhnlich zu Tisch setzte. Er lud Hoffmann ein, mit ihm zu Mittag zu essen, eine Einladung, welche Hoffmann mit derselben Herzlichkeit annahm, als sie gemacht war.

Nun verwandelte sich die schöne und poetische Jungfrau der göttlichen Hymnen für einige Augenblicke in eine gute Hausfrau. Antonia schenkte den Thee wie Clarisse Harlowe ein,

machte Butterbrode wie Charlotte und setzte sich am Ende selbst an den Tisch, um wie eine gewöhnliche Sterbliche zu essen.

Die Deutschen verstehen die Poesie nicht wie wir. Nach unsern Ansichten der gekünstelten Welt verliert die Frau, welche ißt und welche trinkt, ihren poetischen Glanz. Wenn eine junge und hübsche Frau sich an den Tisch setzt, so geschieht es, um bei dem Mahle den Vorsitz zu führen; wenn sie ein Glas vor sich stehen hat, so ist es, um ihre Handschuhe hineinzulegen, wenn sie ihre Handschuh nicht etwa anbehält; wenn sie einen Teller bat, so ist es, um an dem Ende des Mahles eine Traube auf ihm auszupflücken, von der das unmaterielle Geschöpf zuweilen einwilligt, die goldigsten Beeren auszusaugen, wie es eine Biene mit dem Honig einer Blume macht.

Man wird begreifen, daß nach der Art und Weise, wie Hoffmann bei Meister Gottlieb aufgenommen worden war, er am Tage nachher, am zweiten und an den folgenden Tagen dahin zurückkehrte. Was Meister Gottlieb anbelangt, so schienen ihn diese häufigen Besuche Hoffmanns durchaus nicht zu beunruhigen; Antonia war zu rein, zu züchtig, zu vertrauensvoll gegen ihren Vater, als daß dem Greise der Argwohn aufstieg, daß seine Tochter einen Fehltritt begehen könnte. Seine Tochter war die heilige Cäcilie, war die Jungfrau Maria, war ein Engel des Himmels, das göttliche Wesen trug dermaßen in ihr den Sieg über den irdischen Stoff davon, daß der Greis es niemals für angemessen gehalten hatte ihr zu sagen, daß mehr Gefahr in der Berührung zweier Körper, als in der Vereinigung zweier Seelen läge.

Hoffmann war daher glücklich, das heißt so glücklich, als es einem sterblichen Wesen verliehen ist zu sein. Die Sonne der Freude erleuchtet niemals gänzlich das Herz des Menschen; es gibt immer auf gewissen Punkten dieses Herzens einen dunklen Flecken, der den Menschen daran erinnert, daß das vollständige Glück nicht auf dieser Welt, sondern nur in dem Himmel besteht.

Aber Hoffmann hatte einen Vorzug vor den gewöhnlichen Menschen. Oft vermag, der Mensch sich die Ursache jenes Schmerzes nicht zu erklären der sich in Mitte seines Wohlseins zeigt, jenes Schattens, der dunkel und schwarz auf seine strahlende Glückseligkeit fällt.

Hoffmann wußte, was ihn unglücklich machte. Es war das an Zacharias Werner gegebene Versprechen, zu ihm nach Paris zu kommen; es war das außerordentliche Verlangen Frankreich zu besuchen, das verschwand, sobald sich Hoffmann bei Antonia befand, das aber seine ganze Gewalt wieder annahm, sobald sich Hoffmann wider allein befand; noch mehr in dem Maße, als die Zeit verfloß und Zacharias Briefe das von seinem Freunde gegebene Wort dringender in Anspruch nahmen, wurde Hoffmann noch betrübter.

In der That, die Anwesenheit des jungen Mädchens genügte nicht mehr, das Gespenst zu verscheuchen, das Hoffmann jetzt selbst an Antonias Seite verfolgte. Oft versank Hoffmann an der Seite Antonias in eine tiefe Träumerei. Woran dachte er? an Zacharias Werner, dessen Stimme er zu hören meinte; oft heftete sich sein anfangs zerstreutes Auge am Ende auf einen Punkt des Horizontes. Was sah dieses Auge, oder vielmehr, was glaubte es zu sehen? Die Straße nach Paris, dann, an einer der Krümmungen dieser Straße Zacharias, der ihm vorausging und ihm winkte zu folgen.

Allmählig kehrte das Gespenst, das in seltenen und ungleichen Zwischenräumen Hoffmann erschienen war, mit mehr Regelmäßigkeit zurück, und verfolgte ihn am Ende mit einer beständigen Zudringlichkeit.

Hoffmann liebte Antonia immer mehr und mehr. Hoffmann fühlte, daß Antonia seinem Leben

ein Bedürfniß, daß sie das Glück seiner Zukunft wäre; aber Hoffmann fühlte auch, daß er, bevor er in dieses Glück einginge, und damit dieses Glück dauerhaft wäre, er die vorgehabte Pilgerfahrt ausführen müßte, oder daß sonst das in seinem Herzen verschlossene Verlangen, so sonderbar es auch sein möchte, es verzehren würde.

Eines Tages, als er neben Antonia saß, während Meister Gottlieb in seinem Arbeitszimmer das Stabat Mater von Pergolese abschrieb, das er in der philharmonischen Gesellschaft in Frankfurt aufführen wollte, war Hoffmann in eine seiner gewöhnlichen Träumereien versunken, als Antonia, nachdem sie ihn lange angeblickt, ihn bei beiden Händen ergriff, und sagte:

— Sie müssen hingehen, mein Freund.

Hoffmann blickte sie voll Erstaunen an.

— Hingehen? wiederholte er, und wohin das?

— Nach Frankreich, nach Paris.

— Und wer hat Ihnen diesen geheimen Gedanken meines Herzens gesagt, Antonia, den ich mir selbst nicht zu gestehen wage?

— Ich konnte mir bei Ihnen die Gewalt einer Fee zuschreiben, Theodor — und Ihnen sagen: — Ich habe in ihren Gedanken, ich habe in ihren Augen, ich habe in ihrem Herzen gelesen, aber ich würde lügen. Nein, ich habe mich erinnert, das ist Alles.

— Und an was haben Sie Sich erinnert, meine innig geliebte Antonia?

— Ich habe mich erinnert, daß am Vorabende des Tages, an welchem Sie zu meinem Vater gekommen sind, Zacharias Werner gekommen war, und uns Ihren Reiseplan, Ihr glühendes Verlangen, Paris zu sehen, erzählt hatte, ein seit ungefähr einem Jahre genährtes und auf dem Punkte seiner Ausführung stehendes Verlangen. Seit dem haben Sie mir gesagt, was Sie abgehalten hätte abzureisen. Sie, haben mir gesagt, wie Sie, als Sie mich zum ersten Male sahen, von jenem unwiderstehlichen Gefühle ergriffen worden waren, von dem ich selbst ergriffen worden bin, als ich Sie hörte, und jetzt bleibt Ihnen übrig mir Folgendes zu sagen: daß Sie mich immer lieben. Hoffmann machte eine Bewegung. — Geben Sie Sich nicht die Mühe, es mir zuzusagen, ich weiß es, fuhr Antonia fort, aber daß es etwas weit Mächtigeres als diese Liebe gibt, nämlich das Verlangen nach Frankreich zu Zacharias zu gehen, kurz Paris zu sehen.

— Antonia! rief Hoffmann aus, Alles, was Sie da so eben gesagt haben, ist wahr, mit Ausnahme eines Punktes; nämlich, daß es etwas Stärkeres auf der Welt giebt, als meine Liebe! Nein, ich schwöre es Ihnen, Antonia, ich hätte dieses Verlangen, ein seltsames Verlangen, von dem ich nichts begreife, in meinem Herzen begraben, wenn Sie es nicht selbst aus ihm hervorgehört hätten. Sie irren sich also nicht. Antonia. Ja, es gibt eine Stimme, die mich nach Paris ruft, eine Stimme, die starker als mein Wille ist, und der ich indessen, ich wiederhole es Ihnen, nicht gehorcht hätte; diese Stimme ist die des Verhängnisses!

— Es sei; lassen wir unser Verhängnis! in Erfüllung geben, mein Freund. Sie werden morgen abreisen. Wie viel Zeit wollen Sie?

— Einen Monat, Antonia, in einem Monate werde ich zurück sein.

— Ein Monat wird Ihnen nicht genügen, Theodor; in einem Monate werden Sie Nichts gesehen haben; ich gebe Ihnen zwei, ich gebe Ihnen drei, kurz, ich gebe Ihnen die Zeit, welche Sie wollen, aber ich verlange eines, oder vielmehr zwei Dinge von Ihnen.

— Welche, theure Antonia, welche? sagen Sie geschwind.

— Es ist morgen Sonntag: es ist morgen der Tag der Messe; sehen Sie aus Ihrem Fenster, wie

Sie am Tage der Abreise Zacharias Werners aus ihm gesehen haben, und, wie an diesem Tage, mein Freund, werden Sie mich, nur weit trauriger, die Stufen der Kirche hinaufgehen sehen; dann kommen Sie zu mir an meinen gewöhnlichen Platz, dann setzen Sie Sich neben mich, und, in dem Augenblicke, wo der Priester die Wandlung des Blutes unseres Herrn aussprechen wird, werden Sie mir zwei Schwüre leisten — den, mir treu zu bleiben, den, nicht mehr zu spielen.

— O! Alles, was Sie wollen, auf der Stelle, theure Antonia, schwöre ich Ihnen. . .

— Still, Theodor, Sie werden morgen schwören.

— Antonia, Antonia, Sie sind ein Engel. —

— Haben Sie in dem Augenblick unserer Trennung nicht meinem Vater etwas zu sagen, Theodor?

— Ja, Sie haben Recht. Aber, in Wahrheit, ich gestehe es Ihnen, Antonia, daß ich zögere, daß ich zittere. Mein Gott! Wer bin ich denn, um die Hoffnung zu wagen?. . .

— Sie sind der Mann, den ich liebe, Theodor. Gehen Sie zu meinem Vater, gehen Sie.

Und indem sie Hoffmann einen Wink mit der Hand gab, machte sie die Thür eines kleinen, von ihr in ein Betzimmer verwandelten Gemaches auf.

Hoffmann folgte ihr mit den Augen, bis die Thür verschlossen war, und sandte ihr mit allen Küssen seines Mundes alle Regungen seines Herzens durch die Thür zu.

Hierauf trat er in das Arbeitszimmer Meister Gottliebs.

Meister Gottlieb war so sehr an den Gang Hoffmanns gewöhnt, daß er nicht einmal die Augen über das Pult erhob, auf welchem er das Stabat Mater abschrieb. Der junge Mann trat ein, und stellte sich hinter ihn.

Als Meister Gottlieb nach Verlauf eines Augenblickes Nichts mehr hörte, nicht einmal den Athem des jungen Mannes, so wandte er sich um.

— Ah! Du bist es, mein Lieber, sagte er, indem er seinen Kopf zurückwarf, um ihn durch seine Brille anzublicken. Was kömmt Du, mir zu sagen?

Hoffmann that den Mund auf, aber schloß ihn wieder, ohne einen Ton hervorgebracht zu haben.

— Bist Du stumm geworden? fragte der Greis; den Henker! das wäre ein Unglück, ein Schelm, der, wie Du spricht, wenn Du willst, kann die Sprache nicht so verlieren, — es sei denn aus Strafe, sie gemißbraucht zu haben!

— Nein, Meister Gottlieb, nein, ich habe, Gott sei' Dank, die Sprache nicht verloren. Nur scheint mir das, was ich Ihnen zu sagen habe. . .

— Nun denn?

— Nun denn!. . . es scheint mir sehr schwierig.

— Bah! Ist es denn so schwer zu sagen: Meister Gottlieb, ich liebe Eure Tochter?

— Sie wissen Das, Meister Gottlieb?

— Ja nun! ich müßte sehr närrisch, oder vielmehr sehr dumm sein, wenn ich Deine Liebe nicht bemerkt hätte.

— Und dennoch haben Sie erlaubt, daß ich fortfuhr, sie zu lieben?

Warum nicht? Da sie Dich liebt.

— Aber, Meister Gottlieb, Sie wissen, daß ich kein Vermögen habe.

— Bah! Haben die Vögel des Himmels Vermögen? Sie singen, sie paaren sich, sie bauen sich

ein Nest, und Gott ernährt sie. Wir Künstler gleichen sehr den Vögeln; wir singen, und Gott kömmt uns zu Hilfe. Wenn der Gesang nicht genügen wird, so wirst Du Maler werden, wenn die Malerei nicht ausreichen sollte, so wirst Du Musiker werden. Ich war nicht reicher, als Du, als ich meine arme Theresa geheiratet habe; nun denn! weder Brod, noch Obdach hat uns jemals gefehlt. Ich habe immer Geld nöthig gehabt, und es hat mir niemals gemangelt. Bist Du reich an Liebe? Das ist Alles, was ich von Dir verlange; verdienst Du den Schatz, nach dem Du lüstern bist? Das ist Alles, was ich von Dir zu wissen wünsche. Liebst Du Antonia mehr als Dein Leben, mehr als Deine Seele? dann bin ich ruhig, es wird Antonia niemals an Etwas fehlen. Liebst Du sie nicht? dann ist's etwas Anderes; hattest Du auch Hundert Tausend Thaler Einkünfte, so würde ihr doch immer Alles fehlen.

Hoffmann stand im Begriffe, vor dieser liebenswürdigen Philosophie des Künstlers niederzuknieen. Er neigte sich auf die Hand des Greises, der ihn an sich zog und ihn an sein Herz drückte.

— Nun denn, nun denn, sagte er zu ihm, das ist abgemacht; mache Deine Reise, da die Wuth Dich quält, die abscheuliche Musik des Herrn Mehul und des Herrn Dolayrac zu hören; das ist eine Jugendkrankheit, von der Du bald geheilt sein wirst. Ich bin unbesorgt; mache diese Reise, mein Freund, und kehre hierher zurück, Du wirst hier Mozart, Beethoven, Cimarosa, Pergolese, Paesiello, le Porpora, und außerdem Meister Gottlieb und seine Tochter wiederfinden, das heißt einen Vater und eine Gattin. Geh, mein Sohn, geh.

Und Meister Gottlieb umarmte Hoffmann von Neuem, der, da er die Nacht anbrechen sah, glaubte, daß er keine Zeit zu verlieren hätte, und sich nach Haus zurückzog, um seine Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Am folgenden Tage befand sich Hoffmann von dem Morgen an an seinem Fenster. In dem Maße, als der Augenblick, Antonia zu verlassen, herannahte, schien ihm diese Trennung immer unmöglicher. Diese ganze, entzückende Periode seines Lebens, welche verflossen war, diese sieben Monate, welche wie ein Tag vergangen waren, und die sich seinem Gedächtnisse bald wie ein unermeßlicher Horizont vorstellten, den er mit einem Blicke übersah, bald wie eine Reihe fröhlicher Tage, die lächelnd, mit Blumen bekränzt, einer nach dem andern kamen; diese lieblichen Gesänge Antonias, die ihm eine ganz mit süßen Melodien erfüllte Luft geschaffen hatten; alles das hatte so eine mächtige Anziehungskraft, daß es fast mit dem Unbekannten, diesen wunderbaren Zauberer kämpfte, der die stärksten Herzen, die kältesten Seelen an sich zieht.

Um zehn Uhr erschien Antonia an der Ecke der Straße, an welcher sie Hoffmann sieben Monate zuvor, zu gleicher Stunde zum ersten Male gesehen. Die gute Lisbeth folgte ihr wie gewöhnlich, und beide gingen die Stufen der Kirche hinauf. Auf der letzten Stufe angelangt, wandte sich Antonia um, erblickte Hoffmann, winkte ihm mit der Hand und trat in die Kirche.

Hoffmann stürzte aus dem Hause und trat nach ihr in die Kirche.

Antonia kniete bereits und betete.

Hoffmann war Protestant, und diese Gesänge in einer fremden Sprache hatten ihm immer ziemlich lächerlich geschienen; als er aber Antonia diese zugleich so sanften und so mächtigen Kirchengesänge singen hörte, bedauerte er, die Worte davon nicht zu kennen, um seine Stimme mit der Stimme Antonias zu vereinigen, welche durch die unendliche Schwermuth, von der das junge Mädchen befallen, noch lieblicher geworden war.

Während der ganzen Zeit, daß der Gottesdienst dauerte, sang sie mit derselben Stimme, mit

welcher im Himmel die Engel singen müssen; dann endlich, als das Glöcklein des Chorknaben die Weihe der Hostie meldete, in dem Augenblicke, wo sich die Gläubigen vor dem Gotte beugten, der sich in den Händen des Priesters über ihre Häupter erhob, richtete Antonia ihre Stirn auf.

— Schwören Sie, sagte sie.

— Ich schwöre, sagte Hoffmann mit bebender Stimme, ich schwöre, auf das Spiel zu verzichten.

— Ist das der einzige Schwur, den Sie mir leisten wollen, mein Freund?

— O! nein, warten Sie. Ich schwöre Ihnen, mit dem Herzen und dem Geiste, mit dem Körper und mit der Seele treu zu bleiben.

— Und auf was schwören Sie das?

— O! rief Hoffmann auf dem Gipfel der Begeisterung aus, bei dem, was ich Theuerstes, was ich Heiligstes habe, bei Ihrem Leben!

— Ich danke, rief nun Antonia aus, denn wenn Sie Ihren Schwur nicht halten, so werde ich sterben.

Hoffmann erbebte, ein Schauer überlief seinen ganzen Körper; er bereute nicht allein, er hatte Furcht.

Der Priester schritt die Stufen des Altares hinab, indem er das heilige Sakrament in die Sakristei trug.

In dem Augenblicke, wo der göttliche Leib unseres Herrn vorüber kam, ergriff sie die Hand Hoffmanns.

— Tu hast seinen Schwur gehört, nicht wahr, mein Gott? sagte Antonia.

Hoffmann wollte sprechen.

— Kein Wort mehr, nicht ein einziges mehr; ich will, daß die, aus denen Ihr Schwur bestand, als die letzten, welche ich von Ihnen gehört, ewig in meinem Ohre erklingen. Auf Wiedersehen, mein Freund, auf Wiedersehen.

Und indem sie leicht, wie ein Schatten entschlüpfte, ließ das junge Mädchen ein Medaillon in der Hand ihres Geliebten.

Hoffmann sah sie sich entfernen, wie Orpheus der flüchtigen Eurydice wird nachgesehen haben; hieraus, als Antonia verschwunden war, machte er das Medaillon auf.

Das Medaillon enthielt das ganz von Jugend und Schönheit strahlende Portrait Antonias.

Zwei Stunden nachher nahm Hoffmann seinen Platz in derselben Diligence als Zacharias Werner, indem er wiederholte:

— Sei unbesorgt, Antonia, o! nein, ich werde nicht spielen, o! ja, ich werde Dir treu sein.

X.

Eine Barrière in Paris im Jahre 1793.

Die Reise des jungen Mannes war ziemlich traurig in diesem Frankreich, nach dem er sich so sehr gesehnt hatte. — Indem er sich dem Mittelpunkte näherte, fand er eben nicht so viele Schwierigkeiten, als er gefunden hatte, um sich an die Gränze zu begeben, — nein, die Französische Republik empfing die Ankommenden besser, als die Abreisenden.

Jedenfalles ward man zu dem Glücke, diese kostbare Regierungsform zu genießen, erst zugelassen, nachdem man eine gewisse Anzahl ziemlich strenger Förmlichkeiten erfüllt hatte.

Es war die Zeit, in welcher die Franzosen am wenigsten zu schreiben verstanden, — aber es war die Zeit, in welcher sie am meisten schrieben. — Es schien daher allen neu angestellten Beamten angemessen, ihre häuslichen oder plastischen Geschäfte zu verlassen, um Pässe zu unterzeichnen, Signalements anzufertigen, Visa's zu geben, Empfehlungen zu bewilligen und zu machen, mit einem Worte, Alles das, was den Stand als Patriot anbetrifft.

Niemals hatte das Aufhäufen von Acten eine so große Entwicklung gehabt, als zu jener Zeit. Diese der französischen Verwaltung eigenthümliche Krankheit, welche sich auf die Schreckenszeit impfte, brachte die schönsten Proben der Calligraphie hervor, von denen man bis auf diesen Tag hatte sprechen hören.

Hoffmann's Reiseroute hatte ein außerordentlich kleines Format. Es war die Zeit der kleinen Formate; Zeitungen, Bücher, Flugschriften, Alles beschränkte sich auf das einfache Octav als das größte Maß. Der Paß des Reisenden wurde von dem Elsaß an mit Unterschriften von Beamten gefüllt, die nicht übel den Zickzacks Betrunkener glichen, welche die Straßen quer übermessen, indem sie an die eine und an die andere Mauer anstoßen.

Hoffmann war daher gezwungen, seinem Passe ein Blatt hinzuzufügen, dann ein anderes; besonders in Lothringen nahmen die Handschriften colossale Verhältnisse an. Dort, wo der Patriotismus am glühendsten war, waren die Schreiber am ungekünstelten. Es gab einen Maire, der zwei Blätter, Vor- und Rückseite dazu verwandte, um Hoffmann ein folgender Maßen abgefaßtes Autograph zu geben:

Auphemanne chune Allemans, bami de la liberté, se randan à Pari ha pié.⁸
(»Hoffmann, junger Deutscher, Freund der Freiheit, der sich zu Fuß nach Paris begibt.«)

»Unterzeichnet Golier.«

Mit diesem vollkommenen Documente über sein Vaterland, sein Alter, seine Grundsätze, seine Bestimmung und über die Art und Weise seiner Ortsveränderung versehen, beschäftigte sich Hoffmann nur noch mit der Sorge alle diese bürgerlichen Fetzen zusammenzunähen, und wir müssen sagen, daß er bei seiner Ankunft in Paris einen ziemlich hübschen Band besaß, den er, wie er sagte, in Blech binden lassen würde, wenn er jemals eine neue Reise versuchen würde, weil er genöthigt, diese Blätter immer bei der Hand zu haben, zu viele Gefahr in einem einfachen Pappbände liefe.

Ueberall wiederholte man ihm:

— Mein lieber Reisender, die Provinz ist noch bewohnbar, aber Paris ist sehr aufgeregter. Nehmen Sie sich in Acht, Bürger, es gibt in Paris eine sehr empfindliche Polizei, und in Ihrer Eigenschaft als Deutscher möchte man Sie vielleicht nicht als guter Franzose behandeln.

— Worauf Hoffmann durch ein stolzes Lächeln antwortete, eine Rückerinnerung des Spartanischen Stolzes, als die Thessalischen Spione die Streitkräfte Xerxes, des Königs der Perser, zu vergrößern suchten,

Er langte vor Paris an; es war am Abend, die Barrièren waren geschlossen.

Hoffmann sprach die Französische Sprache ziemlich, aber man ist Deutscher, oder man ist es nicht; wenn man es nicht ist, so hat man eine Aussprache, der es mit der Zeit gelingt, für die Aussprache einer unserer Provinzen zu gelten; wenn man es ist, so gilt man immer für einen Deutschen.

Wir müssen erklären, wie die Polizei an den Barrièren gehandhabt wurde.

Zuvörderst waren sie verschlossen; dann streiften sieben bis acht Sectionnaire, müßige Leute voll Scharfblick, Lavaters aus Liebhaberei, rotienweise und ihre Pfeifen rauchend, um zwei oder drei Agenten der Munizipalpolizei herum.

Diese wackeren Leute, welche von Deputationen zu Deputationen am Ende alle Clubbs, alle Districtsbureaus, alle die Orte besucht hatten, in welche sich die Politik activ oder passiv eingeschlichen hatte; diese Leute, welche in der Nationalversammlung oder in dem Convent jeden Deputirten, auf den Tribunen alle männlichen und weiblichen Aristokraten, auf den Promenaden alle ausgezeichneten Stutzer, in den Theatern alle verdächtigen Berühmtheiten, bei den Revuen alle Offiziere, in den Gerichtshöfen alle mehr oder minder von der Anklage frei gesprochenen Angeklagten, in den Gefängnissen alle verschonten Priester gesehen hatten, diese würdigen Patrioten kannten ihr Paris so genau, daß jedes bekannte Gesicht ihnen beim Vorüberkommen in die Augen fallen mußte, und, wir müssen es sagen, ihnen fast immer in die Augen fiel.

Es war damals nicht leicht sich zu verkleiden; zu viel Reichthum in dem Kostume zog das Auge an, zuviel Einsamkeit erregte Verdacht. Da die Unsauberkeit zu den am meisten verbreiteten Aushängeschildern des Bürgerthumes gehörte, so konnte jeder Kohlenhändler, jeder Wasserträger, jeder Küchenjunge einen Aristokraten verbergen, und dann, wie konnte man die weiße Hand mit schönen Nägeln gänzlich entstellen? Wie konnte man diesen aristokratischen Gang, der in unseren Tagen, wo die Geringsten die höchsten Absätze tragen, nicht mehr merklich ist, zwanzig Paar Augen verbergen, die weit schärfer waren, als die eines suchenden Spürhundes?

Ein Reisender wurde daher bei seiner Ankunft durchsucht, befragt, moralischer Weise mit einer Leichtigkeit entkleidet, welche der Gebrauch verlieh, und einer Freiheit, welche. . . die Freiheit verlieh.

Hoffmann erschien vor diesem Tribunal am siebenten December gegen sechs Uhr Abends. Das Wetter war trübe, rauh, mit Nebel und Glatteis gemischt. Aber die Bären- und Fischottermützen, welche die Köpfe der Patrioten bedeckten, ließen ihnen genug warmes Blut in dem Gehirne und in den Ohren, daß sie alle ihre Geistesgegenwart und ihr kostbares Nachforschungsvermögen besaßen.

Hoffmann wurde durch eine Hand zurückgehalten, die sich sanft auf seine Brust legte.

Der junge Reisende war mit einem dunkelgrauen Fracke, einem groben Ueberrocke bekleidet,

und seine deutschen Stiefel machten ihm ein ziemlich hübsches Bein. denn er hatte seit der letzten Station keinen Koth mehr angetroffen, und da die Kutsche wegen des Glatteises nicht mehr fahren konnte, so hatte Hoffmann zu Fuß sechs Stunden auf einer leicht mit hartgewordenem Schnee bedeckten Straße zurückgelegt.

— Wo gehst Du so mit Deinen schönen Stiefeln hin, Bürger? sagte ein Agent zu dem jungen Manne.

— Ich gehe nach Paris, Bürger.

— Du bist kein Kostverächter, junger Preuße, erwiderte der Sectionnair, indem er den Beinamen *Preuße* mit einer Verschwendung von **ß** aussprach, die zehn Neugierige um den Reisenden herum herbeieilen ließ.

Die Preußen waren in jenem Augenblicke nicht minder große Feinde für Frankreich, als die Philister für die Landsleute Simsons, die Israeliten.

— Nun denn! ja, ich bin Preuße, antwortete Hoffmann, indem er die fünf **ß** des Sectionnairs in ein weiches *s* verwandelte, weiter?

— Dann, wenn Du Preuße bist, so bist Du auch wohl zugleich ein kleiner Spion Pitt's und Coburg's. He?

— Lesen Sie meinen Paß, antwortete Hoffmann, indem er seinen Band einem der wissenschaftlich Gebildeten der Barriere vorlegte.

— Komm, erwiderte dieser, wobei er sich umwandte, um den Fremden auf die Wache zu führen.

Hoffmann folgte diesem Führer mit vollkommener Ruhe.

Ms die Patrioten bei dem Scheine räucheriger Talglichter diesen kleinen kräftigen jungen Mann mit festem Auge, schlecht geordneten Haaren sahen, der sein Französisch so gewissenhaft als möglich aussprach, rief der Eine von ihnen aus:

— Dieser da wird nicht leugnen, daß er Aristokrat ist, was er für Hände und Füße hat!

— Sie sind ein Dummkopf, Bürger, antwortete Hoffmann; ich bin eben so sehr Patriot als Sie, und außerdem bin ich ein Künstler.

Indem er diese Worte sagte, zog er eine jener entsetzlichen Pfeifen aus seiner Tasche, deren Boden nur allein ein Raucher aus Deutschland zu finden vermag.

Diese Pfeife machte einen wunderbaren Eindruck auf die Sectionnairs, welche ihren Tabak aus ihren kleinen Fingerhüten rauchten.

Alle begannen den kleinen jungen Mann zu betrachten, der mit großer Gewandtheit, die Folge einer langen Uebung, den Vorrath von einer Woche in diese Pfeife stopfte.

Hierauf setzte er sich, zündete den Tabak methodischer Weise an, bis daß der Ofen eine breite Feuerkruste auf seiner Oberfläche bot, dann sog er in gleichen Tempi's Rauchwolken ein, die anmuthiger Weise in bläulichen Säulen aus seiner Nase und aus seinen Lippen hervorkamen.

— Er raucht gut, sagte einer der Sectionnaire.

— Und es scheint, daß er ein Gewaltiger ist, sagte ein Anderer; sieh doch seine Zeugnisse an.

— Was willst Du in Paris machen? fragte ein Dritter.

— Die Wissenschaft der Freiheit studieren, erwiderte Hoffmann.

— Und was noch? fügte der Franzose hinzu, indem er wahrscheinlich wegen seiner großen Gewohnheit wenig, gerührt über den Heldenmuth einer solchen Antwort war.

- Und die Malerei, fügte Hoffmann hinzu.
- Ah — Du bist Maler, wie der Bürger David?
- Ganz so.
- Du verstehst römische Patrioten ganz nackend zu malen, wie er?
- Ich male sie ganz angekleidet, sagte Hoffmann.
- Das ist weniger schön.
- Das kömmt darauf an, erwiderte Hoffmann mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit.
- Mache mir doch mein Portrait, sagte der Sectionnair voll Bewunderung.
- Mit Vergnügen.

Hoffmann nahm einen Feuerbrand aus dem Ofen, löschte davon kaum das röthliche Ende desselben aus, und zeichnete an die mit Kalk geweißte Wand eines der häßlichsten Gesichter, die jemals die Hauptstadt der civilisirten Welt entehrt hatten.

Die Bärenmütze und der Fuchsschwanz, der geiferige Mund, der dicke Backenbart, die kurze Pfeife, das zurückweichende Kinn, wurden mit einem so seltenen Glücke Von Wahrheit in seiner Caricatur nachgeahmt, daß die ganze Wache von dem jungen Manne die Gunst verlangte, von ihm portrairt zu werden.

Hoffmann willigte mit Vergnügen ein, und zeichnete eine Reihe eben so gut gelungener, aber zuverlässig weniger edlen Patrioten an die Wand, als die Bürger der nächtlichen Runde Rembrands.

So bald die Patrioten einmal in guter Laune waren, war keine Rede mehr von Argwohn, der Deutsche wurde zum Pariser naturalisirt; man bot ihm das Ehrenbier an, und er bot seinen Wirthen als wohldenkender Mensch Burgunder an, den diese Herren mit Vergnügen annahmen.

Nun legte einer von ihnen, der weit listiger als die anderen war, seinen Zeigefinger auf seine dicke Nase, und sagte zu Hoffmann, indem er mit dem linken Auge blinzelte:

- Gesteh uns Eines, Bürger Deutscher.
- Was? mein Freund.
- Gesteh' uns den Zweck Deiner Sendung.
- Ich habe Dir ihn gesagt: Die Politik und die Malerei.
- Nein, nein, etwas Anderes.
- Ich versichere Dich, Bürger.
- Du wirst wohl begreifen, daß wir Dich nicht anklagen; Du gefällst uns, und wir werden Dich beschützen, aber hier sind zwei Abgeordnete des Clubs der Cordeliers, zwei der Jacobiner, ich gehöre zu dem der Brüder und Freunde, wähle unter uns den, dem Du huldigen willst.
- Welche Huldigung? sagte Hoffmann überrascht.
- O! verhehle es nicht, es ist so schön, daß Du Dich überall damit brüsten solltest.
- Wahrhaftig, Bürger, Du läßt mich erröthen, erkläre Dich.
- Sieh und urtheile, ob ich zu rathen verstehe, sagte der Patriot.

Und indem er das Buch der Pässe aufschlug, zeigte er mit seinem fettigen Finger auf einer Seite unter der Ueberschrift Straßburg, folgende Zeilen:

— Hoffmann, Reisender, der von Mannheim kömmt, hat in Straßburg eine Kiste mit folgender Ueberschrift in Empfang genommen: **O.B.**

- Das ist wahr, sagte Hoffmann.

— Dann gränzt der Blumenkai an die Seine?
 — Du kennst Paris besser als ich, Bürger Deutscher.
 — Ich danke, Adieu; kann ich gehen?
 — Du hast nur noch eine kleine Förmlichkeit zu erfüllen.
 — Welche?
 — Du wirst zu dem Polizeicommissär gehen, und Dir eine Aufenthaltskarte ausfertigen lassen.
 — Sehr wohl! Adieu.
 — Warte noch. Mit dieser Erlaubniß des Commissärs wirst Du auf die Polizei gehen.
 — Ah! Ah!
 — Und Du wirst die Adresse Deiner Wohnung angeben.
 — Es sei! ist das fertig?
 — Nein, Da wirst Dich bei dem Viertelsmeister vorstellen.
 — Wozu?
 — Um Dich über Deine Existenzmittel auszuweisen.
 — Ich werde Alles das thun, und das wird Alles sein?
 — Noch nicht, Du wirst patriotische Geschenke machen müssen.
 — Mit Vergnügen.
 — Und dann den Schwur des Hasses gegen die französischen und ausländischen Tyrannen ablegen.
 — Von ganzem Harzen. Ich danke für diese köstlichen Unterweisungen.
 — Und dann wirst Du nicht vergessen, Deinen Namen und Vornamen leserlich auf einen Anschlagzettel vor Deiner Thür zu schreiben.
 — Das soll geschehen.
 — Pack Dich, Bürger, Du bist uns im Wege.
 Die Flaschen waren leer.
 — Adieu, Bürger, großen Dank für Eure Artigkeit. Und Hoffmann entfernte sich, immer noch in der Gesellschaft seiner mehr als je brennenden Pfeife.
 So hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt des republikanischen Frankreichs.
 Das reizende Wort, — Blumenkai, — hatte ihn angezogen. Hoffmann stellte sich bereits ein kleines Zimmer vor, dessen Balkon auf diesen wundervollen Blumenkai ging.
 Er vergaß den December und die Nordwinde; er vergaß den Schnee und den vorübergehenden Tod der ganzen Natur. Die Blumen waren in seiner Einbildungskraft unter dem Rauche seiner Lippen aufgeblüht, trotz der Nacht sah er nur noch die Sonne; er roch nur noch trotz der Kloaken der Faubourgs den Jasmin und die Rose.
 Schlag neun Uhr kam er auf den Blumenkai, der vollkommen dunkel und verlassen war, wie es im Winter die Kais der Nordseite sind. Jedenfalls war an diesem Abende diese Einsamkeit noch trauriger und fühlbarer als anderswo.
 Hoffmann hatte zu viel Hunger, und es fror ihn zu sehr, um unterwegs zu philosophiren; aber es befand sich kein Wirthshaus auf dem Kai.
 Als er die Augen erhob, erblickte er endlich an der Ecke des Kais und der Straße de la Barillerie eine große rothe Laterne, in deren Scheiben ein schmieriges Lichtstumpchen zitterte.

Dieser Leuchtturm hing und schaukelte sich an dem Ende eines eisernen Galgens, der zu jenen Zeiten des Aufruhrs sehr geeignet war, einen politischen Feind aufzuhängen.

Hoffmann sah nur folgende, mit grünen Buchstaben auf das rothe Glas geschriebene Worte: Logis für Fußgänger. — Möblirte Zimmer und Kabinette.

Er klopfte hastig an die Thür einer Hausflur, die Thür ging auf, und der Reisende trat tappend ein.

Eine barsche Stimme rief ihm zu:

— Machen Sie Ihre Thür zu. Und ein großer bellender Hund schien ihm zu sagen:

— Nehmen Sie Ihre Beine in Acht.

Als das Zimmer gewählt, und der Preis mit einer ziemlich einnehmenden Wirthin abgeschlossen war, befand sich Hoffmann im Besitze von fünfzehn Fuß Länge auf acht Fuß Breite, was zu gleicher Zeit ein Schlaf- und ein Arbeitszimmer bildete, für dreißig Sous täglich, die jeden Morgen bei dem Aufstehen zahlbar wären.

Hoffmann war so vergnügt, daß er vierzehn Tage voraus bezahlte, aus Furcht, daß man ihm diese kostbare Wohnung streitig machen mögte.

Als das geschehen, legte er sich in ein ziemlich feuchtes Bett; aber für einen Reisenden von achtzehn Jahren ist jedes Bett ein Bett.

Und dann, wie konnte man sich schwierig zeigen, wenn man das Glück hatte, auf dem Blumenkai zu logiren!

Außerdem beschwor Hoffmann das Andenken Antonias, und ist das Paradies nicht immer dort, wohin man die Engel beschwört?

XI.

*Wie die Museen und die Bibliotheken geschlossen waren, wie
aber der Revolutionsplatz offen war.*

Das Zimmer, welches Hoffmann vierzehn Tage lang zum irdischen Paradiese dienen sollte, enthielt ein Bett, das wir kennen, einen Tisch und zwei Stühle.

Es hatte ein Kamin, das mit zwei Vasen von blauem Glas mit künstlichen Blumen verziert war. Ein Genius der Freiheit von Zucker prunkte unter einer Crystallglocke, in welcher sich seine dreifarbigte Fahne und seine rothe Mütze wiederspiegelten.

Ein kupferner Leuchter, ein Eckschrank von altem Rosenholz, eine Tapete aus dem XII. Jahrhundert als Vorhänge, das war das ganze Ameublement, so wie es bei den ersten Strahlen des Tages erschien.

Diese Tapete stellte Orpheus vor, der die Violine spielte, um Eurydice wieder zu erobern, und die Violine erinnerte natürlicher Weise Hoffmann wieder an Zacharias Werner.

— Theurer Freund! dachte unser Reisender, er ist in Paris, ich auch; wir sind fast bei einander, und ich werde ihn heute oder spätestens morgen sehen.

Womit soll ich anfangen? Wie soll ich es angreifen, um die Zeit des lieben Gottes nicht zu verlieren, und um Alles in Frankreich zu sehen?

Seit mehren Tagen sehe ich nur sehr häßliche lebendige Gemälde, gehen wir nach dem Salon des Louvre, des Ex-Tyrannen, ich werde alle schönen Gemälde sehen, welche er hatte, die Rubens, die Poussins, gehen wir geschwind.

Er stand auf, um einstweilen das Panoramabild seines Quartieres zu betrachten.

Einen grauen finsternen Himmel, schwarzen Koth unter den weißen Bäumen, eine geschäftige Bevölkerung, die begierig war, zu laufen, und ein gewisses Geräusch gleich dem Gemurmel fließenden Wassers, das war Alles, was er entdeckte.

Das war wenig blühend. Hoffmann machte sein Fenster zu, frühstückte und ging aus, um zuerst den Freund Zacharias Werner zu sehen.

Aber, im Begriffe eine Richtung einzuschlagen, erinnerte er sich, daß ihm Werner niemals seine Adresse gegeben hatte, ohne welche es schwer war, ihn anzutreffen.

Das war kein kleiner Querstrich für Hoffmann.

Aber bald dachte er:

— Thor, der ich bin; was ich liebe, liebt Zacharias auch. Ich habe Lust Gemälde zu sehen, er wird gleichfalls Lust gehabt haben, Gemälde zu sehen. Ich werde ihn oder seine Spur im Louvre finden. Gehen wir nach dem Louvre.

Man sah das Louvre von dem Kai aus, Hoffmann ging geraden Weges nach dem Gebäude zu.

Aber er hatte den Schmerz, an der Thüre zu erfahren, daß die Franzosen, seitdem sie frei wären, sich nicht dadurch verweichlichten, Gemälde von Slaven zu sehen, und daß. angenommen, was nicht wahrscheinlich war, wenn die Gemeinde von Paris nicht bereits alle die Sudeleien gebraten hätte, um das Feuer in den Stückgießereien anzuzünden, man sich wohl hüten

würde, nicht mit alle diesem Oele die Ratten zu ernähren, welche zu der Nahrung der Patrioten für den Tag bestimmt wären, wo die Preußen Paris belagern würden.

Hoffmann fühlte, daß ihm der Schweiß auf die Stirne trat; der Mann, der mit ihm so sprach, hatte eine gewisse Art zu sprechen, welche von seiner Wichtigkeit zeigte. Man grüßte diesen Sprecher viel.

Hoffmann erfuhr von einem der Anwesenden, daß er die Ehre gehabt hätte, mit dem Bürger Simon, dem Erzieher *der Kinder von Frankreich* und Oberaufseher der Königlichen Museen zu sprechen.

— Ich werde keine Gemälde sehen, sagte er seufzend, ach! das ist Schade! aber ich werde nach der Bibliothek des selbigen Königs gehen, und in Ermangelung von Gemälden werde ich dort Kupferstiche, Medaillen und Manuscripte sehen; ich werde dort das Grab Childcrich's. Clovis Vater, und die Himmels- und Erdkugeln des Vaters Coronelli sehen.

Hoffmann hatte bei seiner Ankunft den Schmerz, zu erfahren, daß die Französische Nation, indem sie die Wissenschaft und die Literatur als eine Quelle des Verderbnisses und des Mangels an Bürgertugend betrachtete, alle die Anstalten geschlossen hätte, in denen die angeblichen Gelehrten und die angeblichen Literaten sich verschwören, das Alles als Maßregel der Menschlichkeit, um sich den Schmerz zu ersparen, diese armen Teufel zu guillotiniren. Außerdem war die Bibliothek selbst unter dem Tyrannen nur zweimal wöchentlich geöffnet.

Hoffmann mußte sich zurückziehen, ohne etwas gesehen zu haben; er mußte sogar vergessen, sich nach seinem Freunde Zacharias zu erkundigen.

Da er aber ausdauernd war, so beharrte er darauf, und wollte das Museum Saint Avoin sehen.

Man sagte ihm nun, daß der Eigenthümer zwei Tage zuvor guillotinirt worden wäre. Er ging bis zu dem Luxembourg, aber dieser Palast war ein Gefängniß geworden.

Am Ende seiner Kräfte und seines Muthes, schlug er wieder den Weg nach seinem Wirthshause ein, um seine Beine ein wenig auszuruhen, von Antonia, von Zacharias zu träumen, und in der Einsamkeit eine gute Pfeife von zwei Stunden zu rauchen.

Aber, welches Wunder! Dieser so ruhige, so einsame Blumenkai war schwarz von einer Menge versammelter Leute, welche auf eine unharmonische Weise sich geberdeten und schrieten.

Hoffmann, der nicht groß war, sah nichts über den Schultern aller dieser Leute; er beeilte sich, mit seinem spitzigen Ellbogen durch die Menge zu gelangen und in sein Zimmer zurückzukehren.

Er stellte sich an sein Fenster.

Alle Blicke wandten sich sogleich nach ihm, und er war einen Augenblick lang darüber in Verlegenheit, denn er bemerkte, wie wenig Fenster offen waren. Die Neugierde der Anwesenden richtete sich indessen bald auf einen anderen Punkt, als auf's Fenster Hoffmann's, und der junge Mann machte es wie die Neugierigen, er betrachtete die Vorhalle eines großen, schwarzen Gebäudes mit spitzigen Dächern, dessen Glockenturm einen dicken viereckigen Thurm überragte.

Hoffmann rief die Wirthin.

— Bürgerin, sagte er, ich bitte Sie, mir zu sagen, was das für ein Gebäude ist.

— Der Palast, Bürger.

— Und was macht man in dem Palaste?

— Im Justizpalaste, Bürger? man richtet darin.

'— Ich glaubte, daß es keine Tribunale mehr gäbe.
— Doch, es gibt das Revolutionstribunal.
— Ah! es ist wahr. . . und alle diese wackern Leute?
— Erwarten die Ankunft der Karren.
— Wie, der Karren? ich verstehe nicht recht, entschuldigen Sie mich, ich bin Fremder.
— Die Karren, Bürger, das ist gerade als wenn man die Leichenwagen für die Leute sagte, welche sterben werden.
— Ach! mein Gott!
— Ja, des Morgens kommen die Gefangenen an um sich vor dem Revolutionstribunale richten zu lassen.
— Gut.
— Um vier Uhr sind alle diese Gefangenen gerichtet, und man packt sie auf die Karren, welche der Bürger Fouquier zu diesem Zwecke bat holen lassen.
— Wer ist das, der Bürger Fouquier?
— Der öffentliche Ankläger.
— Sehr wohl, und dann?
— Und dann fahren die Karren im kleinen Trabe nach dem Revolutionsplatze, wo die Guillotine in Permanenz ist.
— In Wahrheit?
— Wie! Sie sind ausgegangen und Sie sind nicht hingegangen, um die Guillotine zu sehen; das ist das Erste, was die Fremden bei ihrer Ankunft besuchen; es scheint, daß wir Franzosen allein Guillotinen haben.
— Ich wünsche Ihnen Glück dazu, Madame.
— Sehen Sie, da kommen die Karren. . .
— Sie ziehen sich zurück, Bürgerin?
— Ja, ich mag das nicht mehr sehen.
Und die Wirthin zog sich zurück.

Hoffmann ergriff sie sanft bei dem Arme.

— Entschuldigen Sie mich, wenn ich eine Frage an Sie richte, sagte er.
— Thun Sie es.
— Warum sagen Sie, daß Sie das nicht mehr sehen mögen? Ich hätte gesagt, *ich mag das nicht sehen*.
— Die Sache ist folgende, Bürger. Im Anfange guillotinierte man Aristokraten, die, wie es scheint, sehr schlecht waren. Diese Leute trugen den Kopf so hoch, sie hatten alle so unverschämte, so herausfordernde Mienen, daß das Mitleiden nicht leicht unsere Augen netzte. Man sah daher gerne zu. Dieser Kampf der muthigen Feinde der Nation gegen den Tod war ein schönes Schauspiel. Aber da habe ich eines Tages einen Greis den Karren besteigen sehen, dessen Kopf die Leitern des Wagens schlug, das war schmerzlich. Am folgenden Tage sah ich Nonnen. Eines andern Tages sah ich ein Kind von vierzehn Jahren, und endlich sah ich ein junges Mädchen auf einem Karren, ihre Mutter befand sich auf dem andern, und diese beiden armen Frauen sandten sich Küsse zu, ohne sich ein Wort zu sagen. Sie waren so bleich, sie hatten

einen so traurigen Blick, ein so unglückseliges Lächeln auf den Lippen, diese Finger, welche sich allein bewegten, um die Küsse auf ihrem Munde zu bilden, waren so zitternd und so perlmutterfarbig, daß ich dieses gräßliche Schauspiel niemals vergessen werde und geschworen habe, mich dem nicht mehr auszusetzen, es jemals zu sehen.

— Ah! Ah! sagte Hoffmann, indem er sich von dem Fenster entfernte, dem ist so?

— Ja, Bürger. Nun denn! was machen Sie?

— Ich mache das Fenster zu, Bürgerin.

— Warum?

— Um nicht zu sehen.

— Sie ein Mann!

— Sehen Sie, Bürgerin, ich bin nach Paris gekommen, um die Künste zu studiren und eine freie Luft zu athmen. Nun denn! wenn ich unglücklicher Weise eines dieser Trauerspiele sähe, von denen Sie mir so eben gesprochen haben, wenn ich ein junges Mädchen oder eine Frau zum Tode schleppen und das Leben bedauern sähe, Bürgerin, so würde ich an meine Braut denken, welche ich liebe, und die vielleicht. . . Nein, Bürgerin, nein, ich werde nicht länger in diesem Zimmer bleiben; haben Sie eines, das hinten hinausgeht?

— Still! Unglückseliger, Sie sprechen zu laut; wenn meine Dienstwilligen Sie hörten. . .

— Ihre Dienstwilligen! was ist das, Dienstwillige?

— Es ist ein republikanisches Synonym für Bediente.

— Nun denn! wenn Ihre Bedienten mich hörten, was würde geschehen?

— Daß ich in drei bis vier Tagen Sie von diesem Fenster aus auf einem dieser Karren um vier Uhr Nachmittags würde sehen können.

Als sie dieses heimlicher Weise gesagt, ging die gute Frau eilig hinab, und Hoffmann machte, es ihr nach.

Er schlich aus dem Hause, zu Allem entschlossen, um dem Volksschauspiele zu entgehen.

Als er an der Ecke des Kai's war, funkelten die Säbel der Gendarmen, es entstand eine Bewegung in der Menge, die Massen heulten und begannen zu laufen.

Hoffmann erreichte im vollen Laufe die Straße Saint Denis, in welcher er sich wie ein Wahnsinniger vertiefte; er machte gleich dem Reh mehrere Wendungen in verschiedene kleine Straßen, und verschwand in diesem Irrgarten von Gaffen, welche sich zwischen dem Kai de la Ferraille und den Hallen verwickelten.

Er athmete endlich wieder auf, als er sich in der Straße de la Ferronnerie sah, wo er mit dem Scharfblicke des Dichters und des Malers den durch die Ermordung Heinrichs IV. berühmten Platz errieth.

Indem er immer ging, immer suchte, gelangte er in die Mitte der Straße Saint Honoré. Ueberall schlossen sich die Läden auf seinem Wege. Hoffmann bewunderte die Ruhe dieses Quartieres; nicht allein die Läden verschlossen sich, sondern auch noch die Fenster gewisser Häuser wurden voll Vorsicht dicht zugemacht, wie als ob sie ein Signal erhalten hätten.

Dieses Manöver wurde Hoffmann bald erklärt; er sah die Fiaker sich umwenden, und die Seitenstraßen einschlagen; er hörte einen Galopp von Pferden und erkannte Gendarmen; dann hinter ihnen sah er in dem ersten Nebel des Abends ein gräßliches Durcheinander von Lumpen, aufgehobenen Armen, geschwungenen Piken und flammenden Augen.

Ueber alle dem zeigte sich ein Karren.

Aus diesem Strudel, der auf ihn zu kam, ohne daß er sich verbergen oder entfliehen konnte, hörte Hoffmann so schneidendes, so jammerndes Geschrei erschallen, daß bis zu diesem Abende seine Ohren nichts so gräßliches gehört hatten.

Auf dem Karren befand sich eine weißgekleidete Frau. Dieses Geschrei erschallte aus den Lippen, der Seele, dem ganzen aufgerichteten Körper dieser Frau.

Hoffmann fühlte, wie feine Beine ihm den Dienst versagten. Dieses Geheul hatte die Nervengefäße zerrissen, er sank auf einen Eckstein, den Kopf gegen die noch nicht ganz geschlossene Thüre eines Ladens gelehnt, so sehr war die Schließung dieses Ladens übereilt worden

Der Karren langte in Mitte von Banditen und abscheulichen Frauen, seinen gewöhnlichen Trabanten, an, aber wie sonderbar, dieser ganze Pöbel lärmte nicht, dieses ganze Gesindel schrie nicht, das Opfer allein wand, sich in den Armen zweier Männer, und rief Himmel, Erde, Menschen und Dinge um Hilfe an.

Hoffmann hörte plötzlich in seinen Ohren durch die Spalte des Ladens folgende traurig von der Stimme eines jungen Mannes ausgesprochene Worte:

— Arme Du Barry! Da bist Du also?

— Madame Du Barry! rief Hoffmann aus, sie ist es, sie ist es, welche auf diesem Karren vorüber kömmt?

— Ja, mein Herr, antwortete die leise und klagende Stimme an dem Ohre des Reisenden, und so nahe, daß er durch die Bretter den warmen Hauch des Sprechers fühlte.

Die arme Du Barry hielt sich gerade, und auf dem beweglichen Boden des Karrens geklammert; ihre kastanienbraunen Haare, der Stolz ihrer Schönheit, waren im dem Nacken abgeschnitten worden, fielen aber an den Schlafen in langen, in Schweiß gebadeten Flechten herab, schön mit ihren großen, verstörten Augen, mit ihrem kleinen Munde, zu klein für das gräßliche Geschrei, das sie ausstieß, schüttelte die unglückliche Frau von Zeit zu Zeit mit einer krampfhaften Bewegung den Kopf, um ihr Gesicht von den Haaren frei zu machen, welche es maskirten.

Als sie vor dem Ecksteine vorbei kam, auf den Hoffmann gesunken war, rief sie: Zu Hilfe! retten Sie mich! ich habe niemals Böses gethan, zu Hilfe! und beinahe hätte sie den Knecht des Scharfrichters niedergeworfen, der sie unterstützt?. ^

Die hörte nicht auf, diesen Hilferuf unter dem tiefen, Schweigen, der Anwesenden auszustoßen. Diese Furien, die daran gewöhnt waren, die tapfern Verurtheilten zu beseitigen, fühlten sich durch die unwiderstehliche Regung des Entsetzens einer Frau erschüttert; sie fühlten, daß es ihrem Geschrei nicht gelingen würde, ihr Stöhnen zu überschallen; sie fürchteten sich vor der Verdoppelung dieses Fiebers, das an Wahnsinn gränzte und den Gipfel des Schrecklichen erreichte.

Hoffmann stand auf, indem er sein Herz nicht mehr in seiner Brust fühlte; er begann wie die andern dem Karren nachzulaufen, ein neuer, dieser Prozession von Gespenstern hinzugefügter Schatten, welche die letzte Bedeckung einer königlichen Buhlerin bildeten.

Indem sie ihn sah, rief Madame Du Barry nochmals aus: Das Leben! das Leben!. . . ich gebe mein ganzes Vermögen der Nation! mein Herr!. . . retten Sie mich!

— O! dachte der junge Mann, sie hat mich angeredet! arme Frau, deren Blicke so theuer

waren, deren Worte keinen Preis hatten, sie hat mich angeredet!

Er blieb stehen. Der Karren hatte den Revolutionsplatz erreicht. In der durch einen kalten Regen noch dunkler gewordenen Dämmerung unterschied Hoffmann nur noch zwei Schattenrisse; den einen weiß, das war der des Opfers, den andern roth, das war der des Schaffottes.

Er sah die Scharfrichter das weiße Kleid nach der Treppe schleppen. Er sah die gepeinigte Gestalt sich krümmen, um Widerstand zu leisten, dann Plötzlich verlor die arme Frau in Mitte ihres gräßlichen Geschrei's das Gleichgewicht, und fiel auf das Fallbrett.

Hoffmann hörte sie rufen: Gnade, Herr Scharfrichter, noch eine Minute, Herr Scharfrichter. . . und das war Alles, das Messer fiel, indem es einen fahlen Blitz schleuderte.

Hoffmann, rollte in den Graben, der den Platz umgab.

Das war ein schönes Bild für einen Künstler, der nach Frankreich kam, um Eindrücke und Ideen zu suchen.

Gott hatte ihm die zu grausame Züchtigung derer gezeigt, welche dazu beigetragen hatte, die Monarchi ins Verderben zu stürzen.

Dieser feige Tod der Du Barry schien ihm die Absolution der armen Frau. Sie hatte also niemals Stolz gehabt, da sie nicht einmal zu sterben wußte! Zu sterben wissen, ach! war in jenen Zeiten die letzte Tugend derer, welche niemals etwas Anderes, als das Laster gekannt hatten.

Hoffmann dachte im diesem Tage, daß, wenn er nach Frankreich gekommen wäre, um Außerordentliches zu sehen, seine Reise nicht verfehlt wäre.

Nun ein wenig durch die Philosophie der Geschichte getröstet, sagte er sich: — es bleibt das Theater, gehen wir in das Theater. Ich weiß wohl, daß nach der Schauspielerin, welche ich so eben gesehen habe, die der Oper oder die des Trauerspieles keinen Eindruck auf mich machen werden, aber ich werde nachsichtig sein. Man darf nicht zu viel von Frauen verlangen, die nur zum Spaß sterben.

Nur werde ich trachten, diesen Platz genau wieder zu erkennen, um ihn mein Lebenlang nicht wieder zu betreten.

XII.

Das Urtheil des Paris.

Hoffmann war ein Mann plötzlicher Uebergänge Nach dem Revolutionsplatze und dem lärmenden, um ein Schaffot herum befindlichen Volke, dem dunkeln Himmel und dem Blute, bedurfte er des Glanzes der Kronleuchter, der fröhlichen Menge, der Blumen, kurz des Lebens. Er war nicht sehr sicher, ob das Schauspiel, dem er beigewohnt halte, durch dieses Mittel aus seinen Gedanken verschwinden würde; aber er wollte zum Mindesten seinen Augen eine Zerstreung gewähren und sich beweisen, daß es noch Leute auf der Welt gäbe, welche lebten und welche lachten.

Er ging daher nach der Oper, aber er kam dort an, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen war. Sein Entschluß war ihm vorausgegangen, und er war ihm gefolgt, wie ein Blinder seinem Hunde folgt, während sein Geist auf einem entgegengesetzten Wege durch ganz entgegengesetzte Eindrücke wanderte.

Wie auf dem Revolutionsplatze, fand ein Gedränge auf dem Boulevard dort statt, wo zu jener Zeit das Schauspielhaus der Oper sich befand, nämlich dort, wo heut zu Tage das Theater der Porte Saint-Martin steht.

Hoffmann blieb vor dieser Menge stehen und betrachtete den Theaterzettel.

Man spielte *das Urtheil des Paris*, pantomimisches Ballet in drei Acten, von Herrn Gardel dem Jüngeren, dem Sohne des Tanzmeisters Maria Antoinettens, der späterhin Balletmeister des Kaisers wurde.

— *Das Urtheil von Paris*, murmelte der Dichter, indem er den Theaterzettel starr anblickte, wie um sich mit Hilfe der Augen und des Gehöres die Bedeutung der vier Worte: **Le Jugement de Paris** einzuprägen.

Vergebens wiederholte er sich die Sylben, welche den Titel des Ballets bildeten, sie schienen ihm ohne Sinn, so große Mühe hatten seine Gedanken, um die schrecklichen Erinnerungen abzuschütteln, von denen sie erfüllt war, um dem, von Herrn Gardel dem Jüngeren Homers Iliade entliehenen Werke Platz zu gewähren.

Welche sonderbare Zeit jene Zeit war, in welcher man an ein und demselben Tage des Morgens verurtheilen, um vier Uhr hinrichten, des Abends tanzen sehen konnte, und in welcher man dem ausgesetzt war, sich selbst bei der Rückkehr von allen diesen Gemüthserschütterungen verhaften zu sehen?

Hoffmann sah ein, daß, wenn ihm nicht ein Anderer, als er, sagte, was man spiele, es ihm nicht gelingen würde, zu erfahren, was man spielte, und daß er vielleicht wahnsinnig vor diesem Theaterzettel würde.

Er näherte sich daher einem dicken Herrn, der mit seiner Frau sich in die Reihe gestellt hatte, denn zu allen Zeiten haben die dicken Männer die Sucht gehabt, sich mit ihren Frauen in die Reihen zu stellen, und er sagte zu ihm:

— Mein Herr, was spielt man heute Abend?

— Sie sehen es wohl an dem Anschlagzettel, mein Herr, antwortete der dicke Mann, man

spielt *das Urtheil des Paris*.

— *Das Urtheil des Paris*. . . wiederholte Hoffmann. Ach! ja, *das Urtheil von Paris*, ich weiß, was das ist.

Der dicke Herr betrachtete diesen sonderbaren Frager, und zuckte die Achseln mit einer Miene höchster Verachtung für diesen jungen Mann, der in dieser ganz mythologischen Zeit einen Augenblick lang halte vergessen können, was das *Urtheil des Paris* war.

— Wollen Sie die Erklärung des Ballets, Bürger? sagte ein Textverkäufer, indem er sich Hoffmann näherte.

— Ja, geben Sie!

Das war für unseren Helden ein neuer Beweis, daß er in das Schauspiel ginge, und er bedurfte desselben.

Er schlug das Buch auf und warf die Augen darauf.

Dieses Buch war sauber auf weißes Papier gedruckt, und mit einer Vorrede des Verfassers bereichert.

— Welche wunderbare Sache der Mensch ist, dachte Hoffmann, indem er die wenigen Heilen dieser Vorrede betrachtete, Zeilen, die er noch nicht gelesen hatte, die er aber lesen würde, und wie er, indem er dabei ein Theil der gemeinsamen Masse der Menschen ist, allein, selbstsüchtig und gleichgültig auf dem Wege seiner Interessen und des Ehrgeizes dahinschreitet! So ist hier ein Mann, Herr Gardel der Jüngere, der am 5. März 1793, das heißt, sechs Wochen nach dem Tode des Königs, das heißt, sechs Wochen nach einem der wichtigsten Ereignisse der Welt, dieses Ballet hatte aufführen lassen; nun denn! an dem Tage, an welchem dieses Ballet aufgeführt worden ist, hatte er persönliche Gemüthsbewegungen in den allgemeinen Gemüthsbewegungen gehabt; das Herz hatte ihm geklopft, als man Beifall geklatscht hat, und wenn man ihm in diesem Augenblicke von jenem Ereignisse gesprochen hätte, welches noch die Welt erschütterte, und wenn man ihm den König Ludwig XVI. genannt hätte, so würde er ausgerufen haben: Ludwig XVI., von wem wollen Sie sprechen? Dann wie als ob von dem Tage an, an welchem er sein Ballet dem Publikum übergeben, die ganze Erde nur noch mit diesem Ereignisse der Tanzkunst hätte beschäftigt sein müssen, hatte er eine Vorrede zur Erklärung seiner Pantomime gemacht. Nun denn! lesen wir seine Vorrede, und sehen wir, ob ich in ihr, indem sie den Datum verhehlt, an welchem sie geschrieben worden ist, die Spur der Dinge wiederfinde, unter welchen sie entsprungen ist.

Hoffmann lehnte sich an das Geländer des Schauspielhauses, und las Folgendes:

»Ich habe immer bemerkt, daß in den zur Aufführung gebrachten Ballets die Wirkung der Decorationen und der mannichfaltigen und angenehmen Zwischenspiele das waren, was am meisten die Menge und die lebhaften Beifallsbezeugungen herbeiführte.«

— Man muß gestehen, daß dieser Mann eine merkwürdige Bemerkung gemacht hat, dachte Hoffmann, indem er sich nicht enthalten konnte, bei dem Lesen dieser ersten Treuerzigkeit zu lächeln. Wie! er hat bemerkt, daß das, was bei den Balletten anzieht, die Wirkungen der Decorationen und die mannichfaltigen und angenehmen Zwischenspiele sind. Was das artig für die Herren Haydn, Pleyel und Mehul ist, welche die Musik zu dem *Urtheile des Paris gemacht haben!* Fahren wir fort.

»Nach dieser Bemerkung habe ich einen Gegenstand gesucht, der sich einrichten ließe, um die großen Talente geltend zu machen, welche allein die Oper von Paris in der Tanzkunst besitzt,

und der mir erlaubte, die Ideen zu entwickeln, welche der Zufall mir bieten könnte. Die poetische Geschichte ist der unerschöpfliche Boden, den der Balletmeister cultiviren muß; dieser Boden ist nicht ohne Dornen, aber man muß sie zu beseitigen wissen, um die Rose zu pflücken.«

— Ah! das ist zum Beispiel eine Stelle, die in einen goldenen Rahmen gefaßt werden muß, rief Hoffmann aus. Nur in Frankreich schreibt man solche Dinge! und er begann das Buch zu betrachten, indem er sich anschickte, diese interessante Lektüre fortzusetzen, welche ihn zu erheitern begann; aber von seiner wahrhaften Beschäftigung abgelenkt, kehrte sein Geist allmählig wieder darauf zurück; die Buchstaben verwirrten sich unter den Augen des Träumers, er ließ die Hand sinken, welche *das Urtheil des Paris* hielt, heftete die Augen auf den Boden und murmelte:

— Arme Frau!

Es war der Schatten der Madame Du Barry, der nochmals in den Erinnerungen des jungen Mannes vorüberzog.

Nun schüttelte er den Kopf, wie um aus ihm mit Gewalt die traurigen Wirklichkeiten zu verschleichen, und indem er das Buch des Herrn Gardel des Jüngeren in seine Tasche steckte, nahm er einen Platz und ging in das Theater.

Der Saal war voll, rieselnd von Blumen, Edelsteinen, Seide und bloßen Schultern. Ein ungeheures Summen, ein Summen wohlriechender Frauen, leichtfertiger Aeüßerungen, gleich dem Geräusche, das Tausend in einer Papierschachtel fliegende Fliegen machen würden, und voll jener Worte, welche in dem Geiste dieselbe Spur zurücklassen, als die Flügel der Schmetterlinge in den Fingern der Kinder, welche sie nehmen, und die zehn Minuten nachher, indem sie nicht mehr wissen, was sie mit ihnen anfangen sollen, die Hände in die Luft erheben, und ihnen die Freiheit wiedergeben.

Hoffmann nahm einen Platz in dem Orchester, und von der glühenden Atmosphäre des Saales beherrscht, gelang es ihm einen Augenblick lang zu glauben, daß er sich seit dem Morgen daselbst befände, und daß dieser traurige Todesfall, den seine Gedanken ohne Unterlaß betrachteten, ein schwerer Traum und keine Wirklichkeit wäre. Nun wandte sich sein Gedächtniß, das, wie das Gedächtniß jedes Menschen, zwei zurückwerfende Gläser hatte, das eine in dem Herzen, das andere in dem Verstande, allmählig und durch die natürliche Abstufung der heiteren Eindrücke, nach diesem lieblichen jungen Mädchen, das er zurückgelassen hatte, und deren Medaillon er wie ein anderes Herz gegen das Klopfen des seinigen schlagen fühlte. Er betrachtete alle die Frauen, welche ihn umgaben, alle diese weißen Schultern, alle diese blonden und braunen Haare, alle diese geschmeidigen Arme, alle diese Hände, welche mit einem Fächer spielten oder koketter Weise die Blumen eines Kopfputzes wieder befestigten, und er lächelte sich selbst zu, indem er den Namen Antonia aussprach, wie als ob dieser Name genügt hätte, um jeden Vergleich zwischen der, welche ihn trug, und den Frauen verschwinden zu lassen, die sich anwesend befanden, und um ihn in eine Welt von Erinnerungen zu versetzen, welche Tausend Mal reizender als alle diese Wirklichkeiten waren, so schön sie auch sein[^] mochten. Dann, wie als ob das nicht genug gewesen wäre, wie als ob er zu fürchten gehabt hätte, daß das Porträt ihm nur durch die Entfernung seine Gedanken wiedergäbe, und in dem Ideale verschwinden möchte, wodurch es ihm erschien, steckte Hoffmann ohne Geräusch die Hand in seinen Busen, ergriff dort das Medaillon, wie ein furchtsames Mädchen einen Vogel in einem Neste ergreift, und nachdem er sich versichert halte, daß es Niemand sehen und mit einem Blicke das süße Bild trüben könnte, das er in seine Hand nahm, zog er das Porträt des jungen Mädchens hervor, erhob

es zu der Höhe seiner Augen, verehrte es einen Augenblick lang mit dem Blicke, dann, nachdem er es frommer Weise an seine Lippen gedrückt, verbarg er es von Neuem ganz nahe an seinem Herzen, ohne daß Jemand die Freude errathen konnte, welche, indem er die Bewegung eines Mannes machte, der die Hand in seine Weste steckt, dieser junge Zuschauer mit schwarzen Haaren und bleicher Gesichtsfarbe gehabt hatte.

In diesem Augenblicke gab man das Signal, und die ersten Noten der Ouvertüre begannen heiter in dem Orchester wie zänkische Finken in einem Gebüsch zu kreisen.

Hoffmann setzte sich, und indem er wieder ein Mensch wie Jedermann zu werden trachtete, das heißt ein aufmerksamer Zuschauer, öffnete er seine beiden Ohren der Musik.

Aber nach Verlauf von fünf Minuten hörte er nicht, mehr und wollte nicht mehr hören; diese Musik war es nicht, mit der man Hoffmanns Aufmerksamkeit fesselte, um so mehr als er sie zwei Mal hörte, da ein Nachbar, ohne Zweifel ein fleißiger Besucher der Oper und ein Bewunderer der Herrn Pleyel, Haydn und Mehul mit einer feinen Stimme im halben Falsett und mit einer vollkommenen Genauigkeit die verschiedenen Melodien dieser Herren begleitete. Der Dilettant fügte dieser Begleitung des Mundes eine andere Begleitung der Finger hinzu, indem er mit einer allerliebsten Fertigkeit seiner langen und spitzigen Nägel auf der Tabakdose, die er in seiner linken Hand hielt, den Tact schlug.

Mit jener Gewohnheit der Neugierde, welche natürlicher Weise die erste Eigenschaft jedes Beobachters ist, begann Hoffmann diese Person zu betrachten, welche sich ein besonderes auf das allgemeine Orchester geimpfte Orchester bildete.

In Wahrheit, die Person verdiente die Prüfung.

Man stelle sich einen kleinen Mann vor, der einen schwarzen Rock, schwarze Weste und Beinkleid trug, ein weißes Hemd und Halsbinde, aber von einem Weiß, das mehr als weiß war, fast ebenso ermüdend für die Augen, als der Silberschein des Schnees. Man lege auf die Hälfte der Hände dieses kleinen Mannes magere, wie Wachs durchsichtige Hände, welche auf dem schwarzen Beinkleide hervortraten, wie als ob sie von Innen erleuchtet gewesen wären, mit der größten Sorgfalt gefältelte und wie Lilienblätter geschmeidige Manschetten von feinem Batist, und man wird das Ganze des Körpers haben. Man betrachte jetzt den Kopf und betrachte ihn, wie es Hoffmann that, das heißt mit einer mit Erstaunen gemischten Neugierde. Man stelle sich ein länglich rundes Gesicht vor, mit wie Elfenbein glatter Stirn, mit seltenen und fahlen Haaren, welche von Stelle zu Stelle, wie Büschel von Gestrüpp in einer Ebene, wuchsen. Man lasse die Augenbrauen weg, und mache unter der Stelle, wo sie sein sollten, zwei Löcher, in die man wie Glas kalte, fast immer starre Augen setzt, und die man um so mehr für leblos zu halten geneigt war, als man vergebens in ihnen den lichtvollen Punkt suchte, den Gott wie einen Funken von dem Heerde des Lebens in das Auge gelegt hat. Diese Augen waren blau wie der Saphir, ohne Milde und ohne Härte. Sie sahen, das war gewiß, aber sie betrachteten nicht. Eine dürre, magere, lange und spitzige Nase, ein kleiner Mund mit halb offen stehenden Lippen über Zähnen, die nicht weiß, sondern von derselben Wachsfarbe als die Haut waren, wie als ob bleiches Blut in sie gedrungen und sie die Farbe davon angenommen hätten, ein spitziges, mit der größten Sorgfalt rasirtes Kinn, hervorstehende Backenknochen, hohle Wangen, in deren Höhlung man eine Nuß hätte legen können, das waren die charakteristischen Züge des Zuschauers, welcher in der Nachbarschaft Hoffmanns saß.

Dieser Mann konnte ebensogut fünfzig, als dreißig Jahre alt sein. Wenn er achtzig alt gewesen wäre, so wäre die Sache nicht außergewöhnlich gewesen; wenn er nur zwölf alt gewesen wäre,

so wäre es wieder nicht sehr unwahrscheinlich gewesen. Es schien, daß er so auf die Welt gekommen sein müßte, wie er war. Er war ohne Zweifel niemals jünger gewesen, und' es war unmöglich, daß er älter schien.

Es war wahrscheinlich, daß, indem man seine Haut berührte, man dieselbe Empfindung von Kälte empfunden hätte, als wie bei der Berührung der Haut einer Schlange oder einer Leiche.

Aber die Musik liebte er zum Beispiele sehr.

Von Zeit zu Zeit öffnete sich sein Mund ein wenig mehr unter einem Drucke Musik liebender Wollust, und drei kleine Falten, welche auf jeder Seite genau dieselben waren, beschrieben an den äußersten Enden seiner Lippen einen Halbkreis, und blieben daselbst fünf Minuten lang eingeprägt, dann verschwanden sie allmählig wie die Kreise, welche ein in das Wasser gefallener Stein verursacht, und die sich immer mehr erweitern, bis daß sie sich gänzlich mit der Oberfläche vermischen.

Hoffmann wurde es nicht müde, diesen Mann zu betrachten, der sich gemustert fühlte, der sich aber deshalb durchaus nicht rührte. Diese Regungslosigkeit war so groß, daß unser Dichter, der bereits zu jener Zeit den Keim der Einbildungskraft hatte, der *Coppelius* erzeugen sollte, seine beiden Hände auf die Lehne des Sperrsitzes stützte, der sich vor ihm befand, seinen Körper vorneigte, und, indem er den Kopf zur Rechten wandte, den von vorn zu sehen versuchte, den er nur erst von der Seite gesehen hatte.

Der kleine Mann blickte Hoffmann ohne Verwunderung an, lächelte ihm zu, machte ihm eine kleine freundschaftliche Verbeugung und fuhr fort die Augen auf denselben Punkt zu besten, einen für jeden andern als für ihn unsichtbaren Punkt, und das Orchester zu begleiten.

— Das ist sonderbar, äußerte Hoffmann, indem er sich wieder setzte, ich hätte gewettet, daß er nicht lebte.

Und wie als ob der junge Mann, obgleich er den Kopf seines Nachbars sich hatte bewegen sehen, noch nicht recht überzeugt gewesen wäre, daß der übrige Theil des Körpers beseelt wäre, warf er von Neuem die Augen auf die Hände dieser Person. Nun überraschte ihn etwas, nämlich, daß auf der Tabaksdose, mit welcher diese Hände spielten, eine Tabaksdose von Ebenholz, ein kleiner Todtenkopf in Diamanten funkelte.

Alles sollte an diesem Tage vor den Augen Hoffmanns phantastische Anstriche annehmen; aber er warfest entschlossen zu seinem Zwecke zu kommen, und indem er sich herabneigte, wie er sich vorgeneigt hatte, heftete er seine Augen auf diese Tabaksdose in dem Grade, daß seine Lippen fast die Hände dessen berührten, welcher sie hielt.

Als der so gemusterte Mann sah, daß seine Tabaksdose von so großem Interesse für seinen Nachbar wäre, reichte er sie ihm schweigend, damit er sie ganz nach seinem Gefallen betrachten könnte.

Hoffmann nahm sie, wandte sie zwanzig Male um, und machte sie dann auf.

Es befand sich Tabak darin!

XIII.

Arséne.

Nachdem er die Tabaksdose mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet hatte, gab Hoffmann sie ihrem Eigenthümer zurück, indem er ihm mit stummen Nicken des Kopfes dankte, auf welches der Eigenthümer ihm durch ein gleichfalls höfliches, aber wenn es möglich ist, noch bei weitem schweigsameres Zeichen antwortete.

Sehen wir jetzt, ob er spricht, fragte sich Hoffmann, und sich an seinen Nachbar wendend, sagte er zu ihm:

— Ich bitte Sie, meine Unbescheidenheit zu entschuldigen, mein Herr, aber dieser kleine Totdenkopf in Diamanten, der Ihre Tabaksdose verziert, halte mich auf den ersten Blick verwundert, denn es ist eine seltene Verzierung auf einer Tabaksdose.

— In der That, ich glaube, daß es die einzige ist, welche man gemacht hat, erwiderte der Unbekannte mit einer schneidenden Stimme, deren Klang ziemlich dem Klingen von Silberstücken gleich kam, die man auf einander stellt; ich habe sie von dankbaren Erben erhalten, deren Vater ich behandelt hatte.

— Sie sind Arzt?

— Ja, mein Herr.

— Und Sie haben den Vater jener jungen Leute geheilt?

— Im Gegentheile, mein Herr, wir haben das Unglück gehabt, ihn zu verlieren.

— Ich erkläre mir das Wort: Dankbarkeit.

Der Arzt begann zu lachen.

Seine Antworten verhinderten ihn nicht, immer vor sich hin zu singen, und indem er vor sich hin sang, erwiderte er:

— Ja, ich glaube wohl, daß ich diesen Greis getödtet habe.

— Wie, getödtet?

— Ich habe an ihm den Versuch mit einem neuen Arzneimittel gemacht. O! mein Gott! nach Verlauf von einer Stunde war er todt. Das ist wahrhaftig sehr spaßhaft.

Und er begann wieder vor sich hin zu singen.

— Sie scheinen die Musik zu lieben, mein Herr? fragte Hoffmann.

— Besonders diese, ja, mein Herr.

— Den Teufel! dachte Hoffmann, das ist ein Mann, der sich in der Musik wie in der Medicin irrt.

In diesem Augenblick ging der Vorhang auf.

Der seltsame Doctor schnupfte eine Prise Tabak, und lehnte sich so bequem als möglich wie ein Mann in seinen Sperrsitz, der nichts von dem Schauspieler verlieren will, dem er beizuwohnen im Begriffe steht.

Indessen sagte er zu Hoffmann, wie als ob er nachgedacht hätte:

— Sie sind ein Deutscher, mein Herr?

— In der That.

— Ich habe Ihre Heimath an Ihrer Aussprache erkannt. Schönes Land, garstige Aussprache.

Hoffmann verneigte sich vor dieser Aeußerung, die halb als Kompliment, halb als Tadel gemacht war.

— Und warum sind Sie nach Frankreich gekommen? — Um zu sehen.

— Und was haben Sie bereits gesehen?

— Ich habe guillotiniern sehen, mein Herr.

— Waren Sie heute auf dem Revolutionsplatze?

— Ich war dort.

— Dann haben Sie dem Tode der Madame Du Barry beigewohnt.

— Ja, äußerte Hoffmann mit einem Seufzer.

— Ich habe sie genau gekannt, fuhr der Doctor mit einem Blicke vertraulicher Mittheilung fort, die das Wort *gekant* bis an das Ende seiner Bedeutung trieb. Sie war meiner Treue ein schönes Mädchen.

— Haben Sie dieselbe etwa auch behandelt?

— Nein, aber ich habe ihren Neger Zamore behandelt.

— Der Elende! man hat mir gesagt, daß er es sei, der seine Gebieterin angegeben hätte.

— In der That, dieser kleine Neger war ein großer Patriot.

— Sie hätten wohl aus ihm das machen dürfen, was Sie aus dem Greise gemacht haben, Sie wissen, dem Greise der Tabaksdose.

— Wozu? er hatte keine Erben.

Und das Gelächter des Doctors erschallte von Neuem.

— Und Sie, mein Herr, Sie wohnten dieser Hinrichtung von vorhin nicht bei? begann Hoffmann wieder der sich von einem unwiderstehlichen Bedürfnisse ergriffen fühlte, von dem armen Geschöpfe zu sprechen, denn blutiges Bild ihn nicht verließ.

— Nein. War sie mager geworden?

— Wer?

— Die Gräfin.

— Ich kann es Ihnen nicht sagen, mein Herr.

— Warum das?

— Weil ich sie zum ersten Male auf dem Karren gesehen habe.

— Um so schlimmer. Ich hätte es wissen mögen, denn ich habe sie sehr wohlbeleibt gekannt, aber morgen werde ich ihre Leiche sehen. Ah! Betrachten Sie das.

Und zu gleicher Zeit deutete der Arzt auf die Bühne, auf welcher in diesem Augenblicke Herr Vestris, der die Rolle des Paris spielte, auf dem Berge Ida erschien, und alle Arten von Zierereien mit der Nymphe Ornone trieb.

Hoffmann betrachtete das, was ihm sein Nachbar zeigte, aber nachdem er sich versichert hatte, daß dieser traurige Arzt wirklich aufmerksam auf den Auftritt war, und daß das, was er so eben gehört und gesagt, keine Spur in seinem Geiste zurückgelassen hätte, sagte sich Hoffmann:

— Es wäre merkwürdig, diesen Mann weinen zu sehen.

— Kennen Sie den Gegenstand des Stückes? begann der Doctor nach einem Schweigen von

einigen Minuten wieder.

— Nein, mein Herr.

— O! er ist sehr interessant. Es befinden sich sogar rührende Stellen darin. Einer meiner Freunde und ich hatten neulich Thränen in den Augen.

— Einer seiner Freunde! murmelte der Dichter, was kann der Freund dieses Menschen sein? Das muß ein Todtengräber sein.

— Ah! bravo, bravo, Vestris, kreischte der kleine Mann, indem er in seine Hände klatschte.

Um seine Bewunderung an den Tag zu legen, hatte der Arzt den Moment gewählt, wo Paris, wie es der Text sagte, den Hoffmann vor der Thür gekauft hatte, seinen Wurfspieß ergriff und Hirten zu Hilfe eilte, die entsetzt vor einem schrecklichen Löwen entflohen.

— Ich bin nicht neugierig, aber ich hätte den Löwen sehen mögen.

So schloß sich der erste Act. Nun stand der Doctor auf, lehnte sich an den vor dem seinigen befindlichen Sperrstuhl, und indem er statt seiner Tabaksdose eine kleine Lorgnette in die Hand nahm, begann er die Frauen zu betrachten, welche sich in dem Saale befanden.

Hoffmann folgte unwillkürlich der Richtung der Lorgnette, und er bemerkte voll Erstaunen, daß die Person, auf welche sie sich heftete, auf der Stelle erbebte und auf der Stelle die Augen nach demjenigen wandte, der sie betrachtete, und das, wie als ob sie durch eine unsichtbare Gewalt dazu gezwungen gewesen wäre. Sie behielt diese Stellung, bis der Doctor aufhörte, sie zu betrachten.

Haben Sie diese Lorgnette etwa auch von einem Erben, mein Herr? fragte Hoffmann.

— Nein, ich habe sie von Herrn von Voltaire.

— Sie haben ihn also auch gekannt?

— Genau, wir waren sehr befreundet.

— Sie waren sein Arzt?

— Er glaubte nicht an die Arzneikunde. Freilich glaubte er eben nicht an vieles.

— Ist es wahr, daß er gestorben ist, indem er beichtete?

— Er, mein Herr, er! Arouet! gehen Sie doch! nein, er hat nicht allein nicht gebeichtet, sondern auch noch den Priester artig empfangen, der gekommen war, um ihn zum Tode vorzubereiten! Ich kann Ihnen mit Ueberzeugung davon sprechen, ich war gegenwärtig.

— Was hat sich denn zugetragen?

— Arouet stand im Begriffe zu sterben; Tersac, sein Pfarrer, kam und sagte ihm im Eintreten wie Jemand, der keine Zeit zu verlieren bat: Mein Herr, erkennen Sie die Dreieinigkeit Jesus Christus an?

— Ich bitte Sie, mein Herr, lassen Sie mich in Ruhe sterben, antwortete ihm Voltaire.

— Indessen, mein Herr, fuhr Tersac fort, ist es wichtig, daß ich weiß, ob Sie Jesus Christus als den Sohn Gottes anerkennen.

— In des Teufels Namen, rief Voltaire aus, sprechen Sie mir nicht mehr von diesem Menschen, und indem er die wenige Kraft zusammen nahm, die ihm übrig blieb, versetzte er dem Pfarrer einen Faustschlag auf den Kopf, und starb. Habe ich gelacht, mein Gott! habe ich gelacht!

— In der That, das war lächerlich, äußerte Hoffmann mit verächtlicher Stimme, und so mußte wohl der Verfasser der *Jungfrau von Orleans* sterben.

— Ah! ja, die *Jungfrau von Orleans*, rief der schwarze Mann aus, welches Meisterstück! Mein Herr, welche wundervolle Sache! Ich kenne nur ein Buch, das mit diesem zu rivalisiren vermögte.

— Welches?

— *Justine*, des Herrn von Sades; kennen Sie *Justine*?

— Nein, mein Herr.

— Und den Marquis von Sades?

— Eben so wenig.

— Sehen Sie, mein Herr, begann der Doctor voll Begeisterung wieder, man kann nichts Unmoralischeres lesen als *Justine*, es ist Crebillon Sohn ganz nackend, es ist wundervoll. Ich habe ein junges Mädchen behandelt, die es gelesen hatte.

— Und sie ist gestorben, wie Ihr Greis?

— Ja, mein Herr, aber sie ist sehr glücklich gestorben.

Und das Auge des Arztes funkelte vor Behagen bei dem Andenken an die Ursachen dieses Todes. Man gab das Signal zum zweiten Acte. Hoffmann war es nicht unlieb, sein Nachbar flößte ihm Furcht ein.

— Ah! äußerte der Doctor, indem er sich setzte, und mit einem Lächeln der Zufriedenheit, wir werden Arséne sehen.

— Wer ist Arséne?

— Sie kennen sie nicht?

— Nein, mein Herr.

— Ah! Sie kennen also Nichts, junger Mann! Arséne ist Arséne, das ist Alles gesagt; außerdem werden Sie sehen.

Und bevor das Orchester eine Note angestimmt, hatte der Arzt wieder die Einleitung des zweiten Actes vor sich hinzusingen begonnen.

Der Vorhang ging auf.

Die Bühne stellte *eine Laube von Blumen und Laub vor, durch welche ein Bach floß, der an dem Fuße eines Felsens entsprang.*

Hoffmann ließ seinen Kopf in seine Hand sinken.

Bestimmt, das, was er sah, das, was er hörte, vermogte nicht, ihn von dem schmerzlichen Gedanken und von der traurigen Erinnerung abzuziehen, welche ihn dahin geführt hatte, wo er war.

— Was hätte das geändert? dachte er, indem er Plötzlich wieder in die Eindrücke des Tages zurückkehrte, was hätte das in der Welt geändert, wenn man diese unglückliche Frau hätte leben lassen! Welches Unglück hätte das angestiftet, wenn dieses Herz fortgefahren hätte zu schlagen, dieser Mund Athem zu holen? welches Unglück wäre daraus hervorgegangen? Warum alles das plötzlich unterbrechen? Mit welchem Rechte das Leben in Mitte seines Aufschwunges aufhören lassen? Sie befände sich so gut unter allen diesen Frauen, während in diesem Augenblicke ihr armer Körper, der Körper, der von einem Könige geliebt war, in dem Kothe eines Friedhofes ohne Blumen, ohne Kreuz, ohne Kopf liegt. Wie sie schrie, mein Gott, wie sie schrie! dann plötzlich. . .

Hoffmann verbarg seine Stirne in seine beiden Hände.

— Was mache ich hier? sagte er sich; o! ich will gehen.

Und er wäre vielleicht in der That gegangen, als er, indem er den Kopf wieder erhob, auf der Bühne eine Tänzerin erblickte, welche in dem ersten Acte nicht erschienen war, und die der ganze Saal tanzen sah, ohne eine Bewegung zu machen, ohne einen Athemzug auszuhauchen.

— O! wie schön diese Frau ist! rief Hoffmann laut genug aus, daß es seine Nachbarn und selbst die Tänzerin hörten.

Die, welche diese plötzliche Bewunderung erweckt hatte, blickte dm jungen Mann an, der diesen Ausruf unwillkürlich ausgestoßen hatte, und Hoffmann glaubte, daß sie ihn mit dem Blicke danke.

Er erröthete und erbebte, wie als ob er den electricischen Funken berührt hätte.

Arséne, denn sie war es, das heißt diese Tänzerin, deren Namen der kleine Greis ausgesprochen hatte, Arséne war wirklich ein sehr wundervolles Geschöpf, und von einer Schönheit, die nichts von der gewöhnlichen Schönheit hatte.

Sie war groß, wundervoll gebaut und von einer durchsichtigen Blässe unter der Schminke, welche ihre Wangen bedeckte. Ihre Füße waren ganz klein, und wenn sie auf die Bretter der Bühne zurückfiel, so hätte man sagen können, daß die Spitze ihres Fußes auf einer Wolke ruhte, denn man hörte nicht das geringste Geräusch. Ihr Wuchs war so schlank, so geschmeidig, daß eine Schlange sich nicht um sich selbst gedreht hätte, wie diese Frau es that. Jedes Mal, wenn sie in ihren Biegungen sich zurückneigte, konnte man glauben, daß ihr Mieder springen würde, und man errieth aus der Energie ihres Tanzes und der Zuversicht ihres Körpers, sowohl die Gewißheit einer vollständigen Schönheit, als jene feurige Natur, welche gleich der Messoline des Alterthumes vielleicht zuweilen ermüdet, aber niemals gesättigt werden kann. Sie lächelte nicht, wie gewöhnlich die Tänzerinnen lächeln, ihre Purpurlippen öffneten sich fast niemals, nicht etwa, daß sie garstige Zähne zu verbergen gehabt hätte, nein, denn in dem Lächeln, das sie an Hoffmann gerichtet, als er sie so treuherziger Weise laut bewundert, hatte unser Dichter eine doppelte Reihe so weißer, so reiner Perlen sehen können, daß sie dieselben ohne Zweifel hinter ihren Lippen verbarg, damit die Luft sie nicht trüben mögte. In ihre schwarzen und glänzenden Haare von einem bläulichen Scheine waren breite Traubenblätter geflochten, und es hingen aus ihnen Trauben herab, deren Schatten auf ihren nackten Schultern spielte. Was die Augen anbetrifft, so waren sie groß, klar, schwarz, glänzend in dem Grade, daß sie Alles um sie herum erleuchteten, und daß Arséne, hätte sie auch in der Nacht getanzt, den Platz erleuchtet hätte, auf welchem sie tanzte. Was die Originalität dieses Mädchens noch erhöhte, ist, daß sie ohne irgend einen Grund in dieser Rolle als Nymphe, denn sie spielte oder tanzte vielmehr eine Nymphe, ein kleines Halsband von schwarzem Sammet trug, das mit einer Schnalle oder zum mindesten mit einem Gegenstande geschlossen war, der die Gestalt einer Schnalle zu haben schien, und der, von Diamanten gemacht, blendendes Feuer aussprühte.

Der Arzt betrachtete diese Frau mit all seinen Augen, und seine Seele, eine Seele, wie er sie haben mogte, schien an den Flug der jungen Frau gefesselt. Es war sehr augenscheinlich, daß er so lange, als sie tanzte, keinen Athem schöpfte.

Nun konnte Hoffmann etwas Merkwürdiges bemerken; sie mogte zur Rechten, zur Linken, zurück oder vorwärts gehen, niemals verließen die Augen Arsénes die Linie der Augen des Doctors, und eine sichtliche Wechselbeziehung bestand zwischen den beiden Blicken. Noch mehr, Hoffmann sah sehr deutlich die Strahlen, welche die Schnalle von dem Halsbande Arsénes warf, und die, welche der Todtenkopf des Doctors warf, sich auf halbem Wege in einer geraden

Linie begegnen, aufeinanderstoßen, sich zurückstoßen und in ein und denselben, aus Tausenden von weißen, rothen und goldenen Funken gebildetem Garbe aufsprühen.

— Wollen Sie mir Ihre Lorgnette borgen, mein Herr? sagte Hoffmann außer Athem und ohne den Kopf umzuwenden, denn es war auch ihm unmöglich, aufzuhören, Arséne zu betrachten.

Der Doctor streckte die Hand nach Hoffmann aus, ohne die geringste Bewegung des Kopfes zu machen, so daß die Hände der beiden Zuschauer sich einige Augenblicke lang in der Luft suchten, bevor sie sich begegneten.

Endlich ergriff Hoffmann die Lorgnette und drückte sie an seine Augen.

— Das ist sonderbar, murmelte er.

— Was denn? fragte der Doctor.

— Nichts, nichts, antwortete Hoffmann, der seine ganze Aufmerksamkeit dem widmen wollte, was er sah, und in Wahrheit, das, was er sah, war sonderbar.

Die Lorgnette näherte die Gegenstände seinen Augen dermaßen, daß Hoffmann zwei bis drei Male die Hand ausstreckte, indem er Arséne zu ergreifen glaubte, die nicht mehr an dem Ende des Glases, das sie zurückwarf, sondern vielmehr zwischen den beiden Gläsern zu sein schien. Unserm Deutschen entging daher nicht der geringste Zug von der Schönheit der Tänzerin, und diese bereits aus der Ferne so glühenden Blicke umgaben seine Stirne mit einem Feuerkreise, und ließen das Blut in den Adern seiner Schläfe sieden.

Die Seele des jungen Mannes machte ein entsetzliches Geräusch in seinem Körper.

— Wer ist diese Frau? sagte er mit schwacher Stimme, ohne die Lorgnette zu verlassen und ohne sich zu regen.

— Es ist Arséne, ich habe es Ihnen bereits gesagt, erwiderte der Doctor, dessen Lippen allein lebendig schienen, und dessen regungsloser Blick an die Tänzerin gefesselt war.

— Diese Frau hat ohne Zweifel einen Geliebten?

— Ja.

— Den sie liebt?

— Man sagt es.

— Und ist er reich?

— Sehr reich.

— Wer ist es?

— Blicken Sie zur Linien auf die Vorbühne des Parterres.

— Ich kann den Kopf nicht abwenden.

— Zwingen Sie Sich.

— Hoffmann machte eine so schmerzliche Anstrengung, daß er einen Schrei ausstieß, wie als ob die Sehnen seines Halses Marmor geworden und in diesem Augenblicke gebrochen wären.

Er blickte auf die angedeutete Vorbühne.

Auf dieser Vorbühne befand sich nur ein Mann, aber dieser Mann, wie ein Löwe aus das Sammetgeländer gekauert, schien für sich allein diese Vorbühne auszufüllen.

Es war ein Mann von zwei bis drei und dreißig Jahren, mit durch die Leidenschaften durchfurchtem Gesicht; man hätte sagen können, daß, nicht die Blattern, sondern der Ausbruch eines Vulkanes die Thäler ausgehöhlt hätte, deren Tiefe sich auf diesem ganz durchwühlten

Fleische kreuzten; seine Augen mußten eigentlich klein sein, aber sie hatten sich durch eine Art von Zerreißen der Seele geöffnet; bald waren sie matt und leer, wie ein erloschener Krater, bald sprühten sie Flammen, wie ein strahlender Krater. Er klatschte nicht durch ein Aneinanderschlagen der Hände, er klatschte, indem er auf das Geländer schlug, und bei jedem Klatschen schien er den Saal zu erschüttern.

— O! äußerte Hoffmann, ist das ein Mann, den ich da sehe?

— Ja, ja, es ist ein Mann, antwortete der kleine schwarze Mann, ja, es ist ein Mann, und sogar ein gewaltiger Mann.

— Wie heißt er?

— Sie kennen ihn nicht?

— Nein doch, ich bin erst seit gestern angekommen.

— Nun denn! es ist Danton.

— Danton! äußerte Hoffmann erbebend. O! o! Und er ist der Geliebte Arsénes?

— Er ist ihr Geliebter.

— Und ohne Zweifel liebt er sie?

— Zum Rasend werden. Er ist grimmig eifersüchtig.

Aber so interessant Dantons Geliebte auch war, Hoffmann hatte die Augen bereits wieder auf Arséne gerichtet, deren schweigender Tanz ein phantastisches Ansehen hatte.

— Noch eine Auskunft, mein Herr!

— Sprechen Sie.

— Welche Gestalt hat die Spange, die ihr Halsband schließt?

— Es ist eine Guillotine.

— Eine Guillotine!

— Ja. Man macht deren allerliebste, und alle unsere Stutzer tragen deren zum Mindesten eine. Die, welche Arséne trägt, hat Danton ihr geschenkt.

— Eine Guillotine, eine Guillotine an dem Halse einer Tänzerin, wiederholte Hoffmann, der seinen Kopf sich schwellen fühlte, eine Guillotine, warum? . . .

Und unser Deutscher, den man für einen Wahnsinnigen hätte halten können, streckte die Arme vor sich aus, wie um einen Körper zu ergreifen, denn durch eine seltsame optische Täuschung verschwand für Augenblicke der Raum, der ihn von Arséne trennte, und es schien ihm, als ob er den Athem der Tänzerin auf seiner Stirn fühlte und das geräuschvolle Athemholen dieser Brust hörte, deren halbnackter Busen sich wie unter einer Umarmung der Wonne erhob. Hoffmann befand sich in jenem Zustande der Ueberspannung, in welchem man Feuer einzuathmen glaubt, und in welchem man fürchtet, daß die Sinne den Körper sprengen mögten.

— Genug! genug! sagte er. Aber der Tanz dauerte fort und die Verblendung war so groß, daß Hoffmann, indem er seine beiden stärksten Eindrücke des Tages verschmolz, mit diesem Auftritte die Erinnerung des Revolutionsplatzes vereinigte, und daß er bald Madame Du Barry bleich und mit abgeschlagenem Kopfe an der Stelle Arséne tanzen, und bald Arséne tanzend bis an den Fuß der Guillotine und bis in die Hände des Scharfrichters kommen zu sehen glaubte.

Es entstand in der überspannten Einbildungskraft des jungen Mannes eine Mischung von Blumen und von Blut, von Tanz und von Todeskampf, von Leben und von Tod.

Aber was alles das überragte, war die electriche Anziehungskraft, welche ihn zu dieser Frau

hinzog. Jedes Mal, wo diese feinen Beine vor seinen Augen vorüberkamen, so oft dieses durchsichtige Röckchen sich ein wenig mehr erhob, überlief ein Schauer sein ganzes Wesen, seine Lippen wurden trocken, sein Athem glühend, und das Verlangen bemächtigte sich seiner, wie es sich eines Mannes von zwanzig Jahren bemächtigt.

In diesem Zustande hatte Hoffmann nur noch eine Zuflucht, nämlich das Portrait Antonia's, nämlich das Medaillon, das er in seinem Busen trug, nämlich die reine, der sinnlichen Liebe entgegensetzende Liebe, nämlich die der fordernden Wirklichkeit gegenüberzustellende Gewalt der keuschen Erinnerung.

Er ergriff dieses Portrait und drückte es an seine Lippen, aber kaum hatte er diese Bewegung gemacht, als er das schneidende Hohngelächter seines Nachbars hörte, der ihn mit spöttischer Miene anblickte.

Nun steckte Hoffmann erröthend das Medaillon wieder dahin, von wo er es genommen hatte, und indem er, wie von einer Feder aufgeschnellt, aufstand, rief er aus:

— Laßt mich hinaus, laßt mich hinaus, ich vermögte nicht länger hier zu bleiben!

Und gleich einem Wahnsinnigen verließ er das Orchester, indem er den ruhigen Zuschauern, welche gegen dieses Original fluchten, das so die Laune ergriff, mitten in einem Ballet hinauszu gehen, auf die Füße trat, und an die Beine stieß.

XIV.

Die zweite Vorstellung vom »Urtheile des Paris.«

Aber Hoffmann ging nicht sehr weit. An der Ecke der Straße Saint-Martin blieb er stehen.

Seine Brust war athemlos, seine Stirn rieselte der Schweiß.

Er legte die linke Hand auf seine Stirn, stützte seine rechte Hand auf seine Brust und schöpfte Athen,.

In diesem Augenblicke klopfte man ihm auf die Achsel.

Er erbebte.

— Ah! bei Gott, er ist es! sagte eine Stimme.

Er wandte sich um und ließ einen Ausruf entschlüpfen.

Es war sein Freund Zacharias Werner.

Die beiden jungen Leute warfen sich einander in die Arme.

Dann kreuzten sich folgende beiden Fragen.

— Was machst Du da?

— Wo gehst Du hin?

— Ich bin gestern angekommen, sagte Hoffmann, ich habe Madame Du Barry guillotiniert sehen, und um mich zu zerstreuen, bin ich in die Oper gekommen.

— Ich bin seit sechs Monaten angekommen; seit fünf Monaten sehe ich täglich zwanzig bis fünf und zwanzig Personen guillotiniert, und um mich zu zerstreuen, gehe ich zum Spiele.

— Ah!

— Gehst Du mit mir?

— Nein, ich danke.

— Du hast Unrecht, ich bin im Glücke; mit Deinem gewöhnlichen Glücke würdest Du Summen gewinnen. Du, der Du an die wahre Musik gewöhnt bist, mußt Dich in der Oper gräßlich langweilen; komm mit mir, Du wirst eine andere hören.

— Musik?

— Ja, die des Goldes, ohne zu rechnen, daß dort, wohin ich gehe, alle Vergnügungen vereinigt sind, reizende Frauen, köstliche Nachtessen, ein rasendes Spiel!

— Ich danke, mein Freund, unmöglich, ich habe versprochen, mehr als das, ich habe geschworen.

— Wem?

— Antonia.

— Du hast sie also gesehen?

— Ich liebe sie, mein Freund, ich bete sie an.

— Ah! Ich begreife, das ist es, was Dich verzögert hat, und Du hast ihr geschworen. . . ?

— Ich habe ihr geschworen nicht zu spielen, und. . . Hoffmann zögerte.

— Und dann, was noch?

— Und ihr treu zu bleiben, stammelte er.

— Dann darfst Du nicht nach No. 113 kommen.

— Was ist das: 113?

— Es ist das Haus, von dem ich so eben sprach; — da ich nicht geschworen habe, so gehe ich hin. — Adieu, Theodor.

— Adieu, Zacharias.

— Und Werner entfernte sich, während Hoffmann auf seinem Platze gefesselt blieb.

Als Werner Hundert Schritte weit war, erinnerte sich Hoffmann, daß er vergessen hätte, Zacharias um seine Adresse zu fragen, und daß die einzige Adresse, welche Zacharias ihm gegeben hatte, die des Spielhauses war.

Aber diese Adresse stand in dem Geiste Hoffmanns, wie über der Thür des unglückseligen Hauses, — in Flammenschrift geschrieben.

Indessen hatte das, was sich zugetragen, die Gewissensbisse Hoffmanns ein wenig beruhigt. Die menschliche Natur ist einmal so, sie ist immer nachsichtig für sich selbst, weil diese Nachsicht die Selbstsucht ist. Er hatte Antonia das Spiel geopfert, und er glaubte sich seines Schwures entbunden, indem er vergaß, daß er sich deshalb, hier an der Ecke des Boulevards und der Straße Saint-Martin wie gefesselt befand, weil er im Begriffe stand, die wichtigste Hälfte dieses Schwures zu brechen.

Aber, wie ich gesagt, sein Widerstand in Bezug auf Werner hatte ihm Nachsicht in Bezug auf Arséne verliehen. Er beschloß daher, einen Mittelweg einzuschlagen, und statt in den Opersaal zurückzukehren, wozu ihn sein versuchender Dämon aus allen Kräften antrieb, an der Thür der Schauspieler zu warten, um sie herauskommen zu sehen.

Hoffmann kannte die Topographie der Theater zu gut, um diese Thüre der Schauspieler nicht bald zu finden. Er sah in der Straße Bondy einen langen, kaum erleuchteten, schmutzigen und feuchten Gang, in welchen Männer mit schmutzigen Kleidern wie Schatten eintraten, und er sah ein, daß durch diese Thür die armen Sterblichen ein und ausgingen, welche das Roth, das Weiß, das Blau, die Gaze, die Seide und die Flittern in Götter und in Göttinnen umgestalteten.

Die Zeit verfloß, der Schnee fiel, aber Hoffmann war durch diese seltsame Erscheinung, welche etwas Uebernatürliches hatte, so aufgeregt, daß er Nichts von diesem Eindrucke des Frostes empfand, der die Vorüberkommen: den zu verfolgen schien. Vergebens verdickte sich in fast fühlbarem Dunst der Hauch, der aus seinem Munde kam, seine Hände blieben darum nichts desto weniger glühend und seine Stirn feucht. Noch mehr, an die Mauer gelehnt, war er daselbst regungslos, die Augen auf den Gang geheftet, geblieben, so daß der Schnee, der in immer dichteren Flocken fiel, den jungen Mann, langsam wie mit einem Grabtuche bedeckte, und aus dem jungen Studenten mit seiner Kappe und seinem deutschen Ueberrocke allmählich eine Marmorstatue machte. Endlich begannen aus diesem Ausgange die ersten, durch die Schauspiele Freigewordenen herauszukommen, das heißt die Wache des Abends, dann die Maschinisten, dann diese ganze Welt ohne Namen, welche von dem Theater lebt, dann die männlichen Künstler, die weniger lange Zeit nöthig haben, um sich anzukleiden, als die Frauen, dann endlich die Frauen, dann endlich die schöne Tänzerin, welche Hoffmann nicht allein an ihrem liebenswürdigen Gesichte erkannte, sondern auch an jener geschmeidigen Bewegung der Hüften, welche nur ihr angehörte, so wie an dem kleinen Halsbande von Sammet, das ihren Hals umgab, und auf welchem das sonderbare Kleinod funkelte, das die Schreckenszeit in die Mode gebracht

halte.

Kaum erschien Arsène auf der Schwelle der Thür, als, bevor Hoffmann nur noch Zeit gehabt hatte eine Bewegung zu machen, ein Wagen rasch vorfuhr, der Schlag sich öffnete, und das junge Mädchen eben so leicht hineinsprang, als ob sie noch auf der Bühne hüpfte. Ein Schatten erschien durch die Scheiben, den Hoffmann für den des Mannes der Vorbühne zu erkennen glaubte, welcher Schatten die schöne Nymphe in seinen Armen empfing; dann, ohne daß irgend eine Stimme nöthig gehabt hätte dem Kutscher ein Ziel anzudeuten, entfernte sich der Wagen im Galopp.

Alles, was wir hier in fünfzehn bis zwanzig Zeilen erzählt haben, hatte sich eben so rasch als der Blitz zugetragen.

Hoffmann stieß eine Art von Schrei aus, als er den Wagen fliehen sah, entfernte sich gleich einer Statue, die aus ihrer Nische stürzt, von der Mauer, und indem er durch die Bewegung den Schnee abschüttelte, mit dem er bedeckt war, machte er sich auf die Verfolgung des Wagens.

Aber dieser ward von zwei zu kräftigen Pferden fortgezogen, als daß der junge Mann, so rasch sein unbesonnener Lauf auch sein mochte, ihn einholen konnte.

So lange, als er den Boulevard entlang fuhr, ging Alles gut, so lange als er selbst durch die Straße Bourbon-Villeneuve fuhr, welche umgetauft worden war, um den Namen *Neuve-Egalité* anzunehmen, ging Alles noch gut; aber auf dem Platze des Victoires angelangt, welcher der Platz *de la Victoire Nationale* geworden war, wandte er sich zur Rechten, und verschwand Hoffmann aus den Augen.

Da er weder mehr durch das Geräusch noch durch den Anblick unterstützt war, so ließ der Lauf des jungen Mannes nach, einen Augenblick lang verweilte er an der Ecke der Straße Neuve-Saint-Eustachi, lehnte sich an die Mauer, um wieder Athem zu schöpfen, dann, da er Nichts mehr sah, Nichts mehr hörte, orientirte er sich, indem er meinte, daß es Zeit wäre nach Haus zurückzukehren.

Es war für Hoffmann nichts Leichtes, sich aus diesem Labyrinth von Straßen herauszufinden, welche von der Pointe-Saint-Eustache bis nach dem Kai de la Ferraille ein fast unentwirrbares Netz bilden. Endlich, mittelst den zahlreichen Runden, welche durch die Straßen kreiseten, durch seinen Paß, der in gehöriger Ordnung war, und vermöge des Beweises, daß er erst am Tage zuvor angekommen war, — einem Beweise, den das Visa der Barrière zu liefern ihm die Leichtigkeit gewährte, — erlangte er von der Bürgermiliz so genaue Nachweisungen, daß es ihm gelang, sein Hotel wieder zu erreichen und sein kleines Zimmer wieder zu finden, in welches er sich dem Anscheine nach allein, aber der Wirklichkeit nach mit der glühenden Erinnerung dessen einschloß, was sich zugetragen hatte.

Von diesem Augenblicke an war Hoffmann beständig von zwei Erscheinungen geplagt, von denen die eine allmählig verschwand, die andere aber allmählig mehr Bestand annahm.

Die Erscheinung, welche verschwand, war das bleiche Gesicht der Du Barry mit fliegenden Haaren, welche von der Conciergerie nach dem Karren, und von dem Karren nach dem Schaffotte geschleppt wurde.

Die Erscheinung, welche Wirklichkeit annahm, war das belebte und lächelnde Gesicht der schönen Tänzerin, welche von dem Hintergrunde der Bühne nach dem Geländer hüpfte, und von dem Geländer nach der einen und nach der andern Vorbühne wirbelte.

Hoffmann gab sich alle Mühe, um sich von dieser Erscheinung loszumachen. Er nahm seine

Pinself aus seinem Koffer und malte; er nahm seine Violine aus ihrem Kasten und spielte Violine; er verlangte Feder und Tinte und machte Verse. Aber diese Verse, welche er dichtete, waren Verse zum Lobe Arsénes; die Melodie, welche er spielte, war die Melodie, bei welcher sie ihm erschienen war, und deren hüpfende Noten sie erhoben, wie als ob sie Flügel gehabt hätten; endlich waren die Skizzen, welche er entwarf, ihr Porträt mit diesem seltsamen Halsbande von Sammet, ein sonderbarer, an dem Halse Arsénes durch eine so sonderbare Spange befestigter Schmuck. Während der ganzen Nacht, während des ganzen folgenden Tages, während der Nacht und des darauf folgenden zweiten Tages sah Hoffmann nur eine oder vielmehr zwei Sachen; das war auf der einen Seite die phantastische Tänzerin, und auf der anderen der nicht minder phantastische Doctor. Es fand zwischen diesen beiden Wesen eine solche Wechselbeziehung statt, daß Hoffmann das eine nicht ohne das andere begriff. Während dieses Blendwerkes, welches ihm die immer auf der Bühne hüpfende Arséne bot, war es daher auch nicht das Orchester, das in seinen Ohren rauschte; nein, es war das leise Summen des Doctors, es war das leise Trommeln seiner Finger auf der Tabakdose von Ebenholz; dann zog von Zeit zu Zeit ein Blitz vor seinen Augen vorüber, der ihn mit sprühenden Funken verblendete. Das war der doppelte Strahl, der von der Tabakdose des Doctors und von dem Halsbande der Tänzerin ausströmte; es war die sympathische Anziehungskraft zwischen dieser Guillotine von Diamanten und diesem Todtenkopfe von Diamanten; es war endlich die Starrheit der Augen des Arztes, welche nach ihrem Willen die reizende Tänzerin anzuziehen und zurückzustoßen schienen, wie das Auge der Schlange den Vogel anzieht und zurückstößt, den es bezaubert.

Zwanzig Male, Hundert Male, Tausend Male hatte Hoffmann daran gedacht nach der Oper zurückzukehren; aber so lange als die Stunde nicht gekommen war, hatte Hoffmann sich fest vorgenommen der Versuchung nicht nachzugeben; außerdem hatte er diese Versuchung auf alle Art und Weise bekämpft, indem er zuvörderst seine Zuflucht zu seinem Medaillon nahm, und dann nachher versuchte an Antonia zu schreiben; aber das Porträt Antonias schien ein so trauriges Gesicht angenommen zu haben, daß Hoffmann das Medaillon fast eben so schnell wieder zumachte, als er es geöffnet hatte, aber die ersten Zeilen jedes Briefes, den er anfang, waren so verlegen, daß er zehn Briefe zerrissen hatte, bevor er auf dem dritten Theile der ersten Seite war.

Endlich verfloß dieser merkwürdige zweite Tag; endlich nahte die Stunde der Oeffnung des Schauspielhauses heran, endlich schlug es sieben Uhr, und bei diesem letzten Ruft eilte Hoffmann, wie wider seinen Willen fortgerissen, im Laufe seine Treppe hinab, und stürzte in der Richtung der Straße Saint-Martin davon.

Dieses Mal, in weniger als einer Viertelstunde, dieses Mal, ohne daß er nöthig hatte sich bei Jemand nach seinem Wege zu erkundigen, dieses Mal, wie als ob ein unsichtbarer Führer ihm seinen Weg gezeigt hätte, gelangte er in weniger als zehn Minuten an die Thür des Opernhauses.

Aber, wie sonderbar, diese Thüre war nicht wie zwei Tage zuvor von Zuschauern überfüllt, sei es nun, daß ein Hoffmann unbekannter Zufall das Schauspiel minder anziehend gemacht hatte, oder sei es, daß die Zuschauer bereits in dem Inneren des Theaters waren.

Hoffmann warf der Einnehmerin seinen sechs Livresthaler zu, erhielt seine Karte und eilte in den Saal.

Aber der Anblick des Saales war sehr verändert. Zuvörderst war er nur halb voll; dann sah er statt dieser reizenden Frauen, dieser eleganten Männer, die er wiederzusehen geglaubt hatte, nur

Frauen in groben Röcken und Männer in Carmagnolen; keine Kleinodien, keine Blumen, keine entblößten Busen, welche unter dieser üppigen Atmosphäre der aristokratischen Theater wogten; runde Hauben und rothe Mützen, alle mit ungeheuren Nationalkokarden verziert, dunkle Farben an den Kleidern, eine traurige Wolke auf den Gesichtern, dann auf beiden Seiten des Saales zwei abscheuliche Büsten, zwei Köpfe, von denen der eine das Gelächter, der andere den Schmerz grimassirte, — kurz die Büsten Voltaires und Marats.

Endlich, auf der Vorbühne, ein kaum erleuchtetes Loch, eine dunkle und leere Oeffnung. — Immer noch die Höhle, aber kein Löwe mehr darin.

Es befanden sich in dem Orchester zwei leere Plätze neben einander, Hoffmann erreichte den einen dieser beiden Plätze, es war der, den er eingenommen hatte.

Der andere war der, den der Doctor eingenommen hatte, aber, wie wir gesagt, war dieser Platz unbesetzt.

Der erste Act wurde gespielt, ohne daß Hoffmann auf das Orchester achtete, oder sich mit den Schauspielern beschäftigte.

Er kannte dieses Orchester, und hatte es bei dem ersten Anhören gewürdigt.

Die Schauspieler kümmerten ihn wenig, er war nicht gekommen, um sie zu sehen, er war gekommen, um Arséne zu sehen.

Der Vorhang des zweiten Actes erhob sich und das Ballet begann.

Die ganze Denkkraft, die ganze Seele, das ganze Herz des jungen Mannes waren gespannt.

Er erwartete das Auftreten Arsénes.

Plötzlich stieß Hoffmann einen Schrei aus.

Es war nicht mehr Arséne, welche die Rolle der Flora spielte.

Die Frau, welche auftrat, war eine fremde Frau, eine Frau wie alle Frauen.

Alle Fibern dieses Körpers spannten sich ab; Hoffmann sank in sich selbst zusammen, indem er einen langen Seufzer ausstieß und um sich blickte.

Der kleine schwarze Mann befand sich auf seinem Platze, nur hatte er seine Schnallen von Diamanten, seine Ringe von Diamanten, seine Tabaksdose mit dem Todtenkopfe von Diamanten nicht mehr.

Seine Schnallen waren von Kupfer, seine Ringe von vergoldetem Silber, seine Tabaksdose von mattem Silber. Er sang nicht mehr, er schlug nicht mehr den Tact.

Wie war er hergekommen? Hoffmann wußte es nicht; er hatte ihn weder kommen sehen, noch vorübergekommen gefühlt.

— O! mein Herr, rief Hoffmann aus.

— Sagt Bürger, mein junger Freund, und dutzt mich sogar, wenn das möglich ist, antwortete der kleine schwarze Mann, oder Sie werden mir und sich auch den Kopf abschlagen lassen.

— Aber wo ist sie denn? sagte Hoffmann.

— Ah! das ist es. . . wo ist sie? Es scheint, daß ihr Tiger, der sie nicht aus den Augen läßt, bemerkt hat, daß sie vorgestern durch Zeichen mit einem jungen Manne des Orchesters correspondirt hat. Es scheint, daß dieser junge Mann dem Wagen nachgelaufen ist; so daß er seit gestern den Contract Arsénes gebrochen hat, und Arséne nicht mehr auf dem Theater ist.

— Und wie hat der Director geduldet? . . .

— Mein junger Freund, der Director hält darauf, seinen Kopf auf seinen Schultern zu erhalten,

obgleich es ein ziemlich garstiger Kopf ist; aber er behauptet, daß er an diesen gewöhnt sei, und daß ein anderer, weit schönerer, Vielleicht keine Wurzeln wieder schlagen würde.

— Ach! mein Gott! deshalb ist dieser Saal also so traurig! rief Hoffmann aus. Deshalb gibt es hier keine Blumen, keine Diamanten, keinen Schmuck mehr! Deshalb haben Sie Ihre Schnallen von Diamanten, Ihre Ringe mit Diamanten, Ihre Tabaksdose mit Diamanten nicht mehr! Deshalb befinden sich endlich auf den beiden Seiten der Bühne, statt der Büsten des Apollo und der Terpsichore diese bei den abscheulichen Büsten! Puh!

— Ah! aber was sagen Sie mir denn da? und wo baten Sie einen Saal, wie Sie ihn schildern, gesehen? Wo haben Sie an mir Ringe mit Diamanten, Schnallen von Diamanten, Tabaksdosen mit Diamanten gesehen? wo haben Sie endlich die Büsten Apollos und der Terpsichore gesehen? Ei es ist zwei Jahre her, daß die Blumen nicht mehr blühen, daß die Diamanten in Assignaten verwandelt, und daß der Schmuck auf dem Altare des Vaterlandes geschmolzen ist. Was mich anbetrifft, so habe ich, Gott sei Dank, niemals andere Schnallen, als diese Kupferschnallen, andere Ringe als diese schlechten Ringe von vergoldetem Silber, und eine andere Tabaksdose als diese armselige silberne Dose gehabt; was die Büsten des Apollo und der Terpsichore anbelangt, so sind sie ehedem dort gewesen, aber die Freunde der Menschheit sind gekommen, um die Büste Apollos zu zerschmettern, und haben sie durch die des Apostels Voltaire ersetzt; aber die Freunde des Volkes sind gekommen, um die Büste der Terpsichore zu zerschmettern, und haben sie durch die des Gottes Marat ersetzt.

— O! rief Hoffmann aus, das ist unmöglich. Ich sage Ihnen, daß ich vorgestern einen von Blumen duftenden, von reichen Kostümen glänzenden, von Diamanten rieselnden Saal, und elegante Männer an der Stelle dieser Häringsweiber in groben Röcken und dieser Troßbuben in Jacken gesehen habe. Ich sage Ihnen, daß Sie Schnallen mit Diamanten an Ihren Schuhen, Ringe mit Diamanten an Ihren Fingern, einen Totenkopf von Diamanten auf Ihrer Tabaksdose hatten; ich sage Ihnen. . .

— Und ich, junger Mann, ich sage Ihnen meiner Seits, erwiderte der kleine schwarze Mann, ich sage Ihnen, daß sie vorgestern hier war; ich sage Ihnen, daß ihre Anwesenheit Alles erleuchtete, ich sage Ihnen, daß ihr Hauch die Rosen entstehen, die Kleinodien leuchten, die Diamanten Ihrer Einbildung funkeln ließ; ich sage Ihnen, junger Mann, daß Sie dieselbe lieben, und daß Sie den Saal durch das Prisma Ihrer Liebe gesehen haben. Arséne ist nicht mehr da, und Ihr Herz ist todt, Ihre Augen sind entzaubert, und Sie sehen Wolle und Baumwolle, grobes Tuch, rothe Mützen, schmutzige Hände und fettige Haare. Kurz, Sie sehen die Welt so wie sie ist, die Dinge so wie sie sind.

— O! mein Gott! rief Hoffmann aus, indem er seinen Kopf in seine Hände sinken ließ, ist alles das wahr, und bin ich denn so nahe daran den Verstand zu verlieren?

XV.

Das Kaffeehaus.

Hoffmann erwachte aus dieser Erstarrung erst, als er eine Hand sich auf seine Schulter legen fühlte.

Er erhob den Kopf. Alles war finster und ausgelöscht um ihn herum; das Theater ohne Licht schien ihm wie die Leiche des Theaters, das er lebendig gesehen hatte. Der wachthabende Soldat ging allein und schweigend, wie der Wächter des Todes, in ihm auf und ab; keine Kronleuchter, kein Orchester, keine Strahlen, kein Geräusch mehr.

Nur eine Stimme, welche an seinem Ohre brummte:

— Aber, Bürger, aber, Bürger, was machen Sie denn? Sie sind in der Oper, Bürger, man schläft hier freilich, aber man übernachtet hier nicht.

Hoffmann blickte endlich nach der Seite, von woher die Stimme kam, und er sah eine kleine Alte, die ihn an dem Kragen seines Ueberrockes zog.

Das war die Schließerin des Orchesters, welche, da sie die Absichten dieses beharrlichen Zuschauers nicht kannte, sich nicht zurückziehen wollte, ohne daß sie ihn vor sich hätte herausgehen sehen.

Einmal aus seinem Schläfe erweckt, leistete Hoffmann übrigens keinen Widerstand; er stieß einen Seufzer aus und stand auf, indem er das Wort murmelte: Arséne.

— Ah! ja! Arséne, sagte die kleine Alte, Arséne, auch Sie, junger Mann, sind in sie verliebt, wie alle Welt. Das ist ein großer Verlust für die Oper, und besonders für uns Schließerrinnen.

— Für die Schließerrinnen, fragte Hoffmann, erfreut sich an Jemand zu fesseln, der ihm von der Tänzerin spräche, und wie ist es denn für Sie ein Verlust, daß Arséne nicht mehr auf dem Theater ist?

— Ah! das ist sehr leicht zu begreifen; zuvörderst füllte sie jedes Mal den Saal, wenn sie tanzte; dann war es ein Handel mit Schemeln, Stühlen und kleinen Bänken; in der Oper, Bürger, wird Alles bezahlt; man bezahlte die kleinen Bänke, die hinzugefügten Stühle und Schemel, das waren unsere kleinen Vortheile. Ich sage kleinen Vortheile, fügte die Alte mit einer schalkhaften Miene hinzu, weil, wie Sie begreifen werden, Bürger, es neben diesen die großen gab.

— Die großen Vortheile?

— Ja.

Und die Alte blinzelte mit den Augen.

— Und welches waren die großen Vortheile? sagen Sie an, meine liebe Frau.

— Die großen Vortheile kamen von denen, welche Auskünfte über sie verlangten, welche ihre Adresse wissen wollten, welche ihr Billette überreichen ließen. Wie Sie begreifen werden, fand ein Preis für Alles statt; so viel für die Auskünfte, so viel für die Adresse, so viel für den Liebesbrief; kurz, man machte sein kleines Geschäft und man lebte anständiger Weise.

Und die Alte stieß einen Seufzer aus, der ohne Nachtheil mit dem von Hoffmann zu Anfange des Gesprächs, das wir so eben erzählt haben, ausgestoßenen Seufzer verglichen werden konnte.

— Ah! ah! äußerte Hoffmann, Sie übernehmen es, Auskünfte zu geben, die Adresse anzudeuten, Billette zu übergeben; übernehmen Sie es immer noch?

— Leider! mein Herr, wären die Auskünfte jetzt nutzlos, die ich Ihnen geben würde; Niemand weiß mehr die Adresse Arséne, und das Billet, welches Sie mir für sie geben würden, wäre verloren. Wenn Sie eine Andere wollen, Madame Vestris, Mademoiselle Bigottini, Mademoiselle. . .

— Ich danke, meine liebe Frau, ich danke; ich wünschte Nichts, als über Mademoiselle Arséne zu wissen.

Indem er hierauf einen kleinen Thaler aus seiner Tasche nahm, sagte er:

— Nehmen Sie, das ist für die Mühe, welche Sie Sich genommen haben mich zu wecken.

Und indem er Abschied von der Alten nahm, schlug er langsamen Schrittes den Boulevard in der Absicht ein, demselben Wege zu folgen, dem er zwei Tage zuvor gefolgt war, da der Instinct nicht mehr bestand, der ihn bei dem Herkommen geleitet hatte.

Stur waren seine Eindrücke sehr verschieden, und sein Gang empfand die Verschiedenheit dieser Eindrücke. Am vorigen Abend war sein Gang der eines Mannes gewesen, der die Hoffnung hat vorüberkommen sehen, und der ihr naheilt ohne zu bedenken, daß Gott ihr ihre langen Azurflügel gegeben hat, damit die Menschen sie niemals erreichen. Sein Mund war offen und keuchend, seine Stirne erhoben, seine Arme ausgestreckt, dieses Mal ging er im Gegentheile langsam, wie Jemand, der, nachdem er sie vergebens verfolgt, sie aus den Gesicht verloren hat; sein Mund war geschlossen, seine Stirn niedergeschlagen, seine Arme herabhängend. Das vorige Mal hatte er kaum fünf Minuten darauf verwandt, um von der Port-Saint-Martin nach der Straße Montmartre zu gehen; dieses Mal verwandte er mehr als eine Stunde, und mehr als eine Stunde noch darauf, um von der Straße Montmartre nach seinem Hotel zu gehen, denn in der Art von Niedergeschlagenheit, in welche er versunken war, lag ihm wenig daran früh oder spät nach Haus zu kommen, es lag ihm sogar wenig daran, überhaupt nach Haus zu kommen.

Man sagt, daß es einen Gott für die Trunkenen und für die Verliebten gibt, dieser Gott wachte ohne Zweifel über Hoffmann. Er ließ ihn die Runden vermeiden, er ließ ihn die Kais finden, dann die Brücken, dann sein Hotel, in welches er zum großen Aergerniß seiner Wirthin um halb zwei Uhr Morgens zurückkehrte.

Unter alle dem tanzte indessen auf der Tiefe der Einbildungskraft Hoffmanns ein kleiner goldiger Schein, wie ein Irrlicht in der Nacht. Der Arzt hatte ihm gesagt, wenn jeden Falles dieser Arzt bestand, wenn er nicht ein Spiel seiner Einbildungskraft, ein Blendwerk seines Geistes war, der Arzt hatte ihm gesagt, daß Arséne von ihrem Geliebten von dem Theater entführt worden wäre, weil dieser Geliebte auf einen in dem Orchester sitzenden jungen Mann eifersüchtig gewesen wäre, mit dem Arséne zu viel zärtliche Blicke ausgewechselt hätte. Dieser Arzt hatte außerdem hinzugefügt, daß die Eifersucht des Tyrannen sich dadurch auf das Höchste gesteigert hätte, daß derselbe junge Mann der Ausgangsthür der Künstler gegenüber auf der Lauer gesehen worden sei; daß derselbe junge Mann wie ein Verzweifelter dem Wagen nachgelaufen wäre; nun aber war dieser junge Mann, der von dem Orchester aus leidenschaftliche Blicke mit Arséne ausgewechselt hatte, er, Hoffmann; nun aber war dieser junge Mann, welcher sich an der Ausgangsthür der Künstler auf die Lauer gelegt hatte, wieder er, Hoffmann; endlich war dieser junge Mann, welcher verzweifelt dem Wagen nachgelaufen war, immer wieder er, Hoffmann. Arséne hatte ihn also bemerkt, da sie die Strafe für ihre Zerstretheit erlitt; Arséne litt daher für ihn, er war in das Leben der schönen Tänzerin durch die

Pforte des Schmerzes eingetreten, aber er war in dasselbe eingetreten, das war die Hauptsache; es war jetzt an ihm, sich darin zu behaupten. Aber wie? durch welches Mittel? auf welchem Wege konnte er sich mit Arsène in Verbindung setzen, ihr Nachrichten von sich geben, ihr sagen, daß er sie liebte? Es wäre schon eine große Aufgabe für einen Pariser von Geblüt gewesen, diese schöne, in dieser unermesslichen Stadt verlorene Tänzerin wieder aufzufinden. Das war eine unmögliche Aufgabe für Hoffmann, der seit drei Tagen an, gekommen war, und große Mühe hatte, sich selbst zurecht zu finden.

Hoffmann gab sich daher nicht einmal die Mühe zu suchen; er sah ein, daß der Zufall allein ihm zu Hilfe kommen könnte. Alle zwei Tage betrachtete er den Theaterzettel der Oper, und alle zwei Tage hatte er den Schmerz zu sehen, daß Paris sein Urtheil in Abwesenheit derer erließ, welche dm Apfel bei weitem mehr als Venus verdiente.

Von nun an dachte er nicht mehr daran in die Oper zu gehen.

Einen Augenblick lang hatte er wohl den Einfall gehabt, entweder in den Convent, oder zu den Cordéliers zu gehen, sich an die Schritte Dantons zu fesseln, und, indem er ihn Tag und Nacht belauerte, zu errathen, wo er die schöne Tänzerin versteckt hätte. Er ging sogar in den Convent, er ging sogar zu den Cordéliers, aber Danton war nicht dort; seit sieben bis acht Tagen kam Danton nicht mehr dorthin; müde des Kampfes, den er seit zwei Jahren bestand, mehr durch den Ueberdruß, als durch die Ueberlegenheit besiegt, schien Danton sich von dem politischen Kampfplatze zurückgezogen zu haben. Wie man sagte, war Danton auf seinem Landhause. Wo war dieses Landhaus? man wußte es nicht, die einen sagten in Rueil, die andern in Auteuil.

Danton war eben so unauffindbar als Arsène.

Man hätte vielleicht glauben können, daß diese Abwesenheit Arsènes Hoffmann zu Antonia hätte zurückführen müssen, aber, wie sonderbar, dem war nicht so. Vergebene gab sich Hoffmann alle Mühe, um seine Gedanken auf die Tochter des Musikdirectors von Mannheim zurückzuführen. Durch die Gewalt seines Willens richteten sich alle seine Erinnerungen auf das Kabinet Meister Gottlieb Murrs; aber, die auf den Tischen und auf den Pianos aufgehäuften Partituren, Meister Gottlieb, der vor seinem Pulte mit dem Fuße den Tact angab, Antonia, die auf ihrem Kanapee lag, Alles das verschwand nach Verlauf eines Augenblickes, um einem großen erleuchten Rahmen Platz zu machen, in welchem sich anfangs Schatten bewegten, dann nahmen diese Schatten Körper an, dann nahmen diese Körper mythologische Gestalten an, dann endlich verschwanden alle diese mythologischen Gestalten, alle diese Helden, alle diese Nymphen, alle diese Götter, alle diese Halbgötter, um einer einzigen Göttin Platz zu machen, der Göttin der Gärten, der schönen Flora, das heißt, der göttlichen Arsène, der Frau mit dem Halsbande von Sammet und mit der Spange von Diamanten; dann versank Hoffmann nicht mehr in eine Träumerei, sondern in ein Entzücken, aus dem es ihm nur gelang, hervorzugehen, wenn er sich in das wirkliche Leben zurückwarf, wenn er die Vorübergehenden auf der Straße berührte, kurz, wenn er sich unter die Menge und unter das Getümmel stürzte.

Wenn dieses Blendwerk, von dem Hoffmann verfolgt war, zu stark wurde, so ging er also aus, schlug den Kai ein, ging über den Pont-Neuf, und hielt fast niemals eher an, als an der Ecke der Straße de la Monnaie. Dort hatte Hoffmann ein Kaffeehaus gefunden, den Zusammenkunftsort der gewaltigsten Raucher der Hauptstadt. Dort konnte Hoffmann glauben, daß er sich in irgend einer englischen Taverne, in irgend einer holländischen Schenke oder an irgend einem deutschen Wirthstische befände, so sehr bildete daselbst der Tabaksrauch eine für jeden Andern, als für einen Raucher der ersten Klasse, unmöglich einzuathmende Atmosphäre.

Sobald er in das Kaffeehaus der *Bruderliebe* eingetreten war, erreichte Hoffmann einen kleinen, in der entlegensten Ecke befindlichen Tisch, verlangte eine Flasche Bier aus der Brauerei des Herrn Santerre, der zu Gunsten Henriots seine Stelle als General der Nationalgarde von Paris niedergelegt hatte, stopfte seine ungeheure Pfeife, welche wir bereits kennen, bis obenhin voll, und hüllt sich in einigen Augenblicken in eine eben so dicke Rauchwolke als die, in welche die schöne Venus ihren Sohn Aeneas jedes Mal hüllte, wo die zärtliche Mutter es für nothwendig hielt, ihren vielgeliebten Sohn dem Zorne seiner Feinde zu entziehen.

Acht bis zehn Tage waren seit dem Abenteuer Hoffmanns in der Oper, und dem zu Folge seit dem Verschwinden der schönen Tänzerin verflossen; es war um ein Uhr Nachmittags; seit ungefähr einer halben Stunde befand sich Hoffmann in seinem Kaffeehause, indem er sich aus allen Kräften seiner Lungen damit beschäftigte, um sich herum jenen Kreis von Rauch herzustellen, der ihn von seinen Nachbarn trennte, als er in dem Dampfe etwas wie eine menschliche Gestalt zu unterscheiden, dann, indem er alles Geräusch übertönte, das doppelte Geräusch das dem kleinen schwarzen Manne eigenthümlichen Summens und Trommelns zu hören meinte; überdem schien es ihm, als ob in Mitte dieses Dampfes ein lichtvoller Punkt Funken sprühte; er machte seine durch eine tiefe Schlafsucht halbgeschlossenen Augen wieder auf, öffnete mit Mühe seine Augenlider, und erkannte sich gegenüber auf einem Schemel sitzend, seinen Nachbar der Oper, und das um so besser, als dieses Mal der phantastische Doctor seine Schnallen mit Diamanten an seinen Schuhen, seine Ringe mit Diamanten an den Fingern, und seinen Todtenkopf von Diamanten auf seiner Tabaksdose hatte oder vielmehr zu haben schien.

— Gut, sagte Hoffmann, da werde ich wieder wahnsinnig. Und er schloß rasch die Augen.

Aber sobald er die Augen geschlossen hatte, je fester sie geschlossen waren, desto mehr hörte Hoffmann so wohl die leise Begleitung des Gesanges, als das leichte Trommeln der Finger. Alles das auf die deutlichste Weise, so deutlich, daß Hoffmann einsah, daß etwas Wirkliches in alle dem läge, und daß der Unterschied in dem Mehr oder Weniger bestände; sonst Nichts.

Er schlug daher ein Auge wieder auf, dann das andere; der kleine schwarze Mann befand sich immer noch auf seinem Platze.

— Guten Tag, junger Mann, sagte er zu Hoffmann, ich glaube Sie schlafen; nehmen Sie eine Prise, das wird Sie erwecken.

Und indem er seine Tabaksdose aufmachte, bot er dem jungen Manne Tabak an.

Dieser streckte maschinenmäßig die Hand aus, nahm eine Prise und schnupfte sie:

Auf der Stelle schien es ihm, als ob es hell in seinem Geiste würde.

— Ah! rief Hoffmann aus, Sie sind es, lieber Doctor! was ich mich freue Sie wieder zu sehen!

— Wenn Sie Sich so freuen, mich wiederzusehen, fragte der Doctor, warum haben Sie mich denn nicht aufgesucht?

— Wußte ich etwa Ihre Adresse?

— O! das ist eine große Sache! auf dem ersten besten Kirchhofe hätte man sie Ihnen gegeben.

— Wußte ich etwa Ihren Namen?

— Der Doctor mit dem Todtenkopfe, jeder Mann kennt mich unter diesem Namen. Dann gab es einen Ort, an welchem Sie immer sicher waren, mich zu finden.

— Wo das?

— In der Oper. Ich bin Arzt der Oper. Sie wissen es wohl, da Sie mich dort zwei Male

gesehen haben.

— O! die Oper, sagte Hoffmann, indem er den Kopf schüttelte, und einen Seufzer ausstieß.

— Ja, gehen Sie nicht mehr dahin?

— Ich gehe nicht mehr dahin, nein.

— Seitdem Arséne nicht mehr die Rolle der Flora spielt?

— Sie haben es getroffen, und solange als sie dieselbe nicht spielen wird, werde ich nicht dahin zurückkehren.

— Sie lieben sie, junger Mann, Sie lieben sie.

— Ich weiß nicht, ob die Krankheit Liebe heißt, welche ich empfinde; aber ich weiß, daß wenn ich sie nicht wieder sehe, ich entweder über ihre Abwesenheit wahnsinnig werde oder sterben werde.

— Den Henker! Sie müssen nicht wahnsinnig werden! den Henker! Sie müssen nicht sterben! Gegen den Wahnsinn gibt es wenige Mittel, gegen den Tod gibt es gar keine.

— Was muß ich dann thun?

— Ah! sie wiedersehen.

— Wie das, sie wiedersehen?

— Ohne Zweifel!

— Haben Sie ein Mittel?

— Vielleicht.

— Welches?

— Warten Sie.

Und der Doctor begann zu überlegen, indem er mit den Augen blinzelte und auf seiner Tabaksdose trommelte.

Indem er dann nach einem Augenblicke die Augen wieder aufschlug und seine Finger über dem Ebenholz schweben ließ, sagte er:

— Sie sind Maler, wie Sie mir gesagt haben?

— Ja, Maler, Musiker und Dichter.

— Für den Augenblick bedürfen wir nur der Malerei.

— Nun denn?

— Nun denn! Arséne hat mir den Auftrag gegeben, ihr einen Maler zu suchen.

— Wozu?

— Wozu sucht man einen Maler, bei Gott! um ihr Portrait zu malen.

— Das Portait Arsénes! rief Hoffmann aus, indem er aufstand, o! ich bin bereit! ich bin bereit!

— Still! bedenken Sie doch, daß ich ein ernster Mann bin.

— Sie sind mein Retter! rief Hoffmann aus, indem er seine Arme um den Hals des kleinen schwarzen Mannes schlang.

— Jugend, Jugend, murmelte dieser, indem er diese beiden Worte mit einem Lachen begleitete, wie es sein Totenkopf gegrinst haben würde, wenn er von natürlicher Größe gewesen wäre.

— Lassen Sie uns gehen, lassen Sie uns gehen, wiederholte Hoffmann.

— Aber Sie bedürfen eines Farbekastens, der Pinsel, einer Leinwand.

— Ich habe Alles das in meiner Wohnung, lassen Sie uns gehen.

— Gehen wir, sagte der Doctor.

Und beide verließen das Kaffeehaus.

XVI.

Das Portrait.

Als er das Kaffeehaus verließ, machte Hoffmann eine Bewegung, um einen Fiaker zu rufen, aber der Doctor schlug seine dünnen Hände gegen einander, und bei diesem Geräusche, das dem glich, welches die beiden Hände eines Skelets gemacht hätten, fuhr ein schwarz ausgeschlagener, mit zwei schwarzen Pferden bespannter und von einem ganz schwarz gekleideten Kutscher gefahrener Wagen herbei; wo hielt er? woher war er gekommen? Das zu sagen wäre für Hoffmann eben so schwierig gewesen, als Aschenbrödel zu sagen, woher der Wagen kam, in welchem sie sich auf den Ball des Prinzen Mirliflor begab.

Ein kleiner Bedienter, nicht allein schwarz von Kleidern, sondern auch noch von Haut, machte den Schlag auf. Hoffmann und der Doctor stiegen ein, setzten sich neben einander, und sogleich begann der Wagen geräuschlos nach dem Wirthshause Hoffmanns zu rollen.

An der Thüre angelangt, zögerte Hoffmann, um zu wissen, ob er in sein Zimmer hinaufgehen sollte; er meinte, daß sobald er den Rücken gewandt hätte, der Wagen, die Pferde, der Doctor und seine beiden Diener verschwinden würden, wie sie erschienen waren. Aber wozu sollten Doctor, Pferde, Wagen und Diener sich bemüht haben, um Hoffmann von dem Kaffeehause der Straße de la Monnaie nach dem Blumenkai zu fahren, diese Bemühung hatte ja dann keinen Zweck. Durch das einfachste Gefühl der Logik beruhigt, stieg Hoffmann daher aus dem Wagen, trat in das Wirthshaus, ging rasch die Treppe hinauf, stürzte in sein Zimmer, nahm dort Palette, Pinsel und Farbkasten, wählte die größte unter seiner Leinwand, und ging mit demselben Schritte, wie er hinaufgegangen war, wieder hinab.

Der Wagen hielt immer noch vor der Thüre.

Pinsel, Palette und Farbkasten wurden in das Innere des Wagens gelegt; der Bediente erhielt den Auftrag die Leinwand zu tragen.

Hierauf begann der Wagen wieder mit derselben Schnelligkeit und demselben Schweigen zu rollen.

Zehn Minuten nachher hielt er vor einem reizenden kleinen Hotel in der Straße Hannover Nr. 15.

Hoffmann merkte sich die Straße und die Nummer, um vorkommenden Falles ohne Hilfe des Doctors dahin zurückkehren zu können.

Die Thüre ging auf; der Doctor war ohne Zweifel bekannt, denn der Pförtner fragte ihn nicht einmal wohin er ginge. Hoffmann folgte dem Doctor mit seinen Pinseln, seiner Palette, seinem Farbkasten, seiner Leinwand, und passirte als Zugabe.

Man ging in dem ersten Stock hinauf, und trat in ein Vorzimmer, das man für den Vorplatz von dem Hause des Dichters in Pompeji hätte halten können.

Wie man sich erinnern wird, war die Mode zu jener Zeit griechisch; das Vorzimmer Arsénes war in Fresco gemalt, mit Candelabern und Bronzestatuen verziert.

Aus dem Vorzimmer gingen der Doctor und Hoffmann in den Salon.

Der Salon war griechisch wie das Vorzimmer, mit Sedaner Tuch zu 70 Franken die Elle

behangen, der Teppich allein kostete sechs Tausend Franken, der Doctor machte Hoffmann auf den Teppich aufmerksam; er stellte die Schlacht bei Arbela, dem berühmten Mosaikbilde von Pompeji nachgeahmt, vor.

Durch diesen unerhörten Luxus verblendet, begriff Hoffmann nicht, wie man solche Teppiche machte, um darauf zu gehen.

Aus dem Salon ging man in das Boudoir; das Boudoir war mit Kaschemir behangen. In dem Hintergrunde befand sich in einer Nische ein niedriges Bett, das ein Kanapee gleich dem bildete, auf welches Herr Guérin seitdem Dido legte, welche den Abenteuern des Aeneas zugehörte. Arséne hatte den Auftrag gegeben, dort warten zu lassen.

— Jetzt, junger Mann, sagte der Doctor, sind Sie eingeführt, es ist an Ihnen, sich auf eine angemessene Weise zu benehmen. Es versteht sich von selbst, daß wenn der berechnete Geliebte Sie hier überraschte, Sie ein verlorener Mensch sein würden.

— O! rief Hoffmann aus, wenn ich sie wieder sehe, wenn ich sie nur wiedersehe, und. . .

Das Wort erstarb auf Hoffmanns Lippen; er blieb mit starren Augen, ausgestreckten Armen, athemloser Brust.

Eine in dem Getäfel verborgene Thüre war aufgegangen, und hinter einem sich drehenden Spiegel erschien Arséne, die wahre Gottheit des Tempels, in welchem sie geruhte sich ihrem Verehrer sichtbar zu machen.

Sie trug das Kostüm der Aspasia in seinem ganzen alterthümlichen Luxus, mit feinen Perlen in den Haaren, seinem mit Gold gestickten Purpurmantel, seinem langen weißen, um den Leib durch einen einfachen Perlengürtel zusammengehaltenen Kleide, Ringen an den Füßen und an den Händen, und bei alle dem jenen seltsamen Schmuck, der unzertrennlich von ihrer Person schien, jenes kaum vier Linien breite und von seiner grausigen Spange von Diamanten zusammengehaltene Halsband von Sammet.

— Ah! Sie sind es, Bürger, der mein Portrait zu machen übernimmt? fragte Arséne.

— Ja, stammelte Hoffmann, ja Madame, und der Doctor hat so gütig sein wollen Bürgschaft für mich zu übernehmen.

Hoffmann suchte um sich herum, wie um Beistand von dem Doctor zu verlangen, aber der Doctor war verschwunden.

— Nun denn! rief Hoffmann ganz verwirrt aus, nun denn!

— Was suchen Sie, was wünschen Sie, Bürger?

— Ei, Madame, ich suche, ich wünsche. . . ich wünschte den Doctor, kurz die Person, welche mich hier eingeführt hat.

— Wozu bedürfen Sie Ihres Einführers, sagte Arséne, da Sie eingeführt sind?

— Indessen, der Doctor, der Doctor? äußerte Hoffmann.

— Nun denn, sagte Arséne ungeduldig, wollen Sie etwa die Zeit damit verlieren ihn zu suchen? Der Doctor ist an seinen Geschäften, bekümmern wir uns um die unsrigen.

— Madame, ich stehe zu Ihren Befehlen, sagte Hoffmann ganz bebend.

— Wohlan, Sie willigen also ein, mein Portrait zu machen?

— Das heißt, daß ich der glücklichste Mensch von der Welt bin, für eine solche Gunst gewählt worden zu sein; nur. . . habe ich nur eine Furcht.

— Gut! Sie werden den Bescheidenen spielen. Nun denn! wenn es Ihnen nicht gelingt, so

werde ich es mit einem Andern versuchen. Er will ein Portrait von mir haben. Ich habe gesehen, daß Sie mich wie ein Mann anblickten, der meine Aehnlichkeit in seinem Gedächtnisse bewahren wollte, und ich habe Ihnen den Vorzug gegeben.

— Dank, Tausend Mal Dank! rief Hoffmann aus, indem er Arséne mit den Augen verschlang. O! Ja, ja, ich habe Ihre Aehnlichkeit in meinem Gedächtnisse bewahrt; da, da, da.

Und er drückte seine Hand auf sein Herz.

Plötzlich wankte und erbleichte er.

— Was haben Sie? fragte Arséne mit einer ganz gleichgültigen Miene.

— Nichts, antwortete Hoffmann, Nichts, fangen wir an.

Als er seine Hand auf sein Herz legte, hatte er zwischen seiner Brust und seinem Hemde das Medaillon Antonias gefühlt.

— Fangen wir an, fuhr Arséne fort. Das ist sehr leicht zu sagen. Zuvörderst will *er* nicht, daß ich mich unter diesem Kostüme malen lasse.

Das Wort *Er*, das bereits zwei Male wiedergekehrt war, durchbohrte Hoffmann das Herz, wie es eine jener goldenen Nadeln gethan hätte, welche den Kopfputz der modernen Aspasia befestigten.

— Und wie will *er* denn, daß Sie Sich malen lassen? fragte Hoffmann mit fühlbarer Bitterkeit.

— Als Erigone.

— Vortrefflich. Der Kopfputz von Nebenblättern wird Ihnen herrlich stehen.

— Sie glauben? äußerte Arséne, indem sie sich zierte. Aber ich glaube, daß das Tigerfell mich gleichfalls nicht häßlich machen wird.

Und sie läutete an einer Schelle.

Eine Kammerjungfer trat ein.

— Eucharis, sagte Arséne, bringen Sie den Thyrsusstab, die Rebenblätter und das Tigerfell.

Indem sie hierauf die zwei oder drei Nadeln auszog, welche ihren Kopfputz befestigten, und den Kopf schüttelte, hüllte sich Arséne in einen Strom von schwarzen Haaren, der in Cascaden auf ihre Schultern fiel, von ihren Hüften abprallte und sich dicht und wallend bis auf den Teppich verbreitete.

Hoffmann stieß einen Ausruf der Bewunderung aus.

— He! Was gibt es! fragte Arséne.

— Daß ich niemals solche Haare gesehen habe, rief Hoffmann aus.

— *Er* will daher auch, daß ich sie benutze, deshalb haben wir das Kostüm der Erigone gewählt, das mir erlaubt die Haare aufgelöst zu tragen.

Dieses Mal hatte das *er* und das wir Hoffmanns Herz mit zwei Stichen, statt mit einem getroffen.

Während dieser Zeit hatte Mademoiselle Eucharis die Rebenblätter, den Thyrsusstab und das Tigerfell gebracht.

— Ist das Alles, was wir nöthig haben? fragte Arséne.

— Ja, ja, ich glaube, stammelte Hoffmann.

— Es ist gut, lassen Sie uns allein, und treten Sie erst wieder ein, wenn ich Ihnen schelle.

Mademoiselle Eucharis verließ das Zimmer und verschloß die Thür hinter sich.

— Jetzt, Bürger, sagte Arséne, helfen Sie mir ein wenig diesen Kopfputz zurecht zu legen; das

geht Sie an.

Um mich zu verschönern, verlasse ich mich sehr gern auf die Phantasie des Malers.

— Und Sie haben Recht! rief Hoffmann aus; mein Gott! Mein Gott! Wie schön Sie sein werden!

Und indem er den Rebenzweig ergriff, schlang er ihn um den Kopf Arsénes mit jener Kunst des Malers, welche jeder Sache einen Werth und einen Glanz verleiht; dann faßte er, Anfangs ganz bebend und mit den Fingerspitzen, diese langen wohlriechenden Haare, ließ das bewegliche Ebenholz derselben durch die Beeren von Topas, zwischen das smaragdgrüne und rubinrothe Laub der Herbstrebe spielen, und, wie er es versprochen hatte, verschönerte sich unter seiner Hand, — der Hand eines Dichters, Malers und Liebenden, — die Tänzerin dermaßen, daß sie, indem sie sich in dem Spiegel betrachtete, einen Ausruf der Freude und des Stolzes ausstieß.

— O! Sie haben Recht, sagte Arséne, ja, ich bin schön, sehr schön. — Lassen Sie uns jetzt fortfahren.

— Wie? Was sollen wir fortsetzen? fragte Hoffmann.

— Ei! Meine Toilette als Bacchantin!

Hoffmann begann zu verstehen.

— Mein Gott! murmelte er, mein Gott!

Arséne legte lächelnd ihren Purpurmantel ab, der durch eine einzige Nadel zurückgehalten blieb, welche sie vergebens zu erreichen suchte.

— Aber so helfen Sie mir doch! sagte sie voll Ungeduld, oder soll ich Eucharis zurückrufen?

— Nein, nein! rief Hoffmann aus. Und indem er auf Arséne zustürzte, zog er die widerspenstige Nadel heraus, der Mantel sank zu den Füßen der schönen Griechin.

— Da! sagte der junge Mann Athem schöpfend.

— O! sagte Arséne, glauben Sie denn, daß das Tigerfell gut auf diesem langen Mousselinkleide steht? Ich glaube es nicht, außerdem will er eine wahre Bacchantin, nicht wie man sie auf dem Theater sieht, sondern wie sie auf den Gemälden von Caraccio und von Albano sind.

— Aber auf den Gemälden von Caraccio und von Albano sind die Bacchantinnen nackt, rief Hoffmann aus.

— Ei nun! Er will mich so, mit Ausnahme des Tigerfelles, das Sie drapiren werden, wie Sie wollen, das geht Sie an.

Und indem sie diese Worte sagte, hatte sie das Band ihres Gürtels aufgeknüpft und die Spange ihres Halses aufgemacht, so daß das Kleid längs ihres schönen Körpers hinabglitt, den es in dem Maße nackt ließ, als es von den Schultern zu den Füßen herabfiel.

— O! sagte Hoffmann, indem er auf die Kniee sank, das ist keine Sterbliche, das ist eine Göttin.

Arséne stieß Mantel und Kleid mit dem Fuße fort.

Indem sie hierauf das Tigerfell nahm, sagte sie:

— Nun denn, was machen wir mit dem? Aber so helfen Sie mir doch, Bürger Maler, ich bin nicht gewohnt mich allein anzukleiden.

Die unschuldige Tänzerin nannte das sich ankleiden.

Hoffmann näherte sich wankend, trunken, verblendet, nahm das Tigerfell, befestigte seine

goldenen Klauen auf der Schulter der Bacchantin, ließ sie sich auf das Bett von rothem Kaschemir setzen, oder vielmehr legen, auf welchem sie einer Statue von *parischen* Marmor geglichen hätte, wenn ihr Athemholen nicht ihren Busen gehoben, wenn das Lächeln nicht ihre Lippen geöffnet hätte.

— Bin ich gut so? fragte sie, indem sie ihren Arm über ihren Kopf rundete und eine Rebentraube nahm, die sie an ihre Lippen zu drücken schien.

— O! ja, schön, schön, schön, murmelte Hoffmann.

Und indem der Liebende den Sieg über den Maler davon trug, sank er auf die Knie, und, mit einer wie der Gedanke raschen Bewegung ergriff er die Hand Arsénes und bedeckte sie mit Küssen.

Arséne zog ihre Hand mit mehr Erstaunen als Zorn zurück.

— Ei! Was machen Sie denn? fragte sie den jungen Mann.

Die Frage war in einem so ruhigen und so kalten Tone gestellt, daß Hoffmann sich zurückwarf, indem er seine beiden Hände auf seine Stirn drückte.

— Nichts, Nichts, stammelte er, verzeihen Sie mir, ich werde wahnsinnig.

— Ja, in der That, sagte sie.

— Sagen Sie an, rief Hoffmann aus, wozu haben Sie mich kommen lassen? Sagen Sie, sagen Sie.

— Ei, damit Sie mein Portrait malen, aus keiner andern Ursache.

— O! Es ist gut, sagte Hoffmann, ja, Sie haben recht; um Ihr Portrait zu malen, zu Nichts Anderem.

Und indem er seinen Willen mit Gewalt zwang, stellte Hoffmann seine Leinwand auf die Staffelei, nahm seine Palette und seine Pinsel, und begann das entzückende Bild zu entwerfen, das er vor Augen hatte.

Aber der Künstler hatte zu viel auf seine Kräfte gerechnet; als er das üppige Modell nicht allein in seiner glühenden Wirklichkeit, sondern auch noch durch die Tausend Spiegel des Boudoirs zurückgeworfen sah; als er statt einer Erigone, sich in Mitte von zehn Bacchantinnen befand; als er jeden Spiegel dieses berauschte Lächeln wiederholen, das Wogen dieses Busens wieder erzeugen sah, den die goldene Kralle des Tigers nur halb bedeckte, fühlte er, daß man von ihm etwas die menschlichen Kräfte Uebersteigendes verlangte, und indem er Palette und Pinsel wegwarf, stürzte er auf die schöne Bacchantin zu und drückte einen Kuß auf ihre Achsel, in welchem eben soviel Wuth, als Liebe lag.

Aber im selben Augenblicke ging die Thür auf, und die Nymphe Eucharis stürzte mit dem Ausrufe in das Boudoir:

— Er, er, er!

Im selben Augenblicke, bevor er Zeit gehabt hatte sich zu besinnen, befand sich Hoffmann, von den beiden Frauen gedrängt, aus dem Boudoir geworfen, welches sich wieder hinter ihm verschloß, und dieses Mal wahrhaft wahnsinnig vor Liebe, vor Wuth und vor Eifersucht, schritt er ganz wankend durch den Salon, glitt eher das Geländer hinab, als er die Treppe hinabging, und ohne zu wissen wie er dahin gekommen war, ließ er in Arsénes Boudoir seine Pinsel, seinen Farbenkasten und seine Palette, was nichts war, aber auch seinen Hut, woraus viel entstehen konnte.

XVII.

Der Versucher.

Das die Lage Hoffmanns noch weit schrecklicher dadurch machte, daß sie dem Schmerze die Demüthigung hinzufügte, ist, und es war augenscheinlich für ihn, daß er zu Arséne nicht als ein Mann berufen worden war, den sie in dem Orchester der Oper bemerkt hatte, sondern einfach und allein als Maler, als eine Maschine zu Portraits, als ein Spiegel, der die Körper wiedergibt, welche man ihm vorstellt. Daher rührte diese Unbekümmertheit Arsénes, alle ihre Kleider eines nach dem andern vor ihm fallen zu lassen; daher dieses Erstaunen, als er ihr die Hand geküßt hatte, daher der Zorn, als er unter dem derben Kusse, mit dem er ihr die Schulter geröthet, er ihr gesagt hatte, daß er sie liebte.

Und war es in der That nicht Thorheit von ihm, dem einfachen deutschen Studenten, der mit drei bis vier Hundert Thalern, das heißt mit einer unzulänglichen Summe, um den Teppich ihres Vorzimmers zu bezahlen, nach Paris gekommen war, war es nicht eine Thorheit von ihm nach der in der Mode stehenden Tänzerin, nach dem von dem verschwenderischen und wollüstigen Danton unterhaltenen Mädchen zu streben! Diese Frau rührte nicht der Klang der Worte, sondern der Klang des Goldes; ihr Geliebter war nicht der, den sie am Meisten liebte, sondern der, welcher am Meisten bezahlte. Wenn Hoffmann mehr Geld als Danton hätte, so wäre es Danton, den man vor die Thür würfe, sobald Hoffmann käme.

Einstweilen war es klar, daß der, den man vor die Thür geworfen hatte, nicht Danton, sondern Hoffmann war.

Hoffmann schlug, demüthiger und betrübter als er es jemals gewesen war, den Weg nach seinem kleinen Zimmer wieder ein. So lange als er sich nicht Arséne gegenüber befunden, hatte er gehofft; aber das, was er gesehen hatte, diese Gleichgültigkeit gegen ihn als Mann, dieser Luxus, in Mitte dessen er die schöne Tänzerin gefunden hatte, und der nicht allein ihr physisches, sondern auch ihr moralisches Leben war, Alles das machte, wenn nicht eine übermäßige, unerhörte Summe Hoffmann in die Hände fiel, das heißt ohne ein Wunder, dem jungen Manne selbst die Hoffnung des Besitzes unmöglich.

Er kehrte daher auch niedergeschlagen nach Haus zurück; das seltsame Gefühl, welches er für Arséne empfand, ein ganz physisches, ganz anziehendes Gefühl, bei dem das Herz in Nichts betheiligt war, hatte sich bis dahin durch das Verlangen, durch Aufregung, durch Fieber an den Tag gelegt.

In diesem Augenblicke hatten sich Verlangen, Aufregung und Fieber in eine unendliche Niedergeschlagenheit verwandelt.

Eine einzige Hoffnung blieb Hoffmann, nämlich den schwarzen Doctor wiederzufinden und Rath von ihm über das zu verlangen, was er thun müßte, obgleich in diesem Manne etwas Seltsames, Phantastisches, Uebermenschliches lag, das ihn glauben ließ, sobald er sich ihm näherte, daß er aus dem wirklichen Leben herausträte, um in eine Art von Traum einzugehen, in welchen ihm weder sein Wille, noch seine Willenskraft folgte, und in welchem er das Spielwerk einer Welt wurde, die für ihn bestand, ohne für Andere zu bestehen.

Er kehrte daher auch am folgenden Tage zur gewöhnlichen Stunde nach seinem Kaffeehause der Straße de la Monnaie zurück; aber vergebens hüllte er sich in eine Rauchwolke, kein dem des Doctors ähnliches Gesicht erschien in Mitte dieses Rauchs; vergebens schloß er die Augen, Niemand saß, als er sie wieder aufschlug, auf dem Schemel, den er auf die andere Seite des Tisches gestellt hatte.

So verflossen acht Tage.

Am achten Tage verließ Hoffmann ungeduldig das Kaffeehaus der Straße de la Monnaie eine Stunde früher als gewöhnlich, das heißt gegen vier Uhr Nachmittags und erreichte durch die Straße Saint-Germain-l'Auxerrois und das Louvre maschinenmäßig die Straße Saint-Honoré.

Kaum befand er sich darin, als er bemerkte, daß eine große Bewegung nach der Seite des Kirchhofes des Innocents entstand, und sich dem Platze des Palais Royal näherte. Er erinnerte sich dessen, was ihm am Tage nach seiner Ankunft in Paris begegnet war, und er erkannte denselben Lärm, dasselbe Getümmel, das ihn bereits zur Zeit der Hinrichtung der Madame Du Barry überrascht hatte. In der That, es waren die Karren der Conciergerie, welche mit Verurteilten beladen sich nach dem Revolutionsplatze begaben.

Man kennt den Abscheu, den Hoffmann für dieses Schauspiel hatte; da die Karren rasch herankamen, stürzte er daher auch in ein Kaffeehaus an der Ecke der Straße de la Loi, indem er der Straße den Rücken wandte, die Augen verschloß und sich die Ohren verstopfte, denn das Geschrei der Madame Du Barry erschallte noch auf dem Grunde seines Herzens; dann, als er vermuthete, daß die Karren vorüber wären, wandte er sich um, und sah zu seinem großen Erstaunen seinen Freund Zacharias Werner, der von einem Stuhle herabstieg, auf den er gestiegen war, um besser zu sehen.

— Werner! rief Hoffmann aus, indem er auf den jungen Mann zustürzte, Werner!

— Ei! Du bist es, äußerte der Dichter, wo warst Du denn?

— Dort, dort, aber die Hände vor meinen Ohren, um das Geschrei dieser Unglücklichen nicht zu hören, und mit geschlossenen Augen, um sie nicht zu sehen.

— Wahrlich, lieber Freund, Du hast Unrecht gehabt, sagte Werner, Du bist Maler! Und das, was Du gesehen hättest, hätte Dir den Gegenstand zu einem wundervollen Bilde geboten. Siehst Du, es befand sich auf dem dritten Karren eine Frau, ein Wunder, ein Hals, Schultern und Haare, freilich hinten abgeschnitten, die aber an jeder Seite bis auf den Boden fielen.

— Höre, sagte Hoffmann, ich habe in dieser Beziehung Alles gesehen, was man Bestes sehen kann; ich habe Madame Du Barry gesehen, und ich habe nicht nöthig Andere zu sehen. Wenn ich jemals ein Gemälde machen will, so glaube mir, daß dieses Original mir genügen wird; außerdem will ich keine Gemälde mehr machen.

— Und warum das? fragte Werner.

— Ich habe einen Abscheu gegen die Malerei gefaßt.

— Noch irgend eine getäuschte Hoffnung?

— Mein lieber Werner, wenn ich in Paris bliebe, so würde ich wahnsinnig.

— Du wirst überall wahnsinnig werden, wo Du sein wirst, mein lieber Hoffmann; es ist daher eben so gut in Paris, als anderswo; einstweilen sage mir, was Dich wahnsinnig macht.

— O! Mein lieber Werner, ich bin verliebt.

— In Antonia, ich weiß das, Du hast es mir gesagt.

— Nein; Antonia, äußerte Hoffmann erbebend, Antonia, das ist etwas Anderes, ich liebe sie!

— Den Teufel! Der Unterschied ist spitzfindig; erzähle mir das. Bürger Dienstwilliger, Bier und Gläser!

Die beiden jungen Leute stopften ihre Pfeifen und setzten sich an die beiden Seiten eines in einer der entlegendsten Ecke des Kaffeehauses befindlichen Tisches.

Dort erzählte Hoffmann Werner Alles, was ihm seit dem Tage begegnet war, an welchem er in der Oper gewesen war und Arséne hatte tanzen sehen, bis zu dem Augenblicke, wo er von den beiden Frauen aus dem Boudoir geworfen worden war.

— Nun denn? äußerte Werner, als Hoffmann geendigt hatte.

— Nun denn; wiederholte dieser ganz erstaunt, daß sein Freund nicht eben so niedergeschlagen als er war.

— Ich frage, erwiderte Werner, was liegt in Alle dem Verzweifelndes?

— Daß ich jetzt weiß, mein Lieber, daß man diese Frau nur für Geld haben kann, und ich alle Hoffnung verloren habe.

— Und warum hast Du alle Hoffnung verloren?

— Weil ich niemals fünf Hundert Louisd'or ihr zu Füßen zu werfen haben werde.

— Und warum solltest Du sie nicht haben? Ich habe wohl fünf Hundert Louisd'or, Tausend Louisd'or, zwei Tausend Louisd'or gehabt.

— Und wo sollte ich sie hernehmen, gütiger Gott! rief Hoffmann aus.

— Ei aus dem Eldorado, von dem ich Dir gesprochen habe, aus der Quelle des Pactolus, mein Lieber, aus dem Spiele.

— Aus dem Spiele! äußerte Hoffmann erbebend. Du weißt ja wohl, daß ich Antonia geschworen habe nicht zu spielen.

— Bah! sagte Werner lachend, Du hattest wohl auch geschworen ihr treu zu bleiben.

Hoffmann stieß einen langen Seufzer aus, und drückte das Medaillon an sein Herz.

— Aus dem Spiele, mein Freund! fuhr Werner fort. Ah! Das ist eine Bank! Sie ist nicht wie die von Mannheim oder von Baden, welche wegen einiger armseligen Tausend Livres gesprengt zu werden droht. Eine Million! Mein Freund, eine Million! Haufen von Gold! Dorthin hat sich, wie ich glaube, alles baare Geld von Frankreich geflüchtet; kein schlechtes Papier, keine armseligen herabgesetzten Assignaten, welche drei Viertel von ihrem Werthe verlieren. . . schöne Louisd'or, schöne Doppellouisd'or, schöne Quadrupel! sieh, willst Du deren sehen?

Und Werner zog aus seiner Tasche eine Hand voll Louisd'or, welche er Hoffmann zeigte, und deren Strahlen durch den Spiegel seiner Augen bis auf den Grund seiner Seele drangen.

— O! Nein, nein! Niemals! rief Hoffmann aus, indem er sich zugleich der Prophezeiung des alten Officiers und der Bitte Antonias erinnerte, ich werde niemals spielen!

— Du hast Unrecht; bei dem Glücke, das Du im Spiele hast, würdest Du die Bank sprengen.

— Und Antonia! Antonia!

— Bah! Mein lieber Freund, wer würde es Antonia sagen, daß Du gespielt, daß Du eine Million gewonnen hast; wer wird ihr sagen, daß Du mit fünfundzwanzig Tausend Livres die Laune von Deiner schönen Tänzerin befriedigt hast? Glaube mir, kehre mit neun Hundert fünfundsiebzig Tausend Livres nach Mannheim zurück, und Antonia wird Dich weder fragen, woher Du Deine achtundvierzig Tausend fünf Hundert Livres Einkünfte her hast, noch was Du mit den fehlenden fünfundzwanzig Tausend Livres gemacht hast.

Und indem er diese Worte sagte, stand Werner auf. — Wo gehst Du hin? fragte ihn Hoffmann.

— Ich gehe eine Maitresse zu besuchen, eine Dame der Komödie Francaise, welche mich mit ihrer Güte beehrt, und die ich mit der Hälfte meiner Gewinne belohne. Ah! Ich bin Dichter, ich wende mich an ein literarisches Theater; Du bist Musiker, Du triffst Deine Wahl auf einem Theater des Gesanges und des Tanzes. Gut Glück im Spiel, lieber Freund, alle meine Komplimente an Mademoiselle Arséne. Vergiß die Nummer der Bank nicht, es ist No. 113. Adieu.

— O! murmelte Hoffmann, Du hattest sie mir bereits gesagt, und ich hatte sie nicht vergessen.

Und er ließ seinen Freund Werner sich entfernen, ohne mehr daran zu denken ihn um seine Adresse zu fragen, als er es das erste Mal gethan hatte, wo er ihm begegnet war.

Aber trotz der Entfernung Werners blieb Hoffmann nicht allein. Jedes Wort seines Freundes hatte sich so zu sagen sichtbar und fühlbar gemacht; es war gegenwärtig, vor seinen Augen glänzend, in seine Ohren flüsternd.

In der That, wo konnte Hoffmann Gold schöpfen, wenn es nicht an der Quelle des Goldes war! War das einzig mögliche Gelingen eines unmöglichen Verlangens nicht gefunden? Ei, Mein Gott! Werner hatte es richtig gesagt, war Hoffmann nicht bereits einem Theile seines Schwures untreu? Was lag daher daran, ob er es dem andern auch würde?

Dann, Werner hatte es gesagt, waren es nicht fünfundzwanzig Tausend Livres, fünfzig Tausend Livree, Hundert Tausend Livres, die er gewinnen konnte. Die materiellen Horizonte der Felder, der Wälder, selbst des Meeres, haben eine Grenze, der Horizont des grünen Teppichs hat keine. Der Dämon des Spieles ist wie Satan, er hat die Gewalt, den Spieler auf den höchsten Berg der Erde zu führen, und ihm von da aus alle Reiche der Welt zu zeigen.

Dann, welches Glück, welche Wonne, welchen Stolz, wenn Hoffmann zu Arséne in dieses selbe Boudoir zurückkehrte, aus dem man ihn verjagt hatte! Mit welcher stolzen Geringschätzung würde er diese Frau und ihren schrecklichen Geliebten vernichten, wenn er statt aller Antwort auf die Worte: Was wollen Sie hier? wie ein neuer Jupiter einen goldenen Regen auf die neue Danaë fallen ließe!

Und alles Das war kein Blendwerk seines Geistes, kein Traum seiner Einbildungskraft mehr, alles Das war Wirklichkeit, war möglich. Die Aussichten für den Gewinn wie für den Verlust waren gleich; weit größer für den Gewinn, denn, wie man weiß, war Hoffmann glücklich im Spiele.

O! Diese Numero 113! Diese Numero 113! Mit ihrer glühenden Zahl, wie sie Hoffmann rief, wie sie ihn, ein höllischer Leuchtturm, nach diesem Abgrunde leitete, auf dessen Tirfe der Schwindel heult, indem er sich auf einem Lager von Gold wälzt!

Hoffmann kämpfte länger als eine Stunde gegen die glühendste aller Leidenschaften. Als er hierauf nach Verlauf einer Stunde fühlte, daß es ihm unmöglich wäre länger zu widerstehen, warf er ein Fünfezensstück auf den Tisch, indem er dem Dienstwilligen den Ueberschuß schenkte, eilte im Laufe ohne sich aufzuhalten nach den Blumenkai, ging in sein Zimmer hinauf, nahm die drei Hundert Thaler, welche ihm noch übrig blieben, und ohne sich Zeit zur Ueberlegung zu nehmen, sprang er mit dem Ausrufe in einen Wagen;

— Nach dem Palaste Egalité!

XVIII.

Die No. 113.

Das Palais Royal, das man zu jener Zeit das Palais Egalité nannte, und das man heut zu Tage das Palais National nennt, denn bei uns ist das Erste, was die Revolutionäre thun, die Namen der Straßen und der Plätze zu ändern, um sie ihnen bei dm Restaurationen wieder zu geben, das Palais Royal, sagen wir, weil es uns unter diesem Namen am geläufigsten ist, war zu jener Zeit nicht, was es heut zu Tage ist; aber als pittoresk, selbst als seltsam, verlor es Nichts dabei, besonders des Abends, besonders zu der Stunde, wo Hoffmann dort ankam.

Seine Einrichtung wich wenig von der ab, welche wir jetzt sehen, ausgenommen, daß das, was heut zu Tage die Galerie d'Orleans heißt, von einer doppelten Galerie von Holz eingenommen war, eine Galerie, welche späterhin einem Spazierplatze von sechs Reihen dorischer Säulen Platz machen sollte; daß statt der Linden sich wilde Kastanienbäume in dem Garten befanden, und daß dort, wo das Bassin ist, sich ein Circus befand, ein großes mit Gittern besetztes und mit Steinplatten eingefasstes Gebäude, dessen Dachwerk mit Stauden und mit Blumen besetzt war.

Man glaube nicht, daß der Circus das war, was das Schauspielhaus ist. dem wir diesen Namen gegeben haben. Nein, die Seiltänzer und die Kunststückemacher, welche sich in dem Palais Egalité zeigten, waren von einer andern Art, als jener englische Akrobat, Herr Price, der einige Jahre zuvor Frankreich so sehr in Erstaunen versetzt hatte, und der die Mazuriers und die Auriols hervorgebracht hat.

Der Circus war zu jener Zeit von den *Freunden der Wahrheit* eingenommen, welche darin Vorstellungen gaben, und die man spielen sehen konnte, wenn man auf das Journal **la Bouche de fer** (der Eisenmund) abonniert war. Mit seiner Nummer vom Morgen war man am Abend an diesem Orte der Vergnügungen zugelassen, und man hörte die Reden aller Verbündeten, welche, wie sie sagten, zu den lobenswerthen Zwecken vereinigt wären, die Regierenden und die Regierten zu beschützen, die Gesetze *unpartheiisch zu machen* und in allen Ecken der Welt einen Freund der Wahrheit zu suchen, aus welchem Lande, von welcher Farbe, von welcher Meinung er auch sein mögte; dann, wenn die Wahrheit entdeckt, würde man sie den Menschen lehren.

Wie man sieht, hat es in Frankreich immer Leute gegeben, die überzeugt waren, daß es ihnen zukäme, die Massen aufzuklären, und daß der übrige Theil der Menschheit nur ein abgeschmacktes Volk sei.

Was hat der Wind, der vorübergezogen ist, mit den Namen, den Ideen und den Eitelkeiten dieser Leute gemacht?

Der Circus machte indessen seinen Lärm in dem Palais Egalité in Mitte des allgemeinen Lärmens, und vereinigte sein schreiendes Spiel mit dem großen Concerte, das jeden Abend in diesem Garten erwachte.

Denn, wir müssen es sagen, das Palais Royal war zu jenen Zeiten des Elends, der Verbannung, des Schreckens und der Aechtung der Mittelpunkt geworden, wo das den ganzen Tag über in den Leidenschaften und in den Kämpfen unterdrückte Leben des Nachts hin kam, um den Traum zu

suchen, und sich zu bemühen, diese Wahrheit zu vergessen, mit deren Aufsuchung sich die Mitglieder des *Gesellschaftlichen Kreises* und die Actionäre des Circus beschäftigten. Während alle Quartiere von Paris finster und öde waren, während die Unheil bringenden Runden, die aus Kerkermeistern des Tages und aus Henkern des folgenden Tages zusammengesetzt waren, wie wilde Thiere herumstreiften, die irgend eine Beute suchen, während um den häuslichen, eines gestorbenen oder ausgewanderten Freundes oder Verwandten beraubten Heerd herum die, welche geblieben waren, traurig ihre Befürchtungen oder ihre Schmerzen flüsterten, strahlte das Palais Royal wie der Gott des Bösen, und erleuchtete seine Hundert und achtzig Säulen, legte seine Kleinodien an den Fenstern der Juweliere zur Schau, warf endlich unter die Carmagnolen des Volkes und unter das allgemeine Elend seine öffentlichen Mädchen, von Diamanten rieselnd, mit Weiß und Roth geschminkt, gerade so viel, als es bedurfte, um es zu sein, in Seide oder Sammet gekleidet, welche unter den Bäumen und in den Galerien ihre glänzende Schamlosigkeit zur Schau trugen. Es lag in diesem Luxus der Geschändeten ein letzter Hohn gegen die Vergangenheit, eine letzte der Monarchie zugefügte Beleidigung. Diese Geschöpfe mit ihren königlichen Kostümen zur Schau zu stellen, hieß den Koth, nach dem Blute, diesem reizenden Hofe verschwenderischer Frauen, in das Gesicht werfen, von dem Maria Antoinette die Königin gewesen war, und den der revolutionäre Orkan von Trianon nach dem Platze der Guillotine wie ein trunkener Mann fortgetragen hatte, der das weiße Kleid seiner Verlobten in dem Koth fortschleift.

Der Luxus war den gemeinsten Mädchen überlassen, die Tugend sollte mit Lumpen bedeckt gehen.

Das war eine der von dem *Gesellschaftlichen Kreise* gefundene Wahrheit.

Indessen legte sich dieses Volk, das der Welt einen so gewaltsamen Antrieb gegeben hatte, dieses Pariser Volk, welchem unglücklicher Weise die Ueberlegung erst nach der Begeisterung kömmt, was verursacht, daß es niemals Kaltblütigkeit genug besitzt, als um sich der Albernheiten zu erinnern, die es begangen hat, das arme, entblößte Volk, sagen wir, legte sich keine vollkommene Rechenschaft über die Philosophie dieses Gegensatzes ab, und es begegnete nicht mit Verachtung, sondern mit Begierde diesen Königinnen schändlich er Orte, diesen abscheulichen Majestäten des Lasters. Dann, wenn die Sinne durch das erregt waren, was man sah, wenn das flammende Auge die Hand an diese Körper legen wollte, die Jedermann angehörten, so verlangte man Gold von ihm, und wenn es dasselbe nicht hatte, so wies man es schimpflicher Weise zurück. So stieß sich überall dieses erhabene, von dem Beile proclamirte, mit Blut geschriebene Princip der Gleichheit, auf das diese Freudenmädchen des Palais Royal das Recht hatten, lachend zu speien.

An Tagen wie diese war die moralische Ueberreizung zu einem solchen Grade gelangt, daß die Wirklichkeit jener seltsamen Gegensätze bedurfte.' Man tanzte nicht mehr auf dem Vulkane, sondern man tanzte in dem Vulkane selbst, und die an eine Luft von Schwefel und von Lava gewöhnten Lungen hätten sich nicht mehr mit den lauen Wohlgerüchen von ehedem begnügt.

So schmückte sich das Palais Royal jeden Abend, indem es mit seinem Feuerkranze Alles erleuchtete. Ein Kuppler von Stein, heulte es über die große traurige Stadt.

— Da ist die Nacht, kommt! Ich habe Alles in mir, das Glück und die Liebe, das Spiel und die Frauen!, Ich verkaufe von Allem, selbst den Selbstmord und den Mord. Ihr, die Ihr seit gestern nicht gegessen habt, Ihr, die Ihr leidet, Ihr, die Ihr weint, kommt zu mir; Ihr werdet sehen, wie reich wir sind, Ihr werdet sehen, wie wir lachen. Ihr habt ein Gewissen oder eine Tochter zu

verkaufen! kommt! Ihr werdet Gold erhalten so viel als die Augen sehen, Schlüpfrigkeiten, so viel als die Ohren fassen können; Ihr werdet in dem Laster, in der Verderbniß und in dem Vergessen waden. Kommt heute Abend her, morgen werdet Ihr vielleicht todt sein.

Das war ein gewichtiger Grund. Man mußte leben wie man starb, schnell.

Und man kam.

Unter alle dem war der am meisten besuchte Ort natürlicher Weise der, wo das Spiel stattfand. Dort fand man die Mittel alles Uebrige zu haben.

Unter allen diesen glühenden Höhlen war es daher die No. 113, welche das meiste Licht mit seiner rothen Laterne verbreitete, ein ungeheures Auge dieses trunkenen Cyclophen, den man das Palais Egalité nannte.

Wenn die Hölle eine Nummer hat, so muß es die No. 113 sein.

O! es war für Alles darin gesorgt.

Im Erdgeschosse befand sich ein Restaurant, im ersten Stockwerke befand sich das Spiel; die Brust des Gebäudes enthielt das Herz, das war ganz natürlich; auf dem zweiten Stocke war Gelegenheit vorhanden, die Kraft zu vergeuden, welche der Körper auf dem Erdgeschosse gesammelt, und das Geld, welches die Tasche auf dem ersten Stocke gewonnen hatte.

Es war für Alles gesorgt, wir wiederholen es, damit das Geld das Haus nicht verließ.

Und nach diesem Hause eilte Hoffmann, der poetische Geliebte Antonias.

Die No. 113 war, wo sie heute ist, einige Läden weit von dem Hause Corcèlet.

Kaum war Hoffmann aus seinem Wagen gesprungen, und hatte den Fuß in die Galerie gesetzt, als er, Dank seinem Kostüme als Fremder, das zu jener Zeit wie in unseren Tagen mehr Vertrauen einflößte, als das Nationalkostüm, von den Gottheiten des Ortes angeredet wurde.

Ein Land ist niemals so sehr verachtet, als durch sich selbst.

— Wo ist No. 113? fragte Hoffmann das Mädchen, das seinen Arm genommen hatte.

— Ah! dahin gehst Du, äußerte die Aspasia voll Geringschätzung, nun denn! mein Lieber, dort ist es, wo diese rothe Laterne leuchtet. Aber trachte zwei Louisd'or zu behalten, und erinnere Dich No. 115.

Hoffmann verlor sich in dem angedeuteten Gange, wie Curtius in dem Schlunde, und eine Minute nachher befand er sich in dem Spielsaale.

Es herrschte darin dasselbe Geräusch, wie bei einer öffentlichen Versteigerung.

Wahr ist es, daß man dort gar viele Dinge verkaufte.

Die Säle strahlten von Vergoldungen, von Kronleuchtern, von Blumen und von Frauen, die noch schöner, prachtvoller und entblößter gekleidet waren, als die von unten.

Das Geräusch, welches alle andern übertönte, war das Klingen des Goldes. Dies war das Klopfen jenes unreinen Herzens.

Hoffmann ließ den Saal zur Rechten, in welchem man Trente et Quarante spielte.

Um einen großen grünen Tisch herum saßen die Spieler, Alles für denselben Zweck vereinigte Leute, von denen nicht einer dasselbe Aussehen hatte.

Es befanden sich dort Junge, es befanden sich dort Alte, es befanden sich dort welche, deren Ellbogen auf diesem Tische abgenutzt waren. Unter diesen Leuten gab es welche, die am Tage zuvor, oder am Morgen, oder am selben Abende ihren Vater verloren hatten, und deren ganze Denkkraft auf die sich drehende Kugel gerichtet war. Bei dem Spieler fährt ein einziges Gefühl

fort zu leben, nämlich das Verlangen, und dieses Gefühl ernährt und steigert sich zum Nachtheile aller anderen. Herr von Bassompierre, den man in dem Augenblicke, wo er mit Maria von Medicis zu tanzen begann, zu sagen kam: Eure Mutter ist gestorben, und der antwortete: Meine Mutter wird erst dann gestorben sein, wenn ich getanzt habe, Herr von Bassompierre war ein frommer Sohn zur Seite eines Spielers. Ein im Spiele begriffener Spieler, den man so etwas zu sagen käme, würde nicht einmal den Witz des Marquis antworten; zuvörderst, weil das verlorene Zeit wäre, und dann, weil ein Spieler, wenn er niemals ein Herz hat, eben so wenig jemals Witz hat, wenn er spielt.

Wenn er nicht spielt, so ist es dasselbe, er denkt daran zu spielen.

Der Spieler hat alle Tugenden seines Lasters. Er ist nüchtern, er ist geduldig, er ist unermüdet. Ein Spieler, der mit einem Male zu Gunsten einer rechtschaffenen Leidenschaft, eines erhabenen Gefühles, die unglaubliche Energie sich wenden lassen könnte, die er zu dem Dienste des Spieles stellt, würde auf der Stelle einer der größten Männer der Welt werden. Niemals haben Cäsar, Hannibal oder Napoleon, selbst mitten in der Ausführung ihrer größten Thaten, eine der Kraft des gemeinsten Spielers gleiche Kraft gehabt. Der Ehrgeiz, die Liebe, die Sinne, das Herz, der Verstand, das Gehör, der Geruch, das Gefühl, kurz alle Lebenskräfte des Menschen vereinigen sich in einem einzigen Worte und zu einem einzigen Zwecke: zu spielen. Und man glaube nicht, daß der Spieler spielt, um zu gewinnen. Anfangs fängt er damit an, aber am Ende spielt er, um zu spielen, um Karten zu sehen, um Gold in den Händen zu haben, um jene außerordentlichen Gemüthsbewegungen zu empfinden, welche keinen Vergleich in irgend einer anderen Leidenschaft des Lebens hüben, welche machen, daß vor dem Gewinne oder dem Verluste, diesen beiden Polen, von denen der Spieler mit der Schnelligkeit des Windes von dem einen zu dem andern geht, von denen der eine wie das Feuer brennt, von denen der andere wie das Eis erstarrt, welche machen, sagen wir, daß sein Herz in seiner Brust unter dem Verlangen oder der Wirklichkeit wie ein Pferd unter dem Sporne springt, wie ein Schwamm alle Kräfte der Seele einsaugt, sie unterdrückt, sie zurückhält, und, wenn das Spiel gespielt, sie ungestüm um sich herum zurückwirft, um sie mit mehr Kraft wieder zu ergreifen.

Was die Leidenschaft des Spieles weit stärker als alle anderen macht, ist das, da sie niemals gestillt werden kann, sie niemals ermüdet werden kann. Es ist eine Geliebte, die sich immer verspricht, und die sich niemals hingiebt. Sie tödtet, aber sie ermüdet nicht.

Die Leidenschaft des Spieles ist die Hysterie des Mannes.

Für den Spieler ist Alles todt, Familie, Freunde, Vaterland. Sein Horizont ist die Karte oder die Kugel. Sein Vaterland ist der Stuhl, auf den er sich setzt, ist der grüne Teppich, auf den er sich stützt. Man verdamme ihn zum Roste wie den heiligen Laurentius, und man lasse ihn darauf spielen, so wette ich, daß er das Feuer nicht fühlt, und daß er sich nicht einmal umwendet.

Der Spieler ist schweigsam, die Sprache kann ihm zu Nichts dienen. Er spielt, er gewinnt, er verliert; er ist kein Mensch mehr, er ist eine Maschine. Warum sollte er sprechen?

Das Geräusch, welches in den Sälen stattfand, rührte demnach nicht von den Spielern her, sondern von den Croupiers, welche das Gold zusammenscharren und die mit nieselnder Stimme riefen:

In diesem Augenblicke war Hoffmann kein Beobachter mehr, die Leidenschaft beherrschte ihn zu sehr, sonst hätte er da eine Reihe merkwürdiger Studien zu machen gehabt.

Er schlich sich rasch unter die Spieler und gelangte an den Saum des Teppichs. Er befand sich da zwischen einem stehenden, mit einer Carmagnole bekleideten Manne, und einem Greise,

welcher saß, und Berechnungen mit einem Bleistifte auf Papier machte.

Dieser Greis hatte sein Leben damit zugebracht, eine Martingale zu suchen, wandte seine letzten Tage dazu an sie in Ausübung zu bringen, und seine letzten Goldstücke, um sie scheitern zu sehen. Die Martingale ist unauffindbar, wie die Seele.

Zwischen den Köpfen aller dieser sitzenden und stehenden Männer erschienen Köpfe von Frauen, die sich auf ihre Schultern stützten, die in ihrem Golde wühlten, und die mit einer Geschicklichkeit ohne Gleichen, und indem sie nicht spielten, das Mittel fanden, von dem Gewinne der Einen und dem Verluste des Andern zu gewinnen.

Wenn man diese Schalen voll Gold und diese Pyramiden von Silber sah, so hätte man große Mühe gehabt, zu glauben, daß das allgemeine Elend so groß wäre, und daß das Gold so theuer zu stehen käme.

Der Mann in der Carmagnole warf ein Paquet Papiere auf eine Nummer.

— Fünfzig Livres, sagte, er um sein Spiel zu melden.

— Was ist das? fragte der Croupier, indem er diese Papiere mit seinem Rechen, an sich zog und sie mit den Fingerspitzen ergriff.

— Es sind Assignaten, antwortete der Mann.

— Sie haben kein anderes Geld als dieses da? äußerte der Croupier.

— Nein, Bürger.

— Dann können Sie einem Andern Platz machen.

— Warum?

— Weil wir das da nicht nehmen.

— Es ist das Geld der Regierung.

— Um so besser für die Regierung, wenn sie sich seiner bedient! wir wollen es nicht.

— Ab! schön! sagte der Mann, indem er seine Assignaten zurücknahm, das ist ein närrisches Geld, man kann es nicht einmal verlieren.

Und er entfernte sich, indem er seine Assignaten in seinen Händen zusammenballte.

— **Faites vos jeux!** rief der Croupier.

Wie wir wissen, war Hoffmann Spieler; aber dieses Mal kam er nicht wegen des Spiels, sondern wegen des Geldes.

Das Fieber, welches ihn verzehrte, ließ seine Seele in seinem Körper, wie das Wasser in einer Vase sieden.

— Hundert Thaler auf No. 26, rief er aus.

Der Croupier untersuchte das deutsche Geld, wie er die Assignaten untersucht hatte.

— Gehen Sie, es zu wechseln, sagte er zu Hoffmann, wir nehmen nur französisches Geld.

Hoffmann ging wie ein Wahnsinniger hinab, trat zu einem Wechsler ein, der zufällig ein Deutscher war, und wechselte seine drei Hundert Thaker gegen Gold, das heißt, gegen ohngefähr vierzig Louisd'or.

Das Roulette hatte sich während dieser Zeit drei Male gedreht.

— Fünfzehn Louisd'or auf No. 26! rief er aus, indem er an den Tisch stürzte, und mit jenem unglaublichen Aberglauben der Spieler bei der Nummer stehen blieb, die er anfangs aus Zufall gewählt hatte, und weil es die war, welche der Mann mit den Assignaten hatte spielen wollen.

— **Rien ne va plus!** rief der Croupier aus.

Die Kugel drehte sich.

Der Nachbar Hoffmanns raffte zwei Hände voll Gold auf und warf sie in seinen Hut, den er zwischen seinen Beinen hielt, aber der Croupier zog die fünfzehn Louisd'or Hoffmanns und gar viele andere ein.

Es war No. 16, welche gewonnen hatte.

Hoffmann fühlte einen kalten Schweiß, der ihm wie ein Netz von Stahl die Stirn bedeckte.

— Fünfzehn Louisd'or auf No. 26! wiederholte er. Andere Stimmen sagten andere Nummern, und die Kugel drehte sich nochmals.

Dieses Mal war Alles der Bank. Die Kugel war in die Null gerollt.

— Zehn Louisd'or auf No. 26! murmelte Hoffmann mit erstickter Stimme; indem er sich hierauf eines andern besann, sagte er:

— Nein, nur neun, und er zog ein Goldstück wieder zurück, um sich ein letztes Spiel, eine letzte Hoffnung zu lassen.

Es war No. 30, welche gewann.

Das Gold zog sich von dem Teppiche zurück, wie die Fluth von dem Ufer während der Ebbe.

Hoffmann, dessen Herz stöhnte, und der durch das Klopfen der Pulse seines Gehirnes den spöttischen Kopf Arsénes und das traurige Gesicht Antonias sah, Hoffmann legte mit krampfhafter Hand seinen letzten Louisd'or auf No. 26.

Das Spiel war in einer Minute gemacht.

— **Rien ne va plus!** rief der Croupier aus.

Hoffmann folgte mit glühenden Augen der Kugel, welche sich drehte, wie als ob es sein eigenes Leben gewesen wäre, das sich vor ihm gedreht hätte.

Plötzlich warf er sich zurück, indem er seinen Kopf in seine beiden Hände verbarg.

Er hatte nicht allein verloren, sondern er hatte auch keinen Heller mehr weder bei sich, noch zu Haus.

Eine Frau, welche sich dort befand, und die man eine Minute zuvor für zwanzig Franken hätte haben können, stieß einen Schrei grimmiger Freude aus, und raffte eine Hand voll Gold zusammen, welche sie gewonnen hatte.

Hoffmann hätte zehn Jahre seines Lebens für einen der Louisd'ors dieser Frau hingegeben.

Mit einer weit rascheren Bewegung, als der Gedanke, befühlte und durchsuchte er seine Taschen, wie um keinen Zweifel mehr über die Wirklichkeit zu behalten.

Die Taschen waren leer, aber er fühlte etwas rundes wie einen Thaler auf seiner Brust, und er ergriff es voller Ungestüm.

Es war das Medaillon Antonias, das er vergessen hatte.

— Ich bin gerettet! rief er aus, und er warf das goldene Medaillon als Aussatz auf No. 26.

XIX.

Das Medaillon.

Der Croupier nahm das goldene Medaillon und betrachtete es.

— Mein Herr, sagte er zu Hoffmann, denn in Nr. 113 nannte man sich noch mein Herr; mein Herr, geben Sie das zu verkaufen, wenn Sie wollen, und spielen Sie um Geld; aber ich sage Ihnen noch ein Mal, daß wir nur um gemünztes Gold oder Silber spielen.

Hoffmann ergriff sein Medaillon, und verließ ohne eine Sylbe zu sagen, den Spielsaal.

Während der Zeit, welche er bedurfte, um die Treppe hinabzugehen, summten gar viele Gedanken, gar viele Nachschläge, gar viele Ahnungen um ihn herum; aber er machte sich taub gegen alles dieses ungestüme Getöse und trat ungestüm zu dem Wechsler ein, der ihm einen Augenblick zuvor Gold für seine Thaler gegeben hatte.

Nachlässig auf seinen weiten ledernen Sessel gestützt seine Brille auf die Spitze seiner Nase gesetzt, las der wackere Mann von einer niedrigen Lampe mit trüben Strahlen erleuchtet, mit denen sich der gelbe Schein der Goldstücke vereinigte, welche in ihren kupfernen Becken und von einem feinen Gitter von Eisendraht umgeben, schliefen, das mit kleinen Vorhängen von grüner Seide versehen und mit einer kleinen Thüre auf der Höhe des Tisches geschmückt war, welche Thüre nur die Hand durchließ.

Niemals hatte Hoffmann das Gold so sehr bewundert.

Er machte verwunderte Augen, wie als ob er in einen Sonnenstrahl getreten wäre, und dennoch hatte er bei dem Spiele mehr Gold gesehen, als er hier sah; aber, philosophischer Weise gesprochen, war es nicht dasselbe Gold. Es fand zwischen dem lärmenden, flüchtigen, bewegten Golde von Nr. 113, und dem ruhigen, ernsten, stummen Golde des Wechslers der Unterschied statt, welcher zwischen hohlen und geistlosen Schwätzern und Denkern voll Ueberlegung stattfindet. Man kann nichts Gutes mit dem Golde des Roulets oder der Karten anfangen, es gehört nicht dem, der es besitzt, sondern der, welcher es besitzt, gehört ihm an. Aus einer verderbten Quelle gekommen, muß es zu einem unreinen Ziele gehen. Es hat das Leben in sich, aber das schlechte Leben, und es hat Eile davon zu gehen, wie es gekommen ist. Es rath nur das Laster und thut nur das Gute, wenn es dasselbe thut, wider seinen Willen, es flößt vier Mal, zwanzig Mal größere Wünsche ein, als es werth ist, und ein Mal besessen, scheint es, als ob es an Werth abnähme; kurz das Geld des Spieles hat, je nachdem man es gewinnt, oder sich nach ihm sehnt, je nachdem man es verliert, oder man es zusammenrafft, immer nur einen eingebildeten Werth. Bald stellt eine Hand voll Gold Nichts vor, bald enthält ein einziges Goldstück das Leben eines Menschen; während das Gold des Handels, das Gold des Wechslers, das Gold wie das, welches Hoffmann bei seinem Landsmanne zu suchen kam, wirklich den Preis werth ist, den es auf seiner Aufschrift trägt; es verläßt sein Nest von Kupfer nur gegen einen dem seinigen gleichen und selbst höheren Werth; es entehrt sich nicht, wie eine Buhlerin ohne Scham, ohne Vorzug, ohne Liebe, indem es aus der Hand des Einen in die Hand des Andern übergeht; es hat Achtung seiner selbst; sobald es den Wechsler verlassen hat, kann es sich verunreinigen, kann es in schlechte Gesellschaft gerathen, was es vielleicht that, bevor es dahin gekommen war, aber so

lange als es dort ist, ist es achtbar und muß geachtet werden. Es ist das Bild des Bedürfnisses, und nicht der Laune. Man erwirbt es man gewinnt es nicht; es wird nicht ungestüme Weise wie einfache Zahlpfennige von der Hand des Croupiers hingeworfen, es wird kunstmäßiger Weise Stück vor Stück, langsam von dem Wechsler und mit aller Achtung gezählt, die ihm gebührt. Es ist schweigsam, und das ist seine große Beredtsamkeit; Hoffmann, in dessen Einbildungskraft ein Vergleich dieser Art nur einer Minute bedurfte, begann daher auch zu zittern, daß der Wechsel ihm niemals so wirkliches Gold gegen sein Medaillon geben mögte. Er glaubte sich daher genöthigt, obgleich das ein Zeitverlust war, Einleitungen und Umschreibungen zu machen, um darauf zu kommen, was er wollte, um so mehr, da es kein Geschäft war, das er anzubieten kam, sondern ein Dienst, um den er den Wechsler zu bitten kam.

— Mein Herr, sagte er zu ihm, ich bin es, der so eben gekommen ist, um Thaler gegen Gold auszuwechseln.

— Ja, mein Herr, ich erkenne Sie, äußerte der Wechsler.

— Sie sind ein Deutscher, mein Herr?

— Ich bin von Heidelberg.

— Dort habe ich meine Studien gemacht.

— Welch reizende Stadt!

Während dieser Zeit kochte Hoffmanns Blut. Es schien ihm, als ob jede Minute, welche er diesem abgedroschenen Gespräche widmete, ein Jahr seines Lebens wäre, das er verlöre.

Er begann daher lächelnd wieder:

— Ich habe gedacht, daß Sie als Landsmann wohl so gefällig sein würden, mir einen Dienst zu erzeigen.

— Welchen? fragte der Wechsler, dessen Gesicht sich verfinsterte. Der Wechsler borgt nicht mehr, als die Ameise.

— Nämlich mir drei Louisd'or auf dieses Medaillon zu borgen.

Und zu gleicher Zeit reichte Hoffmann dem Handelsmanne das Medaillon, der, indem er es in eine Waage legte, es wog.

— Würden Sie es nicht lieber verkaufen? fragte der Wechsler.

— O! nein, rief Hoffmann aus, nein, es ist wohl schon genug, es zu verpfänden; ich mögte Sie sogar bitten, mein Herr, wenn Sie mir den Dienst erzeigen, das Medaillon mit der größten Sorgfalt aufheben zu wollen, denn ich halte mehr darauf, als auf mein Leben, und ich werde es morgen früh wieder abzuholen kommen; es bedarf eines Umstandes wie der, in welchem ich mich befinde, daß ich es verpfände.

— Dann will ich Ihnen drei Louisd'or leihen, mein Herr.

Und der Wechsler nahm mit aller Ernste, dem er einer solchen Handlung schuldig zu sein glaubte, drei Louisd'or, und zählte sie vor Hoffmann auf.

— O! ich danke, mein Herr, ich danke Tausend Mal! rief der Dichter aus, und indem er sich der drei Goldstücke bemächtigte, verschwand er.

Der Wechsler nahm schweigend seine Lektüre wieder vor, nachdem er das Medaillon in eine Ecke seiner Schublade gelegt hatte.

Dieser Mann hätte nicht den Einfall gehabt, sein Gold gegen das Gold der Nr. 113 zu wagen.

Der Spieler ist so nahe daran ruchlos zu werden, daß Hoffmann, als er sein erstes Goldstück

auf Nr. 26 warf, denn er wollte sie nur eines nach dem andern wagen, den Namen Antonia aussprach.

So lange als die Kugel sich drehte, hatte Hoffmann keine Gemüthsbewegungen, irgend Etwas sagte ihm, daß er gewinnen würde.

Die Nr. 26 gewann.

Hoffmann zog strahlend sechs und dreißig Louisd'or ein.

Das erste, was er that, war drei davon in seine Uhrtasche zu stecken, um sicher zu sein das Medaillon seiner Braut wieder einzulösen, deren Namen er augenscheinlich diesem ersten Gewinne verdankte. Er ließ drei und dreißig Louisd'or auf derselben Nummer stehen, und dieselbe Nummer gewann wieder. Es waren also sechs und dreißig Mal drei und dreißig Louisd'or, welche er gewann, das heißt eilf Hundert acht und achtzig Louisd'or, das heißt mehr als fünf und zwanzig Tausend Franken.

Nun spielte Hoffmann, indem er mit vollen Händen aus dem gefüllten Pactolus schöpfte, auf den Zufall hin mit einer endlosen Verblendung. Bei jedem Satze, den er spielte, wuchs der Haufen seines Gewinnes gleich einem plötzlich aus dem Wasser hervortretenden Berge.

Er hatte Gold in seinen Taschen, in seinem Rocke, in seiner Weste, in seinem Hute, in seinen Händen, auf dem Tische, kurz überall. Das Gold floß vor ihm aus der Hand des Croupiers, wie das Blut aus einer weiten Wunde. Er war der Jupiter aller Anwesenden Danaës und der Kassirer aller unglücklichen Spieler geworden.

Er verlor auf diese Weise wohl an zwanzig Tausend Franken.

Indem er endlich, als er genug zu haben glaubte, alles Gold zusammenraffte, das er vor sich hatte, entfloh er, alle Anwesenden staunten voll Bewunderung und Neid ihm nach, und eilte in der Richtung von Arséne Hause davon.

Es war ein Uhr Morgens, aber das kümmerte ihn wenig; da er mit einer solchen Summe kam, meinte er, daß er zu jeder Stunde der Nacht kommen könnte, und daß er immer willkommen sein würde.

Er machte sich eine Freude daraus, mit alle diesem Golde den schönen Körper zu bedecken, der sich vor ihm entschleiert hatte, und der, vor seiner Liebe Marmor geblieben, sich wie die Statue des Prometheus vor seinem Reichthume beseelen würde, als er ihre wahre Seele gefunden hatte.

Er wollte zu Arséne eintreten, seine Taschen bis auf sein letztes Goldstück leeren und ihr sagen: Jetzt liebe mich; dann würde er am folgenden Morgen wieder gehen, um, wenn es möglich wäre, dem Andenken dieses fieberhaften und heftigen Traumes zu entrinnen.

Er klopfte an die Thüre Arsénes wie ein Herr, der nach Hause kömmt.

Die Thüre ging auf.

Hoffmann eilte auf die Treppe zu.

— Wer da? rief die Stimme des Pfortners.

Hoffmann antwortete nicht.

— Wo gehen Sie hin, Bürger? wiederholte dieselbe Stimme, und ein Schatten, der gekleidet war, wie es die Schatten des Nachts sind, kam aus der Pfortnerstube und eilte Hoffmann nach.

Zu jener Zeit wußte man gern, wer ausging, und besonders wer eintrat.

— Ich gehe zu Mademoiselle Arséne, antwortete Hoffmann, indem er dem Pfortner drei oder

vier Louisd'or zuwarf, für welche er eine Stunde früher seine Seele hingegeben hätte.

Diese Art sich auszudrücken, gefiel dem *Dienstwilligen*.

— Mademoiselle Arséne ist nicht mehr hier, mein Herr, antwortete er, indem er mit Recht dachte, daß man das Wort Herr an die Stelle des Wortes Bürgers treten lassen müßte, wenn man mit einem Manne zu thun hätte, der eine so freigebige Hand hatte. Ein Mann, welcher verlangt, kann sagen: Bürger, aber Jemand, der empfängt, kann nur sagen: Mein Herr.

— Wie! rief Hoffmann aus, Arséne ist nicht mehr hier?

— Nein, mein Herr.

— Sie wollen sagen, daß sie heute Abend nicht nach Hause gekommen ist.

— Ich will sagen, daß sie nicht mehr nach Hause kommen wird.

— Wo ist sie dann?

— Ich weiß es nicht.

— Mein Gott! mein Gott! äußerte Hoffmann, und er nahm seinen Kopf in seine beiden Hände, wie um seinen Verstand zurückzuhalten, den er im Begriffe stand, zu verlieren. Alles, was ihm seit einiger Zeit begegnete, war!o sonderbar, daß er sich mit jedem Augenblicke sagte: Nun denn, da ist der Moment, wo ich wahnsinnig werden werde!

— Sie wissen also die Neuigkeit nicht? begann der Pförtner wieder.

— Welche Neuigkeit?

— Herr Danton ist verhaftet worden.

— Wann?

— Gestern. Herr Robespierre ist es, der das gethan hat. Was für ein großer Mann der Bürger Robespierre ist!

— Nun denn?

— Nun denn! Mademoiselle Arséne ist gezwungen gewesen zu entfliehen, denn als Maitresse Dantons hätte sie bei dieser ganzen Angelegenheit compromittirt sein können.

— Das ist richtig. Aber, wie ist sie entflohen?

— Wie man flieht, wenn man sich fürchtet den Kopf zu verlieren, ganz gerade aus.

— Ich danke, mein Freund, ich danke, äußerte Hoffmann, und er verschwand, nachdem er noch einige Goldstücke in der Hand des Pförtners zurückgelassen hatte.

Als er auf der Straße war, fragte sich Hoffmann, was aus ihm werden, und wozu ihm jetzt all sein Gold dienen würde; denn, wie man sich wohl denken wird, fiel ihm eben so wenig der Gedanke ein, daß er Arséne wiederfinden könnte, als der nach Haus zurückzukehren und auszuruhen.

Er begann daher gleichfalls gerade aus zu gehen, indem er das Pflaster der traurigen Straßen unter den Absätzen seiner Stiefel erschallen ließ, und ganz wachend in seinem schmerzlichen Traume ging.

Die Nacht war kalt, die Bäume waren entlaubt und zitterten in dem Nachtwinde wie Fieberkranke, die ihr Bett verlassen haben, und deren Fieber die abgemagerten Glieder schüttelt.

Der Rauhref peitschte das Gesicht des nächtlichen Wanderers, und kaum durchbrach von Zeit zu Zeit in den Häusern, welche ihre Masse mit dem dunkeln Himmel vereinigten, ein erleuchtetes Fenster die Finsterniß.

Diese kalte Luft that ihm indessen wohl. Seine Seele beruhigte sich allmählig bei diesem

schnellen Laufe, und wenn man sich so ausdrücken darf, seine moralische Gährung verflüchtigte sich. In einem Zimmer wäre er erstickt, dann würde er dadurch, daß er immer weiter ging, vielleicht Arséne begegnen; wer weiß? als sie entfloh, hatte sie vielleicht bei dem Verlassen ihres Hauses denselben Weg eingeschlagen, als er.

So ging er dem einsamen Boulevard entlang, ging über die Straße Royale, wie als ob in Ermangelung seiner Augen, welche nicht sahen, seine Füße von selbst den Ort erkannt hätten, wo er wäre; er erhob den Kopf und blieb stehen, als er bemerkte, daß er geraden Weges nach dem Revolutionsplatze züginge, nach diesem Platze, nach welchem er geschworen hatte niemals zurückzukehren.

So dunkel der Himmel auch war, so zeigte sich doch ein noch weit dunklerer Schatten auf dem wie Tinte schwarzen Horizonte; das war der Schatten der gräßlichen Maschine, deren von Blut feuchten Rachen der Nachtwind trocknete, und die in Erwartung ihrer täglichen Lieferung schlief.

Hoffmann wollte diesen Platz während des Tages nicht wiedersehen; wegen des Blutes, das auf ihm floß, wollte er sich nicht mehr auf ihm befinden; aber die Nacht, das war nicht mehr dasselbe; es war für den Dichter, bei dem trotz Allem der poetische Instinct ohne Unterlaß wachte, ein Interesse vorhanden, das unheilbringende Gerüst, dessen blutiges Bild sich zu dieser Stunde gar vielen vorstellen mußte, in dem Schweigen der Nacht und in der Dunkelheit zu sehen und mit dem Finger zu berühren.

Welch schöneren Kontrast gab es bei dem Verlassen des lärmenden Spielsaales, als diesen öden Platz, dessen ewiger Gast das Schaffot war! Nach dem Schauspiele des glühenden Lebens, überrascht in Mitte seiner leidenschaftlichsten Regungen und seiner größten Mißbräuche: das Schauspiel des Todes, der Verlassenheit, der Gefühllosigkeit!

Hoffmann ging daher wie von einer magnetischen Kraft angezogen nach der Guillotine.

Plötzlich und fast ohne zu wissen, wie das geschehen war, befand er sich ihr gegenüber.

Der Wind pfiff in den Brettern.

Hoffmann faltete seine Hände auf seiner Brust und betrachtete.

Wie viele Gedanken mußten in dem Geiste dieses Mannes entstehen, der, die Taschen voll Gold und mit der Erwartung einer Nacht der Wollust, diese Nacht einsamer Weise einem Schaffotte gegenüber zubrachte!

Es schien ihm in Mitte seiner Gedanken, als ob eine menschliche Klage sich mit den Klagen des Windes vereinigte.

Er neigte den Kopf vor und horchte.

Die Klage erneuerte sich, indem sie nicht aus der Ferne, sondern von unten herkam.

Hoffmann blickte um sich und sah Niemand.

Indessen gelangte ein drittes Stöhnen bis zu ihm.

— Man sollte glauben, daß es eine Frauenstimme wäre, murmelte er, und man könnte sagen, daß diese Stimme unter dem Schaffotte herkäme.

Indem er sich nun bückte, um besser zu sehen, begann er die Runde um die Guillotine zu machen. Als er vor der schrecklichen Treppe vorbeikam, stieß sein Fuß an irgend Etwas; er streckte die Hände aus und berührte ein Wesen, das, ganz schwarz gekleidet, auf den ersten Stufen dieser Treppe saß.

— Wer sind Sie, fragte Hoffmann, Sie, die Sie des Nachts an einem Schaffotte schlafen?

Und zu gleicher Zeit knieete er nieder, um das Gesicht derer zu sehen, welche er anredete.

Aber sie rührte sich nicht, und die Ellbogen auf ihre Kniee gestützt, ließ sie ihren Kopf in ihren Händen ruhen.

Trotz der Kälte der Nacht, hatte sie fast ganz bloße Schultern, und Hoffmann konnte eine schwarze Linie sehen, welche ihren weißen Hals umgab.

Diese Linie war ein Halsband von Sammet.

— Arséne! rief er aus.

Nun denn! ja, Arséne, murmelte mit seltsamer Stimme die sitzende Frau, indem sie den Kopf erhob und Hoffmann anblickte.

XX.

Ein Hotel der Straße Saint-Honoré.

Hoffmann wich entsetzt zurück; trotz der Stimme, trotz dem Gesicht, zweifelte er noch. Aber indem sie den Kopf wieder erhob, ließ Arséne ihre Hände auf ihre Kniee sinken, und indem sie ihren Hals freimachten, ließen ihre Hände die seltsame Spange von Diamanten sehen, welche die beiden Enden des Halsbandes von Sammet vereinigten, und die in der Nacht funkelte.

— Arséne, Arséne? wiederholte Hoffmann.

Arséne stand auf.

— Was machen Sie hier zu dieser Stunde? fragte der junge Mann. Wie! In dieses graue Kleid gekleidet! Wie! mit bloßen Schultern!

— Er ist gestern verhaftet worden, sagte Arséne, man ist gekommen, um auch mich zu verhaften, ich bin entflohen wie ich war, und als ich heute Nacht um eilf Uhr mein Zimmer zu klein und mein Bett zu kalt fand, habe ich es verlassen und bin hierher gekommen.

Diese Worte waren mit einem seltsamen Ausdrucke, ohne Geberden, ohne Betonung gesagt, sie kamen aus einem bleichen Munde, der sich wie durch eine Feder öffnete und schloß; man hätte glauben können, es sei ein Automat, welcher spräche.

— Aber, rief Hoffmann aus, Sie können hier nicht bleiben?

— Wo sollte ich hingehen? — Ich will dorthin, von wo ich komme, erst so spät als möglich zurückkehren; ich habe zu kalt gehabt.

Dana kommen Sie mit mir, rief Hoffmann aus.

— Mit Ihnen! äußerte Arséne.

Und es schien dem jungen Manne, bei dem Scheine der Sterne als ob aus diesem finsternen Auge ein verächtlicher Blick gleich dem auf ihn fiel, von dem er bereits in dem reizenden Boudoir der Straße Hannover vernichtet worden war.

— Ich bin reich, ich habe Gold, rief Hoffmann aus.

Das Auge der Tänzerin schleuderte einen Blitz.

— Gehen wir, sagte sie, aber wohin?

— *Wohin!*

In der That, *wohin* sollte Hoffmann diese Frau des Luxus und der Sinnlichkeit führen, welche, wenn sie die magischen Palläste und die bezauberten Gärten der Oper verlassen hatte, gewohnt war auf persischen Teppichen zu gehen und sich in indische Cachemirs zu hüllen.

Gewiß konnte er sie nicht in sein kleines Studentenzimmer führen; sie hätte sich dort eben so sehr beengt und eben so kalt gefühlt, als in der unbekanntenen Wohnung, von der sie so eben sprach, und in die zurückzukehren sie so sehr zu fürchten schien.

— Wohin, in der That? fragte Hoffmann, ich kenne Paris nicht.

— Ich will Sie führen, sagte Arséne.

— O! Ja, ja, rief Hoffmann aus.

— Folgen Sie mir, sagte die junge Frau.

Und mit demselben steifen und automatischen Gange, welcher nichts mit jener entzückenden Geschmeidigkeit gemein hatte, die Hoffmann an der Tänzerin bewundert, begann sie ihm vorauszugehen.

Es fiel dem jungen Manne nicht ein, ihr den Arm zu bieten; er folgte ihr.

Arséne schlug die Straße Royal ein, welche man zu jener Zeit die Straße der Revolution nannte, wandte sich zur Rechten in die Straße Saint-Honoré, welche man ganz kurz Straße Honoré nannte, und indem sie vor der Facade eines prachtvollen Hotels stehen blieb, klopfte sie an.

Die Thür ging sogleich auf.

Der Pförtner blickte Arséne voll Erstaunen an.

— Sprechen Sie, sagte sie zu dem jungen Manne, oder sie werden mich nicht eintreten lassen, und ich wäre genöthigt zurückzukehren und mich an den Fuß der Guillotine zu setzen.

— Mein Freund, sagte Hoffmann hastig, indem er zwischen die junge Frau und den Pförtner trat, als ich durch die Champs Elysées ging, habe ich um Hilfe rufen hören; ich bin zu rechter Zeit herbeigeeilt, um zu verhindern, daß Madame ermordet würde, aber zu spät, um zu verhindern, daß sie beraubt würde. Geben Sie mir schnell Ihr bestes Zimmer, lassen Sie darin ein großes Feuer anzünden und ein gutes Abendessen anrichten. Hier ist ein Louisd'or für Sie.

Und er warf einen Louisd'or auf den Tisch, auf welchem die Lampe stand, Von der alle Strahlen sich auf dem funkelnden Gesichte Ludwigs des XV. zusammen zu ziehen schienen.

Ein Louisd'or war eine große Summe zu jener Zeit, er stellte 925 Franken in Assignaten vor.

Der Pförtner nahm seine schmutzige Mütze ab und schellte. Ein Aufwärter eilte bei diesem Schellen des Pförtners herbei.

— Schnell, schnell, ein Zimmer! Das schönste des Hotels für den Herrn und für Madame.

— Für den Herrn und für Madame? erwiderte der Aufwärter erstaunt, indem er abwechselnd seinen Blick auf das mehr als einfache Kostüm Hoffmanns und auf das mehr als leichte Kostüm Arsénes warf.

— Ja, sagte Hoffmann, das beste, das schönste, daß es besonders gut geheizt und erleuchtet ist; hier ist ein Louisd'or für Sie.

Der Aufwärter schien demselben Einflusse als der Pförtner zu unterliegen, bückte sich vor dem Louisd'or und indem er eine große, wegen der späten Stunde der Nacht nur halb erleuchtete Treppe zeigte, auf deren Stufen aber mit einem zu jener Zeit außerordentlichen Luxus ein Teppich ausgebreitet war, sagte er:

— Gehen Sie hinauf, und warten Sie an der Thüre von No 3.

Hierauf verschwand er im Laufe.

Auf der ersten Stufe der Treppe blieb Arséne stehen.

Die leichte Sylphide schien eine unüberwindliche Schwierigkeit zu empfinden den Fuß zu erheben.

Man hätte glauben können, daß ihre leichten Atlasschuhe Sohlen von Blei hätten.

Hoffmann bot ihr den Arm.

Arséne stützte ihre Hand auf den Arm, den ihr der junge Mann bot, und obgleich er den Druck der Hand der Tänzerin nicht fühlte, fühlte er doch die Kälte, welche sich von diesem Körper dem seinigen mittheilte.

Dann stieg Arséne mit einer gewaltsamen Anstrengung die erste Stufe und allmählig die andern hinauf, aber jede Stufe entriß ihr einen Seufzer.

— O! Arme Frau, murmelte Hoffmann, wie Sie müssen gelitten haben!

— Ja, ja, antwortete Arséne, sehr. . . Ich habe sehr gelitten.

Sie gelangten an die Thüre von Nr. 3.

Aber fast zugleich mit ihnen kam der Aufwärter, welcher eine wahre Gluth trug; er schloß die Thüre des Zimmers auf, und in einem Augenblicke entflamte sich das Kamin und die Kerzen zündeten sich an.

— Sie müssen Hunger haben? fragte Hoffmann.

— Ich weiß nicht, antwortete Arséne.

— Das beste Abendessen, das man uns geben kann, Aufwärter, sagte Hoffmann.

— Mein Herr, bemerkte der Aufwärter, man sagt nicht mehr Aufwärter, sondern Dienstwilliger. Uebrigens bezahlt der Herr so gut, daß er sagen kann wie er will.

Hierauf, entzückt über den Spaß, verließ er das Zimmer, indem er sagte:

— In fünf Minuten das Abendessen!

Als die Thür hinter dem Dienstwilligen wieder verschlossen war, warf Hoffmann die Augen begierig auf Arséne.

Sie hatte solche Eile sich dem Feuer zu nähern, daß sie sich nicht die Zeit genommen hatte einen Sessel an das Kamin zu ziehen; sie hatte sich nur an die Ecke des Heerdes in derselben Stellung gekauert, in welcher Hoffmann sie vor der Guillotine gefunden hatte, und dort, ihre Ellbogen auf ihren Knien, schien sie damit beschäftigt, mit ihren beiden Händen ihren Kopf auf ihren Schultern gerade zu erhalten.

— Arséne! Arséne! sagte der junge Mann, ich habe Dir gesagt, daß ich reich wäre, nicht wahr? Sieh, und Du wirst sehen, daß ich Dich nicht belogen habe.

Hoffmann begann damit seinen Hut auf dem Tische umzukehren; der Hut war voll Doppellouisd'or und Louisd'or, und sie rollten aus dem Hute auf den Marmor mit jenem Klange von Gold, der so ausgezeichnet und so leicht von jedem andern Klange zu unterscheiden ist.

Dann leerte er nach dem Hute seine Taschen, und eine nach der andern gaben die unermessliche Beute von sich, die er im Spiele gemacht hatte.

Ein Haufen von beweglichem und glänzendem Golde häufte sich auf dem Tische auf.

Bei diesem Klange schien sich Arséne zu beleben; sie wandte den Kopf um, und das Gesicht schien die von dem Gehöre wieder begonnene Auferstehung zu vollenden.

Sie stand auf, immer noch steif und regungslos, — aber ihre bleiche Lippe lächelte, — aber ihre gläsernen Augen schleuderten, indem sie sich erleuchteten, Strahlen, die sich mit denen des Goldes kreuzten.

— O! sagte sie, — Alles das gehört Dir?

— Nein, nicht mir, sondern Dir, Arséne.

— Mir! äußerte die Tänzerin.

Und sie tauchte ihre bleichen Hände in den Haufen von Metall.

Die Arme des jungen Mädchens verschwanden bis an den Ellbogen.

Nun schien diese Frau, deren Leben das Gold gewesen war, bei der Berührung des Goldes das Leben wieder anzunehmen.

— Mir! sagte sie, mir! und sie sprach diese Worte mit einem bebenden und metallischen Klange aus, der sich auf eine unglaubliche Weise mit dem Klappern der Louisd'ors vereinigte.

Zwei Aufwärter traten ein, die einen ganz gedeckten Tisch trugen, den sie beinahe fallen ließen, als sie diesen Haufen von Reichthümern erblickten, in welchem die krampfhaften Hände des jungen Mädchens wühlten.

— Es ist gut, sagte Hoffmann, Champagner, und lassen Sie uns allein.

Die Aufwärter brachten mehre Flaschen Champagner und zogen sich zurück.

Hinter ihnen verschloß Hoffmann die Thüre, welche er verriegelte.

Hierauf kehrte er mit vor Verlangen glühenden Augen zu Arséne zurück, die er an dem Tische wiederfand, wo sie fortfuhr, nicht aus der Verjüngungsquelle, sondern aus jener Quelle des Pactolus Leben zu schöpfen.

— Nun denn? fragte er sie.

— Das Gold ist etwas Schönes! sagte sie, es war lange her, daß ich keines berührt hatte.

— Nun denn! komm zum Abendessen, äußerte Hoffmann, und nachher, Danaë wirst Du Dich ganz nach Deinem Gefallen in dem Golde baden, wenn Du willst.

Und er zog sie nach dem Tische.

— Mich friert! sagte sie.

Hoffmann blickte um sich; die Fenster und das Bett waren mit rothem Damast behangen; er riß einen Vorhang von dem Fenster ab, und gab ihn Arséne.

Arséne hüllte sich in den Vorhang, der sich von selbst wie die Falten eines alterthümlichen Mantels zu legen schien, und unter dieser rothen Draperie verdoppelte sich der Charakter ihres bleichen Kopfes.

Hoffmann hatte fast Furcht.

Er setzte sich an den Tisch, schenkte sich ein, und trank zwei bis drei Gläser Champagner hintereinander Nun schien es ihm, als ob eine leichte Röthe in Arséne Augen stiege.

Er schenkte ihr gleichfalls ein, und auch sie trank.

Hierauf wollte er sie essen lassen; aber sie schlug es aus, und als Hoffmann in sie drang, sagte sie:

— Ich würde nicht schlucken können.

— Dann laß uns trinken.

Sie reichte ihr Glas hin.

— Ja, trinken wir.

Hoffmann hatte zugleich Hunger und Durst; er aß und trank.

Er trank besonders; er fühlte, daß er Kühnheit nöthig hätte; nicht etwa, daß Arséne, wie in ihrem Hause, geneigt schien, ihm entweder durch die Kraft oder durch die Geringschätzung Widerstand zu leisten, sondern weil irgend etwas Eisiges aus dem Körper der schönen Tischgenossin ausströmte.

In dem Maße, als er trank, belebte sich, zum mindesten in seinen Augen, Arséne; nur, wenn Arséne gleichfalls ihr Glas leerte, so rollten einige rosige Tropfen aus dem unteren Theile des Halsbandes von Sammet auf den Busen der Tänzerin.

Hoffmann sah, ohne zu begreifen, dann, indem er etwas Schreckliches und Geheimnißvolles darunter fühlte, bekämpfte er seinen inneren Schauer, indem er die Toaste vervielfältigte, die er

auf die schönen Augen, auf den schönen Mund, ans die schönen Hände der Tänzerin ausbrachte.

Sie that ihm Bescheid, indem sie eben so viel trank, als er, und sich, nicht durch den Wein, den sie trank, sondern durch den Wein, den Hoffmann trank, zu beleben schien.

Plötzlich rollte ein Feuerbrand aus dem Kamine.

Hoffmann folgte der Richtung des Feuerbrandes mit den Augen, der erst anhielt, als er den nackten Fuß Arsénes begegnete.

Ohne Zweifel um sich zu wärmen, hatte Arséne ihre Schuhe und ihre Strümpfe ausgezogen; ihr kleiner marmorweißer Fuß ruhte auf dem Marmor des Kamins, der gleichfalls weiß wie der Fuß war, und mit ihm nur eines auszumachen schien.

Hoffmann stieß einen Schrei aus.

— Arséne, Arséne! sagte er, nehmen Sie Sich in Acht!

— Wovor? fragte die Tänzerin.

— Dieser Feuerbrand. . . dieser Feuerbrand, der Ihren Fuß berührt. . .

Und er bedeckte in der That den Fuß Arsénes zur Hälfte.

— Nehmen Sie ihn weg, sagte sie ruhig.

Hoffmann bückte sich, nahm den Feuerbrand weg, und bemerkte voller Entsetzen, daß nicht die Kohlen den Fuß des jungen Mädchens verbrannt hätten, — sondern daß der Fuß des jungen Mädchens die Kohlen ausgelöscht hätte.

— Trinken wir! sagte er.

— Trinken wir! sagte Arséne.

Und sie reichte ihr Glas hin.

Die zweite Flasche wurde geleert. Hoffmann fühlte indessen, daß die Trunkenheit des Weines ihm nicht genügte.

Er erblickte ein Piano.

— Gut!. . . rief er aus. Er hatte das Mittel eingesehen, welches ihm die Trunkenheit der Musik böte.

Er stürzte auf das Piano zu.

Nun einstand unter seinen Fingern ganz natürlicher Weise die Melodie, nach welcher Arséne in dem Ballette der Oper *Paris* tanzte, als er sie zum ersten Male gesehen hatte.

Nur schien es Hoffmann, daß die Saiten des Pianos von Stahl wären.

Das Instrument gab für sich allein einen Ton wie den eines ganzen Orchesters von sich.

— Ah! äußerte Hoffmann, das lasse ich mir gefallen!

Er hatte in diesem Geräusche die Trunkenheit gefunden, welche er suchte; Arséne stand gleichfalls bei den ersten Accorden auf.

Diese Accorde schienen ihre ganze Person wie mit einem Feuernetze zu umhüllen.

Sie warf den Vorhang von rothem Damast von sich, und, wie sonderbar, wie eine zaubrische Verwandlung auf der Bühne vor sich geht, ohne daß man weiß durch welches Mittel, so war eine Verwandlung an ihr vorgegangen, und statt ihres grauen Kleides, statt ihrer von Schmuck entblößten Schultern, erschien sie wieder in dem Kostume der Flora, ganz mit Blumen bedeckt, ganz dunstig von Gaze, ganz bebend vor Wollust.

Hoffmann stieß einen Schrei aus, indem er dann die Energie verdoppelte, schien er aus dieser,

ganz unter ihren Stahlfiebern bebenden Brust des Klaviers eine höllische Kraft sprühen zu lassen.

Nun verwirrte dieselbe Luftspiegelung wieder den Geist Hoffmanns.

Diese hüpfende Frau, welche sich stufenweise beseelt hatte, wirkte auf ihn mit einer unwiderstehlichen Anziehungskraft. Sie hatte zum Schauplatze den ganzen Raum genommen, der das Piano von dem Alkoven trennte, und auf dem rothen Grunde des Vorhanges trat sie wie eine Erscheinung der Hölle hervor. Jedes Mal, daß sie aus dem Hintergrunde zu Hoffmann zurückkehrte, erhob sich Hoffmann auf seinem Stuhl; jedes Mal, wenn sie sich nach dem Hintergrunde entfernte, fühlte sich Hoffmann ihr nachgezogen. Endlich, ohne daß Hoffmann begriff, wie sich die Sache zutrage, änderte sich der Tact unter seinen Fingern, er spielte nicht mehr die Melodie, welche er gehört hatte, sondern es war ein Walzer; dieser Walzer war der *Sehnsuchtswalzer* von Beethoven, er hatte sich wie ein Ausdruck seines Gedankens unter seine Finger gelegt. Arséne hatte gleichfalls den Tact gewechselt; sie drehte sich Anfangs um sich selbst; indem sie hierauf allmählig den Kreis erweiterte, den sie beschrieb, näherte sie sich Hoffmann; Hoffmann fühlte sie athemlos kommen, fühlte sie sich nähern; er sah ein, daß sie ihn bei dem letzten Kreise berühren, und daß er dann gezwungen sein würde, gleichfalls aufzustehen und Theil an diesem glühenden Walzer zu nehmen. Es waltete bei ihm zugleich Verlangen und Entsetzen ob. Endlich streckte Arséne im Vorüberkommen die Hand aus und berührte ihn mit den Fingerspitzen. Hoffmann stieß einen Schrei aus, sprang auf, wie als ob ein electriccher Funke ihn berührt hätte, stürzte der Tänzerin nach, holte sie ein, umschlang sie mit seinen Armen, indem er die in der Wirklichkeit unterbrochene Melodie in seinem Geiste fortsetzte, diesen Körper, der seine Elasticität wieder angenommen hatte, an sein Herz drückte, die Blicke ihrer Augen, den Hauch ihres Mundes einsog, wobei er mit seinem Athem diesen Hals, diese Schultern, diese Arme verschlang, sich nicht mehr in einer einzuathmenden Luft, sondern in einer Flammen-Atmosphäre drehte, welche, bis in die Tiefe der Brust der beiden Walzenden dringend, sie am Ende athemlos und in der Ohnmacht der Raserei auf das Bett warf, das sie erwartete.

Als Hoffmann am folgenden Morgen erwachte, war einer jener bleichen Wintertage von Paris angebrochen, und warf sein Licht durch den von dem Fenster abgerissenen Vorhang bis auf das Bett. Er blickte um sich, indem er nicht wußte, wo er wäre, und fühlte, daß eine leblose Masse auf seinem linken Arme lastete. Er neigte sich nach der Seite, wo die Erstarrung sein Herz erreichte, und erkannte neben ihm liegend, nicht mehr die schöne Tänzerin der Oper, sondern das bleiche junge Mädchen des Revolutionsplatzes.

Nun erinnerte er sich an Alles, zog unter diesem steifgewordenen Körper seinen erstarrten Arm hervor, und als er sah, daß dieser Körper regungslos blieb, ergriff er einen Armleuchter, auf welchem noch fünf Kerzen brannten, und bei dem doppelten Scheine des Tageslichts und der Kerzen bemerkte er, daß Arséne ohne Bewegung, bleich und mit geschlossenen Augen dalag.

Sein erster Gedanke war, daß die Ermüdung stärker als die Liebe, als das Verlangen, als der Wille gewesen wäre, und daß das junge Mädchen in Ohnmacht gesunken sei, Er ergriff ihre Hand, ihre Hand war eisig; er suchte das Klopfen ihres Herzens, ihr Herz schlug nicht mehr.

Nun stieg ein gräßlicher Gedanke in seinem Geiste auf; er hing sich an die Schnure einer Schelle, die in seinen Händen riß, indem er hierauf nach der Thüre zueilte, machte er sie auf, und stürzte die Stufen der Treppe mit dem Ausrufe hinab:

— Zu Hilfe! zu Hilfe!

Ein kleiner schwarzer Mann ging gerade in derselben Minute die Treppe hinauf, als Hoffmann hinabging. Er erhob den Kopf, Hoffmann stieß einen Schrei aus, er hatte den Arzt der Oper erkannt.

— Ah! Sie sind es, mein lieber Herr, sagte der Doctor, indem er Hoffmann gleichfalls erkannte, was gibt es denn und warum aller dieser Lärm?!

— O! kommen Sie, kommen Sie, sagte Hoffmann, indem er sich nicht die Mühe nahm, dem Arzte das zu erklären, was er von ihm erwartete, und in der Hoffnung, daß der Anblick der leblosen Arséne mehr Eindruck auf den Doctor machen würde, als alle seine Worte. — Kommen Sie!

Und er zog ihn in das Zimmer.

Indem er ihn hierauf mit der einen Hand nach dem Bette drängte, während er mit der andern den Armleuchter ergriff, den er dem Gesichte Arsénes näherte, sagte er:

— Da, sehen Sie!

Aber weit davon entfernt, daß der Arzt erschreckt schien, sagte er:

— Ab! das ist schön von Ihnen, junger Mann, das ist schön von Ihnen, diese Leiche zurückgekauft zu haben, damit sie nicht in der gemeinsamen Gruft vermoderte. Sehr schön! junger Mann, sehr schön!

— Diese Leiche. . . murmelte Hoffmann, zurückgekauft. . . die gemeinsame Gruft. . . was sagen Sie denn da, mein Gott!

— Ich sage, daß unsere arme Arséne, gestern Morgen um acht Uhr verhaftet, gestern Nachmittag um zwei Uhr verurtheilt, und gestern Abend um vier Uhr hingerichtet worden ist.

Hoffmann glaubte, daß er wahnsinnig werden würde; er packte den Doctor bei der Gurgel.

— Gestern um vier Uhr hingerichtet! rief er aus, indem er selbst erstickte, Arséne hingerichtet!

Und er brach in Gelächter aus, aber in ein so sonderbares, so schneidendes, so außer allen Veränderungen des menschlichen Gelächters liegendes Lachen, daß der Doctor fast erschreckt die Augen auf ihn heftete.

— Zweifeln Sie daran? fragte er.

— Wie! rief Hoffmann aus, ob ich daran zweifle. Ich glaube es wohl. Ich habe heute Nacht mit ihr gegessen, mit ihr gewalzt, bei ihr geschlafen.

— Dann ist es ein sonderbarer Fall, den ich in den Jahrbüchern der Arzneikunde niederlegen werde, sagte der Doctor, und Sie werden dieses Protocoll unterschreiben, nicht wahr?

— Aber ich kann nicht unterschreiben, da ich Ihnen widerspreche, da ich sage, daß das unmöglich ist, da ich sage, daß dem nicht so ist!

— Ah! Sie sagen, daß dem nicht so ist, erwiderte der Doctor, Sie sagen das mir, dem Arzte der Gefängnisse, mir, der ich Alles gethan habe, was ich vermogt, um sie zu retten, und dem es nicht gelungen ist; mir, der ich am Fuße des Karrens von ihr Abschied genommen habe. Sie sagen, daß dem nicht so ist! Warten Sie!

Nun streckte der Arzt den Arm aus, drückte die kleine Feder in Diamanten, welche dem Halsbande von Sammet zur Spange diente, und zog den Sammet an sich.

Hoffmann stieß einen schrecklichen Schrei aus. Indem er aufhörte, durch das einzige Band, das ihn an die Schultern befestigte, fest gehalten zu werden, rollte der Kopf der Hingerichteten von dem Bette auf den Boden, und hörte erst an den Schuhen Hoffmanns auf zu rollen, wie der

Feuerbrand erst an dem Fuße Arsénes angehalten hatte.

Der junge Mann that einen Sprung zurück und stürzte die Treppe hinab, indem er heulte:

— Ich bin wahnsinnig!

XXI.

Ein Hotel der Straße Saint-Honoré (Fortsetzung).

Der Ausruf Hoffmanns hatte nichts Uebertriebenes, die schwache Scheidewand, welche bei dem Dichter, der seine geistigen Kräfte über die Maßen anstrengt, die schwache Scheidewand, sagen wir, welche die Einbildungskraft von dem Wahnsinne trennt und zuweilen bereit scheint zu brechen, krachte in seinem Kopfe mit dem Geräusche einer Mauer, welche springt.

Aber zu jener Zeit lief man nicht lange in den Straßen von Paris, ohne zu sagen warum man liefe; die Pariser waren im Jahre der Gnade 1793 sehr neugierig geworden, und jedes Mal, wo ein Mann im Laufe vorüber kam, hielt man diesen Mann an, um zu wissen, wem er nachliefe, oder wer ihm nachliefe.

Man hielt also Hoffmann der Kirche zur Himmelfahrt gegenüber an, aus der man eine Hauptwache gemacht hatte, und führte ihn vor dem Commandanten des Postens.

Dort begriff Hoffmann die wirkliche Gefahr, welche er liefe; die Einen hielten ihn für einen Aristokraten, der seinen Anlauf nahm, um schneller die Gränze zu erreichen, Andere hielten für einen Agenten von Pitt und Coburg. Einige riefen: An die Laterne! was nicht angenehm war. Andere riefen: Vor das Revolutionstribunal! was noch weniger angenehm war. Man kam zuweilen von der Laterne davon, ein Beweis ist der Abbé Maury; von dem Revolutionstribunale niemals.

Nun versuchte Hoffmann das zu erklären, was ihm seit dem vorigen Abend zugestoßen wäre. Er erzählte das Spiel, den Gewinn. Wie er, seine Taschen voll Gold, nach der Straße Hannover geeilt wäre; wie die Frau, welche er suchte, nicht mehr dort war; wie er unter der Herrschaft der Leidenschaft welche ihn verzehrte, durch die Straßen von Paris gelaufen wäre, wie er, im Vorüberkommen über den Revolutionsplatz, diese Frau an dem Fuße der Guillotine sitzend gefunden hätte; wie er sie in ein Hotel der Straße Saint-Honoré geführt hätte, und wie er dort nach einer Nacht, während welcher sich alle Entzückungen einander gefolgt wären, in seinen Armen ruhend, eine nicht allein todte, sondern auch noch eine enthauptete Frau gefunden hätte.

Alles das war sehr unwahrscheinlich, die Erzählung Hoffmanns erlangte daher auch wenig Glauben; die am meisten für die Wahrheit Fanatischen schriehen Lüge, die am meisten Gemäßigten schriehen Wahnsinn.

Inzwischen eröffnete einer der Anwesenden folgende lichtvolle Meinung:

— Wie Sie sagen, haben Sie die Nacht in einem Hotel der Straße Saint-Honoré zugebracht?

— Ja.

— Sie haben dort Ihre Taschen voll Gold auf einem Tische ausgeleert?

— Ja.

— Sie haben dort mit der Frau geschlafen und zu Nacht gegessen, deren Kopf, indem er zu Ihren Füßen rollte, Ihnen den großen Schrecken verursacht hat, von dem Sie ergriffen waren, als wir Sie verhaftet haben?

— Ja.

— Nun denn! suchen wir das Hotel, man wird vielleicht das Gold nicht mehr finden, aber man

wird die Frau finden.

— Ja, rief Jedermann aus, suchen wir, suchen wir.

Hoffmann hätte gern nicht suchen mögen; aber er war gezwungen, dem ungemessenen Willen zu gehorchen, der sich um ihn herum durch das Wort *suchen wir* ausdrückte.

Er verließ daher die Kirche, und fuhr fort die Straße Saint-Honoré hinabzugehen, indem er suchte.

Die Strecke von der Kirche zur Himmelfahrt bis nach der Straße Royal war nicht lang, und Hoffmann suchte indessen vergebens, anfangs nachlässiger Weise, dann mit mehr Aufmerksamkeit, dann endlich mit dem Willen zu finden, er fand Nichts, Nichts was ihn an das Hotel erinnerte, in welchem er am Abende zuvor eingekehrt war, in welchem er die Nacht zugebracht, und das er soeben verlassen hatte. Wie jene Feenpaläste, welche verschwinden, wenn der Maschinist ihrer nicht mehr bedarf, war das Hotel der Straße Saint-Honoré verschwunden, nachdem der höllische Auftritt, den wir zu schildern versucht haben, gespielt worden war.

Alles das war die Sache der Maulaffen nicht, die Hoffmann begleitet hatten, und die durchaus für ihre Störung irgend eine Auflösung haben wollten, nun aber konnte diese Auflösung nur die Entdeckung der Leiche Arsénes oder die Verhaftung Hoffmanns, als verdächtig, sein.

Da man nun aber die Leiche Arsénes nicht wieder fand, so war stark davon die Rede, Hoffmann zu verhaften, als dieser plötzlich auf der Straße den kleinen schwarzen Mann erblickte und ihn zu Hilfe rief, indem er sein Zeugniß für die Wahrheit der von ihm gemachten Erzählung forderte.

Die Stimme eines Arztes hat immer eine große Gewalt über die Menge. Dieser erklärte seinen Stand, und man ließ ihn sich Hoffmann nähern.

— Ah! armer junger Mann, sagte er, indem er ihn unter dem Vorwande, ihm den Puls zu fühlen, in der Wirklichkeit aber, um ihm durch einen besonderen Druck den Rath zu geben, ihm nicht zu widersprechen, bei der Hand ergriff, armer junger Mann, er ist also entwischt!

— Entwischt, von wo? entwischt, von was? riefen zwanzig Stimmen mit einander aus.

— Ja, entwischt, von wo? fragte Hoffmann, der den Weg der Rettung nicht annehmen wollte, den ihm der Doctor bot, und den er als erniedrigend betrachtete.

— Bei Gott! sagte der Arzt, aus dem Hospitale entwischt.

— Aus dem Hospitale! riefen dieselben Stimmen aus, und aus welchem Hospitale?

— Aus dem Narrenhospitale.

— Ah! Doctor, Doctor, rief Hoffmann aus, keinen Scherz.

— Der arme Teufel! rief der Doctor aus, ohne daß er auf Hoffmann zu hören schien, der arme Teufel wird auf dem Schaffotte irgend eine Frau verloren haben, die er liebte.

— O! ja, ja, sagte Hoffmann, ich liebte sie sehr, aber indessen nicht wie Antonia.

— Armer Mensch, sagten mehrere Frauen, welche sich anwesend befanden und die anfangen, Hoffmann zu bedauern.

— Ja, seit dieser Zeit, fuhr der Doctor fort, ist er von einem schrecklichen Blendwerke befallen; er glaubt zu spielen. . . er glaubt zu gewinnen. . . Wenn er gespielt und wenn er gewonnen hat. so glaubt er, die besitzen zu können, welche er liebt; dann läuft er mit seinem Golde durch die Straßen; dann begegnet er einer Frau an dem Fuße der Guillotine; dann führt er sie in irgend einen prachtvollen Palast, in irgend ein glänzendes Wirthshaus, wo er die Nacht mit

Trinken, mit Singen, mit Musikmachen zubringt, worauf er sie todt findet. Ist es nicht das, was er Ihnen erzählt hat?

— Ja, ja, rief die Menge aus, — Wort für Wort.

— Nun denn! nun denn! sagte Hoffmann mit funkelndem Blicke, werden Sie etwa sagen, daß das nicht wahr ist, Doctor? — Sie, der Sie die Diamantenspange aufgemacht haben, welche das Halsband von Sammet verschloß. O! ich hätte irgend etwas ahnen sollen, als ich den Champagner unter dem Halsbande hervortropfeln, als ich den brennenden Feuerbrand auf ihren nackten Fuß rollen sah, und ihr nackter Fuß, ihr Todtenfuß, statt von dem Feuerbrande verbrannt zu werden, — ihn auslöschte.

— Sie sehen, Sie sehen, sagte der Doctor mit Augen voll Mitleiden und mit klagender Stimme, — da befällt ihn sein Wahnsinn wieder.

— Wie, mein Wahnsinn! rief Hoffmann aus; wie, Sie wagen zu sagen, daß ich nicht die Nacht mit Arséne zugebracht habe, die gestern guillotiniert worden ist! Sie wagen zu sagen, daß ihr Halsband von Sammet nicht das einzige war, was ihren Kopf auf ihren Schultern fest hielt? Sie wagen zu sagen, daß der Kopf nicht auf den Teppich gerollt ist, als Sie die Spange aufgemacht, und das Halsband weggezogen haben? — Gehen Sie doch, Doctor, gehen Sie doch, Sie wissen wohl, daß das wahr ist, was ich sage.

— Meine Freunde, sagte der Doctor, Sie sind jetzt fest überzeugt, nicht wahr?

— Ja, ja, riefen die Hundert Stimmen der Menge aus.

Die der Anwesenden, welche nicht riefen, bewegten schwermüthig den Kopf zum Zeichen der Zustimmung.

— Nun denn! sagte der Doctor, dann lassen Sie einen Fiaker kommen, damit ich ihn zurückführe.

— Wohin das? rief Hoffmann aus, wohin wollen Sie mich zurückführen?

— Wohin? sagte der Doctor, nach dem Narrenhause, aus dem Sie entwischt sind, mein lieber Freund.

Dann fügte er leise hinzu:

— Lassen Sie mich machen, Sapperment! oder ich stehe nicht für Sie. Diese Leute werden glauben, daß Sie Sich über sie lustig gemacht haben, und sie werden Sie in Stücken zerreißen.

Hoffmann stieß einen Seufzer aus und ließ seine Arme herabsinken.

— Da, Sie sehen wohl, sagte der Doctor, jetzt ist er sanft wie ein Lamm. Die Krisis ist vorüber. . . ruhig, mein Freund, ruhig. . .

Und der Doctor schien Hoffmann mit der Hand zu beruhigen, wie man ein scheues Pferd oder einen rasenden Hund beruhigt.

Während dieser Zeit hatte man einen Fiaker angehalten und ihn hergeführt.

— Steigen Sie geschwind ein, sagte der Arzt zu Hoffmann.

Hoffmann gehorchte; alle seine Kräfte waren in diesem Kampfe abgestumpft.

— Nach Bicêtre! sagte der Doctor laut, indem er hinter Hoffmann einstieg.

Dann sagte er leise zu dem jungen Manne:

— Wo wollen Sie, daß man Sie hinführt?

— Nach dem Palais Egalité, äußerte Hoffmann mit Mühe.

— Vorwärts, Kutscher! rief der Doctor.

Dann grüßte er die Menge.

— Es lebe der Doctor! rief die Menge.

Wenn sie unter der Herrschaft einer Leidenschaft ist, so muß die Menge immer es lebe Jemand oder es sterbe Jemand rufen.

An dem Palais Egalité ließ der Doctor den Fiaker halten.

— Leben Sie wohl, junger Mann, sagte der Doctor zu Hoffmann, und wenn Sie mir folgen wollen, so reisen Sie so schnell als möglich nach Deutschland ab; für Leute, die eine Einbildungskraft, wie Sie, haben, ist es nicht gut in Frankreich.

Und er schob Hoffmann aus dem Fiaker, der, noch ganz verblüfft über das, was ihm begegnet, geraden Weges vor einen Karren ging, der von der entgegengesetzten Seite des Fiakers kam, wenn nicht ein junger Mann, der vorüberging, herbeigestürzt wäre und Hoffmann in dem Augenblicke in seinen Armen zurückgehalten hätte, wo der Fuhrmann gleichfalls eine Anstrengung machte, um seine Pferde zurückzuhalten.

Der Fiaker setzte seinen Weg fort.

Die beiden jungen Leute, der, welcher beinahe gefallen wäre, und der, welcher ihn zurückgehalten hatte, stießen mit einander ein und denselben Ausruf aus:

— Hoffmann!

— Werner!

Als er hierauf die Abspannung sah, in welcher sich sein Freund befand, zog ihn Werner in den Garten des Palais Royal.

Nun stieg der Gedanke an alles Das, was sich zugetragen hatte, lebhafter in Hoffmanns Gedächtnisse auf, und er erinnerte sich an das bei dem deutschen Wechsler versetzte Medaillon Antonias.

Sogleich stieß er einen Schrei aus, indem er daran dachte, daß er alle seine Taschen auf dem Marmortische des Hotels geleert hätte. Aber zu gleicher Zeit erinnerte er sich, daß er, um es wieder auszulösen, drei Louisd'or abgedruckt in seine Uhrtasche gesteckt hätte.

Die Uhrtasche hatte getreulich das ihr anvertraute bewahrt; die drei Louisd'or befanden sich noch immer darin, Hoffmann entschlüpfte den Armen Werners, indem er ihm zurief: Erwarte mich! und er eilte in der Richtung von dem Laden des Wechslers davon.

Mit jedem Schritte, den er that, schien es ihm, als ob er aus einem dichten Dunste kommend, durch eine immer Heller werdende Wolke nach einer reinen und glänzenden Atmosphäre zuschritte.

An der Thür des Wechslers blieb er stehen, um Athem zu schöpfen; die alte Erscheinung, die Erscheinung der Nacht war fast verschwunden.

Er schöpfte einen Augenblick lang wieder Athem und trat ein.

Der Wechsler war an seinem Platze, die kupfernen Becken waren an ihrem Platze, die Louisd'or waren an ihrem Platze.

Bei dem Geräusche, welches Hoffmann beim Eintritte machte, erhob der Wechsler den Kopf.

— Ah, ah! sagte er, Sie sind es, mein junger Landsmann; meiner Treue, ich gestehe, daß ich nicht darauf rechnete sie wiederzusehen.

— Ich hoffe, daß Sie mir das nicht sagen, weil Sie über das Medaillon verfügt haben, rief Hoffmann aus.

— Nein, ich hatte Ihnen versprochen, es Ihnen aufzubewahren, und wenn man mir fünfundzwanzig Louisd'or, statt der drei, welche Sie mir schuldig sind, dafür gegeben hätte, so hätte das Medaillon dennoch meinen Laden nicht verlassen.

— Hier sind die drei Louisd'or, sagte Hoffmann schüchterner Weise; aber ich gestehe Ihnen, daß ich Ihnen Nichts für die Zinsen anzubieten habe.

— Für die Zinsen einer Nacht, sagte der Wechsler, gehen Sie doch, Sie wollen scherzen; die Zinsen von drei Louisd'or für eine Nacht, und von einem Landsmanne! Niemals.

Und er gab ihm das Medaillon zurück.

— Ich danke, mein Herr, sagte Hoffmann, und jetzt, fuhr er mit einem Seufzer fort, gehe ich Geld zu suchen, um nach Mannheim zurückzukehren.

— Nach Mannheim, sagte der Wechsler, ei, Sie sind von Mannheim?

— Nein, mein Herr, ich bin nicht von Mannheim, aber ich bewohne Mannheim, meine Braut ist in Mannheim; sie erwartet mich, und ich kehre nach Mannheim zurück, um sie zu heirathen.

— Ah! äußerte der Wechsler.

Dann, als der junge Mann bereits die Hand auf dem Drücker der Thüre hatte, sagte der Wechsler:

— Kennen Sie in Mannheim einen meiner alten Freunde, einen alten Musiker?

— Namens Gottlieb Murr? rief Hoffmann aus.

— Ganz recht, Sie kennen ihn?

— Ob ich ihn kenne! Ich glaube es wohl, da seine Tochter meine Braut ist.

— Antonia! rief nun der Wechsler aus.

— Ja, Antonia, antwortete Hoffmann.

— Wie, junger Mann, um Antonia zu heirathen, kehrten Sie nach Mannheim zurück?

— Ohne Zweifel.

— Dann bleiben Sie in Paris, denn Sie würden eine vergebliche Reise machen.

— Warum das?

— Weil hier ein Brief von ihrem Vater ist, der mir meldet, daß Antonia vor acht Tagen um drei Uhr Nachmittags plötzlich gestorben ist, indem sie die Harfe spielte.

Das war gerade der Tag, an welchem Hoffmann zu Arséne gegangen war, um ihr Portrait zu malen; das war gerade die Stunde, zu welcher er seine Lippen auf ihre entblößten Schultern gedrückt hatte.

Bleich, zitternd, vernichtet, machte Hoffmann das Medaillon auf, um das Bild Antonias an seine Lippen zu drücken, aber das Elfenbein war wieder eben so rein und eben so weiß geworden, als ob der Pinsel des Künstlers es noch nicht berührt gehabt hätte.

Zwei Male seinem Schwure ungetreu, blieb Hoffmann nichts mehr von Antonia, nicht einmal das Bild derjenigen, welcher er ewige Liebe geschworen hatte.

Zwei Stunden nachher stieg Hoffmann von Werner und dem guten Wechsler begleitet in den Wagen nach Mannheim, wo er gerade zu rechter Zeit ankam, um die Leiche Gottlieb Murrs auf den Friedhof zu begleiten, der sterbend anempfohlen hatte, daß man ihn zur Seite seiner theuren Antonia begraben möchte.

Ende des fünften Bandes, und der
ersten Abtheilung der Gespenster.

Fußnoten

- 1 Wir verweilen nicht bei einem solchen Gegenstande, um mit kaltem Blute das Gräßliche zu schildern, aber es scheint uns, daß in dem Augenblicks, wo man sich ernstlich mit Abschaffung der Todesstrafe beschäftigt, eine solche Abhandlung nicht überflüssig sein mögte.
- 2 Der Gebrauch der Hindus, daß sich die Weiber nach dem Tode ihrer Männer verbrennen.
- 3 Wie wir bereits erwähnt, bestehen »*Tausend und ein Gespenst*« aus Erzählungen ohne nothwendigen Zusammenhang, so bildet *das Testament des Herrn von Chauvelin*, wiewohl unter dem gemeinsamen Titel erscheinend, einen unabhängigen Band.
- 4 Francis Wey hat über die letzten Augenblicke Nodiers Notizen voll Interesse herausgegeben, die aber, blos für die Freunde geschrieben, nur zu fünf und zwanzig Exemplaren abgedruckt sind.
- 5 Si der musikalischen Scala der Franzosen. Der Uebers.
- 6 Das dreimal gestrichene C.
- 7 Das große C.
- 8 Der Curiosität wegen lasse ich die fehlerhafte Orthographie des Originals mit abdrucken. d. Uebers.
- 9 Seht Ihr in dem Sumpfe von Skavila, wo das
Blut so vieler Krieger floß, diese Leiche da! Es ist kein
Sohn Illyriens; es ist ein Räuber voller Grimm, der,
indem er diese sanfte Maria betrog, singend und brennend wüthete.

Eine Kugel in dem Herzen des Räubers,
ist wie der Orkan vorübergezogen.
In seiner Gurgel steckt ein türkischer Säbel.
Aber seit drei Tagen, welches Geheimniß,
tränkt unter der dunkeln und einsamen Fichte
sein laues Blut die Erde
und schwärzt den bleichen Ovigan.

Seine blauen Augen haben für immer geleuchtet,
laßt uns Alle fliehen, wehe dem,
der in dem Moraste an ihm vorüberkömmt,
er ist ein Vampyr! Der grimmige Wolf
flieht fern von der unreinen Leiche,
und auf dem Berge mit kahler Stirn entflieht der grausige Geier.